

B O H E M I A

J A H R B U C H
des
C O L L E G I U M C A R O L I N U M

BAND 7

Verlag Robert Lerche München, vormals Calve'sche Universitätsbuchhandlung Prag
München 1966

Die Jahrbücher des Collegium Carolinum / Forschungsstelle für die böhmischen Länder / erscheinen in zwangloser Reihenfolge in Fortsetzung der vom ehemaligen Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebenen Jahrbücher. Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Auslieferung Mai 1967

Satz, Druck und Einband:

Buchdruckerei Michael Laßleben, Kallmünz über Regensburg

INHALT

	Seite
ABHANDLUNGEN	
Schwarz, Ernst: Neue Forschungen zur Person des Ackermannichters . . .	9
Fischer, Karl: Die Uhrmacher in Böhmen und Mähren zur Zeit der Gotik und Renaissance	27
Dorda-Ebert, Maria: Die Herrschaft des Zisterzienserklosters Saar und die Volkszugehörigkeit seiner Untertanen in den Jahren 1407, 1462 und 1483 . .	59
Herrmann, Erwin: Der Humanist Kaspar Bruschi und sein Hodoeporikon Pfreymbdense	110
Sieber, Siegfried: Geistige Beziehungen zwischen Böhmen und Sachsen zur Zeit der Reformation. Teil 2: Pfarrer und Lehrer im 17. Jahrhundert	128
Howell, Roger: Georg Ritschel, Lehrer und Geistlicher. Ein böhmischer Ver- triebener im England Cromwells	199
Hülle, Werner: Mutmaßungen und Gewißheit über einen Kriminalprozeß vor dem Stadtgericht der Kleinseite zu Prag A. D. 1773	211
Raupach, Hans: Bismarck und die Tschechen im Jahre 1866	231
Mather, Otto: Hundert Jahre Mendelsche Gesetze	260
Bachmann, Harald: Joseph Maria Baernreither und die nationale Ausgleichs- politik der österreichischen Regierung in Böhmen (1908—1914)	301
Hoensch, Jörg K.: Die Grundlagen des Programms der Slowakischen Volks- partei vor 1938	320
Kimminich, Otto: Stellungnahmen zum Münchener Abkommen in der deut- schen Presse	357
Toma, Peter A.: The czechoslovak communist coup in the sino-soviet dispute	370
 MISZELLEN	
Zischka, Rudolf: Thaddaeus Haenke als Zoologe	391
Herrmann, Hugo: Eduard Langer	399
 BUCHBESPRECHUNGEN	
Historica IV und V. Les sciences historiques en Tchécoslovaquie (Ferdinand Seibt)	407
Československý Vojenský Atlas (Karl Albert Sedlmeyer)	415
G. Hahn: Die Einheit des Ackermann aus Böhmen (Hugo Kuhn)	416
Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Nürnberg. Bd. 1: Nürnberger Urkundenbuch (Hans Patze)	418
R. Anděl: Husitství v severních Čechách (Ferdinand Seibt)	423
Barock in Böhmen (Michael Renner)	425
O. Mrázek: Vvoj průmyslu v Českých Zemích a na Slovensku od manu- faktury do roku 1918 (Hermann Kellenbenz)	426

H. Rösel: Beiträge zur Geschichte der Slawistik an den Universitäten Halle und Leipzig im 18. und 19. Jahrhundert (Horst Preiß)	429
H. Steiner: Die Arbeiterbewegung Österreichs 1867—1889 (Hans Mommsen)	431
F. Höglinger: Ministerpräsident Heinrich Graf Clam-Martinic (Friedrich Prinz)	434
E. R. Huber: Nationalstaat und Verfassungsstaat (Friedrich Prinz)	437
P. E. Zinner: Communist Strategy and Tactics in Czechoslovakia (Rudolf Hilf)	438
R. Urban: Die sudetendeutschen Gebiete nach 1945 (Rudolf Hilf)	442
B. Černý: Mezi Labem a Rýnem (Jörg K. Hoensch)	445
L. Kather: Die Entmachtung der Vertriebenen. Bd. 1 (Fritz Peter Habel) . . .	448
ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN ENGLISCHER SPRACHE	451
ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN FRANZÖSISCHER SPRACHE	464
PERSONENREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN	478
STICHWORTREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN	503

MITARBEITER DES JAHRBUCHES

- Bachmann, Harald, Dr. phil., Studienprofessor, Fürth.
Dorda-Ebert, Maria, Dr. phil., Grettstadt.
Fischer, Karel, Dr. phil., Prag.
Habel, Fritz Peter, Dipl.-Volksw., Dr. phil., München.
Herrmann, Erwin, Dr. phil., München.
Herrmann, Hugo, Dr. phil., OStR i. R., Forchheim.
Hilf, Rudolf, Dr. phil., München.
Hoensch, Jörg K., Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter d. Instituts f. ost-europäische Geschichte und Landeskunde a. d. Universität Tübingen.
Howell, Roger, D. Phil., Prof. of History, Bowdoin College, Brunswick/Maine.
Hülle, Werner, Dr. jur., Oberlandesgerichtspräsident, Oldenburg.
Kellenbenz, Hermann, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Köln.
Kimminich, Otto, Dr. jur., o. Prof. a. d. Universität Bochum.
Kuhn, Hugo, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität München.
Mather, Otto, Dr. rer. nat., Studienprofessor, Lendersdorf.
Mommson, Hans, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter d. Instituts f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte a. d. Universität Heidelberg.
Patze, Hans, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Gießen.
Preiß, Horst, Dr. phil., Kelkhem/Ts.
Prinz, Friedrich, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Saarbrücken.
Raupach, Hans, Dr. jur., o. Prof. a. d. Universität München.
Renner, Michael, Dr. phil., München.
Schwarz, Ernst, Dr. phil., o. Prof. a. d. Universität Erlangen.
Sedlmeyer, Karl Adalbert, Dr. rer. nat. Prof., Siegertsbrunn bei München.
Seibt, Ferdinand, Dr. phil., Doz. a. d. Universität München.
Sieber, Siegfried, Dr. phil., Studienrat i. R., Aue in Sachsen.
Toma, Peter A., Prof. at College of Liberal Arts, The University of Arizona, Tucson/Arizona.
Zischka, Rudolf, Studienprofessor, Tann/Ndb.

NEUE FORSCHUNGEN ZUR PERSON DES ACKERMANNDICHTERS

Von Ernst Schwarz

Die langjährigen Forschungen zur Person des Ackermannndichters haben durch die Untersuchungen K. Beers¹ darüber Klarheit gebracht, daß *Johannes de Tepla* und *Johannes de Sitbor*, beide zur selben Zeit und in derselben Stellung in Saaz wirkend, ein und dieselbe Person sind: Stadtschreiber, Notar und Schulrektor von Saaz vor und nach 1400. Bald darauf ist durch den glücklichen Fund Heiligs² der Widmungsbrief des eben erschienenen *libellus Ackermann de nouo dictatus* des *Johannes de Tepla* an den Prager Bürger *Petrus Rothers* bekannt geworden. Damit ist, soviel Fragen auch noch offen bleiben, die Person des Ackermannndichters aufgeheilt und es kann daran geschritten werden, den Dichter noch deutlicher in seine Familie und seine Zeit hineinzustellen. Daß dies möglich ist, zeigt K. Doskočil³. Seine bedeutenden Ergebnisse hat W. Krogmann der deutschen Forschung mitgeteilt⁴. Den Aufsatz des inzwischen verstorbenen tschechischen Verfassers hat A. Blaschka besprochen⁵.

Doskočil hat gezeigt, daß in dem Sammelband O.LXX der Metropolitan-Bibliothek zu Prag, der auf 68 Blättern 7 Teile enthält, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben sind, der auf den Blättern 53 a—55 a stehende *Tractatus de crudelitate mortis* in der Hand des Dichters gewesen ist, wie sich aus Randnotizen und Berührungen des Traktates mit dem Ackermannntext ergibt. Auch wenn nicht alle Anklänge gleich beweiskräftig sind, ist es sicher, daß Johann von Tepl durch den Traktat beeinflusst worden ist⁶. Damit wird ein genauerer Blick in die vom Dichter benützten Quellen gewährt, als es bisher möglich gewesen ist. Seine künstlerische Leistung wird dadurch nicht gemindert. Er war ein in der Literatur seiner Zeit ungewöhnlich beleserter Mann, denn noch viele andere Anregungen lassen sich bei ihm

¹ Beer, K.: Neue Forschungen über den Schöpfer des Dialoges: Der Ackermann aus Böhmen. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 3 (1933) 1 ff.

² Heilig, K. J.: Die lateinische Widmung des Ackermanns aus Böhmen. Mitt. d. österr. Inst. f. Geschichtsforschung 47 (1934) 414 ff.

³ Doskočil, Karel: K pramenům „Ackermanna“ [Zu den Quellen des Ackermanns]. Sborník Historický 8 (1961) 67—102, mit kurzer deutscher Zusammenfassung.

⁴ Krogmann, Willy: Neue Funde der Ackermannforschung. Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 37 (1963) 254—263.

⁵ Blaschka, Anton: Zs. f. Slawistik 7 (1963) 125—130.

⁶ So Krogmann, der den *Tractatus* S. 255—258 abdruckt, S. 260.

nachweisen, kannte er doch die Fabeln, die Gesellschaftsdichtung seiner Zeit, die Marienlyrik, die Schriften Johans von Neumarkt. Seine Hauptleistung liegt darin, statt der lateinischen Verse eine künstlerische deutsche Prosa zu bieten und sein Streitgespräch an ein wirkliches oder vorgegebenes Ereignis anzuknüpfen und ihm dadurch Aktualität zu verleihen. Aber von den damit zusammenhängenden Fragen soll hier keine Rede sein.

In drei auf das Notariat des Dichters zurückgehenden Formelbüchern ist ein Brief enthalten, der zuerst von A. Bernt mitgeteilt und von Krogmann in der Einleitung zu seiner Ausgabe wieder abgedruckt worden ist⁷. Ein Vetter des Dichters, *Leonardus*, Erzpriester in St. Marein im Lavanttale in Kärnten, wirft dem Priester *Cubico*, Pfarrer in *Mutyn* (Muttersdorf sw. Hostau, pB. Bischofteinitz) vor, daß er nach dem Tode seines Onkels, des *dominus Henslinus de Sytbor* (Schüttwa südlich Ronsperg im selben Bezirke), dessen zwei Söhne, von denen einer *Johannes notarius ciuitatis Zacensis* genannt wird, um ihr Erbteil zu bringen suche. Damit verbindet Doskočil ein Zeugnis von 1375, aus dem hervorgeht, daß in diesem Jahre der Pfarrer *Henslinus* in *Sidbors* gestorben ist⁸. Damit ist sichergestellt, daß der Vater des Dichters Pfarrer in Schüttwa gewesen ist. Nach diesem Orte nennt sich der Dichter, der auch den Namen seines Vaters manchmal anführt, daneben sich freilich noch *de Tepla* zur Unterscheidung von anderen *Johannes* beilegt. Gerade dieser Umstand, daß die Herkunftsbezeichnung schwankt, hat die Feststellung der Person des Dichters erschwert. Auf die Frage, wie sich die Vaterschaft eines Pfarrers erklärt, ist hier nicht einzugehen. Doskočil erwägt, ob es sich um einen unehelichen Sohn handelt⁹, was damals öfters vorgekommen ist. Viele Pfarrerkinder sind durch Urkunden des Vatikans legalisiert worden. Daneben besteht die Möglichkeit, daß sich *Henslinus* nach dem Tode seiner Frau der geistlichen Laufbahn zugewendet hat, fragt doch auch der Ackermann, Kap. 27, ob er sich nun nach dem Tode seiner Frau *wertlicher oder geistlicher ordenung* zuwenden solle, die ihm beide offen stehen.

Doskočil knüpft daran einige Folgerungen¹⁰. Er hält es für sicher, daß im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts in Schüttwa oder Heiligenkreuz (nw. Hostau) tschechische Edelleute und tschechische Pfarrer sitzen, wie *Kubik* in Muttersdorf. Es sei nicht eine bloße Vermutung, daß sein Ursprung tschechisch sei¹¹. Er möchte ihm zutrauen, daß er deutsch und tschechisch dichten konnte, so wie Zweisprachigkeit damals in England gelegentlich der Fall war. Der Bilinguismus sei kennzeichnend für die Zeit Karls IV. Auf diese

⁷ Bernt, Aloys: Zur Person des Ackermannsichters. Zs. f. deutsche Phil. 56 (1931) 188 ff. — Johannes von Tepl: Der ackermann. Hrsg. von W. Krogmann. 1954, S. 25 f. (Deutsche Klassiker des Mittelalters. NF. Bd. 1.); neuer Abdruck in dem Anm. 4 genannten Aufsatz 261 f.

⁸ LC = Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidieccesim. Hrsg. von F. A. Tingl und J. Emler. Prag 1865—1889, hier Bd. 3, S. 35.

⁹ Doskočil 92.

¹⁰ Ebenda 86 ff.

¹¹ Ebenda 94.

Frage der Doppelsprachigkeit wird noch einzugehen sein. Weil Johannes von Saaz eigentlich als Tscheche zu betrachten sei, sei damit erklärt, weshalb er als Notar in die damals tschechische Prager Neustadt berufen werden konnte. Es dreht sich bei der tschechischen Forschung dabei um die Frage, wer den *Tkadleček* (*Tkadlec*) gedichtet hat. Daß dieses tschechische Prosawerk, das einen ähnlichen Stoff wie der Ackermannsdichter, nur außerordentlich gedehnt gegenüber dem deutschen Streitgespräch, behandelt, von dem Ackermann beeinflusst ist, ist sicher. Als Verfasser nennt sich ein *Ludvík*. Die Handlung ist nach Königgrätz verlegt, das tschechische Streitgespräch ist 1407 oder etwas später entstanden. Während Třeštík es für wahrscheinlich hält, daß der *Tkadleček* in der Umgebung des Johannes von Saaz entstanden sei, am besten aus seiner Schule oder unter ihrem Einfluß¹², möchte Doskočil das tschechische Werk dem Johannes von Saaz zuschreiben, was auch auf tschechischer Seite nicht durchaus Zustimmung finden dürfte.

Die folgenden Bemerkungen werden sich mit den nationalen Verhältnissen des Bezirkes Bischofteinitz, des Klosters und der Stadt Tepl, der Stadt Saaz und der Prager Neustadt beschäftigen, die den Hintergrund zum Werdegang des Saazer Dichters bilden.

Doskočil hält es für sicher, daß der Bezirk Bischofteinitz, zu dem Schüttwa, der Wirkungsort des Vaters des Dichters, gehört, im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts tschechisch gewesen sei und erwähnt nur einmal, daß Deutsche wohl aus dem benachbarten Bayern in dieser Zeit in das an der Grenze gelegene Schüttwa kamen¹³. Er legt unter Berufung auf Profous¹⁴ Wert darauf, daß die Form *Schidwa*, *Schüttwa* erst 1789 und 1839 belegt ist. Es ist ihm nicht klar, daß die deutsche Schreibung des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart auf der deutschen mundartlichen Aussprache *šitwa* beruht, die nach den urkundlichen Schreibungen auf ein *šitwar* zurückgeht. In der Gegend von Ronsperg und Bischofteinitz ist das *r* sogar in haupttoniger Silbe vollständig geschwunden (*ām arm*). Sonst ist auslautendes *r* zu einem gemurmelteten *ə* reduziert¹⁵. 1248 wird der Ort als *Vgezđ* (= *Újezd*) bezeichnet (RB¹⁶ I 566), 1325 wird *Schutbor* (RB III 450), 1352 *Sytborz* (PZ¹⁷ 89), im SaUb¹⁸ wird 1386—1411 *Sitbor* geschrieben. Weitere Schreibungen, auf die

¹² Třeštík, Dušan: K otázce autorství staročeského *Tkadlečka* [Zur Frage der Autorschaft des alttschechischen *Tkadleček*]. *Zápisky katedra českoslovanských dějin a archivního studia* Nr. 2 (1956) 3—10.

¹³ Doskočil 94.

¹⁴ Profous, Antonín: *Místní jména v Čechách* [Ortsnamen in Böhmen]. Bd. 1 (1947, Neudruck 1954), Bd. 2 (1949), Bd. 3 (1951), Bd. 4 (1957) vollendet von J. Svoboda, Bd. 5 (1960) von J. Svoboda, V. Šmilauer u. a. Über *šitboř* IV, 283.

¹⁵ Eichhorn, Otto: Die südegerländische Mundart. Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutscher Mundarten 4 (1928) 79 f. Hrsg. von E. Gierach.

¹⁶ RB = *Regesta diplomatica necnon epistolaria Bohemiae et Moraviae*. Bd. 1. Hrsg. von K. J. Erben, Bd. 2—4 von J. Emler.

¹⁷ PZ = *Registra decimarum papalium*. Hrsg. von W. W. Tomek. *Abh. d. böhm. Ges. d. Wiss.* 4. Folge. Bd. 6. Prag 1873.

¹⁸ *Urkundenbuch der Stadt Saaz bis zum Jahre 1526*. Bearb. von L. Schlesinger. Prag 1892. (Städte- und Urkundenbücher aus Böhmen 2.)

hier nicht mehr einzugehen ist, sind bei Profous angeführt. Zugrunde liegt der Personennamen *Ješutbor*, dafür bereits im Mittelalter *Šutbor*, *Šitbor*. Im Tschechischen lautete der Ortsname *Šutboř*, später *Šitboř*. Die deutsche Schreibung, die auch in Saaz angewendet wird, geht auf eine Zeit zurück, in der im Tschechischen das palatale *ř* noch nicht zu *ř* geworden war, was zwischen 1260—80 eintritt. Hätten die Deutschen *Šutboř* gehört, hätten sie sich den Ortsnamen als *Schutborsch* einverleibt. Die Schreibungen *Schutbor*, *Sitbor* geben also die deutsche Aussprache wieder, die von 1352, *Sytborz*, die tschechische. Es muß betont werden, daß in Saaz von unserem Dichter und seiner Umgebung nur die deutsche Form gebraucht wird, die immer im Deutschen bewahrt worden ist. Natürlich geht aus diesem Umstande nicht hervor, daß der Ort etwa zur Zeit des Dichters und seines Vaters deutsch gewesen ist, denn die Aussprache mit *r* kann von einer deutschen Minderheit gebraucht worden sein. Aber sie muß nach den gegebenen Lautverhältnissen schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mindestens vorhanden gewesen sein. Daraus folgt aber, daß es nicht als selbstverständlich betrachtet werden darf, daß der Pfarrer unbedingt ein Tscheche gewesen ist. *Henslinus* ist im Deutschen damals eine sehr übliche Koseform (*Henslin*) für *Johannes*, worauf mit Recht auch Krogmann aufmerksam macht¹⁹. War das Dorf gemischtsprachig, ob es sich nun um eine deutsche bzw. tschechische Mehrheit oder Minderheit gehandelt hat, so wird von der Kirche Wert darauf gelegt worden sein, daß der Pfarrer in beiden Sprachen predigen, Beichte hören und sich mit der Bevölkerung verständigen konnte. Die kirchlichen Schriften des 14. Jahrhunderts, besonders die LC, LE²⁰ und PZ, bringen bei gemischtsprachigen Orten nicht selten die beim anderen Bevölkerungsteil übliche Ortsnamenform oder beide. Es war für die Kirche wichtig zu wissen, welche Sprachen in dem betreffenden Orte gesprochen wurden²¹. R. Fischer wendet sich mit Recht dagegen, daß dem Umstande, daß die Schreibung *Schüttwa* erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts auftaucht, irgend eine Bedeutung zugemessen wird, weil die deutsche Gestalt bereits auf das 13. Jahrhundert zurückgeht. Er versetzt den Übergang von *ř* zu *ř* schon in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts²², was aus mehreren Gründen m. E. unzulässig ist, denn es treten deutsche *r*-Formen in Gegenden auf, die von den Deutschen erst seit und nach der Mitte des 13. Jahrhunderts betreten worden sind. *Schüttwa* ist schon 1961 in die Zahl der Ortsnamen aufgenommen worden, die mit *r*, also bereits im 13. Jahrhundert, ins Deutsche gelangt sind²³.

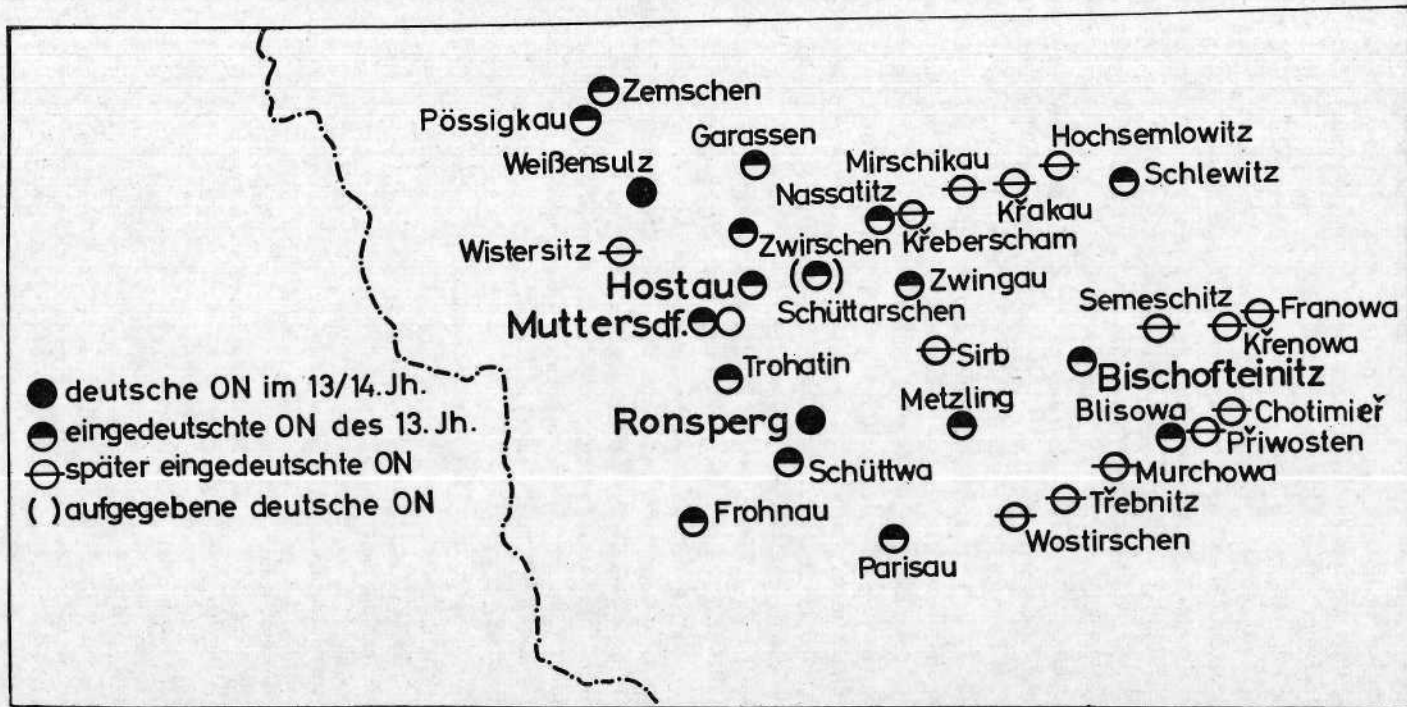
¹⁹ Krogmann 263.

²⁰ LE = Libri erectionum. Bd. 1—5 (1875—1883) hrsg. von Cl. Borový, Bd. 6 (1927) hrsg. von A. Podlaha.

²¹ Beispiele dafür bei Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle². München 1961, S. 204 ff. (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 1.)

²² Fischer, R.: Johannes de Sitbor, ein Böhme. Forschungen und Fortschritte 38 (1964) 372—374.

²³ Schwarz: Ortsnamen 336.



Um in die Volkstumsverhältnisse der Umgebung von Schüttwa Einblick zu bekommen, ist es notwendig, auch andere Ortsnamen des Bezirkes Bischofteinitz zu untersuchen, denn sie sind für die vorhussitische Zeit eine wichtige und oft die einzige Quelle. Als Hilfsmittel stehen neben den Urkunden zur Verfügung die ungedruckte Dissertation von E. Richter: Ortsnamen und Besiedlung des politischen Bezirkes Bischofteinitz (Prag 1936)²⁴, die auch die für die Beurteilung wichtige mundartliche Aussprache der Namen der deutschen Orte bietet, ferner die Angaben bei Profous, der aber die lokalen Quellen nicht aufgenommen hat, die bisweilen für unsere Fragen wichtige Auskünfte liefern. Als deutsche Namenformen sind solche anzusehen, die entweder *r* für tschechisch *ř* bieten, wie es bei dem Verhältnis von Schüttwa: *Šitboř* dargelegt worden ist, oder die *s* für tschechisch *š* aufweisen, denn die sch-ähnliche Aussprache des mhd. *s* verliert sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in Böhmen, oder die die deutsche Verdampfung des *a* zu *o* mitmachen, die in Böhmen in die Zeit um 1320 zu versetzen ist, oder die solche Schreibungen bieten, die deutsche Aussprache voraussetzen und, soweit sie nicht vergangen ist, zur heutigen überleiten²⁵.

Vor der Hussitenzeit, der Zeit unseres Dichters bzw. seines Vaters, sind folgende Ortsnamen des Bezirkes in das Deutsche aufgenommen worden²⁶:

Für Ronsperg (tschechisch *Poběžovice*), den Nachbarort von Schüttwa, erscheint die deutsche Gestalt zuerst 1366, als *Dobrobostus miles de Ramsperk* (PiUb²⁷ I 101) genannt wird. 1376 wird dafür *Ronsperg* geschrieben (LC III 49). Die Familie nannte sich nach der Burg Ramsberg. Weil es damals üblich war, daß auch tschechische Herren ihren Burgen deutsche Namen gaben, ist aus dem Auftreten des deutschen Namens zunächst nicht allzuviel zu folgern. 1424 wird der Ort als Stadt bezeugt (CJM²⁸ IV 1, Nr. 238). 1502 erhält sie ihren deutschen Namen nach dem Wappen der Stadtherren, einem Widder (mhd. *ram*). Die tschechische Gestalt begegnet zuerst 1359 als *Pobiehonicz* (LC I 98), 1379 *Pobiezowicz* (BR 19)²⁹.

Für Metzling 5 km östlich von Ronsperg (tschechisch *Meclov*) erscheinen in Fälschungen des 13. Jahrhunderts die tschechischen Schreibungen

²⁴ Signatur d. Prager Univ.Bibl. D 750; eine Photokopie im Besitz des Collegium Carolinum in München.

²⁵ Genaueres über die Verhältnisse bei Schwarz: Ortsnamen 287 ff.

²⁶ Die folgende Liste ist ausführlicher als in Schwarz: Ortsnamen; auch ders.: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. München 1965, S. 104—106 (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 3.) werden nur Beispiele gebracht. Die Volkstumsgeschichte der Städte und Märkte wird hier 142 f. besprochen.

²⁷ PiUb = *Listař královského města Plzně a druhdy poddaných osad* [Urkundenbuch der königl. Stadt Pilsen und der einst untertänigen Siedlungen]. Hrsg. von J. Strnad. Pilsen 1891, 1905.

²⁸ CJM = *Codex juris municipalis regni Bohemiae*. Teil 1 u. 2 hrsg. von J. Čelakovský. Prag 1886, 1895; Bd. 3 hrsg. von J. Čelakovský und G. Friedrich. Prag 1948; Bd. 4 (in 3 Bänden) hrsg. von A. Haas. Prag 1954, 1960, 1961.

²⁹ BR = Ein Bernarregister des Pilsener Kreises vom Jahre 1379. Hrsg. von J. Em-ler. Prag 1876.

Mecelevo, Mexcleu (CB³⁰ I 395, 399), 1368 begegnet die deutsche Schreibung (aus *-aw* für tschechisch *-ov* zu folgern) *Meczlaw* (LC I¹ 175)³¹. Die deutsche Form auf *-ing* geht auf eine andere Eindeutschungsgestalt auf *-ern* zurück, 1599 zu *Metzlern* (im Taufbuch Metzling). Es ist möglich, daß hier eine neue deutsche Entlehnung vorliegt, d. h. daß der tschechische Ortsname ein zweitesmal ins Deutsche aufgenommen worden ist, was unter Umständen mit einem vorübergehenden Rückgang des Deutschtums im Orte zusammenhängen kann. Dem tschechischen Namen, der mindestens ins 13. Jahrhundert zurückgeht, liegt ein deutscher Personennamen *Mätzel* zugrunde, wie Profous mit Recht bemerkt.

5 km südöstlich von Ronsperg liegen Alt- und Neu-Parisau. 1537 ist vom wüsten Dorf *ves pustou Pařezovo* die Rede (Profous III 322). Die Deutschen haben, wie die Schreibungen von 1789 *Parisau, Porisau* und das mundartliche *in dā poresau* zeigen, den Namen schon lange vor der Verödung kennen gelernt und zwar bereits im 13. Jahrhundert, wie *r* für *ř* verrät (tschechisch *Pařezov*). Die Verdampfung des tschechischen *a* stimmt dazu. Der Name ist den Deutschen bekannt geblieben, auch als der Ort verödete, der erst nach 1700 wieder aufgebaut worden ist³².

1½ Stunden südwestlich von Ronsperg liegt Frohnau, das gegenüber dem tschechischen *Vranov* im Deutschen das *a* der ersten Silbe verdumpft hat. Der älteste Beleg *Wranow* begegnet erst 1430³³. Die deutsche Aussprache *fronāu* führt in eine ältere Zeit zurück. Das ist eine wichtige Beobachtung, da damit der Bestand des Ortes vor dem ersten urkundlichen Auftreten gesichert wird, wogegen keine Beanstandungen bestehen, denn selbstverständlich ist die erste urkundliche Nennung bei alten Orten nur in ganz wenigen Fällen der Gründung gleichzusetzen. Wie die deutsche mundartliche Aussprache bei später Übernahme aussieht, lehrt *Franowa (Vránov)*, 7 km östlich von Bischofteinitz, 1379 *Wranou* (BR 18), dafür in der deutschen Mundart *frānōwa*, wo die Verdampfung des *a* der ersten Silbe unterblieben ist.

Für Trohatin, ¾ Stunden nordwestlich Ronsperg, 1365 *Drabotin* (LE I 50), tschechisch *Drabotín*, wird nach Richter in der deutschen Mundart *trādín*, nach Profous *troaden* gesprochen. Es wäre bei alter Übernahme für tschechisch *a* ein *ou* zu erwarten. Eine gewisse Unsicherheit bleibt zurück. Unter Umständen könnte es sich um eine Übernahmsgestalt des 14. Jahrhunderts handeln.

Der Mittelpunkt des politischen Bezirkes und des gleichnamigen Gerichtsbezirkes ist Bischofteinitz, 1229 *Tyna* (RB I 353), 1312 *in Tyn Horsouensi* (RB III 35). Die Stadt heißt im Tschechischen *Horšovský Týn*, so nach dem nahen Horschau, einem bischöflichen Gut und Mittelpunkt des Archidiakonates, um eine Unterscheidungsmöglichkeit gegenüber anderen *Týn*

³⁰ CB = Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae. Bd. 1 (805—1197), Bd. 2 (1198—1230). Hrsg. von G. Friedrich. Prag 1907, 1912.

³¹ Bei Profous III nicht aufgenommen.

³² Richter 96.

³³ Nach einer Urkunde im Archiv des Ministeriums des Innern (Prag) bei Richter 44.

zu schaffen. Seit dem 16. Jahrhundert, zuerst 1504, begegnet *Teincz* (PiUb II 482)⁸⁴, in der deutschen Mundart *taints*. Der Ort wird 1344 als Städtchen (*oppidum*) bezeichnet⁸⁵. Da im Deutschen das tschechische *y* diphthongiert worden ist, was in Westböhmen bereits in das 13. Jahrhundert zu versetzen ist, wird der Ort den Deutschen schon in dieser Zeit bekannt geworden sein, ohne daß sich sagen läßt, ob sie im 14. Jahrhundert zur Mehrheit gelangt sind. Später sind sie lange eine Minderheit, noch im 16. Jahrhundert, erst nach dem Dreißigjährigen Krieg erlangen sie die Mehrheit. Dadurch erklärt es sich, daß es im Gerichtsbezirke Bischofteinitz nur wenige alte Namen-endeutschungen gibt.

Aber die Vermutung, daß Deutsche schon im 13. Jahrhundert in Bischofteinitz gewilt haben, wird dadurch gestützt, daß der Name des eine Stunde südlich davon gelegenen Dorfes Blisowa, 1324 *Bliziva* (RB III 374), ein *s* für tschechisch *ž* (*Bližeřov*) aufweist. Die deutsche mundartliche Aussprache *lizawa*, zuerst 1626 *Lysoba*⁸⁶, wird auf anlautendes *wl-* zurückgehen, setzt aber eine alte deutsche Überlieferung vom 13. Jahrhundert ab voraus.

1 $\frac{3}{4}$ Stunden nördlich von Bischofteinitz liegt Schlewitz, das dem tschechischen *Slovice* entspricht. Schon der erste Beleg von 1379 *Slewicz* (BR 18) zeigt deutschen Umlaut des *o*, d. h. die deutsche Namengestalt hat schon bestanden (mundartlich *iⁿ dā slēwits*). Der älteste tschechische Beleg rührt von 1381 her mit *Slowicz* (AČ⁸⁷ 31, 169).

Für den Mittelpunkt des Gerichtsbezirkes Hostau wird 1247 *Hostun* (RB I 553) geschrieben, dem tschechischen *Hostouň* entsprechend. Schon 1252 erscheint die deutsche Schreibung *Hostow* (RB I 595), 1333 *Hostau* (RB III 773). Im Deutschen ist die ungewöhnliche Endung *-uň* durch *-ou*, *-au* ersetzt worden. Die egerländische Mundart hat bei alten Entlehnungen des 13. Jahrhunderts das *o* bei Dehnung wie bei deutschen Erbwörtern zu *ūā* diphthongiert, man spricht *būāstau*. Die frühe deutsche Schreibung von 1252 ist wichtig für unsere Darlegungen, sie zeigt, daß wir tatsächlich im Recht sind, mit Anwesenheit von Deutschen bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts zu rechnen. Als Städtchen wird der Ort erst 1552 (LT⁸⁸) bezeichnet, 1537 erfolgt die Erhebung zur Stadt. Tschechische Namensschreibungen begegnen andauernd neben deutschen. Das spricht für Angehörige beider Völker im Orte. Umsomehr fällt das Auftauchen der dt. Schreibung schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts auf.

$\frac{3}{4}$ Stunden östlich von Hostau liegt Schüttarschen, für das 1282 die deutsche Schreibung *Schiltber* (RB II 1188) vorkommt. 1352 wird *Syltarz* geschrieben (PZ 89), so daß man den Eindruck gewinnt, daß die Form *Schiltaere* zunächst wörtlich ins Tschechische übernommen worden ist, wobei das deutsche Suffix *-aere* nach dem Muster von mhd. *krāmaere* zu *kramář*

⁸⁴ Bei Profous IV, 407 nicht aufgenommen.

⁸⁵ Richter 161.

⁸⁶ Ebenda 36.

⁸⁷ AČ = Archiv český 1—37 (1840—1941).

⁸⁸ LT = Landtafel des Königreiches Böhmen.

behandelt worden ist. Erst 1355 erscheint die tschechische Schreibung *Stytar* (LC I¹ 59). Das tschechische *štitář* entspricht als Übersetzung dem deutschen *schiltaere*. 1375 wird im Orte als neuer Pfarrer *Jan de Siltau* präsentiert (LC III 35). Da die Pfarrer oft aus der Nähe kamen und auch aus dem Ort stammen konnten, d. h. in ihre Heimat gestrebt haben werden, ist es wahrscheinlich, daß unser Ort gemeint ist. Emler, der Herausgeber von LC III, hat dazu ein Fragezeichen gesetzt und da die Schreibung von der von 1282, *Schilther*, abweicht, wäre es möglich, daß dafür *Siltar* oder wie 1352 *Schiltarz* zu lesen wäre. Auf jeden Fall ist, wie Richter mit Recht bemerkt³⁹, daraus zu schließen, daß Deutsche schon in der vorhussitischen Zeit im Orte vorhanden waren. Die Namenentwicklung zeigt, daß im 15. und 16. Jahrhundert und vielleicht schon im 14. der tschechische Anteil gestiegen ist, denn die deutsche Form hält sich nicht, die neue Entlehnung (mundartlich *šitářšn*) geht auf die tschechische Grundlage zurück, sie ist in einer Zeit erfolgt, als schon *ř* gehört wurde und das tschechische *a* nicht mehr verdumpft werden konnte.

Zwischen, 1½ km nördlich Hostau, 1233 *Zvirsna* (RB I 384), zeigt gegenüber dem tschechischen *Svržno* Übernahme des anlautenden tschechischen *s-* als *z = ts* ins Deutsche, mundartlich *tswiřšn*. Die im 13. Jahrhundert angewandte Schreibung mit *z-* ist auffällig, weil sonst nicht durchaus die Regel, so daß sie als deutsch angesehen werden könnte. Doch ist hier Zurückhaltung geboten. Der deutsche Lautersatz sichert aber tatsächlich als Entlehnungszeit das 13. Jahrhundert.

Dieselbe Lautsubstitution begegnet in dem 1½ Stunden östlich von Hostau gelegenen Zwingau für tschechisch *Svinná*, 1225 *Swinna* (RB I 410). Eine deutsche Schreibung, *Zwingen*, erscheint 1632 im Taufbuch Metzling⁴⁰, 1532 geht die ebenfalls deutsche Schreibung *Swinau* (LT) voraus.

Eine Stunde nördlich Hostau liegt Garassen, 1379 *Skarziez* (BR 18), womit die tschechische Lautung *Skařez* wiedergegeben wird. Die deutsche Gestalt belegt Profous IV 72 erst 1789 nach Schaller⁴¹, bereits 1607 erscheint *Geresen*⁴². Die deutsche mundartliche Aussprache *garásn* zeigt Übernahme des anlautenden *s-* als *z-*, so daß Zusammenfall mit der Präposition *ze* „zu“ und Ausfall eintreten konnte. Daß die Entlehnung wirklich in das 13. Jahrhundert gehört, verrät *r* für tschechisch *ř*. An dem Fehlen der Verdumpfung des *a*, die zu erwarten ist, darf kein Anstoß genommen werden, denn in der Mundart wird *or* zu *ar*⁴³. Trotz des späten Auftauchens der deutschen Schreibung kann an dem Vorhandensein der deutschen Form bereits im 13. Jahrhundert kein Zweifel bestehen. Die Deutschen werden eine Minderheit gewesen sein, so daß ihre Schreibungen und Aussprachsformen nur gelegentlich

³⁹ Richter 116.

⁴⁰ Ebenda 151.

⁴¹ Schaller, J.: Topographie des Königreiches Böhmen. Prag 1785 ff., hier Bd. 12, S. 115.

⁴² Richter 47.

⁴³ Eichhorn § 52, a 2.

in den Urkunden erscheinen. Dadurch wird die deutsche Schreibung für Hostau im 13. Jahrhundert verständlich. Um und in Hostau hat es demnach schon im 13. Jahrhundert Deutsche gegeben.

Bei Muttersdorf, $\frac{1}{2}$ Stunde südwestlich von Hostau, 1253 *Mutin* (RB II 5), tschechisch *Mutěnín*, liegt ein tschechischer Name vor, der im Deutschen als Mischnamen mit Ersatz des tschechischen Suffixes durch *-dorf* auftritt. Profous III 158 belegt *Muttersdorf* 1651 und betont, daß der deutsche Name aus dem tschechischen erst im 17. Jahrhundert entstanden sei. Aber schon 1333 wird *Muttersdorf* (RB III 773) geschrieben, dem heutigen mundartlichen *mutěštorf* entsprechend, womit wieder ein sicheres Zeugnis für das Vorhandensein deutscher Namensformen im 14. Jahrhundert gefunden ist. 1543 wird vom Städtchen gesprochen (LT). In diesem Dorfe wirkte der tschechische Pfarrer *Cubico* (= *Kubík*), an den das Schreiben des Neffen des *Henslinus de Sitbor* gerichtet ist. In dem in der Mehrheit damals wohl tschechischen Dorfe wirkte bei deutscher Minderheit ein tschechischer Pfarrer.

Das 5 km nordwestlich Hostau gelegene *Weißensulz*, das noch im 17. Jahrhundert ein Dorf ist, wird schon 1121 bei Kosmas III 48 als *villa Bela* (tschechisch *Bělá*) erwähnt. Aus dem Berichte des Kosmas über die Errichtung einer Burg auf einem Fels im Walde, zu der der Weg durch das Dorf führte, die Herzog Wladislaw nach schweren Kämpfen einnehmen konnte, ist zu ersehen, daß schon im frühen 12. Jahrhundert bairische Versuche einsetzten, sich auf der Ostseite des Waldes festzusetzen. Der Wald war noch ein Grenzgürtel und noch keine Grenzlinie. Die Erklärung für diese bairischen Versuche, den Waldgürtel zu durchstoßen, liegt darin, daß der bairische Landesausbau westlich des Böhmerwaldes früher an die höheren und unwirtlichen Lagen gelangt war als der tschechische und eine Fortsetzung auf der nördlichen Seite des Waldes erwogen und versucht wurde, wobei es zum Zusammenstoße mit dem böhmischen Landesherrn kommen mußte, der die Landesgrenze auf die Kämme des Waldgebirges verlegt haben wird. Auch in diesem Orte sitzen früh Deutsche. Profous I 44 belegt zwar die deutsche Form erst 1594 aus einer Urkunde des Archives des Prager Innenministeriums, aber schon 1436 wird für das alte Chodendorf *Weissensulz* geschrieben⁴⁴. Da nicht anzunehmen ist, daß in der unsicheren Hussitenzeit ein weiterer deutscher Landesausbau erfolgt ist, wird das Auftreten von Deutschen im Dorfe vorher, zumindest im 14. Jahrhundert, wenn nicht schon im 13., erfolgt sein.

$\frac{1}{2}$ Stunden nordöstlich Hostau liegt der Hof *Nassatitz*, einst ein Dorf, das um 1500 verödet war. 1379 wird dafür *Nassieticzky* geschrieben (BR 18 = *Našetičky*), 1449 *Naseticz*. Der Meierhof ist gegen Ende des 16. Jahrhunderts erbaut worden. Nach Profous III 179 soll der deutsche Name durch falsche Lesung der alten Schriften entstanden sein. In der deutschen Mundart hat *nosetils* gegolten, das *a* der ersten Silbe war also verdumpft. Da der Name früher im Tschechischen *Našetice* gelautet hat, ist auch das *š* als *s*

⁴⁴ Loserth, J.: Die Choden zu Pfrauenberg. MVGD 20 (1882) 126.

ins Deutsche übernommen worden, d. h. die deutsche Form ist im 13. Jahrhundert gebildet worden und hat sich im Deutschen behauptet. In der Umgebung haben sich also dauernd Deutsche aufgehalten. Das muß deshalb betont werden, weil das nahe Křeberscham, 1379 *Chrzabrzany*, *Chrzebrzani* (BR 18), tschechisch *Chřebřany*, in der deutschen Mundart *kršewašom* lautet und schon gehörtes *ř* voraussetzt. Nassatitz liegt noch nördlich Zwingau, so daß die frühe Entlehnung des Namens dieses Dorfes auch durch die geographische Lage der früh ins Deutsche gelangten Ortsnamen gesichert wird. Bei Nassatitz lag im 13. Jahrhundert ein Endpunkt des deutschen Landesausbaues.

9 km nordwestlich Hostau liegt Zemschen, für das Profous IV 370 den ersten Beleg *z Trēmesněho* erst 1532 bringt. Bereits 1436 wird *Tschemssne*, 1482 *Ctemessne* geschrieben⁴⁵. Wäre der Name bereits vor etwa 1260 mit *r* ins Deutsche aufgenommen worden, würde er hier etwa Tremsen lauten. Die Wiedergabe durch *z* führt in die Zeit etwa zwischen 1270—1300⁴⁶ und die angeführten Schreibungen des 15. Jahrhunderts sind als deutsche zu betrachten. Unter der Voraussetzung, daß das Dorf schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts bestanden hat, ist die deutsche Lautgestalt mit dem *z-* für *tř-* ein Zeugnis für das allmähliche Fortschreiten des deutschen Landesausbaus am Ende des 13. Jahrhunderts. Daß diese Beobachtung richtig ist, kann durch das Zeugnis des Ortsnamens Pössigkau (tschechisch *Bezďekov*) gesichert werden, den Profous I 73 aus der LT zwar erst 1548 als *ves Bezdiekow* belegt, der aber schon 1436 als *Bozukbau* (lies *Bö-*) auftaucht⁴⁷, wo *-au* für *-ov* deutsche Schreibung ist. Die deutsche Form wird auch hier nicht erst in der Hussitenzeit aufgekommen, sondern älter sein.

Zur Ergänzung des Bildes der alten Entlehnungen sollen einige jüngere gegenübergestellt werden. Von Křeberscham ist schon die Rede gewesen. Nordöstlich davon liegen Mirschikau und Křakau, tschechisch *Miřkov* und *Křakov*, 1158—73 *Mircow* (CB I 237), 1379 *Mirzkow* (BR 18) bzw. 1360 *Krzakow* (LC I¹ 120). Hier zeugen die deutschen mundartlichen Formen *mīāškāu* und *šakāu* für späte Entlehnung, da *ř* durch *əš* oder im Anlaut durch *š* ersetzt wird. Diese Namen sind also nicht schon vor etwa 1300 den Deutschen bekannt geworden. Beim benachbarten Hoch-Semlowitz, 1264 *Zemnavitz* (RB II 176), tschechisch *Semněvice*, wird das tschechische anlautende *s* nicht mehr durch *ts-* im Deutschen wiedergegeben, sondern durch *s-*, auch dieser Name gehört also einer späteren Schicht an. Dasselbe gilt für Semeschitz, $\frac{3}{4}$ Stunden nordöstlich von Bischofteinitz, tschechisch *Semošice*, 1287 *Somezich*, 1341 *Semessicz* (RB IV 403). Für Třebnitz (*Třebnice*), 5 km südlich der Stadt, wird 1369 *Trzebnicz* (PZ 89) geschrieben und in der deutschen Mundart *tšemits* gesprochen. Es ist deutlich, daß innerhalb des Bezirkes die alten deutschen Lautersatzerscheinungen des 13. Jahrhunderts von späteren abgelöst werden, die den weiteren deutschen

⁴⁵ Ebenda 126—128.

⁴⁶ Dazu Schwarz: Ortsnamen 345 ff. und Abb. 11 auf S. 345.

⁴⁷ Loserth 126.

Landesausbau des 16. und 17. Jahrhunderts begleiten. Ein Beispiel für das Unterbleiben der Verdampfung des *a* ist das oben dem Frohnau gegenübergestellte Franowa.

Die Abbildung sucht diese Verhältnisse zu veranschaulichen. Die früh ins Deutsche eingedrungenen tschechischen Ortsnamen lassen sich ungefähr zu einem Gebiet zusammenschließen, das sich von der böhmisch-bairischen Grenze ostwärts verdünnt und schließlich aufhört. Es handelt sich also nicht um einzelne Fälle, sondern um ein Vorschieben von bairischen Bauern und Bürgern über die Landesgrenze unter Vermeidung der höheren Teile des Gebirges und ein dadurch verursachtes Zusammenwohnen von Deutschen und Tschechen bereits im 13. und 14. Jahrhundert. Auf die ersten Versuche im 12. Jahrhundert noch unter anderen Vorzeichen konnte aufmerksam gemacht werden. Die Verhältnisse der Namensschreibungen mit der Bevorzugung tschechischer Formen, die tschechischen Pfarrer in einzelnen Dörfern, die später tschechisch geführte Stadtverwaltung lassen den Schluß zu, daß es sich noch nicht (oder nur in seltenen Fällen) um deutsche Mehrheiten gehandelt hat. Einzelne späte Ortsnamenablehnungen innerhalb des Gebietes alter Entlehnungen sprechen dafür, daß es sich nicht um eine vollzogene Eindeutschung der tschechischen Bevölkerung dreht, sondern um den Niederschlag der deutsch-tschechischen Volksbeziehungen im 13. und 14. Jahrhundert. Es kann auf Ortsnamen wie Wistersitz, 5 km westlich von Hostau, hingewiesen werden — das Profous I 260 zwar erst 1591 nach der LT belegt, das aber älter sein wird — oder Sirb, 7 km ost-südöstlich von Hostau, 1311 *Surb* (RB III 35), tschechisch *Bystřice, Srby*. Diese beiden Ortsnamen sind später ins Deutsche aufgenommen worden, weil schon *ř* als *rs* und *s-* als *s-* vertreten wird. Erst in einem langwierigen und jahrhundertelangen Prozeß konnten die Deutschen die Mehrheit erlangen, eine Entwicklung, die hier nicht mehr verfolgt werden kann⁴⁸. Ronsperg amtiert im 16. Jahrhundert tschechisch und Doskočil betont dies⁴⁹. 1600 hatten nach den Personennamen in den Stadtbüchern die Deutschen die Mehrheit⁵⁰. Auch in Bischofteinitz werden die Deutschen erst im 17. Jahrhundert, nach dem Dreißigjährigen Kriege, zur Mehrheit. Es könnte erwogen werden, ob nicht die Entwicklung ähnlich wie in anderen Städten Böhmens gewesen ist, die von tschechischen Dörfern umgeben waren, wo schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts der Rat tschechisiert wird⁵¹. Es lassen sich dafür aber keine Belege anführen. In Bischofteinitz werden 1406 tschechische Flurnamen erwähnt, auch überwiegen die tschechischen Bürgernamen⁵². Es sollte durch diese Bemerkung nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß nicht überall aus den Verhältnissen des 16./17. Jahrhunderts auf die des 13. und 14. geschlossen werden darf.

⁴⁸ Dazu Schwarz: Volkstumsgeschichte I, 142 ff.

⁴⁹ Doskočil 91.

⁵⁰ Richter 163.

⁵¹ Dazu Schwarz, Ernst: Die Volkstumsverhältnisse in den Städten Böhmens und Mährens vor den Hussitenkriegen. *Bohemia-Jahrbuch* 2 (1961) 33 ff.

⁵² Schwarz: Volkstumsgeschichte I, 143.

Für den Wirkungsbereich des Pfarrers *Henslinus*, des Vaters des Dichters, ergibt sich, daß es sich um eine zu seiner Zeit in der Mehrheit tschechische Landschaft handelt, in der es aber eine landeinwärts vorrückende deutsche Minderheit gegeben hat. Die Kirche mußte bestrebt sein, hierher nach Möglichkeit Pfarrer zu schicken, die sich auch mit der deutschen Bevölkerung verständigen konnten. Für *Henslinus* folgt daraus, daß er wahrscheinlich des Tschechischen kundig war. Aus einer Tätigkeit in dieser Gegend darf aber nicht geschlossen werden, daß er etwa ein Tscheche gewesen ist. Man darf annehmen, daß andererseits der Pfarrer *Kubík* in Muttersdorf des Deutschen mächtig gewesen sein wird.

Auch im nördlich anstoßenden Gebiet, im Süden des politischen Bezirkes Tachau, war es ähnlich. Für Pfraumberg (tschechisch *Přimda*), 1126 *Przimda* (FRB⁵³ II 205), erscheint schon 1174 der deutsche Name *Primberg* (FRB II 467). Damit darf die Stelle bei Kosmas II 220 zusammengebracht werden, daß einige Deutsche 1121 im Grenzwalde eine Burg erbaut haben. 1331 wird von *oppidani Pfriembergenses* gesprochen (RB III 699). Dorfnamen der Umgebung werden in deutscher Gestalt gebracht. Hier ist es möglich, daß die Stadtverwaltung im 14. Jahrhundert deutsch geführt worden ist. Im 15. scheinen die Tschechen die Mehrheit erlangt zu haben, im 16. haben sich die Deutschen wieder durchgesetzt. In einem städtischen Urbar von 1596 herrschen die deutschen Namen unbedingt vor. Für Haid nordöstlich Pfraumberg (tschechisch *Bor*) begegnet die deutsche Gestalt, die der tschechischen etwa entspricht, bereits 1263 als *Hayda* (RB II 159), der tschechische Name erst 1369 *Bor sive Merica* (PZ 73), hier kennzeichnenderweise zusammen mit dem deutschen, denn *Merica* wird in diesem Zusammenhang dem *Haida* entsprechen. Es werden Vertreter beider Völker im Ort gewohnt haben, der 1318 als Städtchen bezeichnet wird (*Merica oppidum* FRB IV 246). 1414 wird von *Bor Chodonum* gesprochen (LC VII 26). Über die Sprache der Bevölkerung fehlen Nachrichten, so daß die Namengebung allein zur Beurteilung herangezogen werden kann. Es wird sich um ein Städtchen an der damaligen Sprachgrenze handeln, bei dem eine Zurückdrängung der Deutschen in und nach der Hussitenzeit und ein Wiedererstarken im 16. Jahrhundert möglich ist. Das Vorhandensein von Choden ändert daran nichts, auch neben ihnen konnten Deutsche wohnen. Das wird durch die Verhältnisse in dem östlich Pfraumberg liegenden Markt Neustadt I (tschechisch *Stráž*) gesichert, der 1331 als Städtchen bezeichnet wird, wobei in der Umgebung wohnende *Chodones et Theutunici* genannt werden (CJM IV 1, Nr. 39), was eine Übersetzung von 1568 mit *stadsässen zur Neuenstadt . . . Choden und Teutschen, so umb sie sitzen*⁵⁴ wiedergibt. Die deutsche Bezeichnung für das Städtchen erscheint erst 1429, 1398 gibt es unter den Bürgern eine tschechische Namenmehrheit (2:7:3 LE VI 81). Das sind Verhältnisse, wie sie weniger deutlich südlich in Hostau, Ronsperg, Bischof-

⁵³ FRB = Fontes rerum bohemicarum. Hrsg. von J. Emler. Bd. 1—5. Prag 1873—1893. Die Schreibung mit *rz* stammt aus späterer Zeit.

⁵⁴ Loserth 124.

teinitz und ebenso in manchen Dörfern, gewiß mit verschiedenen Abweichungen, zu vermuten sind⁵⁵.

Ob der Dichter in Schüttwa geboren ist, wie meist wegen des Hinzufügens von *de Sitbor* angenommen wird, ist nicht bezeugt, aber möglich und wahrscheinlich. Sein weiterer Weg wird ihn in die Klosterschule von Tepl geführt haben, denn darnach nennt er sich *de Tepla* neben *de Sitbor*. Im Widmungsbrief an den Prager Bürger *Petrus Rothers* heißt auch dieser *Petrus de Tepla* und sich bezeichnet er als *Johannes de Tepla*. Das spricht dafür, daß die Hinzusetzung *de Tepla* bei beiden nach ihrem Aufenthalte in der Klosterschule vorgenommen ist. Auf die Namen der Äbte des Prämonstratenserstiftes Tepl geht Doskočil⁵⁶ ein. Daraus ist zu entnehmen, daß es hier im 14. Jahrhundert solche mit deutschen und tschechischen Namen gegeben hat, so daß mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Mönche beider Nationalitäten geschlossen werden kann. Daß unser Dichter erst hier Deutsch gelernt hat, ist nicht anzunehmen, dafür kann nichts geltend gemacht werden. Die Ortsnamenaussagen des Bezirkes Tepl spielen für die Frage nach den in der Klosterschule gebrauchten Sprachen keine Rolle und brauchen hier nicht erörtert zu werden. Es hat früh und später ins Deutsche gelangte Ortsnamen gegeben⁵⁷. Auch die Volkstumsverhältnisse in der etwas abseits vom Kloster entstandenen Stadt, von der zuerst 1300 die Rede ist (RB II 797), sind für unsere Frage nur nebenbei erwähnenswert, nur zur Kennzeichnung der sprachlichen Verhältnisse sollen einige Bemerkungen angefügt werden. Schon 1300 wird eine deutsche Familie genannt, der Richter heißt *Puchelberger*. Unter den Zuwanderern in Mies, die sich nach Tepl nennen, wiegen die deutschen Namen vor. Es wird sich, besonders wenn die Verhältnisse des 15. und 16. Jahrhunderts berücksichtigt werden, um eine Sprachgrenzstadt mit gemischter Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts handeln. In den Grenzstreitsurkunden aus der Mitte des 16. Jahrhunderts wiegen die deutschen Namen deutlich vor und 1544 scheint die Stadt eine deutsche Mehrheit gehabt zu haben⁵⁸.

Die wichtigste Wirkungsstätte des Dichters war Saaz, wo er bereits 1378 städtischer Notar war. Hier ist im Jahre 1400 das Streitgespräch geschrieben worden. Die Sprachenverhältnisse in der Stadt werden von Doskočil

⁵⁵ Auf die Verhältnisse in Tachau kann nicht mehr eingegangen werden. Skála, Emil: Schriftsprache und Mundart im „Ackermann aus Böhmen“. Abh. d. Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. 57/2 (1964) 65 bezeichnet Tachau als tschechische Stadt. Sie dürfte eher in und nach der Hussitenzeit deutsch geblieben sein; vgl. dazu Schwarz: Volkstumsgeschichte I, 129. — Die bei Šmilauer, Vl.: Osídlení Čech ve světle místních jmen [Die Besiedlung Böhmens im Lichte der Ortsnamen]. Prag 1960 für die Bischofteinitzer und Pfraumberger Gegend gegebenen Skizzen 27 und 28 (S. 256 f.) sind nur nach den Ortsnamen orientiert und bedürfen in Fragen der Volkstumsgeschichte in einigen Teilen der Berichtigung durch Heranziehung weiterer Quellen.

⁵⁶ Doskočil 94.

⁵⁷ Schwarz: Volkstumsgeschichte I, 99 ff.

⁵⁸ Ebenda 122.

im allgemeinen richtig gekennzeichnet, nur daß er die Bedeutung des tschechischen Bevölkerungsanteils stärker hervorhebt, als es die Quellen zunächst gestatten. Er spricht von einer tschechisch-deutschen Stadt, wirtschaftlich auf die tschechische Umgebung angewiesen, mit tschechischen Vorstädten, wobei die Tschechen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in den Stadtrat eindringen⁵⁹. Das Bild kann etwas genauer gezeichnet werden, wenn die Namen der Stadträte und der Bürgerschaft herangezogen werden. Das Deutschtum hat sich nicht auf die führenden Familien beschränkt, sondern ist auch bei anderen Bürgern, 1359 bei Häuslern aus ihren deutschen Namen zu erschließen, ebenso 1388 aus den Käufern des Angers, dagegen tragen die 1390 in der Vorstadt genannten Leute tschechische Namen. Bei den Herkunftsnamen in Mies und Prag wiegen die deutschen vor. Die Angabe, daß die Tschechen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in den Rat eindringen, beruht auf den Namenverhältnissen des Rates von 1357 (6:3:3), aber 1359 ist kein tschechischer Name, 1376 und 1382 nur ein tschechischer Name im Rat festzustellen, 1387 nur zwei, erst 1407 besteht wirklich eine tschechische Mehrheit⁶⁰. Doch ist nach den damaligen Anschauungen über ratsfähige Bürger zuzugeben, daß der Rat nicht nach den demokratischen Auffassungen der Gegenwart gewählt worden ist, sondern von den steuerkräftigsten und angesehenen Familien gestellt wurde, die mit der Zeit den andringenden Zünften und tschechischen Bürgern Ratssitze gewähren mußten. Doppelsprachigkeit wird verbreitet gewesen sein und die allmählich sichtbaren Veränderungen werden keine besondere Rolle gespielt haben in einer Zeit, die nicht national wie im 19. und 20. Jahrhundert gedacht hat. Der Stadt werden deutsche Urkunden ausgestellt, aber 1386 eine tschechische (SaUb Nr. 155). 1388 werden deutsche und tschechische Flurnamen erwähnt, darunter gibt es eine Übersetzung: *Trawnyk alias Anger vulgo* (Nr. 191), wobei dem deutschen Namen *vulgo* „gewöhnlich, im Deutschen“ hinzugesetzt wird. 1366 wird ein tschechischer, 1386 ein deutscher Prediger genannt. Es ist kein Zweifel, daß das tschechische Volkselement in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Vordringen ist, dadurch veranlaßt, daß die umliegenden Dörfer in der Mehrheit tschechisch waren und aus ihnen starker Zuzug gekommen sein wird. Natürlich ist nicht zu beweisen, daß alle Leute in der Stadt doppelsprachig waren, aber die Kenntnis der zweiten Sprache wird unter diesen Verhältnissen, zumal man mit den Bauern der Umgebung auf dem Markte und sonst tschechisch verhandeln mußte, weit verbreitet gewesen sein. Das Vordringen des tschechischen Elementes macht sich besonders von 1400—1420 geltend. Deutsche und tschechische Mehrheiten wechseln im Rat und führende Familien beginnen für ihre Namen die tschechische Gestalt (Übersetzung) zu bevorzugen. In der Hussitenzeit ist Saaz eine wichtige Vorburg der Hussiten, ohne daß man von einer Vertreibung der Deutschen hört. Manche werden sich neutral gehalten haben, andere werden utraquistisch geworden sein, die Kenntnis der

⁵⁹ Doskočil 95.

⁶⁰ Schwarz: Volkstumsverhältnisse 68 ff. und Abb. 9; Volkstumsgeschichte I, 171 ff. und Abb. 24 auf S. 164.

anderen Sprache und freundschaftliche sowie verwandtschaftliche Beziehungen werden dazu beigetragen haben, daß sich der nationale Umsturz nicht in den krassen Verhältnissen der Gegenwart zugetragen hat. Der Hussitenführer, der sich nach Saaz nennt und der von Bernt eine Zeitlang als der Dichter des Ackermann angesprochen worden ist, heißt *Johannes Teutonicus de Sacz*, wird also deutscher Abstammung gewesen sein, was kein Hindernis war, in einer tschechischen Bewegung eine führende Rolle zu spielen.

In dieser Stadt hat gerade in der kritischen Zeit des Überganges zur tschechischen Stadtregerung unser Dichter in wichtiger öffentlicher Stellung gewirkt. Er kommt auf die sprachlichen Verhältnisse der Stadt nicht zu sprechen. Selbstverständlich mußte er als Stadtschreiber, Notar und Rektor mit tschechischen Bürgern tschechisch verkehren und gerade seine Sprachkenntnisse werden ihn für seine Stellung empfohlen haben. Man kann ihn aber nicht als Tschechen bezeichnen, denn andere Kriterien zeigen, daß er das Deutsche immer bevorzugt hat. So wird, wenn er oder andere *de Sitbor* hinzufügen (um ihn von anderen *Johannes* zu unterscheiden, denn *Johannes* gehört in dieser Zeit zu den häufigsten Rufnamen), die deutsche Gestalt des Namens, niemals *šitboř* (*Sitbors*) gebraucht. Für Saaz (tschechisch *Žatec*) schreibt der Dichter in den von ihm ausgestellten Urkunden niemals *Zatec*, *Satbecz*, *Ziatecz*, sondern nur *Sacz*, d. h. er wendet die im Deutschen übliche Gestalt an. Es ist nur schade, daß immer *Johannes* gebraucht wird, da gelehrte Männer so benannt wurden. Hätte er sich wie sein Vater *Henslin*, *Hensel* oder *Hanns* genannt, könnte das als Zeugnis für deutsche Namensgebung geltend gemacht werden. Aus den Namen seiner Kinder *Cristinella*, *Paulus*, *Jeronimus*, *Georgius* und *Johannes* können keine Schlüsse gezogen werden, es sind Heiligennamen, seine Schwiegersöhne heißen *Petrus Kruspan* und *Petrus*, die Enkelinnen aus der ersten Ehe der Tochter *Afra* und *Bywymia*. Es handelt sich bei allen diesen Namen um Heiligennamen, die nicht national gebunden sind, für die es aber z. T. deutsche Formen gegeben hätte. Aber für seine nicht nur gute, sondern ausgezeichnete Kenntnis der deutschen Sprache zeugt seine Dichtung und die Sprachgewalt, die die Forschung so stark beschäftigt. Die tschechischen Forscher, die tschechische Abkunft für möglich halten und der Meinung sind, wie in England hätte in dieser Zeit ein Mann in zwei Sprachen dichten können, die sich so den Bilinguismus vorstellen, unterschätzen die Sprachgewalt des Dichters des deutschen Werkes, der es gewagt hat, lateinische Reimwerke in das damals modernste Prosadeutsch mit rhythmischen Satzschlüssen zu übertragen (im II. Kapitel sagt der Tod: *Dein klage ist one reime*). Hier kann nur an deutsche Muttersprache gedacht werden, auch wenn der Dichter des Tschechischen gut mächtig gewesen sein wird. Die tschechische Sprache des *Tkadleček* ist weit entfernt von der Sprachhöhe des deutschen Streitgespräches. Gewiß hat es vereinzelt Dichter gegeben, die auch in fremder Sprache dichten konnten. Thomasin von Cirklaere hat nicht nur welsch, sondern auch deutsch gedichtet, aber man merkt an der Wortarmut des Welschen Gastes deutlich, daß es sich um eine wohl bekannte und gut gesprochene, aber doch auffallend wortarme

Sprache handelt, man hört den Nichtdeutschen heraus. England aber war in der führenden Schicht aus anderem Grunde als in Böhmen ein doppelsprachiges Land, die Verhältnisse sind nicht durchaus vergleichbar.

Doskočil führt schließlich seine Berufung als Notar in die Prager Neustadt dafür an, daß er ein Tscheche gewesen sei⁶¹. Es ist richtig, daß die Prager Neustadt schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts meistens (nicht durchaus) im Rate eine tschechische Namenmehrheit aufweist, wodurch sie sich von der Altstadt abhebt⁶². Auch hat es 1411, im Jahre seiner Berufung nach Prag, schon nationale Gegensätze in den Prager Städten gegeben. Aber man darf sich kaum vorstellen, daß in dieser Zeit die nationalitische Haltung schon so ausgeprägt war, daß man einen beider Sprachen kundigen Notar darnach beurteilt hätte. Persönliche Beziehungen zu Prager Bürgern, auch Einflüsse der Altstadt auf die Neustadt können maßgebend gewesen sein und auch andere Gründe lassen sich denken. Nationale Gefühle waren gewiß in den Prager Städten ausgeprägter als anderswo, sie sind ja auch ein Mittelpunkt des religiösen Utraquismus geworden, die Magister der Universität haben bereits starkes tschechisch nationales Empfinden besessen, aber das muß nicht bei der Berufung eines angesehenen Notars eine Rolle gespielt haben. Es wird auch in der Neustadt viele Bürgerfamilien gegeben haben, die ebenso wie der Dichter doppelsprachig waren und bei denen die moderne Frage, ob sie sich als Deutsche oder Tschechen bekannten, nicht am Platze gewesen sein wird.

Es wird auf tschechischer Seite⁶³ jetzt gern vom Bilinguismus, der Zweisprachigkeit Böhmens zur Zeit Karls IV. und später, gesprochen, auch vom Trilinguismus⁶⁴. Dieser letztere Ausdruck sollte besser nicht gebraucht werden, denn er betrifft nur eine dünne Schicht von Gebildeten, meist Geistlichen und anderen, die nicht lateinisch gesprochen, aber geschrieben haben, wenn es notwendig wurde. Daß Zweisprachigkeit weit verbreitet war, ist richtig, aber man sollte sich klar darüber sein, daß das keineswegs im ganzen Lande der Fall war. Es wird so gewesen sein wie in der Gegenwart. Man sprach die zweite Sprache mehr oder weniger gut, wenn man sie in der Jugend eine Zeitlang gelernt hatte oder durch das Zusammenleben dazu genötigt war, also an der Sprachgrenze, in den gemischtsprachigen Städten oder in bestimmten Berufen (Notar, Stadtschreiber, Richter, Geistliche u. a.). Das war nicht im ganzen Lande so, denn an den Rändern des Landes hatte sich ein fast rein deutsches Gebiet gebildet, das in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits gut ausgeprägt war. Hier war die Kenntnis der zweiten Sprache auf relativ wenige Personen beschränkt. Aber in den Städten des Innern mit tschechischer Umgebung, in denen die deutsche Ratsmehrheit

⁶¹ Doskočil 96.

⁶² Schwarz: Volkstumsverhältnisse 37 und Abb. 1 auf S. 34; Volkstumsgeschichte I, 39 und Abb. 3 auf S. 37.

⁶³ So Doskočil 94. — Skála 64. — Trost, P.: Deutsch-tschechische Zweisprachigkeit. (ebenda) S. 23.

⁶⁴ Skála 72.

schon bedroht oder aufgegeben war, wird gewiß Zweisprachigkeit häufiger gewesen sein und insofern stärker verbreitet als in der Gegenwart, in der die vielen deutschen Stadtinseln im Innern des Landes gefehlt haben. Trotzdem sollte nicht vergessen werden, daß es Unterschiede im Lande gegeben hat und von allgemein verbreiteter Zweisprachigkeit keine Rede sein kann. Die Notwendigkeit wird deutlich, zu klaren Anschauungen zu kommen, wie es in vorhussitischer Zeit mit den Sprachgrenzen, den Sprachgrenzonen, den Sprachinseln beschaffen war. Dem sucht die Volkstumsgeschichte der Sudetenländer des Verfassers abzuhelfen. Es ist durchaus zu begrüßen, daß auch auf tschechischer Seite den Problemen des Zusammenlebens der beiden Völker ein stärkeres Augenmerk zugewandt wird. Im 16. Jahrhundert, als tschechische Amtssprache dekretiert wurde, gibt es genügend Beispiele dafür, daß man sich in deutschen Städten für den Briefwechsel mit den tschechischen Behörden in Prag eigene, des Tschechischen kundige Schreiber halten mußte, so daß das Tschechische in den deutschen von deutschen Dörfern umgebenen Städten nicht besonders verbreitet war.

DIE UHRMACHER IN BÖHMEN UND MÄHREN ZUR ZEIT DER GOTIK UND RENAISSANCE

Von Karl Fischer

Die vorliegende Arbeit ist ein erster Versuch, ein möglichst vollständiges Bild über die Entwicklung des böhmischen und mährischen Uhrmacherwesens vom 14. bis zum 16. Jahrhundert zu vermitteln. Sie wurde im Rahmen der Historischen Sektion der Tschechoslowakischen Astronomischen Gesellschaft als Bestandteil einer Bio-Bibliographie der böhmischen Astronomie geplant.

Da es noch keine umfassende Darstellung über dieses Thema gab und sich zudem in der verstreuten Literatur über Teilbereiche zahlreiche Widersprüche finden, wurde es nicht nur notwendig, die benützte Literatur an Hand der erreichbaren Archivalquellen zu überprüfen, sondern darüber hinaus umfangreiche Archivalienstudien in verschiedenen Archiven Böhmens und Mährens zu betreiben, die mehrere Jahre in Anspruch nahmen. Trotz meines Bemühens, alle verfügbaren Quellen heranzuziehen, kann ich nicht behaupten, daß diese Arbeit als vollständig zu betrachten ist.

Zu dem in der vorliegenden Untersuchung deutlich werdenden engen Zusammenhang zwischen Uhrmacherkunst und Astronomie erscheinen noch einige erläuternde Worte nötig. Die Herstellung von Uhren war in der Zeit der Gotik und Renaissance noch eine Äußerung praktischer astronomischer Kenntnisse. Da es zu jener Zeit weder Rundfunksignale noch präzise gehende Regulatoren-Pendeluhr gab, mußte jeder Hersteller von Uhren die astronomische Zeitbestimmung beherrschen. Bis in das beginnende 17. Jahrhundert waren darüber hinaus Astronomie und Astrologie eng miteinander verquickt. Und gerade die Astrologie erforderte eine schnelle Bestimmung der Lage der Ekliptik, der Mondphasen und Planetenpositionen sowie der übrigen astronomischen Werte. Die Uhren jener Zeit sind deshalb häufig mit Astrolabium und Kalenderblatt versehen. Eine derartige Arbeit konnte ein einfacher Schlossermeister, der über keine exakten astronomischen Kenntnisse verfügte, weder entwerfen noch ausführen. Erst im 17. Jahrhundert wird die Uhrmacherei zu einem gewöhnlichen Handwerk. Die Behandlung dieser Zeit gehört deshalb nicht mehr zum Thema dieser Studie.

Aus der Zeit, in der in Südeuropa die ersten mechanischen Uhren entstanden¹, sind uns keine Nachrichten darüber erhalten, daß in Böhmen und

¹ 1308 Coimbra, 1309 Mailand, 1314 Caen, 1329 Avignon, 1337 Padua, 1343 Modena, 1347 Monza, 1351 Orvieto, 1353 Genua, 1354 Florenz, 1356 Bologna, 1359 Siena. — An allgemeiner Literatur ist zu nennen: Bassermann-Jordan, E. von: Uhren. 2. Aufl. Berlin 1920; 4. Aufl. Hrsg. von Bertele. Braunschweig 1961. — Lübke, A.: Die Uhr. Düsseldorf 1958. — Wolf, R.: Handbuch der

Mähren mechanische Uhren existierten. Weder die letzten Přemysliden, die große Gönner der Astronomie waren², noch Johann von Luxemburg (1310—1346) scheinen Uhrmacher-Horologisten nach Prag berufen zu haben. Mit Sicherheit dürfte aber Kaiser Karl IV. (1346—1378) die Uhrmacherkunst in seiner Hauptstadt Prag heimisch gemacht haben.

Der erste Prager Uhrmacher, den ich feststellen konnte, war ein gewisser Martin. In den Stadtbüchern der Prager Altstadt wird er seit den 60er Jahren des 14. Jahrhunderts mehrfach als Horologista, magister horologii und Orologiator imperatoris genannt. Die letzte Benennung beweist, daß er in kaiserlichen Diensten stand.

Martin kaufte im Jahre 1361 das Haus Nr. 39/I sowie ein nicht näher lokalisierbares Haus in der Plattnergasse von dem kaiserlichen Maler Jaxa. 1362 verkaufte er ein Haus in der Valentnergasse dem Schlosser Thomas, der ebenfalls Uhren herstellte. Im Jahre 1364 wird er als Besitzer des Hauses Nr. 936/I auf dem alten Markte genannt. 1377 erscheint er in einer Nachlassangelegenheit und 1396 stritt er mit seinem Nachbarn Levi wegen einer Mauer und einer Rinne, die zwischen den Häusern der beiden lagen. In einigen Einträgen wird er „Horologista, noster concivis“ genannt, was besagt, daß er Prager Bürger war. Er muß vor 1403 gestorben sein, da in diesem Jahre von seinem Hause Nr. 936/I als „olim Martini Horologistae“ geschrieben wird³.

Der Uhrmacher Johannes besaß im Jahre 1404 zwei Häuser in der Prager Altstadt und zwar das Haus Nr. 108 (31)/I „Bei den sieben Schwaben“ in der Plattnergasse und das Haus Nr. 113 (37)/I in der Sporgasse. Er dürfte 1405 gestorben sein, da in diesem Jahre seine Häuser als „olim Johannis horologistae“ genannt werden⁴.

Zahlreiche Nachrichten haben wir über den Horologisten Albert (Al-

Astronomie, ihrer Geschichte und Literatur. 2 Bde. Zürich 1890. — Wühr, Hans: Alte Uhren. Darmstadt 1954. — Winter, Zikmund: Kulturní obraz českých měst [Das kulturelle Bild böhmischer Städte]. Prag 1890. — Ders.: Dějiny řemesel a obchodu v Čechách v 14. a 15. století [Geschichte des Handwerks und Handels in Böhmen im 14. und 15. Jahrhundert]. Prag 1906. — Ders.: Remeslnictvo a živnosti v 16. věku v Čechách [Handwerk und Gewerbe im 16. Jahrhundert in Böhmen]. Prag 1909. — Ders.: Český průmysl a obchod v 16. věku [Böhmisches Gewerbe und Handel im 16. Jahrhundert]. Prag 1913.

² Siehe hierzu die astronomischen Handschriften im Cusanischen Hospital in Cues bei Trier (Cod. 207—216) sowie das Torquetum und Astrolabium aus Messing und eine hölzerne Himmelskugel, die aus Prag stammen.

³ Tomek, W.: Základy místopisu Pražského [Grundlagen der Prager Topographie]. Bd. 1. Prag 1866, S. 20, 224, 225, Anhang S. 197. — Teige, J.: Základy starého místopisu Pražského [Grundlagen der alten Prager Topographie]. Prag 1910—1915. Bd. 1, S. 734. — Soudní akta konsistoře Pražské [Gerichtsakten des Prager Konsistorium]. Hrsg. v. F. Tarda. Bd. 1. Prag 1893, S. 120 u. 220. — Libri Ereccionum Archidioecesis Pragensis. Hrsg. v. C. Borový. Prag 1875 ff.; hier Bd. 2, S. 182. — Prager Stadtarchiv (im Weiteren PStA abgekürzt) Bd. 992, fol. 177.

⁴ Tomek: Základy I, 49, 54.

brecht). Im Jahre 1381 bürgt er für einen aus Kaaden nach Prag gekommenen Uhrmacher. Albert war Verwalter (*corrector Horologii*) der Uhr auf dem Altstädter Rathausurm, deren Gang er nach der Sonnenuhr zu richten hatte. Albert war ein sehr vermöglicher Bürger. Er besaß gleichzeitig bis zu vier Häuser, handelte mit diesen und besaß hypothekarische Einlagen auf zahlreichen anderen Häusern. Nach dem Tod des Uhrmachers Johannes wurde er Vormund von dessen Waise Barbara. Albert starb vor 1415, denn in diesem Jahre ließ seine Witwe Katharina ein Haus ihrem zweiten Gemahl, Hanus Barbitonsor, überschreiben⁵.

Seit dem Jahre 1415 verrichtete Martin von Unihov (Uničov = Mähr. Neustadt) die Funktion des Altstädter Rathausuhrverwalters. Dieser war ebenfalls ein wohlhabender Prager Bürger, der mehrere Häuser besaß. Er durfte Prag im Jahre 1418 verlassen haben, da er seinen Bruder Paul, genannt Zarrowny, für die Zeit bis zu seiner Rückkehr zum Verwalter seines ganzen Vermögens bestimmt hatte. 1429 befand er sich aber bereits wieder in Prag. In diesem Jahr bürgte er für einen aus Saaz gekommenen Schlosser, namens Nikolaus. Martin von Unihov starb vor 1465. Am 9. Januar dieses Jahres ließ Ursula „olim uxor Martini Horologistae“ ihr Haus Nr. 27/I ihrem neuen Gatten, dem kaiserlichen Unterkämmerer Gallus⁶, überschreiben.

In der gleichen Weise wie Martin der Hofuhrmacher von Kaiser Karl IV. war, nahm dieses Amt unter dessen Sohn König Wenzel IV. (1378—1419) der aus Kaaden stammende Horologist Nikolaus ein. In dieser Funktion wird Nikolaus in den Prager Stadtbüchern erstmals im Jahre 1408 genannt. Er starb im Jahre 1419. Damals bestätigte seine Witwe Katharina vor Gericht, daß sie dem Goldmacher Hans von Cottbus 10 Schock böhm. Groschen schulde, die sie dem Gläubiger zum 3. Mai des gleichen Jahres zurückzahlen wolle⁷. Dieser königliche Uhrmacher und der damalige Hofastronom waren die eigentlichen Konstrukteure der Prager Altstädter Schauuhr.

Es kann mit Sicherheit festgestellt werden, daß es im 14. Jahrhundert in Prag vier mechanische Schlaguhren gab. Die erste befand sich schon im Jahre 1348 an der kaiserlichen Burg, am Hradschin. Bei der Gründung des Kollegiat-Kapitels heißt es in dessen Statuten: Wenn ein Mitglied des Ordens „post secundum pulsum horologii“ nicht zu Hause sei, solle es bestraft werden. Auch in zeitgenössischen Chroniken, wie in der des Beneš Krabice von Weitmühl und des Minoriten Beneš, werden bei Geburts- und Sterbeangaben Uhrzeiten genannt, die sich auf das Schlagen der Uhr beziehen.

Die zweite Uhr befand sich im erzbischöflichen Hofe auf der Kleinseite. Sie wurde von dem Prager Erzbischof Johann von Jenstein im Jahre 1381

⁵ Teige, J.: Seznamy osob [Personenverzeichnis]. Bd. 1. Prag 1894, S. 54. — Tomek, W.: Dějepis města Prahy [Geschichte der Stadt Prag]. 12 Bde. Prag 1855—1901, hier Bd. 2, S. 137. — Teige: Zákłady I, 582; II, 111 u. 218. — Tomek: Zákłady I, 11, 19, 39, 46, 58, 580. — PStA Bd. 2102, fol. 86.

⁶ Teige: Zákłady II, 46. — Tomek: Zákłady I, 46 u. 58. — PStA Bd. 992, fol. 270.

⁷ Teige: Zákłady II, 143. — PStA Bd. 2141, fol. 203. — Soudní akta VI, 208.

angeschafft⁸. Die Zeiteinteilung dieser Uhr war in römischen Zahlen nach der „böhmischen Uhr“ angegeben und nicht, wie dies im 13. Jahrhundert üblich war, nach der kirchlichen Benennung „Stündlein“. Als dritte Prager Uhr ist die Altstädter Rathausuhr zu nennen. Als „alte“ Uhr wurde sie im Jahre 1402 zum ersten Male erwähnt⁹. Die vierte Uhr in Prag war die vor 1398 geschaffene Uhr im Karolinum. Diese Nachricht schöpfen wir aus der Handschrift V-H-12 der Prager Universitätsbibliothek, in der im Explicit vermerkt ist, daß diese Handschrift am 25. April 1398 beim 10. Schlag der Uhr beendet wurde. Auch in dem Liber decanorum facultatis philosophicae univ. Pragensis befand sich ein Kalendarium, in dem seit dem Jahre 1380 bei der Verzeichnung verschiedener Angelegenheiten wie z. B. Vorlesungen, Versammlungen u. a. verschiedene Zeitangaben in Stunden vermerkt sind.

Von Bedeutung für die Zeitmessung in Böhmen und Mähren ist insbesondere eine Urkunde über die Versammlung aller Magister der Prager Universität vom 20. Mai 1403, da hierin die Zeitangabe für die Versammlung nicht nur nach der alten kirchlichen Art, sondern auch in der bürgerlichen Weise, in den Stunden der 24 stündigen Uhr, angegeben ist. Seit dieser Zeit wurden Stundenangaben nur in der bürgerlichen Weise vermerkt¹⁰.

Im 14. Jahrhundert reichte die Vorbildung der Uhrmacher nicht aus, um selbst den Mechanismus der Uhr ausrechnen zu können. So erfahren wir aus einer Gerichtsverhandlung vom 7. Dezember 1397, in der Augustinus, Vicarius der St. Georgs-Kirche auf der Prager Burg, beklagt wurde und frei-

⁸ Soudní akta I, 51; II, 116, 234 u. 374.

⁹ Mikovec a Zap: Starožitnosti a památky české [Altertümer und böhmische Denkmäler]. Bd. 2. Prag 1890, S. 173. — Über die Altstädter Rathausuhr siehe folgende Veröffentlichungen: Böhm, J. J.: Beschreibung der altertümlichen Prager Kunstuhr. Abh. d. böhm. Ges. d. Wissenschaften. Prag 1886. — Chodovský, P.: Die Kunstuhr auf dem altstädtischen Rathaus in Prag. Prag 1866. — Erben, K. J.: Zpráva o starobylém orloji na radnici [Bericht über das altertümliche Horologium auf dem Rathaus]. Prag 1866. Handschrift im Prager Stadtarchiv. — Erben, K. J. (anonym herausgegeben): Die Monatstafel der altstädtischen Rathausuhr. Prag 1866. — Kaulich, J.: Erklärung und Beschreibung der Kunstuhr am Altstädter Rathaus zu Prag. Prag 1866. — Kop, F.: Hvězdárské hodiny čili orloj na staroměstské radnici v Praze [Die astronomischen Stunden bzw. die Uhr auf dem Altstädter Rathaus in Prag]. Prag 1866. — Rosenauer, J.: Die astronomische Uhr am Rathause zu Prag. Prag 1866. — Rosický, V.: Staroměstský orloj [Die Altstädter Uhr]. Prag 1923. — Steinich, K.: Staroměstský orloj na radnici v Praze [Die Altstädter Uhr auf dem Rathaus in Prag]. Prag 1906. — Strnad, A.: Die Beschreibung der berühmten Uhr und Kunstwerke am Altstädtischen Rathause. Prag 1785. — Táborský, Jan z Klokotské Hory: Vypsání orloje pražského [Beschreibung der Prager Uhr]. Original-Handschrift auf Pergament aus dem Jahre 1571 und Abschrift aus dem Jahre 1587 als Handbuch für den Uhrenverwalter (Cod. 7916). Beide Handschriften im Stadtarchiv Prag. — Teicher, A.: Beschreibung des Kunst-reichen Uhr-Werks aus dem Rath-Hausz der Königl. Altstadt Prag. Prag 1735. — Teige, J.: Zpráva Táborského o pražském orloji [Der Bericht des Táborský über die Prager Uhr]. Prag 1901. — Teige, J. u. Herein, J.: Staroměstský rynek v Praze [Der Altstädter Ring in Prag]. Prag 1908.

¹⁰ Concilia Pragensia. 1353—1413. Hrsg. v. C. Höfler. Prag 1862, S. 43.

willig anerkannte, daß er von dem Abt des Klosters des Hl. Prokop in Sazava ein Schock böhm. Groschen für die Arbeit an einer Uhr erhalten habe, die er bis zum Feiertag des Hl. Georg hätte liefern sollen, dies aber nicht getan habe. Diese Uhr sollte er zusammen mit einem Schlosser Nicolaus (?) herstellen¹¹.

Nicht nur in Prag sondern auch in anderen Teilen Böhmens sind bereits im 14. Jahrhundert mechanische Schlaguhren zu finden. In Leitomischl wurde am 19. August 1398 ein Vertrag geschlossen, in dem die Grenze für ein geteiltes Großgut „usque ad turrim ecclesiae, in qua nunc campana horologii pendet“, festgelegt wurde¹².

Auch an königlichen Burgen wurden schon damals Schlaguhren geschaffen. In der Burg Karlstein starb am 31. Dezember 1386 Johanna, Tochter des Fürsten Albrecht d. Ä., nach dem Schlag der dritten Stunde in der Nacht¹³. Auf der Burg Krakowec bei Rakonitz wurde am 2. Dezember 1390 Elisabeth, die Tochter des Görlitzer Fürsten, in der Nacht nach dem Schlag der fünften Stunde geboren.

Im 15. Jahrhundert finden wir dann in Prag gleichzeitig schon mehrere Uhrmacher. Der Horologist Wenzel, Besitzer von zwei Häusern in Prag, wohnte im Jahre 1433 im Pulverturm — „branou Odranou“. Er hatte die Pflicht, die zweite Prager Altstädter Uhr, die sich dort befand, zu verwalten. Das Tor war durch einen Söller mit dem benachbarten Königshofe verbunden¹⁴. Der Horologist Hieronymus hatte im Jahre 1462 ein Haus am Fleischmarkt gekauft¹⁵.

Dr. V. Rosický, der sich ebenfalls mit der Geschichte der gotischen Uhrmacherkunst befaßte, hat aus alten Stadtbüchern, Gerichtsakten und Chroniken ermittelt, daß im 15. Jahrhundert bereits mindestens 20 böhmische Städte Schlaguhren besaßen. Nach seiner Feststellung waren dies die Städte: Nachod, Kuttentberg, Leitomischl, Böhmisches-Brod, Kolin, Sobieslau, Leitmeritz, Kassaowitz, Pilsen, Budin a. d. Eger, Kaurzim, Wolin, Pardubitz, Brüx, Böhm. Leipa, Ledetsch od. Sazava, Laun, Glatz, Böhm. Budweis, Neuhaus und Schlan. In Schlan befand sich eine astronomische Kunstuhr, die sehr der Prager ähnelte¹⁶.

Ebenso wie im 14. war auch im 15. Jahrhundert eine mechanische Uhr eine sehr kostspielige Sache. Wir finden deshalb in dieser Zeit nur sehr selten Uhren in Privatbesitz. So hebt, der besonderen Seltenheit entsprechend, Hans Reček im Jahre 1438 in seinem Testament besonders hervor, daß er seine

¹¹ Soudní akta III, 301.

¹² Libri erect. VI, 152. — Sedláček, A.: Hrdy zámky a tvrže království českého [Burgen, Schlösser u. Festungen des Königreichs Böhmen]. Bd. 1. Prag 1931, S. 6.

¹³ Tomek: Dějepis III, 337.

¹⁴ PStA Bd. 2096, fol. 185; Bd. 2099, fol. 418 u. 482. — Tomek: Základy I, 166 u. 169. — Ders.: Dějepis VIII, 81.

¹⁵ PStA Bd. 2103, fol. 98.

¹⁶ Slánské počty panské z r. 1469. — Lacina, J.: Paměti král. města Slaného [Denkmäler der kgl. Stadt Schlan]. Schlan 1885.

Uhr dem Herrn Caspar von Schlick vermache¹⁷. Im Nachlaß des Prager Bürgers Wenzel Vetešník (im Jahre 1433) befanden sich sogar zwei Uhren¹⁸. Der Apotheker Prokop hatte in seinem Hause Nr. 460/I in der Arbeitsstube ein kunstvolles meisterhaftes Horologium¹⁹. Johannes von Krčín, Leibarzt und Astrologe des böhmischen Königs Georg von Poděbrad, vermachte eine Messinguhr einem gewissen Kozlík, Arzt in Kuttenberg²⁰.

Nicht nur die Prager Altstadt, sondern auch die Prager Neustadt hatte ihre Großuhrmacher. Ein Uhrmacher Vaněk stirbt hier im Jahre 1460²¹. Im Jahre 1474 vermacht ein Ungenannter dem Uhrmacher Ondřej (Andreas) Besitz²². Der Uhrmacher Pavel (Paul) kauft im Jahre 1475 ein Haus²³.

Im 15. Jahrhundert war die Verwaltung einer städtischen Uhr noch kein bezahlter Posten wie später, sondern ein Ehrenamt, das dem Betreffenden je nach seinen Verdiensten eine materielle Anerkennung eintrug. So wurde in Leitomischl der Schlosser Johann im Jahre 1457 mit einem Hause beim Deutschen Tor beschenkt, weil er die Stadtuhr viele Jahre lang gut verwaltet hatte²⁴.

Bisher war man der Ansicht, daß die Prager Schauuhr im Jahre 1490 von dem Prager Schlosser Hanus „von der Rose“ geschaffen wurde. Durch neue Archivalienfunde mußte diese Meinung revidiert werden. Vor einiger Zeit hatte Dr. Machaček aus dem Nachlaß eines Gymnasial-Lehrers für das Prager Stadtarchiv eine Handschrift (Cod. Nr. 7916) angekauft und mich auf einige darin enthaltene Anmerkungen aufmerksam gemacht.

Diese Handschrift enthält eine Abschrift der prachtvollen Beschreibung der Prager Rathausuhr, die der Prager Stadtschreiber und Illustrator kirchlicher Handschriften Jan Táborský z Klokotské Hory im Jahre 1571 zusammengestellt hatte. Die im Cod. Nr. 7916 vorliegende Abschrift war im Jahre 1587 auf Anweisung der Stadtgemeinde angefertigt worden und sollte dem damaligen Verwalter der Prager Altstädter Uhr als Handbuch dienen. In den Band wurden mehrere leere Blätter eingebunden, auf denen die Verwalter der Uhr ihre Bemerkungen eintragen konnten.

An der Textstelle, an der Táborský berichtet, der Prager Meister Hanus habe vermutlich die Uhr geschaffen, ist das Wort „Hanus“ gestrichen und am Rand in einer Hand(schrift) aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts vermerkt: „Ein Irrtum“. Auf derselben Seite findet sich unten eine weitere Bemerkung, die besagt, daß in der „Oberen Kanzlei“ des Prager Rathauses eine Urkunde aus dem Jahre 1410 verwahrt sei, die Aufschluß über den wirklichen Schöpfer der Schauuhr gebe. Eine vollständige Abschrift dieser Ur-

¹⁷ Tomek: Dějepis VIII, 424.

¹⁸ PStA Bd. 992, fol. 146.

¹⁹ PStA Bd. 2141, fol. 370.

²⁰ Teige: Základy I, 337.

²¹ PStA Bd. 2085, fol. K—25.

²² PStA Bd. 2087, fol. G—8.

²³ PStA Bd. 2087, fol. J-1.

²⁴ Archiv der Stadt Leitomischl: Copialbuch von 1457.

kunde finden wir gleich nach dem Ende des Textes von Táborský. Es handelt sich um einen 1410, am Donnerstag vor St. Gallus, dem Horologen Nikolaus von Kaaden ausgestellten Empfehlungsbrief des Prager Altstädter Bürgermeisters und der Schöffen. Darin heißt es, daß es schon um 1380 am Prager Altstädter Rathaus eine Uhr gegeben habe, deren Verwaltung dem Horologen Albrecht (Albert) anvertraut worden sei. Dieser habe dafür jährlich 10 Schock Groschen Gehalt bezogen. Er habe seine Pflichten nicht verlässlich erfüllt, so daß der Uhrmachermeister Nikolaus aus Kaaden das ganze Werk umarbeiten mußte. Nikolaus habe die Uhr mit Sphären versehen und ein Schlagwerk eingerichtet. Für diese Dienste wurde er mit dem gleichen Gehalt entlohnt wie vorher Meister Albrecht. Da die Uhr einige Jahre hindurch einen guten Gang aufwies, erhielt Nikolaus als Gabe der Stadt ein Haus bei dem Tor, das zum Pferdemarkt in die Neue Stadt führt. — Nach dem beigefügten Vermerk wurde dieser Inhalt am 15. November 1628 „aus den alten Büchern in der Oberen Rathauskanzlei“ von dem Uhr-Verwalter Peter abgeschrieben. Wenngleich das Original dieser Urkunde fehlt, gibt es doch keine Veranlassung, an der Echtheit dieser Abschrift zu zweifeln. Es ist auch kein Grund bekannt, daß jemand im 17. Jahrhundert ein Interesse hätte haben können, eine solche Urkunde zu fälschen.

Nach einer Nachricht von Jan Táborský habe es laut Aussage der Stadtbücher aus dem Jahre 1437 bereits eine Rathausuhr gegeben, „ein altertümliches Werk, die Arbeit eines anderen Meisters“. Jene Uhr war eine „24 stündige sogenannte böhmische Uhr“ mit einem „Minutenwerk“ und einer „Sphäre“. Táborský berichtet weiter, daß bei dem Umbau des Prager Altstädter Rathauses im Jahre 1490 eine neue Uhr geschaffen worden sei. Der Name des Herstellers dieser Uhr sei in Vergessenheit geraten, doch dürfte es sich dabei um den Meister Hanus gehandelt haben.

Jan Táborský kam im Jahre 1519 nach Prag, 29 Jahre nachdem der Meister Hanus die astronomische Uhr eingerichtet haben soll. Obwohl er an der Prager Universität bei Professor Paul Přibram Astronomie studiert hatte, konnte er nicht mehr feststellen, wer der eigentliche Schöpfer der Uhr war. Erst im vorigen Jahrhundert konnte übrigens die historische Gestalt des Meister Hanus nachgewiesen werden. Die Abschrift der Urkunde aus dem Jahre 1410 überzeugt mich, daß die Altstädter Rathausuhr von dem Meister Nikolaus von Kaaden geschaffen wurde und daß Meister Hanus von der Rose anlässlich des Rathausumbaus im Jahre 1490 lediglich eine große General-Reparatur ausgeführt hat, wobei er vielleicht einige Ergänzungen vornahm.

Die ersten Hersteller von Großuhren kamen aus der Zunft der Schlosser. Es erhebt sich deshalb die Frage, ob Meister Nikolaus von Kaaden überhaupt in der Lage gewesen sein kann, eine solche astronomische Uhr wissenschaftlich zu berechnen und zusammenzustellen. Es erscheint uns klar, daß eine solche Uhr nur die Frucht der Zusammenarbeit eines geschickten Handwerkers mit einem Astronomen sein konnte. Es kommen dabei in Betracht Jan ko de Praga (ca. 1350—1410), von dem wir nur wenige Nachrichten ha-

ben; der zweite Astronom der Prager Universität war Christian de Prachatic (ca. 1368—1439) und der dritte Johannes Andreae Schindelius de Praga (ca. 1375—1450). Einer dieser drei Astronomen dürfte der geistige Schöpfer dieser Schauuhr gewesen sein. Dr. Thadaeus Hagaecius ab Hayck bemerkt in seinem Büchlein „De laudibus geometriae“, Praga 1557, ein gewisser Hans aus Prag habe an der Altstädter Kunstuhr mitgearbeitet. Wer aber war dieser Hans von Prag? Es könnte sich um Jenko de Praga, aber auch um Johannes Andreae Schindelius de Praga handeln.

Seit den Untersuchungen Tannstätters²⁵, dem der Irrtum unterliefe, Johannes Nihilis de Praga und Johannes Andreae Schindelius de Praga als identisch zu betrachten, wurde dieser Irrtum bis in die neueste astronomische Literatur, z. B. noch von Zinner²⁶, übernommen. Beide sind Zeitgenossen, beide waren Geistliche, Ärzte und Astronomen, beide hatten in Nürnberg fast zur gleichen Zeit gewirkt. Johannes Nihilis de Praga war später Leibarzt des Kaisers Friedrich III. und Professor der Astronomie an der Wiener Universität. Johannes Andreae Schindelius de Praga dagegen war Leibarzt des Kaisers Siegmund, Professor und auch Rektor der Prager Universität. Beide waren in der Astronomie sehr versiert, so daß heute nach 500 Jahren ohne nähere Quellennachweise schwer zu sagen ist, wer von beiden die Schaffung der ersten Prager astronomischen Uhr beeinflußt haben könnte. Die Gestalt des Meister Hanus von der Rose, den Táborský als den Meister der Altstädter Kunstuhr vermutet, ist historisch greifbar. Obwohl Táborský Stadtschreiber war, dem die damalige Stadtregistratur zur Verfügung gestanden haben mußte, stützte er sich bei der Nennung des Meister Hanus aber nicht auf archivalische Quellen, sondern nur auf eine alte mündliche Überlieferung. Meister Hanus von der Rose war ein Schlosser und wurde in Prag im Jahre 1475 zum ersten Male erwähnt. Sein Bruder Jakob aus Königgrätz, Pfarrer bei der Kirche des Hl. Kastulus, hatte ihm das Haus Nr. 449/I „Zu den Ringen“ im Pfarrsprengel der Ägidiuskirche um 80 Schock böhmischer Groschen gekauft²⁶. Schon im Jahre 1476 arbeitet er als „horologista minorum antiquae civitatis pragensis“ an der Schauuhr. Seine Kinder heißen Jakob und Anna. Noch in den 90er Jahren wohnt er in dem Hause „Zu den Ringen“, da nach Winter²⁷ im Jahre 1492 in den Stadtbüchern vermerkt ist: „pennes domum Johannis horologyste ad annulos“. Sein Nachbar, ein Hutmacher, sagt bei dem Vermächtnis seines Hauses Nr. 448/I an seine Frau und seinen Sohn: „mein Haus, das zwischen dem Haus des Johannes genannt Ruože und dem Hassensteinischen Hause liegt“. Balbin schreibt in seiner *Miscellanea historica regni Bohemiae* (Prag 1679), daß Ha-

²⁵ Tannstätter, G.: *Indices praeterea monumentorum, quae clarissimi viri studii Viennensis alumni in Astronomia et aliis Mathematicis disciplinis, scripta reliquerunt*. Wien 1514.

^{26a} Zinner, E.: *Astronomische Instrumente des 11. bis 18. Jahrhunderts*. München 1956, S. 501.

²⁶ PStA Bd. 2103, fol. 143.

²⁷ Winter: *Dějiny řemesel* 490.

nus ein Professor der Mathematik und Astronomie an der Prager Universität gewesen sei. Diese Behauptung ist jedoch nicht historisch nachweisbar. Jedenfalls war Hanus ein sehr gebildeter Mann, der offensichtlich auch astronomische Kenntnisse hatte. Nach seinem Tode übernahm Jakob Czech, der offensichtlich ein Sohn des Hanus war, die Wartung der Schauuhr. Er erhielt, in der gleichen Weise wie vorher Hanus, von der Stadtgemeinde ein jährliches Entgelt von einem Schock Weißgroschen.

Jakob Czech (auch Cech, Zähnen oder Lech genannt), kaiserlicher Hof-Uhrmacher, erhielt im Jahre 1515 für seine Verdienste um die Schauuhr am Altstädter Rathaus vom Stadtrat das Haus Nr. 121/I „Bei den drei Rittern“ in der Plattnergasse zur dauernden Benützung übereignet, das bis dahin städtisches Eigentum gewesen war²⁸. Vermutlich wegen seines fortgeschrittenen Alters hatte ihm der Stadtrat der Prager Altstadt im Jahre 1529 empfohlen, den Rathauswirt Zvůnek als Rathausuhr-Verwalter anzulernen und in einem mit ihm abgeschlossenen Vertrag festgelegt, daß Jakob Czech hierfür wöchentlich 15 Groschen erhalten solle. Wenn dann nach einem Jahr Meister Jakob die Rathausuhr nicht mehr selbst verwalten wolle, sollten beide je 7½ Groschen erhalten²⁹. Die Ausbildungszeit scheint nicht ausgereicht zu haben, denn im Jahre 1531 wurde mit Jakob Czech ein neuer Vertrag abgeschlossen, der bestimmte, daß er für die weitere Ausbildung des Zvůnek wöchentlich 10 Groschen erhalten solle. Dafür hatte er Zvůnek mit „jeder Arbeit entweder bei den Weckern oder bei den schlagenden Uhren“ vertraut zu machen und ihn „alles was bei der Rathausuhr vorkommen könnte, verbessern“ zu lehren. Wenn Zvůnek eine Uhr aus des Meisters Material herstellen sollte, so habe Jakob Czech beim Verkauf den Anspruch auf die Hälfte des Ertrages. Nur den Maler, falls ein solcher beschäftigt würde, sollten beide gemeinschaftlich bezahlen³⁰. Jakob Czech starb im Jahre 1540. Seine Witwe Katharina machte ihr Testament im Jahre 1549³¹.

Von seinen Arbeiten sind zwei Uhren erhalten geblieben: Ein fragmentarisches Uhrwerk einer walzenförmigen Tischstanduhr im Prager Stadtmuseum und eine vollständige walzenförmige Tischstanduhr mit astrologischem und astronomischem Zifferblatt, die sich im Eigentum der Society of Antiquaries in London befindet. Diese Uhr, über die bereits mehrfach abgehandelt wurde³², wurde im Jahre 1525 für Bona Sforza, die Gemahlin des polnischen Königs Sigismund I., geschaffen. Auf der äußeren Seite der Trommel sind zahlreiche Gravierungen und drei Wappen angebracht: das des pol-

²⁸ PStA Bd. 2142, fol. T—8.

²⁹ PStA Bd. 56, fol. D—21; Bd. 2108, fol. 176.

³⁰ PStA Bd. 2134, fol. 93.

³¹ PStA Bd. 2008, fol. 99, 159, 236 u. 322.

³² Britten, F. J.: *Old Clocks and watches and their Makers*. London 1911, S. 82. — Otto, H.: *The famous Fusee Clock of Jacob Zech*. *The Horological Journal*. London 1930. — Holinski, A.: *Jacob Zech and a Royal fusee Clock*. *The Connoisseur*. London March 1963. — Smyth, W. F.: *A Clock of J. Czech*. *Description of an astrological Clock, belonging to the Society of Antiquaries of London*. *Archeologia* 33 (London 1849).

nischen Königshauses, der Familie Viscounti und des Fürstentums Litauen. Später gehörte dieses Meisterwerk wahrscheinlich dem bekannten Astronomen Ferguson und danach Sir Pecket, einem Londoner Apotheker³³. Czech soll der Erfinder der spiralförmigen Trommel sein, die die Triebkraft der Feder gleichmäßig überträgt.

Zvůnek scheint trotz seiner langen Ausbildungszeit bei Meister Czech nur mangelhafte Kenntnisse erworben zu haben. Nach dem Tode Czechs war er nicht einmal imstande, kleinere Reparaturen, die durch Abnutzung einiger Bestandteile nötig wurden, durchzuführen. Zwar konnte er die Rathausuhr in Gang halten, doch ging sie bis zu seinem Tode im Jahre 1552 nach.

Erst als die Verwaltung der Uhr in die Hände des Stadtschreibers und Bücher-Illustrators Jan Táborský kam, erfuhr die Uhr eine gründliche Reparatur und Ergänzung.

Johannes Táborský z Klokotské Hory (von Klokota-Berg) wurde im Jahre 1500 geboren. In der artistischen Fakultät der Prager Universität hörte er im Jahre 1519 die astronomischen Vorträge des Magisters Paul Přeborný. Er besuchte aber die Universität nur kurze Zeit und wurde Stadtschreiber. Im Jahre 1552 wurde ihm die Verwaltung der Rathausuhr anvertraut. Zwar hatte er astronomische Grundkenntnisse, doch war er kein gelernter Uhrmacher. Auch in der Mechanik war er Autodidakt. Bereits ein Jahr nach seiner Amtsübernahme war er in der Lage, Arbeiten an der Uhr vorzunehmen. Zusammen mit dem Uhrmacher Daniel Skřivan beseitigte er 1553 den Fehler im Umlauf des Mondes, der durch Abnutzung der Welle, des Zapfens und des Lagers entstanden war und ergänzte die Uhr. Die Stadtgemeinde bezahlte für diese Reparatur 150 Schock Meißner Groschen. Im Jahre 1556 wurde Táborský jedoch von der Verwaltung der Uhr enthoben, da er beinahe einen größeren Brand ausgelöst hätte. Er hatte in der Uhrstube vergessen, eine brennende Kerze auszulöschen, so daß die Bretter über der Uhr brannten.

Sein Nachfolger war Wenzel Tobias³⁴. Ihm fehlten die notwendigen Kenntnisse. Trotzdem verwaltete er die Uhr bis zu seinem am 4. September 1560 erfolgten Tod. Nun wandte man sich wieder an Táborský und setzte ihn in sein früheres Amt ein. Táborský war nun bestrebt, weitere Verbesserungen an der Uhr vorzunehmen. Während bisher das Kalenderblatt von dem Betreuer der Uhr jeden Tag um einen Zahn weiter bewegt werden mußte, schuf er eine automatische Bewegung der Kalenderplatte. Für diese Arbeit erhielt er 20 Schock Weißgroschen.

Damit die Einrichtung der Uhr und ihre nötige Behandlung nicht in Vergessenheit geriete, verfaßte er eine prachtvoll ausgestattete Handschrift, in der er alles, was ihm über die Uhr bekannt war, ausführlich beschrieb, und überreichte das Manuskript im Jahre 1570 dem Stadtrat³⁵.

Nachdem Táborský im Jahre 1572 verstorben war, wurde dessen Lehrling

³³ Ottův slovník naučný. Bd. 11 (1897), S. 435.

³⁴ Loris, J.: Mánesův Orloj [Die Kunstuhr]. Prag 1952, S. 11.

³⁵ Das Original der Pergamenthandschrift befindet sich heute im PStA.

Jakob Špaček Verwalter der Altstädter Rathausuhr. Aber bereits im Jahre 1590 wies die Uhr wieder erhebliche Mängel auf. In den folgenden Jahren war ein mehrfacher Wechsel des Betreuers der Uhr zu verzeichnen. Im Jahre 1596 verwaltete Laurenzius, ein Lehrer an der Thein-Schule, die Uhr, im Jahre 1595 der Maler Samuel und 1597 der Geometer und Bücher-Illustrator Simeon Podolsky von Podolí³⁶.

Im Jahre 1613 beabsichtigte das Sechsherrenamt eine neue Reparatur: „ . . . Die einberufenen Uhrmacher, in Anwesenheit des Herrn Primators und Herrn Caspar Lselyus, auch der Herren Beamten bei der Anfrage, wie und wann wieder einmal der Rathausuhr geholfen wird, damit sie gut gehen könnte, haben gemeldet: Da sie sehr verunreinigt und mit Spinnengeweben bedeckt ist, auch verstaubt, seit einigen Jahren nicht repariert blieb, nicht anders geholfen sein könnte, als daß sie repariert, gereinigt, ausgeputzt, auch was gebrochen, dessen nicht viel zu finden ist, und in vier Wochen alles neugerichtet sein könne.“ Die Verwaltung der großen Uhr und des Horologiums wurde dem Christoph Schwarzpach anvertraut, und „einem anderen Uhrmacher, der das Horologium verwaltet, damit sie beide, als Bürger dieser Stadt ihren allen Fleiß bei der Ausputzung anlegen, alles was nötig, neu erzeugen und nach der Ausbesserung gehörige Bezahlung, noch eine Anerkennung des Herrn Bürgermeisters und der anderen Herren auch die Bedankung erwarten“³⁷. Die Reparatur aber mißlang. Bereits 1615 wurde der bisherige Horologist unbekanntens Namens entlassen und die Schlüssel der Rathausuhr dem Gesellen der Schwarzpachschen Witwe übergeben, „ . . . die für ihn versprochen hat“³⁸.

Am 5. Juni 1624 wurde schließlich der Uhrmacher Georg Schwarzpach, ein Sohn des Uhrmachers Christoph Schwarzpach, als Verwalter der Schauuhr angestellt³⁹.

Von Meister Hans von der Rose stammt sicher auch die astronomische Schauuhr in Neuhaus, an der er nachweislich einige Jahre arbeitete. Als Ausgaben für die Herstellung der Schauuhr werden im Jahre 1478 verzeichnet: Dem Maler für die Tafel zum Horologium 1½ Schock Groschen, dem Tischler, der die Tafel zum Horologium fertigte, 20 Groschen, dem einheimischen Glockenmeister für die Anschaffung der Uhrschelle 2 Schock Groschen, für die Feder 4 Groschen, dem Meister Hanus aus Prag für die Erzeugung der Rathausuhr insgesamt 18 Schock Groschen und seinem Gesellen Jakob als Trinkgeld 10 Groschen⁴⁰.

Ende des 16. Jahrhunderts war diese Schauuhr nicht mehr in Gang. Im Jahre 1604 beauftragte man einen reisenden „Taufar“ (reisenden Uhrmacher), entweder die alte Uhr wieder zu richten oder eine neue Uhr anzufertigen. Dieser erklärte nach Untersuchung der Uhr, „daß der frühere Mei-

³⁶ Lorisich 13.

³⁷ PStA Protokoll des Sechsherrenamtes Nr. 475, fol. 29. — Teige-Herein 181.

³⁸ PStA Bd. 475, fol. 292.

³⁹ PStA Bd. 477, fol. 163.

⁴⁰ Stadtarchiv Neuhaus, Lib. reg. ad anno 1487, fol. 39.

ster nicht gute und ordentliche Proportionen gemacht hat, so daß die Reparatur verschwenderische Unkosten sein würden“. Der Stadtrat von Neuhaus ließ deshalb die Schauuhr von Meister Hanus, die nach Ansicht des Taufars „nicht gute Proportionen hatte“, in das alte Eisen abführen und bestellte eine neue Uhr⁴¹.

Die Olmützer astronomische Schauuhr⁴² wurde von einem reisenden Uhrmacher namens A. (Anton oder Andreas) Pohl im Jahre 1422 gefertigt. Der Stadtrat von Olmütz zahlte für diese Uhr 156 Schock Groschen. Später schuf Pohl eine ähnliche Uhr für die Stadt Breslau. An die Olmützer Uhr knüpft sich eine gleich lautende Sage wie an die Prager Rathausuhr. Danach habe der Stadtrat den Konstrukteur der Uhr nach deren Vollendung blenden lassen, damit dieser kein Zweitstück für einen anderen Auftraggeber anfertigen könne. Der Geblendete soll das Werk sodann beschädigt haben und noch lange Jahre danach soll sich niemand gefunden haben, der in der Lage war, die Uhr wieder in Gang zu bringen. Aus den Urkunden läßt sich kein Nachweis für einen historischen Sachverhalt, der dieser Sage zugrunde liegen könnte, erbringen. In einer Handschrift aus dem 17. Jahrhundert, die sich im Olmützer Stadtarchiv befindet und in der die Geschichte der Schauuhr beschrieben wird, findet man keine Nachricht darüber. Im Gegensatz zu der Sage kann sogar nachgewiesen werden, daß die Schauuhr bis zum Jahre 1550 fehlerfrei ging.

Die Olmützer Rathausuhr wurde zum Schutze gegen Regen und Unwetter in einer dem Marktplatz zugewendeten Nische am Rathaus angebracht. Die Nische lehnt sich auf der rechten Seite eng an den Rathhausturm an. Über der Uhr befand sich ein verzierter Giebel mit dem mährischen Adler. Das Dach der Nische endete mit einem Türmchen. Hauptzweck der Uhr war, die vier Uhren, die sich auf dem Turme befinden, in Bewegung zu setzen. Im ganzen gesehen war das Werk der Olmützer astronomischen Rathausuhr viel einfacher als das der Prager Altstädter Rathausuhr.

Im Jahre 1570 führten Abnützungerscheinungen zum Stehenbleiben der Uhr. Im Jahre 1572 beauftragte der Stadtrat deshalb den Uhrmacher Hans Pohl aus Öls in Schlesien, einen Nachkommen des A. Pohl, die Uhr zu reparieren. Ein Wiener Astronom half ihm bei dieser Arbeit. Dr. Paul Fabricius Laubensis, der damals in Olmütz wirkte, hat dabei das Horologium nicht nur wieder hergerichtet, sondern auch um ein Astrolabium, d. h. um eine Platte mit den Zodiacalzeichen, verbreitert. Auch die Kalenderplatte mit den Gemälden wurde damals erneuert.

Vor der Reparatur der Uhr durch Hans Pohl war die Olmützer Schauuhr

⁴¹ Stadtarchiv Neuhaus, Manuale d. Rathauses f. 1604, fol. 131.

⁴² Boreé, C.: Die Olmützer Kunstuhr. Olmütz 1898. — Drábek, J.: Olomoucký orloj [Die Olmützer Uhr]. Olmütz 1906. — Kux, H. und Kretz, M.: Das Rathaus in Olmütz. Olmütz 1904. — Michalik, R.: Das schöne Olmütz I. Die Kunstuhr. Olmütz 1943. — Nešpor, V.: Die Olmützer Kunstuhr. Olmütz 1934. — Paroch, F. X.: Die Olmützer Kunstuhr. Olmütz 1900. — Peyscha, F.: Die Olmützer Kunstuhr. Olmütz 1886.

nicht ohne Aufsicht. Der im Jahre 1538 als Verwalter der Uhr nachweisbare Michael Bem (Böhm) beschaffte für die Stadt noch eine zweite Uhr. Diese wurde dann im Benediktinerkloster aufgestellt und von Bem mit betreut. Für die zweite Uhr erhielt er 30 Gulden. In den Jahren zwischen 1545 und 1550 verwaltete der Schlosser Franz beide Uhren und bezog hierfür vom Stadtrat jährlich 10 Gulden. Im Jahre 1551 wird als Verwalter Johann Geller genannt, der aber selbst keine Reparaturen ausführen konnte. Für die in diesem Jahre nötige Überholung der Rathausuhr wurden deshalb zwei Uhrmachern aus Breslau 3 Schock Groschen ausbezahlt.

Nach der Reparatur durch Hans Pohl war der Stadtrat insbesondere bestrebt, den astronomischen Teil der Uhr gut in Gang zu halten. Paul Fabritius sandte dem Stadtrat mehrere Exemplare seiner Tafeln. Nachweisbar ist auch der Ankauf einer astrologischen Tafel von Georg Statuarius, die der Benützung der Uhr dienen sollte. Schließlich erhielt auch ein ungenannter Astronom aus Breslau 2 Schock und 15 Groschen für Tabellen.

Die Reparatur der Olmützer Schauuhr durch Pohl und Fabritius war ein Umbau der ganzen Uhr. Sie fand ihren Abschluß im Jahre 1574 und kostete 700 Schock böhmische Groschen. Es wurde damals auch eine sogenannte „Deutsche Uhr“ angeschafft, die zum Unterschied von der 24 stündigen „Böhmischen Uhr“ 12 Stunden zeigt. Diese Uhr brachte aber erst Daniel von Annaberg richtig in Gang. Daniel von Annaberg fertigte 1578 auf Wunsch des Bischofs Stanislaw Pawlowski auch ein Glockenspiel an, verwaltete die Uhr in den Jahren von 1578 bis 1599, wobei er verpflichtet war, das Uhrwerk täglich zweimal aufzuziehen, und schuf mittels einer Welle eine Verbindung zwischen der äußeren Uhr und der Uhr im Sitzungssaale des Rathauses, die neben dem Zifferblatt auch ein Astrolabium und eine Kalenderplatte hatte.

Als Nachfolger des Daniel von Annaberg können festgestellt werden: 1601—1607 Jeremias Stang, 1608—1610 ein gewisser Melcher, 1611—1614 Johann Pentler. In den Jahren 1615/16 reparierte Johann Kost die Uhr.

Sowohl die Prager als auch die Olmützer astronomische Kunstuhr wurden in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges zerstört. Man bemühte sich, die Prager Schauuhr im reinen gotischen Stil wieder herzustellen — wenngleich die neuen Figuren dem originalen Stil nicht vollständig entsprechen —, und beschränkte sich bei der Modernisierung auf ein neues exakt arbeitendes Werk. Die Olmützer Rathausuhr dagegen wurde vollständig modernisiert. Die Barockelemente, die die Uhr bei der Renovierung im Jahre 1746 erhalten hatte, wurden nicht wieder hergestellt und die weitberühmte alte gotische Schauuhr in eine dem Zeitstil entsprechende, mit modernen Figuren und Mosaiken verzierte Kunstuhr umgestaltet.

Während im 14. und 15. Jahrhundert die mechanische Zeitmessung noch ein Privilegium der Städte war, wird die Uhr im 16. Jahrhundert zu einem Gegenstand des täglichen Bedarfes der wohlhabenden Oberschichten.

Etwa ab 1500 können wir in Böhmen zwei verschiedene Gruppen von Uhr-

machern unterscheiden. 1. Die Hersteller von Großuhren — die Horologisten —, die aus dem Schlosserberuf kamen und deren Haupterzeugungsartikel die durch Gewichte angetriebenen Turm- und Wanduhren waren. 2. Die Kleinuhrmacher, die Standuhren und tragbare Uhren mit Spiralfederantrieb herstellten. Es gab jedoch bei der Erzeugung auch verschiedene Überschneidungen, die zu manchen Streitigkeiten führten.

Während die Kunst, Großuhren zu fertigen, wahrscheinlich aus den romanischen Ländern zu uns kam, hat die Herstellung von Kleinuhren seinen Ursprung in Süddeutschland, wo dieses Handwerk in Augsburg und Nürnberg auf einer besonderen Höhe stand.

Ende des 16. Jahrhunderts entwickelte sich aus dem Berufstand der Kleinuhrmacher der der Mechaniker, die Taschen-Sonnenuhren, Kompass und Zirkel erzeugten und Zirkelmacher genannt wurden. Einige von ihnen stellten auch astronomische Meßwerkzeuge, wie Sextanten und Quadranten, her. Zwar dauerte es eine gewisse Zeit, bis die einheimischen Mechaniker die gleichen Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt hatten, durch die sich die in Böhmen angesiedelten, von Süddeutschland gekommenen Meister auszeichneten, doch stehen die auf unsere Tage gekommenen Erzeugnisse der einheimischen Meister den Arbeiten aus Nürnberg und Augsburg an Präzision und Gestaltungskraft nicht nach.

Seine Blütezeit erlebte die Prager Uhrmacherei und Mechanik insbesondere unter der Regierungszeit Kaiser Rudolfs II., der die Astronomie sehr förderte^{42a}. Als erste „Zirkelmacher“ erscheinen hier die Ende des 16. Jahrhunderts nach Prag gekommenen deutschen und schweizer Meister. Noch im Jahre 1573 suchte Peter Wok von Rosenberg, der mächtigste Grundherr Südböhmens, in Prag und Wien vergeblich nach einem Hersteller geodätischer und astronomischer Instrumente, die er für seine Geometer und Astronomen Mathias Orny und Paul Skala brauchte⁴³.

Untersuchen wir das Nationalitätsverhältnis der Kleinuhrmacher in Böhmen, so können wir uns auf die im Prager Stadtarchiv erhaltenen Nachrichten stützen, da die Prager Uhrmacher ein Übergewicht im Lande hatten. Das Nationalitätsverhältnis der Uhrmacher in ganz Böhmen ist zwar nicht genau festzustellen, dürfte aber den Prager Gegebenheiten entsprechen. Bereits Winter⁴⁴ hat für die Jahre von 1500 bis 1626 insgesamt 18 Uhrmachermeister ermittelt, die Prager Bürger waren. Von diesen waren mit Sicherheit 12 deutscher Nationalität. Wenn wir alle in den Prager Stadtbüchern genannten Uhrmachermeister zusammenstellen, kommen wir auf eine Zahl von ca. 60. Von diesen können wir nur 11 als Tschechen ansprechen. Dieses Überwiegen der deutschen Meister führte zu dem Bestreben, die Zunft der Uhrmacher

^{42a} Durdík, B.: Die Rudolfinische Kunst- und Raritätenkammer in Prag. Prag 1867. (Mitt. d. K. K. Central Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 12.) — Holzhausen, J.: Prager Uhrmacherkunst um 1600. Neues Archiv f. sächs. Gesch. u. Altertumskunde 55 (1917) 86—118.

⁴³ Die Abschriften aus dem Wittingauer Archiv im Böhmischem Landesmuseum.

⁴⁴ Winter: Remeslnictvo 469.

völlig einzudeutschen. So beklagte sich im Jahre 1613 der Prager Bürger und Uhrmacher Valentin Karges beim Stadtrat darüber, daß die Zunft der Uhrmacher und Schlosser sich entschlossen habe, daß „Böhmen“ nicht in das Handwerk aufgenommen werden. Der betreffende Karges, dessen Sohn nicht als Lehrling angenommen wurde, wollte wissen, warum derartige Bestimmungen erlassen worden seien und forderte, daß die Böhmen gegenüber den Deutschen den Vorzug erhalten sollten. Daraufhin befahlen die Prager Schöffen der Zunft, den jungen Karges aufzunehmen; doch fehlt in diesem Beschluß jede Bemerkung über das nationale Moment⁴⁵.

Im 16. Jahrhundert hatten die Prager Uhrmacher noch keine eigene Zunftorganisation. Die Altstädter Uhrmacher waren in der Schlosserzunft vereinigt. Als Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1562 die alte Schlosserzunftordnung erneuerte, waren hier schon so viele Uhrmacher, daß sie mit einem eigenen Zunftnamen genannt wurden⁴⁶. In der Prager Neustadt waren die Uhrmacher in keiner Zunft zusammengeschlossen. Bei der Erneuerung der Ordnung der Schlosserzunft auf der Prager Kleinseite ist von Uhrmachern nicht die Rede, sondern nur von Schlossern, die Uhren erzeugen⁴⁷. Es handelt sich hier um Hersteller von Großuhren. Die Kleinuhrmacher auf der Prager Kleinseite waren bis zum Jahre 1612 nicht zunftmäßig organisiert, da sie durch kaiserliche Freiheiten geschützt waren. In jenem Jahr entschied der Kaiser nach einer Rauferei zwischen den Gesellen der Groß- und Kleinuhrmacher: „ . . . nicht nur die freien, sondern auch die anderen Uhrmacher der Prager Kleinseite müssen sich der Schlosserzunft in dieser Stadt anschließen, aber ohne Verletzung der Freiheiten . . .“⁴⁸. Eine eigene gemeinsame Zunft gründeten die Prager Uhrmacher erst im Jahre 1705⁴⁹.

Wie schon oben erwähnt, erhielt das deutsche Element unter den Prager Uhrmachern ab Ende des 16. Jahrhunderts durch Zuzug, insbesondere aus Süddeutschland, eine gewaltige Verstärkung. Im Jahre 1602 begannen in der Zunft Streitigkeiten, die 15 Jahre lang andauerten. Die eigentlichen Ursachen dieser Zwistigkeiten waren neben dem durch das Übergewicht des deutschen Elements hervorgerufenen nationalen Motiv auch die größere Kunstfertigkeit der zugewanderten Meister. So kam es, daß die einheimischen tschechischen und deutschen Meister, die sich von der Konkurrenz der zugezogenen bedroht fühlten, gemeinsam gegen diese auftraten. Auf der anderen Seite versuchten die leistungsfähigen Meister ihre weniger leistungsfähigen Zunftgenossen beiseite zu drängen, sei es um ihre Vorrangstellung zu verstärken, oder um die Qualität der von den Meistern der Zunft hergestellten Erzeugnisse auf hohem Stand zu halten. Im Zusammenhang mit den Zunftauseinandersetzungen wurde im Jahre 1603 der bisherige, aus Augsburg stammende Zunftmeister Johann Paul Glockner seines Amtes enthoben und an des-

⁴⁵ PStA Bd. 1291, fol. 350.

⁴⁶ Bibl. Lobkowitz Prag Ms.Nr. 72, fol. 10.

⁴⁷ Ebenda fol. 73.

⁴⁸ PStA Bd. 1483, fol. 217.

⁴⁹ Gindely, J.: Zunftwesen. Prag 1886, S. 24.

sen Stelle Jobst Schmeller gewählt. Dieser führte dann eine neue deutsche Zunftordnung und höhere Zunftgebühren ein. Gegen Schmeller und dessen Neuerungen leistete insbesondere Lazar Paumeister Widerstand. Er besuchte alle Zunftversammlungen und lehnte alle Anträge Schmellers mit seinem Veto ab. Um die Tätigkeit der Opposition zu beseitigen, lud Schmeller seine Gegner nicht mehr in die Zunftversammlungen ein. Doch erst nachdem Paumeister 1617 auf Befehl des Kaisers verhaftet worden war, herrschte wieder Ruhe in der Zunft. Immerhin kam es aber noch einmal zu einem Handgemenge, bei dem Jobst Schmeller von dem Meister Christoph Schwarzpach verprügelt wurde. Dieser mußte dem nötigen Chirurgen als Strafe 25 Schock Groschen bezahlen. Bei dem Handgemenge wurde auch der Uhrmacher Henrych Czynkkeysen von Schwarzpach verwundet, wofür ihm 15 Schock Groschen als Entschädigung zu zahlen waren⁵⁰.

Schmeller verlangte in seiner neuen Zunftordnung, daß jeder, der Meister werden wollte, zuerst sein „Stuck“ machen müsse und erst danach um das Bürgerrecht ansuchen könne. Paumeister sah in dieser Vorschrift eine Bevorzugung der gewandten zugezogenen Meister. Das „Stuck“ — das Meisterstück — vergaben die älteren Meister der Uhrmacherzunft. Dabei erhielt jeder Geselle einen anderen Auftrag. Bei den anderen Zünften dagegen war das auszuführende Meisterstück für alle gleich. Voraussetzung für die Aufnahme in die Reihen der Meister war außerdem, daß er seine „Zeit“, die erforderliche Gesellenzeit, nachweisen konnte. Diese mußte durch Eintragungen in seinem „Zeitbüchlein“ nachgewiesen werden. Erfüllte er diese Voraussetzungen, mußte er weiter vorlegen: 1. eine Bestätigung über die Ehrbarkeit seiner Eltern, 2. eine Urkunde über die Ehrbarkeit seiner Geburt und 3. den „Gläubigungsschein“, ein Empfehlungsschreiben seines letzten Meisters, bei dem er gearbeitet hatte.

Gesellen wurden für ihre Arbeit pro Stück bezahlt. Das war die sogenannte Belohnung „für die Zahl“. Für die Lehrzeit, die mit der Freisprechung zum Gesellen endete, waren in den Jahren zwischen 1580 und 1590 dem Meister 20 Schock böhmischer Groschen zu zahlen⁵¹.

Es war die Pflicht des Gesellen, seinen Meister und dessen Gattin zu ehren, und deren Eigentum zu behüten. Der Meisterin hatte er zu gehorchen und den Meister, wenn dies nötig war, auch zu verteidigen. Bei der Erfüllung dieser Pflicht gingen im Jahre 1564 die beiden Prager Uhrmachergesellen Johann und Marek offensichtlich zu weit. Nach amtlicher Ermittlung des Sachverhaltes kam der Steuereinnahmer Sebastian in die Werkstatt ihres Meisters, der mit dem Steuereinnahmer in einen Streit geriet. Die Gesellen erkannten die Amtsperson nicht und wollten ihrem Meister, den sie in Gefahr sahen, beistehen. Der eine kam aus dem Laden mit einem Bratspieß und der andere mit einer Feile herbeigelaufen. Nachdem sie das Haus verschlossen hatten, verprügelten sie den Sebastian und warfen ihn sodann kopfüber zur Tür hinaus. Die Gesellen blieben straffrei, da sie behaupteten, daß sie den

⁵⁰ PStA Bd. 69, fol. 182.

⁵¹ PStA Bd. 1291, fol. 361.

Sebastian ihrem Meister entreißen wollten, und da bei dem geschlossenen Hause kein Zeuge anwesend war⁵².

Es war üblich, daß die Gesellen auf Wanderschaft gingen, um sich bei anderen Meistern zu vervollkommen. Suchte ein Geselle bei einem Meister in einer fremden Stadt Arbeit, wurde er vor seiner Aufnahme auf seine Kunst geprüft. Kam ein verheirateter Geselle ohne Ehefrau, mußte der Altgeselle der Stadt nach den Gründen forschen. Der Geselle mußte innerhalb von 14 Tagen eine „Sicherheit“ beibringen, daß er mit Willen seiner Gattin in die Fremde gezogen ist. Hatte er seine Frau aber verlassen, durfte er von keinem Meister in Arbeit genommen werden⁵³. Diese besonderen Regelungen waren deshalb erforderlich, weil es unter den Uhrmachern ständig wandernde Gesellen gab und diese vielfach verheiratet waren, während die Gesellen anderer Zünfte in der Regel erst heiraten konnten, wenn sie sich in einer Stadt als Meister niedergelassen hatten. Kam ein wandernder Geselle am Vormittag in eine Stadt, durfte er bei keinem Meister zum Mittagessen aufgenommen werden. Erst nach der 22. Stunde, d. i. zwei Stunden vor Sonnenuntergang, kamen die zwei ältesten Gesellen der ansässigen Zunft zu ihm in das Wirtshaus. Andere durften erst später zu ihm kommen. Die Arbeitsbedingungen durfte er nur mit dem Altgesellen vereinbaren. Die Prager Uhrmachermeister durften überhaupt nicht in das Wirtshaus zu dem Wander-Gesellen kommen⁵⁴. Als Lohn erhielt ein Geselle für jede Uhrenreparatur nur einen Weißgroschen. Zahlte der Kunde mehr, gehörte der übersteigende Betrag dem Meister.

In Südböhmen arbeiteten oft wandernde mährische Uhrmachergesellen, die der Sekte der Wiedertäufer angehörten und deshalb auch „Taufars“ genannt wurden. Wie schon erwähnt, hatte im Jahre 1604 ein Taufar, der den Auftrag für eine neue Uhr in Neuhaus erhalten wollte, die dortige astronomische Uhr des Meisters Hanus als falsch berechnet erklärt. Es kann heute nicht mehr entschieden werden, ob der Taufar dieses Urteil aus fachlicher Unkenntnis oder aus eigennützigem Gründen fällte. Im allgemeinen galten die Taufars als gute Fachleute. Außer Großuhren stellten sie auch tragbare kleine Uhren her. Im Jahre 1613 hatte Johann Diviš von Žerotín für den Erzherzog Maximilian bei einem Wiedertäufer eine kleine Uhr in Auftrag gegeben⁵⁵.

In den kleineren Landstädten Böhmens finden wir keine Kleinuhrmacher. Es gab dort nur Schlosser, die verschiedentlich auch Großuhren herstellten und die in älteren Lebensjahren gelegentlich, als Zeichen des Höhepunktes ihrer Meistergewandtheit, auf Bestellung eine Uhr fertigten. Im allgemeinen reparierten sie mit mehr oder weniger Geschick lediglich kleine Uhren, die in Prag hergestellt oder gekauft worden waren.

In den böhmischen Landstädten beschränkte sich die Tätigkeit von mit Großuhren vertrauten Fachleuten gewöhnlich auf das Inganghalten der Stadt-

⁵² PStA Bd. M—991, fol. 177.

⁵³ Bibl. Lobkowitz Prag Ms. Nr. 72, fol. 74.

⁵⁴ Ebenda fol. 64.

⁵⁵ Bibl. d. Grafen Žerotín, Bludov, Ms. VI—3868.

uhr. Im 16. Jahrhundert wurde diese Tätigkeit bereits fest besoldet. Durchschnittlich erhielt der Uhrmacher für diese Arbeit 4 bis 5 Schock böhmische Groschen jährlich. Den „Spik“ — das Fett zum Schmieren der Uhr — bezahlte der Stadtrat separat. Im Jahre 1529 zahlten die Schöffen der Stadt Pilsen dem Uhrmacher jährlich 8 Schock Groschen⁵⁶. In Jungbunzlau bekam der Uhrmacher für gleiche Dienste Anfang des 17. Jahrhunderts bereits 12 Schock Groschen⁵⁷. Die Berauner dagegen zahlten nur wenig: Anfang des 16. Jahrhunderts 2 Schock und Ende des Jahrhunderts 4 Schock Groschen⁵⁸.

Die meisten Uhrmacher wirkten in der königlichen Hauptstadt Prag. Trotz der großen Zahl der Meister konnte der Bedarf des Landes nicht aus der einheimischen Produktion gedeckt werden. Es wurden deshalb bei uns zahlreiche Uhren aus Nürnberg und Augsburg eingeführt. Dagegen dürften holländische und englische Uhren, die die deutschen Uhren zum Teil qualitativ noch übertrafen, nicht importiert worden sein. Jedenfalls befinden sich in den Museen keine derartigen Exemplare und in den Archiven ist keine einzige Nachricht über einen Import aus Holland oder England zu finden.

Es erscheinen noch einige Erläuterungen über die in Böhmen und Mähren übliche Einteilung des Tages in Stunden zweckmäßig zu sein^{59a}. Die katholische Kirche, die das mittelalterliche Leben weitgehend bestimmte, hatte für ihre liturgischen Zwecke zwei verschiedene Einteilungen des Tages in Gebrauch und zwar die *Vigiliae* und die *Horae Canonicae*. Die *Vigilien* waren nur eine Zeiteinteilung der Nacht. Man zählte vier *Vigilien* zu je etwa drei Stunden, die um 6 Uhr abends begannen und um 6 Uhr früh endeten. Diese Zeiteinteilung erwuchs aus den Aufgaben der Klosterwachen, deren Pflicht es war, die Zeit zu den Gottesdiensten anzumelden. Die *Horae Canonicae*, „die Stündlein“, begannen um 3 Uhr früh und endeten um 7 Uhr abends. Es waren dies: *Matutina* (um 3 Uhr morgens), *Prima* (5—6 Uhr früh), *Tertia* (8—9 Uhr früh, die Zeit des Frühstücks), *Sexta* (11—12 Uhr, mittags, die Zeit des *Prandiums* — unseres Mittagessens), *Nona* (14—16 Uhr), *Vespera* (16—17 Uhr) und *Completorium* (die erste Stunde nach Sonnenuntergang 18—19 Uhr, die Zeit der *Coena* — unseres Nachtmahls).

Im gewöhnlichen Tagesleben teilte man im 13. und 14. Jahrhundert in Böhmen und Mähren die Zeit in zwölf Tages- und zwölf Nachtstunden ein, wie dies bereits in römischer Zeit üblich war. Man nannte sie *Horae temporales*. Die Stunden wurden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gezählt. Bei Tag- und Nachtgleiche waren die Tages- und die Nachtstunden

⁵⁶ Stadtarchiv Pilsen, Manuale d. J. 1529.

⁵⁷ Stadtarchiv Jungbunzlau, „Das Boleslauer-Buch“ Litera D.

⁵⁸ Stadtarchiv Beraun, Rathausbuch 1684.

^{59a} Emler, J.: Rukověť Chronologie [Handbuch der Chronologie]. Prag 1876. — Rosický, V.: O počátcích bicích hodin v Čechách [Über die Anfänge der geschlagenen Stunden in Böhmen]. ČSPS 36 (1928) 97—104. — Rosický, V.: O rozvoji bicích hodin v Čechách v 15. století [Über die Entwicklung der geschlagenen Stunden in Böhmen im 15. Jahrh.]. ČSPS 37 (1929) 120—132, 196—202.

gleich lang. Diese hießen Horae aequinoctiales. Im Sommer aber waren die Tagesstunden länger, im Winter kürzer als die Nachtstunden.

Mit der Einführung von mechanischen Uhren erhielt die Stunde eine konstante Länge, d. i. $\frac{1}{24}$ des Tages. Die ersten mechanischen Uhren zählten die Stunden von 1 bis 24. Der Tag begann nach dem Sonnenuntergang. In Böhmen erhielt sich diese Art der Tageseinteilung länger als im benachbarten Deutschland. Diese Einteilung wurde deshalb die „böhmische Uhr“ genannt. In Italien wurde der Tag zwar auch in 24 Stunden eingeteilt, der Tag begann aber um Mitternacht. In Deutschland wurde im 14. Jahrhundert eine andere Art der Stundeneinteilung eingeführt, die heute in der ganzen Welt verwendet wird: Die Zählung von 1 bis 12 zweimal täglich, bei Tagesbeginn um Mitternacht. Diese Zeiteinteilung wurde in Böhmen als Rechnen mit „halbem Horologium“ oder als „deutsche Uhr“ bezeichnet.

Die oben genannte Tageseinteilung nach der sogenannten böhmischen Uhr war in Böhmen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts üblich. Bis in diese Zeit erfolgte die zeitliche Bestimmung von Himmelserscheinungen in böhmischen Kalendern nach der 24 stündigen böhmischen Uhr, während sie in den deutschen Kalendern nach der 12 stündigen Uhr verzeichnet wurden. Bis ins 18. Jahrhundert waren dann in böhmischen Kalendern astronomische Erscheinungen noch in beiden Arten der Stundenrechnung angegeben.

Da der Anfang der ersten böhmischen Tagesstunde immer auf den Sonnenuntergang fiel, änderte sich der Tagesanfang ständig. Nachstehende Tabelle zeigt die Anfänge des Tages in den einzelnen Jahresperioden:

1. 1.—10. 1.	ca. 4 Uhr nachmittag	17. 7.—26. 7.	7 Uhr 45 Min.
10. 1.—24. 1.	4 Uhr 15 Min.	27. 7.— 6. 8.	7 30
25. 1.— 5. 2.	4 30	7. 8.—14. 8.	7 15
6. 2.—13. 2.	4 45	15. 8.—24. 8.	7 00
14. 2.—21. 2.	5 00	25. 8.—31. 8.	6 45
22. 2.—28. 2.	5 15	1. 9.— 9. 9.	6 30
1. 3.— 8. 3.	5 30	10. 9.—17. 9.	6 15
9. 3.—16. 3.	5 45	18. 9.—28. 9.	6 00
17. 3.—23. 3.	6 00	29. 9.— 5. 10.	5 45
24. 3.— 2. 4.	6 15	6. 10.—14. 10.	5 30
3. 4.— 9. 4.	6 30	15. 10.—22. 10.	5 15
10. 4.—18. 4.	6 45	23. 10.—29. 10.	5 00
19. 4.—27. 4.	7 00	30. 10.— 5. 11.	4 45
28. 4.— 6. 5.	7 15	6. 11.—11. 11.	4 30
7. 5.—16. 5.	7 30	12. 11.—30. 11.	4 15
17. 5.—31. 5.	7 45	1. 12.—31. 12.	4 Uhr nachmittag
1. 6.—16. 7.	8 Uhr abends		

Da sich nach der böhmischen Uhr auch der Sonnenhöchststand zeitmäßig ständig änderte, waren Tafeln zur Feststellung der Mittagsstunde erforderlich. Derartige Tafeln finden wir in verschiedenen Handschriften der Prager Universitätsbibliothek. Cod. VII-E-9 aus dem Jahre 1412 bezeichnet die zum

Rechnen nach der böhmischen Uhr erforderlichen Zeiten des Sonnenunterganges nach der deutschen Uhr. Cod. XI-C-2 aus dem Jahre 1440 enthält einen Kalender, in dem angegeben wird, wieviel Uhr die böhmische Uhr jeweils zum Sonnenhöchststand zeigt. Eine ähnliche Tafel finden wir auch im Cod. III-H-36 aus dem Jahre 1444. Der im National-Museum Prag befindliche Cod. II-E-38 aus dem Jahre 1454 bringt Zeitangaben über die Länge der Tage und Nächte. In allen diesen Handschriften werden die Zeitangaben nur in halb- oder viertelstündigen Intervallen angegeben. Die erste Berechnung, die auf die Minute genaue Zeitangaben bringt, ist in dem Cod. III-E-28 der Prager Universitätsbibliothek aus dem Jahre 1497 enthalten. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß diese Tafel errechnet wurde, da es zu jener Zeit noch keine Uhren gab, die eine auf Minuten genaue Zeitmessung ermöglichen. Bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts wurde in Böhmen noch nicht nach Minuten gerechnet, sondern nur das Stundenintervall groß geteilt. So sind im Cod. III-B-11, in dem ein Aderlaß behandelt wird, die Unterteilungen einer Stunde wie folgt angegeben: *prope* (nahe), *modicum* (weniger), *media* (Hälfte), *ante* (vor), *post* (nach).

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurden bei Zeitangaben von Himmelserscheinungen verschiedentlich bereits *horae aequinoctiales* verwendet, so z. B. im Cod. XI-C-2 aus dem Jahre 1440. Hier wurden diese Stunden bereits in Minuten und Sekunden eingeteilt. In der gleichen Handschrift wird aber auch eine böhmische Sonderheit verzeichnet: die Einteilung der nicht gleichen böhmischen Stunden, der *Horae temporales*. Sie wurden in 4 *puncta* = Viertel geteilt, jedes *punctum* in 10 *momenta*, so daß 1 *momentum* bei Tag- und Nachtgleiche 90 Sekunden entsprach. Diese Einteilung begegnet uns auch in einigen Chronik-Nachrichten, ist aber ab der Mitte des 15. Jahrhunderts nicht mehr zu finden.

Die Zahl der im 16. Jahrhundert in Prag ansässigen Uhrmacher war bereits außerordentlich groß. Zwischen ihnen bestanden oft verwandtschaftliche Beziehungen. Dies gilt insbesondere für die im Lande geborenen Meister. Zur besseren Übersicht werde ich die nachweisbaren Prager Uhrmacher des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts nur alphabetisch geordnet nennen und dabei die archivalischen Nachweise anführen sowie angeben, welche Arbeiten sich von ihnen erhalten haben. Der Vollständigkeit halber werde ich in die Zusammenstellung auch die Meister einbeziehen, deren Leben und Wirken bereits oben beschrieben wurde.

Amsler Johann wird im Jahre 1595 in der Prager Altstadt erwähnt. Seine Frau Ludmila war eine Tochter des Freywith⁵⁹.

Auspicar Vinzenz in der Altstadt in den Jahren 1614—17 genannt. 1616 kaufte er aus dem Nachlaß des Rudiger Knoperoge (Knosperger) dessen Uhrmacherwerkstatt, für welche er noch 50 Schock Groschen schuldig blieb⁶⁰.

⁵⁹ PStA Bd. 2179, fol. 66.

⁶⁰ PStA Bd. 2233, fol. 379.

Baltazar arbeitet im Jahre 1516 und dann bis zu seinem Tode im Jahre 1530 auf der Prager Kleinseite. 1530 verkauft die Witwe das Haus⁶¹.

Behaim Mauritius, als Hofuhrmacher fertigte er im Jahre 1549 dem Kaiser eine große Uhr mit Glocken, Figuren und beweglichen Tieren⁶².

Benedikt, in der Prager Neustadt, heiratete 1578 Apolena, die Witwe eines Zwecknaglermeisters, und übernahm dessen Schlossergeschirr und -gerät⁶³.

Bürgi Jobst wurde am 28. Februar 1552 in Lichtensteig, Kanton St. Gallen (Schweiz) geboren⁶⁴. In Straßburg schuf er unter Leitung von Conrad Dasypodius zusammen mit den Brüdern Isaak und Josias Habrecht das bekannte Horologium. Bei dieser Tätigkeit erkannte Dasypodius seine Fähigkeiten und empfahl ihn Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, bei dem Bürgi sodann am Observatorium in Kassel wirkte. Seit 1579 führte er die Kasseler Sternwarte allein. Er stellte Logarithmentafeln zusammen und erfand den Proportional-Reduktionszirkel. Als einer der ersten hat Bürgi astronomische Instrumente aus Metall, meist aus Messing, hergestellt, nachdem derartige Instrumente bis zu jener Zeit aus Holz angefertigt worden waren. Er schuf auch zwei astronomische Uhren mit Astrolabien, von denen er eine Wilhelm IV. und eine Kaiser Rudolf II. anbot. Rudolf II. wünschte, daß Bürgi seine Uhr persönlich nach Prag bringen solle⁶⁵. Dies geschah im Jahre 1592. Dabei versuchte Rudolf II. ihn zu bewegen, in seine Dienste zu treten. Bürgi aber lehnte ab, da er sich Wilhelm IV. gegenüber gebunden fühlte. Er war hernach noch zehn Jahre in Kassel tätig, war aber 1596/97 ein zweites Mal in Prag. Im Jahre 1602 ließ er sich dann in Prag nieder. Hier veröffentlichte er seine Arbeit über die Triangulierungs-Regeln⁶⁶. Im Jahre 1604 wurde er mit einem Monatsgehalt von 60 Gulden in kaiserliche Dienste aufgenommen⁶⁷. Im Jahre 1609 wurde er geadelt, ist am Hradschin ansässig und arbeitet dort mit zwei Gesellen⁶⁸. Er arbeitete eng mit Johannes Kepler zusammen⁶⁹. 1609 suchte er um die Prager Bürgerschaft an, wurde aber vorerst abgewiesen. Erst nachdem er sein Wohlverhaltenszeugnis vorgelegt hatte, wurde ihm im Jahre 1610 das Bürgerrecht verliehen⁷⁰. Bürgi war sehr vermögend und verlieh oft Geld, hatte aber gelegentlich Schwierigkeiten, es

⁶¹ PStA Bd. 2212, fol. 183 u. fol. H—91.

⁶² PStA Bd. 1172, fol. 113. — Jahrbuch d. Kunsthistorischen Sammlungen Wien (im folgenden nur Jahrbuch genannt) 5 (1884) 4166.

⁶³ PStA Bd. 2125, fol. 39.

⁶⁴ Drach, C. A. v.: Jobst Bürgi, Kammeruhrmacher des Kaisers Rudolf II. Jahrbuch 15 (1894) 15. — Voellmi, E.: Jobst Bürgi, Mathematiker. In: Elemente der Mathematik, Beiheft 5 (1948). — Wolf, R.: Geschichte der Astronomie. München 1877, S. 39 f.

⁶⁵ Harlas: Z pokladů pražských [Aus Prager Schätzen]. Prag 1901, S. 32.

⁶⁶ Jahrbuch 19 (1898) 16, 294.

⁶⁷ Jahrbuch 10 (1889) 5623 und 15 (1894) 11744.

⁶⁸ Drach 33.

⁶⁹ Chytil: Umění v Praze za Rudolfa [Die Kunst in Prag unter Rudolf]. Vortrag, Prag 1904, S. 47.

⁷⁰ PStA Bd. 546, fol. 47.

zurückzuerhalten. So hatte er z. B. dem aus Brandeis stammenden Isrealiten Joachim Marges 500 Schock Groschen geliehen. Marges entfloh aus Prag und Bürgi bemühte sich deshalb beim Altstädter Rat um Einlage der Schuld auf das Haus des Marges⁷¹. Im Jahre 1616 hatte er dem Caspar Koch aus der Altstadt 1000 Schock Groschen geliehen. Da Koch die Summe zu dem vorgesehenen Termin nicht zurückzahlen konnte, ersuchte er den Stadtrat, ihn aus seinem Haus hinauszuerwerfen⁷². Das Haus wurde ihm dann übereignet.

Bürgi blieb bis zum Jahre 1619 im Hofdienst. 1620 gab der Prager Buchdrucker Paul Sessen (Sessius) seine „Arithmetische und geometrische Progress-Tafeln“ heraus. Nach der Schlacht am Weißen Berg verließ er Prag und kehrte nach Kassel zurück, wo er am 31. Januar 1632 starb. Nähere Einzelheiten über sein Wirken finden sich in den Arbeiten von Zinner⁷³ und Bertele⁷⁴.

Czech Jakob, siehe oben.

Czyngkaysen (Czinkaisen) Henrych aus Erfurt, Altstädter Bürger, wurde bei dem Zunftstreit im Jahre 1617 von dem Uhrmacher Schwarzpach verprügelt. Im Jahre 1605 wird er als Zeuge genannt⁷⁵.

Czinkeisen Georg aus der Altstadt, ein Sohn des vorgenannten, wird als Bürger in der Prager Neustadt genannt⁷⁶.

Degen Georg, Bürger auf der Kleinseite, heiratete im Jahre 1603 die Matrona Ursula^{76a}.

Dürhammer Wilhelm aus Öttingen, kaiserlicher Hofuhrmacher, ist 1590 als Bürger auf der Kleinseite aufgeführt⁷⁷.

Emmoser (Ehemoser, Eimoser) Gerhard (auch Bernhard), kaiserlicher Uhrmacher, stellte für Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. mehrere Uhren her, für die die Rechnungen im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen aufgeführt sind. 1579 wurde er zum Hofuhrmacher mit einem Gehalt von 12 Gulden monatlich ernannt⁷⁸. Von ihm sind drei Werkstücke erhalten, die Zinner erwähnt.

Enders, Großuhrmacher auf der Kleinseite, verfertigte im Jahre 1519 eine Schauuhr mit Astrolabium für die Stadt Laun um 12 Schock Groschen⁷⁹.

Franz, Horologist auf der Kleinseite, arbeitete hier in den Jahren um 1523. Im Jahre 1551 wird von ihm als Toten gesprochen⁸⁰.

⁷¹ PStA Bd. 1231, fol. 118; Bd. 2183, fol. 172.

⁷² PStA Bd. 1292, fol. 402, 418, 445, 447; Bd. 1069, fol. 280.

⁷³ Zinner, E.: *Astronomische Instrumente des 11. bis 18. Jahrhunderts*. München 1956, S. 268—276.

⁷⁴ Bertele, H. v.: *Jobst Bürgi. Beitrag zur Formentwicklung der Uhren*. Jahrbuch d. kunsthist. Sammlungen 51 (1955).

⁷⁵ PStA Bd. 2232, fol. 84; Bd. 1065, fol. 242.

⁷⁶ PStA Bd. 1616, fol. 559.

^{76a} *Traumatrik des Pfarramtes St. Thomas, Prag-Kleinstadt*.

⁷⁷ *Jahrbuch 7* (1886) 5394.

⁷⁸ *Jahrbuch 7* (1886) 5047, 5394, 5408. — Bassermann-Jordan, E. v.: *Die Uhr des Augsburgers Gerhard Emmoser für Kaiser Maximilian II. Die Uhrmacherwoche 35* (1928) Nr. 52. — Zinner: *Instrumente* 303 f.

⁷⁹ *Launer Stadtarchiv, Launer Rathausbuch Nr. 1*, fol. E—11.

⁸⁰ PStA Bd. 2213, fol. M—11. — Tomek: *Dějepis IV*, 294; VIII, 397.

Freilich (Fröhlich) Paul aus Leitomischl erwarb das Altstädter Bürgerrecht im Jahre 1563, behielt aber Eigentum und Wohnung in Leitomischl. Er war ein tüchtiger und sehr gesuchter Hersteller von Großuhren. 1552 schuf er die Kunstuhr für die Stadt Kouřim, für die er eine zehnjährige Garantie gab⁸¹. Im Jahre 1560 vereinbarten die Schöffen von Leitomischl mit ihm: „... die abgebrannte Uhr zu sich aufzunehmen und sie so zu reparieren, daß das ganze Horologium samt den Vierteln zu jeder Stunde gut ginge und stark schlagen könnte“. Für diese Arbeit sollte er 50 Schock Meißner Groschen erhalten⁸². 1565 reparierte er eine Uhr für die Stadt Kaaden⁸³. Im selben Jahr erhielt er den Auftrag für eine Uhr für die Prager Burg⁸⁴. Da er sich aber offensichtlich nicht beeilte, diesen Auftrag auszuführen, wurde der Stadtrat in Leitomischl von Prag ersucht, den Meister anzutreiben und ihn mit dem fertigen Werk nach Prag zu schicken. Auf kaiserlichen Befehl wurden ihm dann vom kaiserlichen Steueramt 15 rheinische Gulden, 129 Schock Groschen und 34 Kreuzer ausbezahlt⁸⁵. Die Uhr scheint aber Mängel aufgewiesen zu haben, denn Freilich wurde im Jahre 1569 und dann erneut im Jahre 1573⁸⁶ zur Ausführung von Reparaturen gerufen. Die Uhr war damals provisorisch am Weißen Turm aufgestellt⁸⁷. Freilich stellte außerdem als erster in Böhmen meteorologische Instrumente her. Im Jahre 1585 bestellte bei ihm Peter Wok von Rosenberg Instrumente, um in seiner „Stube“ die Windrichtungen erkennen zu können. Bei Ausführung dieses Auftrages arbeitete er mit dem Rosenberger Geometer Mathias Ornys zusammen⁸⁸.

Freilich Adam, Sohn des Vorigen, arbeitete ab 1600 selbständig. Bei seiner Heirat wurde sein Erbteil in Leitomischl ermittelt. Er starb bereits im Jahre 1602. In seinem Nachlaß befanden sich neben dem Werkzeug auch 27 Uhren, bei denen es sich meistens um aus verschiedenen Gemeinden Böhmens übernommene Reparaturen handelte⁸⁹.

Glockner (Gloker, Kluger, Lucker) Johann Paul, auch Paul Hanus aus Augsburg genannt, war Altstädter Bürger. Seine Gattin Ludmilla war die Tochter des Uhrmachers Steinmeissel. Er war recht vermögend. Im Jahre 1596 beerbte er den Uhrmacher Steinmeissel. 1597 kaufte er ein Haus in der Plattnergasse, 1601 erwarb er ein zweites Haus. 1602 wurde er zum Zunftmeister der Schlosserzunft gewählt, im gleichen Jahr geriet er in den um eine neue Zunftordnung ausgebrochenen Zunftstreit. 1603 wurde er von seinem Zunftmeisteramt enthoben und zusammen mit Paumeister, der der Führer der Opposition war, eingekerkert. Nach seiner Entlassung richtete

⁸¹ Stadtarchiv Kouřim, Rotes Rathausbuch aus dem J. 1547, fol. 31.

⁸² Stadtarchiv Leitomischl, Bd. 119, fol. 22.

⁸³ Stadtarchiv Kaaden, Copialbuch aus d. J. 1557, fol. 397.

⁸⁴ Jahrbuch 12 (1891) 7994.

⁸⁵ Böhm. Landesarchiv, Bd. 68^{1/2}, fol. 190, 260, 275.

⁸⁶ PStA Bd. 576, fol. 15.

⁸⁷ Jahrbuch 12 (1891) 8036.

⁸⁸ Břežan: Život pana Petra Voka [Das Leben des Herrn Peter Wok]. Prag 1880. 2. Ausg. 1897, S. 109.

⁸⁹ PStA Bd. 1229, fol. 416; Bd. 2179, fol. 66; Bd. 1174, fol. 138.

er sich an der Prager Burg einen Laden ein, in dem er Augsburger Erzeugnisse verkaufte. Bis zu seinem Tode im Jahre 1606 war er in reger Handelsverbindung mit Christoph Schissler. Er hinterließ ein Vermögen im Werte von 3964 Schock Groschen. Es wurde bestimmt, daß das Handwerksgerät seinem Sohne verwahrt werden sollte, bis dieser das Uhrmacherhandwerk erlernt habe. Im Jahre 1615 verfaßte die Witwe Ludmilla ihr Testament. Zu jener Zeit lebten von den fünf Kindern Johann Paul Glockners noch zwei: der Sohn Johann Paul und die Tochter Maria. Diese heiratete später Johann Bapt. Karges⁹⁰.

Habermel Erasmus heiratete im Jahre 1593 in Prag Susanna Solis, Enkelin eines Hans Glockner aus Augsburg. Er erhielt vom Kaiser als Hochzeitsgeschenk 8 Gulden. Am 1. Oktober 1594 wurde er, mit einem Monatsgehalt von 8 Rheinischen Gulden, zum Instrumentenmacher für astronomische und geometrische Geräte ernannt. Sein Gehalt bezog er bis zu seinem Tode im April 1606. Wie viele andere Mitarbeiter am Hofe Kaiser Rudolfs II. erhielt auch Habermel sein Gehalt immer mit großen Verspätungen. Als Hersteller astronomischer Instrumente war er im Vergleich zu den Hofuhrmachern Emmoser und Bürgi sehr schlecht entlohnt. Seine Meßinstrumente, die heute zu den besten Gravierarbeiten der Renaissance zählen, sind nur selten signiert. In den wenigen Fällen, in denen er seinen Namen an den Werkstücken anbrachte, geschah dies an so versteckten Stellen, daß die Signatur sehr schwach zu finden ist. Deshalb kann man verschiedene, vermutlich von ihm stammende Instrumente, ihm nicht mit Sicherheit zuschreiben. Nach einigen Berichten soll er im Kreuzgang der Thomaskirche auf der Kleinseite in Prag begraben worden sein. Es findet sich hier aber keine Grabplatte mehr. Die einzige gründliche Übersicht über seine Arbeiten finden wir bei Zinner⁹¹.

Habermel Josua, vermutlich Vater oder Bruder des Vorigen, wurde in Buchholz geboren, arbeitete 1565—1575 in Straubing, 1576—1577 in Regensburg und kam Anfang der 80er Jahre nach Prag. Er war ursprünglich Graveur, der vorwiegend Becher und andere Trinkgefäße herstellte. Auch die Errichtung von Wasserwerksanlagen gehörte zu seiner Tätigkeit. Im Prager Nationalmuseum finden wir von ihm einen schönen Meßzirkel und geodätische Zeicheninstrumente. In der Art der Gravierung und der Vergoldung ähneln seine Erzeugnisse denen des Erasmus Habermel, mit dem er, meiner Meinung nach, eng zusammengearbeitet haben dürfte. Im Jahre 1581 erhielt er ein auf 20 Jahre laufendes Privileg für eine Wasserwerksanlage. Erst im Jahre 1590 erhielt er das Bürgerrecht auf der Prager Kleinseite. Nähere Nachrichten über seine Prager Tätigkeit konnte ich nicht finden^{91a}.

Hon David, Uhrmacher in der Altstadt, wurde im Jahre 1590 in einem

⁹⁰ PStA Bd. 2230, fol. 273; Bd. 1228, fol. 122 u. 394; Bd. 2231, fol. 132; Bd. 2179, fol. 67; Bd. 2113, fol. 86 u. 198; Bd. 1229, fol. 4, 65 u. 524; Bd. 69, fol. 182; Bd. 2232, fol. 84; Bd. 1168, fol. 198.

⁹¹ Jahrbuch 7 (1886) 5529. — PStA Bd. 2176, fol. 113. — Zinner: Instrumente 329—346.

^{91a} Zinner: Instrumente 346f.

Wirtshaus überfallen. Dabei wurden ihm Uhren im Werte von 24 Schock Meißner Groschen, die ihm zur Reparatur anvertraut worden waren, gestohlen⁹².

Heinrich, Uhrmacher, Altstädter Bürger, besaß kein Haus, sondern wohnte in Miete⁹³. Er war ein großer Becherfreund. Er konnte drei Tage und Nächte lang ununterbrochen bei der Witwe Elisabeth trinken. Als er im Jahre 1592 starb, kam diese Witwe an seine Totenbahre und sagte: „Dich sollte der Blitz erschlagen, daß du mir nicht bezahlt hast; in der anderen Welt wirst du keine Ruhe haben“⁹⁴.

Jamnitzer Abraham, Sohn des Wenzel Jamnitzer aus Wien, war Uhrmachermeister und Bürger in Nürnberg. Er kam mehrmals mit Erzeugnissen seines Vaters, die dieser für den kaiserlichen Hof angefertigt hatte, nach Prag⁹⁵.

Iodocus Georg, Hofuhrmacher, wurde am 16. März 1606 geadelt⁹⁶.

Johannes von der Rose (Jan z Ruože, Meister Hanus), siehe oben.

Johann aus Budweis erhielt Bürgerrecht in der Prager Neustadt. Im Jahre 1569 wurde er wegen einer Beschuldigung angeklagt. 1571 kaufte er ein Haus in Opatowitz und im folgenden Jahr seiner Frau Margarethe einen Weingarten. Trotzdem verfiel er in Schulden. In zweiter Ehe heiratete er eine Barbara und verlangte im Jahre 1586 von ihren Verwandten 100 Schock Groschen als Mitgift. 1589 wurde er wegen „Crimen lese majestatis“ angeklagt. Im Jahre 1591 beschuldigte er den Herrn Hans Chlivenský von Riesenburg, daß er ihn um sein Vermögen gebracht habe⁹⁷.

Johann, Uhrmacher auf der Kleinseite, starb im Jahre 1564⁹⁸.

Junghans Peter aus Lugau erhielt im Jahre 1599 Altstädter Bürgerrecht⁹⁹.

Karges (Karyes) Johann Bapt. heiratete Maria, die Tochter des Uhrmachers Johann Paul Glockner. Er war sehr jähzornig. Er wurde zweimal eingekerkert, das erste Mal, nachdem er am Tage des hl. Johann Bapt. des Jahres 1616 geschossen hatte, das zweite Mal im Jahre 1621 wegen Rebellion¹⁰⁰.

Knoperoge (Knosperger, Kneperian) Rudiger (auch Rortiger), ist in den Jahren 1601—1616 als Uhrmacher nachweisbar. Als er 1616 starb, hinterließ er eine Waise. In seinem Nachlaß befand sich nur das Handwerksgerät¹⁰¹.

Krammer Konrad aus Buckenheim erwarb im Jahre 1580 das Altstädter Bürgerrecht¹⁰².

⁹² PStA Bd. 1138, fol. 127.

⁹³ PStA Bd. 1065, fol. 324, 341.

⁹⁴ PStA, Weinberger-Buch Fasz. 9, fol. 40.

⁹⁵ Jahrbuch 7 (1886) 5225, 5384, 5397.

⁹⁶ Jahrbuch 7 (1886) 5452.

⁹⁷ PStA Bd. 2219, fol. 235; Bd. 2195, fol. 19; Bd. 2014, fol. 62; Bd. 2222, fol. 92; Bd. 2223, fol. 310; Bd. 2146, fol. 208; Bd. 2185, fol. 83; Bd. 1002, fol. 36.

⁹⁸ PStA Bd. 1156, fol. B—26.

⁹⁹ Winter: Remeslnictvo 506.

¹⁰⁰ PStA Bd. 2233, fol. 318; Bd. 1292, fol. 224. — Bílek, T. V.: Dějiny konfiskací v Čechách po r. 1618 [Geschichte der Konfiskation in Böhmen nach dem Jahre 1618]. 2 Bde. Prag 1882—83, hier Bd. 2, S. 978.

¹⁰¹ PStA, Bd. 2233, fol. 313; Bd. 1063, fol. 218.

¹⁰² Winter: Remeslnictvo 506.

Kschelur (Kselur) Adam, Uhrmacher auf der Prager Kleinseite, kaufte im Jahre 1580 einen Weingarten in Šarka bei Prag¹⁰³.

Langenmauth Hans Jakob, Uhrmacher auf der Kleinseite, wurde am 5. Februar 1616 ein Sohn Hans Heinrich geboren¹⁰⁴.

Langmantel Christoph, Uhrmacher auf der Kleinseite. Am 26. Juli 1616 wurde ihm eine Tochter Anna Rebeka geboren¹⁰⁵.

Markgraf Christoph, Hofuhrmacher, erhielt im Jahre 1588 vom Kaiser 50 Gulden als Heiratsgabe¹⁰⁶.

Martin, Hersteller von Großuhren, kaufte im Jahre 1574 mit seiner Gattin Dorothea ein Haus in der Prager Neustadt¹⁰⁷.

Mezler (Metzger) Philipp aus Würzburg, ein Zirkelmacher, erwarb im Jahre 1614 Altstädter Bürgerrecht¹⁰⁸.

Neymistr (Neumester) Ambrosius aus Nürnberg war seit dem Jahre 1608 in der Prager Altstadt ansässig, besaß aber kein Bürgerrecht. 1610 beschuldigte er den Meister Jobst Schmeller, daß er ihn beschimpft habe. Im Jahre 1611 übersiedelte er nach Leitmeritz¹⁰⁹.

Nicolaus aus Tabor erhielt im Jahre 1568 Bürgerrecht in der Prager Neustadt¹¹⁰.

Ondřej (Andreas), Hersteller von Großuhren auf der Prager Kleinseite, wo er in den Jahren 1507—1519 arbeitete. Nach seinem Tode entstand ein großer Streit um seinen Nachlaß¹¹¹.

Ondřej (Andreas), Hersteller von Großuhren in der Prager Altstadt, vielleicht identisch mit dem vorigen, stellte im Jahre 1511 eine Uhr für die Stadt Kouřim her. Im gleichen Jahr reparierte er eine Uhr der Stadt Kolin¹¹². Im Jahre 1524 (1514?) fertigte er für den Hohen Turm in Rakonitz eine Schauuhr. Ein Jahr danach ging die Uhr nicht mehr und die Rakonitzer verlangten ihr Geld zurück¹¹³.

Pirnbrunner Jonas aus Augsburg machte im Jahre 1582 in der Prager Altstadt sein Testament¹¹⁴.

Pister Bernhardt heiratete im Jahre 1565 in der Prager Altstadt die Witwe des Uhrmachers Valentin¹¹⁵.

Regenspurger (Rheynsperger) Johann kaufte im Jahre 1616 mit seiner

¹⁰³ PStA Bd. 2015, fol. 461.

¹⁰⁴ Geburtsmatrik des Pfarramtes St. Thomas, Prag-Kleinseite.

¹⁰⁵ E b e n d a.

¹⁰⁶ Jahrbuch 7 (1886) 5469.

¹⁰⁷ PStA Bd. 2195, fol. 256.

¹⁰⁸ Winter: Remeslnictvo 506.

¹⁰⁹ PStA Bd. 1290, fol. 105 u. 324.

¹¹⁰ PStA Bd. 2192, fol. 557.

¹¹¹ PStA Bd. 2211, fol. L—14, O—11, J—5.

¹¹² Archiv Český [Böhmisches Archiv]. 18 (1900) 530, § 267.

¹¹³ Levý, Fr.: Dějiny Král. města Rakovníka [Geschichte d. königl. Stadt Rakonitz]. Rakonitz 1896, S. 122.

¹¹⁴ PStA Bd. 2120, fol. 406.

¹¹⁵ PStA Bd. 2136, fol. 50.

Gattin Christina ein Haus in der Prager Altstadt. Im Jahre 1618 erscheint er als Zeuge¹¹⁶.

Reinhardt Gregor aus Ober-Schneeberg in Meißen erhielt im Jahre 1614 das Bürgerrecht am Hradschin. Im Jahre 1612 war er in einen gerichtlichen Streit verwickelt¹¹⁷.

Schissler (Ssesler, Šišler) Christoph, Sohn des aus Augsburg stammenden Hofuhrmachers des Kurfürsten August von Sachsen. Er trat im Jahre 1591 als Vertreter der Interessen seines Vaters und des Augsburger Uhrmachers Christoph Santernella auf. Er war Lieferant für den kaiserlichen Hof und erhielt am 5. Juni 1610 den Titel eines Hofuhrmachers. In Prag fertigte er astronomische Meßwerkzeuge¹¹⁸. Im Jahre 1619 wurde er wegen Schulden eingekerkert¹¹⁹.

Schmidt Martin, Hofuhrmacher, erhielt seit dem Jahre 1609 für seine Dienste monatlich 20 Gulden¹²⁰.

Schneeberger (Sneperger) Michael aus Fillingen im Schwarzwald, Hofuhrmacher, erwarb im Jahre 1602 das Bürgerrecht auf der Prager Kleinseite. 1603 heiratete er auf der Kleinseite Juditha Arberger. Im Jahre 1609 zog er nach Wien¹²¹.

Schwarzpach (Švarzcpach) Christoph, Kleinuhrmacher, Altstädter Bürger, verlangte von der Zunft die Bewilligung, neben Kleinuhren auch Großuhren herstellen zu dürfen. Er wies nach, daß er in Breslau beides erlernt habe. Der Stadtrat dagegen stellte fest, daß das Handwerk in Augsburg und anderswo im Reich geteilt ist. Bei der ihm erteilten Genehmigung handle es sich um eine Ausnahme für seine Person, auf die sich niemand berufen könne¹²². Er war sehr jähzornig. Im Streit um die Durchsetzung einer neuen deutschen Zunftordnung verprügelte er die Uhrmacher Johann Glockner und Henrych Czingkeysen.

Schwarzpach Georg, Sohn des Vorigen, Bürger der Prager Altstadt, erscheint im Jahre 1618 als Zeuge¹²³. Die Funktion eines Zunftmeisters übte er von 1628 bis zu seinem Tode im Jahre 1630 aus¹²⁴.

Skřivan Daniel, Schlosser in der Prager Neustadt, arbeitete seit 1530 als Meister. Seine Gattin hieß Dorota. Er war ständig verschuldet. Im Jahre 1554 schuldete er dem Neustädter Sechsherrennamte 6 Schock Groschen. Es wurde vereinbart, daß ihm diese Schuld von dem ihm zustehenden Gehalt für die Verwaltung der Rathausuhr abgezogen wird¹²⁵. Zusammen mit Jan Táborský verrichtete er Arbeiten an der Altstädter Rathausuhr.

¹¹⁶ PStA Bd. 1070, fol. 182; Bd. 2114, fol. 206.

¹¹⁷ PStA Bd. 2189, fol. M—13; Bd. 1290, fol. 573.

¹¹⁸ PStA Bd. 2215, fol. K—3. — Jahrbuch 7 (1886) 5531, 5547; 29 (1908) 19474.

¹¹⁹ PStA Bd. 1485, fol. 48.

¹²⁰ Jahrbuch 10 (1889) 5677.

¹²¹ PStA Bd. 1067, fol. 114; Bd. 1290, fol. 567.

¹²² PStA Bd. 2215, fol. P—30.

¹²³ PStA Bd. 1070, fol. 216.

¹²⁴ PStA Bd. 69, fol. 297.

¹²⁵ PStA Bd. 2208, fol. 99, 159, 236, 322.

Skřivan Thomas, Sohn des Vorigen, war seit 1532 als Hersteller von Großuhren tätig und nannte sich selbst Schlosser. Er war in seinem Handwerk sehr gewandt. Im Jahre 1560 beauftragten ihn die Kutenberger, eine neue Kirchenguhr zu bauen¹²⁶.

Spindler Hans aus Weipert erwarb im Jahre 1619 Altstädter Bürgerrecht¹²⁷.

Stampach Georg aus Nürnberg erhielt im Jahre 1557 Bürgerrecht in der Prager Altstadt¹²⁸.

Steffenawer (Steffenauer, Steffenauer) Konrad, ein gebürtiger Schweizer, Bürger der Prager Neustadt, arbeitete in den Jahren 1605—1635 als Uhrmacher. Im Jahre 1610 heiratete er eine Ludmila, die ihm eine große Mitgift einbrachte, so daß er ein Haus bauen konnte. Im selben Jahr hatte er einen Laden auf der Prager Burg. Er stellte Kompass, Zirkel und astronomische Quadranten her. In seinem Nachlaß befanden sich zahlreiche verschieden kleine und große Uhren sowie astronomische Instrumente¹²⁹.

Steinmeisel (Štanmayzl, Steinmenzel) Hans war seit 1547 Prager Bürger. Im Jahre 1548 heiratete er Mariana, Tochter des Jakob Czech, und kaufte ein Haus in der Plattnergasse. Nach Zvůneks Tode vertraute ihm der Stadtrat die Prager Rathausuhr zur Verwaltung an. Am folgenden Tage brachte er jedoch die Schlüssel mit der Bemerkung zurück, er würde durch die Uhr närrisch werden. Er starb im Jahre 1572 und hinterließ eine Witwe und 5 Kinder. In seinem Nachlaß befanden sich: 27 Pfund Zinn, 27 Stahl- und Eisenruten, ein Blasebalg, ein Amboß, drei große Hammer, vier Abrichtestöcke und drei Schraubstöcke. Als die Witwe im Jahre 1575 ihr Testament machte, lebten noch zwei Töchter und ein Sohn¹³⁰.

Stobel Hans, „ein Zirkelschmied“, war Altstädter Bürger und Hausbesitzer. Im Jahre 1559 wurde er als Dieb beschimpft und klagte deshalb bei Gericht. Als er im Jahre 1562 starb, schuldete er einem gewissen Weydhoff in der Steiermark die Bezahlung von Eisen¹³¹.

Stoll Heinrich (Stolle, Hendrych) aus Lemga (?), ursprünglich ein Geselle Bürgis, arbeitete seit 1616 auf der Kleinseite selbständig. Im Jahre 1617 tritt er sich mit seinen Gesellen. 1620 erhielt er Bürgerrecht¹³². Er stellte in Prag als erster Fernrohre her.

Táborský Jan, siehe oben.

Tobias Wenzel aus Mirowitz, war seit 1558 Altstädter Bürger. Seine Frau hieß Anna. Er starb im Jahre 1560¹³³.

Tyrhammer Wilhelm, Hofuhrmacher, ist auf der Kleinseite ansässig.

¹²⁶ Šimek, J.: Kutná Hora v 15. a 16. století [Kuttenberg im 15. und 16. Jahrhundert]. Kuttenberg 1907, S. 38.

¹²⁷ Winter: Řemeslnictvo 507, auch Traumatik der Pfarrkirche St. Thomas, Prag-Kleinstadt.

¹²⁸ Winter: Řemeslnictvo 506.

¹²⁹ PStA Bd. 2149, fol. 289, Bd. 1214, fol. 199.

¹³⁰ PStA Bd. 1172, fol. 113.

¹³¹ PStA Bd. 2142, fol. E—13.

¹³² PStA Bd. 2216, fol. B—24; Bd. 1483, fol. 195. — Zinner: Instrumente 545.

¹³³ PStA Bd. 1165, fol. 60.

Im Jahre 1592 heiratete er eine Maria¹³⁴. Im Jahre 1610 wird er als Vormund eingesetzt¹³⁵.

Valentin, Hersteller von Großuhren, Hausbesitzer in der Altstadt. Er war sehr jähzornig. Als er seine Gattin Anna und Tochter Susanna geschlagen hatte, sollte er dafür eingesperrt werden. Im Jahre 1563 kam der Kannengießer Sebastian im Auftrag des Stadtschreibers zu ihm, um das Eigentum des Valentin zu versiegeln. In einer dabei entstandenen Rauferei versetzte der Kannengießer dem Meister Valentin mit Faust und Degen einen derartigen Schlag, daß dieser getötet wurde. Hierfür wurde der Kannengießer verurteilt¹³⁶.

Walthan Hans aus Augsburg, im Jahre 1576 als Altstädter Bürger erwähnt, mietete im Jahre 1601 von der Stadt einen Laden um jährlich 40 Taler¹³⁷.

Wawrzynec (Laurenz), ein Lehrer an der Theinschule in Prag, war im Jahre 1593 Verwalter der Altstädter Rathausuhr¹³⁸.

Wawrzynec (Laurenz) aus Königgrätz kaufte im Jahre 1595 in der Neustadt ein Haus. Als er 1597 eine zweite Ehe eingeht, kauft er seiner Gattin Katharina das Haus „Na Dláždění“. Später ist er im Besitz von zwei weiteren Häusern¹³⁹. Im Jahre 1590 erhält er ein Privileg zum Gießen von Turmuhrglöckchen¹⁴⁰. Im Jahre 1593 wurde er nach Leitmeritz gebeten, um ein Urteil über die dortige Stadtuhr abzugeben. In seinem Bericht schrieb er: „Ein großer Schade wird ihr von Rost und Taubenmist zugetan und falls nicht alles glücklich besorgt wird, wird niemand im Stande sein, diese Uhr zu verbessern, besonders was die Sphaeren, Zodiak und Kalender anbetrifft“¹⁴¹.

Weber Gallus, um 1580 kaiserlicher Uhrverwalter auf der Prager Burg, erhält für seine Dienste jährlich 28 Schock Groschen¹⁴².

Wewerka (Veverka) Hans, Neustädter Bürger, verlangte von den Schöffen, sie sollten eine Rathausuhr bei ihm bestellen. Er hatte vorher bereits mehr Geld, Eisen und Stahl dafür behoben als ein Vertrag erlaubt hätte. Er wurde dafür in den Kerker gesetzt und selbst auf Fürsprache Wilhelms von Rosenberg nicht daraus entlassen¹⁴³.

Záhen Jakob (identisch mit Jakob Czech) erhielt im Jahre 1534 44 Dukaten für 5 Uhren, die er für die Königin hergestellt hatte¹⁴⁴.

Zanlich Simon arbeitete im Jahre 1570 am Hradschin für den Kaiser¹⁴⁵.

¹³⁴ PStA Bd. 2215, fol. D—3.

¹³⁵ PStA Bd. 2215, fol. O—20.

¹³⁶ PStA Bd. 991, fol. 177 u. 239; Bd. 1048, fol. 27; Bd. 1133, fol. 42; Bd. 2205, fol. 12; Bd. 2136, fol. 204.

¹³⁷ PStA Bd. 1063, fol. 173.

¹³⁸ Stadtarchiv Leitmeritz, Manuale aus d. J. 1591, fol. 117.

¹³⁹ PStA Bd. 2197, fol. 238 u. 404; Bd. 2143, fol. 49 u. 55.

¹⁴⁰ Jahrbuch 12 (1891) 8261.

¹⁴¹ Winter: Remeslnictvo 478.

¹⁴² Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit. Hrsg. v. Kgl. böhm. Landesarchiv. Bd. 6. Prag 1890, S. 260.

¹⁴³ PStA Bd. M—25, fol. 36; Bd. M—397, fol. 50.

¹⁴⁴ Jahrbuch 5 (1884) 4470.

¹⁴⁵ Jahrbuch 5 (1884) 5189.

Zvůnek Wenzel, Rathauswirt, verwaltete die Altstädter Rathausuhr in den Jahren 1537—1552.

In die Berufsgruppe der Uhrmacher und Mechaniker jener Zeit gehörten auch die Hersteller von Globen. Georg Rahmowský arbeitete ein ganzes Jahr an einem Himmelsglobus, den er dem Kaiser Rudolf II. dann als Geschenk überreichte. Im Jahre 1599 mahnt er beim Kammeramt die Bezahlung von 100 Talern ein, die ihm Rudolf für den Globus versprochen hatte¹⁴⁶.

Wie schon erwähnt, war die Uhrmacherei im 16. Jahrhundert auch in den anderen Städten Böhmens verbreitet. Die dort erzeugten Uhren konnten aber die Qualität der Prager Uhren nicht erreichen. Von den Städten Böhmens war es insbesondere Pilsen, wo sich deutsche Uhrmacher auf ihrer Reise nach Prag aufhielten und gelegentlich auch niedergelassen haben. Insgesamt ist das Bild, das wir von der Uhrmacherei in den verschiedenen Landstädten Böhmens haben, unvollständig. Dies hat seinen Grund vor allem in den relativ wenig Nachrichten, die sich in den Archiven der Landstädte über die Uhrmacher erhalten haben. Da es mir nicht möglich war, alle Stadtarchive durchzuarbeiten, dürften allerdings noch manche Ergänzungsfunde möglich sein. Bedeutend wird die Uhrmacherei in den Landstädten Böhmens aber nicht gewesen sein, da kleine Uhren meist in Prag angekauft wurden und große Turmuhren Jahrzehnte, teilweise sogar Jahrhunderte, überdauerten. Für die Reparatur von Uhren und gelegentlich auch für deren Herstellung, suchte man sich einen geeigneten Schlosser. Die Städte, für die ich den Nachweis einer Uhrmachertätigkeit finden konnte, sollen nachstehend genannt werden.

Beraun: Im Jahre 1600 bat der Rat der Stadt Beraun die Stadt Rakonitz um deren altes Horologium, da Rakonitz zwei Uhrwerke besitze. Die Bitte wurde mit der Begründung abgelehnt, man werde es im Gemeindehofe für das Gesinde aufstellen¹⁴⁷.

Böhm. Budweis: Der Budweiser Uhrmacher Michael schloß im Jahre 1581 mit der Stadt Kasejowitz einen Vertrag, in dem er sich verpflichtete, ein neues Horologium zu schaffen, das mit einer Klinke, durch welche die Seile über Rollen gezogen werden, aufgezogen werden kann und das mit einer Glocke versehen ist, die das jeweilige Schlagen der Uhr ankündigt. Als Preis wurden 60 Schock Meißner Groschen sowie die alte Uhr in Kasejowitz vereinbart¹⁴⁸.

Chotěboř besitzt einen Siegelstock der Schlosser aus dem Jahre 1600, der das Zeichen der Uhrmacher trägt¹⁴⁹.

¹⁴⁶ Jahrbuch 12 (1891) 8335.

¹⁴⁷ Stadtarchiv Rakonitz, Copialbuch f. d. J. 1600.

¹⁴⁸ Köpl, K.: Smlouva o zhotovení věžních hodin v Kasejovicích z roku 1581 [Vertrag über die Anfertigung einer astrologischen Uhr in Kasejowitz aus dem Jahre 1581]. Historický sborník 2 (1884) 317.

¹⁴⁹ Wirth: Soupis památek historických a uměleckých v politickém okrese Chotěbořském [Verzeichnis der historischen und künstlerischen Denkmäler im politischen Bezirk Chotěboř]. Prag 1906, S. 41. (Soupis památek 28.)

Eger: Den zwei hier im Jahre 1569 ansässigen Uhrmachern stellte der Erzbischof Brus von Müglitz kein gutes Zeugnis aus. Sie verstünden nicht, seine Uhr zu reparieren. Er habe die Uhr deshalb nach Nürnberg schicken müssen¹⁵⁰.

Elbogen: Im Jahre 1587 wird bestimmt, daß der Uhrmacher und Schlosser Hans Wierpach aus Eger für die Instandhaltung von zwei Uhren jährlich einen Taler erhält¹⁵¹.

Jungbunzlau: Im Jahre 1608 wurde der Uhrmacher Hans Péče beschuldigt, ein Heiratsversprechen nicht eingelöst zu haben¹⁵².

Kaaden: Im Jahre 1596 reparierte der Kaadener Uhrmacher Caspar Libisch die Schauuhr in Rakonitz. Die Reparatur aber mißlang¹⁵³.

Komotau: Im Jahre 1598 war hier kein Uhrmacher ansässig. Zur Reparatur von zwei in der Stadt durch einen Brand beschädigten Uhren wurde ein Uhrmacher aus Perm in Sachsen geholt¹⁵⁴.

Krummau: Um 1603 wirkte hier ein Uhrmacher namens Hons¹⁵⁵.

Kuttenberg: In den Zunftverzeichnissen der Schlosser aus den Jahren 1555 und 1584 sind keine Uhrmacher eingetragen. Im Jahre 1563 wurde aber der Uhrmacher Křeček wegen Ehebruch an den Pranger gestellt¹⁵⁶.

Leitmeritz: 1578 schuldet Georg von Lobkowitz dem Uhrmacher Hans die Bezahlung der Uhr, die dieser an dem Schlosse Libochowitz errichtet hatte. 1581 warfen die Schöffen der Stadt Leitmeritz dem Herrn Johann d. Ä. von Roupow vor, daß er dem Uhrmacher Johann in dessen Laden eine Ohrfeige gegeben habe¹⁵⁷. Im Jahre 1611 kam der aus Nürnberg gebürtige Uhrmacher Ambrosius Neymeyster (Neumeister) aus Prag nach Leitmeritz und bat den Rat, ihm zu vergönnen, hier auf eine Zeit seine Erfahrungen zu erproben. Nach Ablauf der Probezeit würde er seine Gattin und sein Vermögen nachziehen¹⁵⁸.

Mährisch-Trübau: 1544 baute Paul Freilich aus Leitomischl für die Stadt eine astronomische Schauuhr. Die Schauuhr war am Unteren Tor angebracht. Sie wurde durch den Brand im Jahre 1784 zerstört, bei dem das Tor einstürzte. J. A. Delsenbach (Unterschiedliche Prospekte und Gebäude, Nürnberg 1720) hat uns eine Ansicht der Schauuhr überliefert. Das Zifferblatt der Uhr war in 12 Stunden eingeteilt. Fünf ausgeschnittene Engelchen spielten zu gewissen Stunden mit Hämmern auf Glöckchen ein Lied. Andere bewegliche Figuren bildeten den Zeitlauf. Beim Schlagen der Uhr winkte aus

¹⁵⁰ Erzbischöfliches Archiv Prag, Korrespondenz von A. Brus.

¹⁵¹ Stadtarchiv Elbogen, Manuale ad 1587.

¹⁵² Bareš, F.: Mladá Boleslav [Jungbunzlau]. Prag 1912, S. 50.

¹⁵³ Stadtarchiv Rakonitz, Copialbuch Lit. D.

¹⁵⁴ Stadtarchiv Komotau, Liber Privilegium. Abschrift im Landesarchiv nach Winter: Remeslnictvo 483.

¹⁵⁵ Winter: Remeslnictvo 484.

¹⁵⁶ Stadtarchiv Kuttenberg, Manuale ad 1563.

¹⁵⁷ Stadtarchiv Leitmeritz, Liber conceptionum Nr. 112, fol. 114.

¹⁵⁸ Stadtarchiv Leitmeritz, Manuale Nr. 33.

einem Fensterchen oberhalb der Uhr ein Männchen, das dabei eine Glocke zog. Die ganze Uhranlage war unter einem Schilddach untergebracht¹⁵⁹.

Pardubitz besaß schon im Jahre 1538 eine Uhr auf dem Rathaus¹⁶⁰.

Pilsen: Wie schon erwähnt, wirkten in Pilsen relativ viele Uhrmacher. Es war mir leider nicht möglich, die dortigen Archive zu durchforschen. Ich stütze mich deshalb auf die gründliche Arbeit von Lábek¹⁶¹. Im Jahre 1517 wirkte hier ein Hersteller von Großuhren namens Nicolaus. 1532 werden die von ihm hinterlassenen Waisen genannt. 1556 wird ein Uhrmacher Veit und 1557 ein Uhrmacher Hanzl genannt. Der Uhrmacher Wolf Khyntpaum kaufte im Jahre 1560 das Haus Nr. 166, auf dem ein Schankrecht lag. Als er dieses Recht 1571 praktizierte, wurde er beinahe erschlagen. Er verkaufte dieses Haus im Jahre 1580 wieder und erwarb dafür das Haus Nr. 190. 1588 wird er in den Stadtbüchern zum letzten Male genannt¹⁶². Weiters werden erwähnt: 1582 der Uhrmacher Bastl, 1602 der Uhrmacher Paul Augemiller, 1604 der Uhrmacher Georg Švagr und 1610 der Uhrmacher Mathias Sumer.

Rakonitz: Die Stadtuhr wurde von dem Schlosser Martin hergestellt. 1588 reparierte er die Uhr des Herrn Friedrich Maštovský von Kolowrat auf Senec. Von dem schuldigen Lohn wurden nur ein Schock Groschen bezahlt, während 38 Kreuzer unbezahlt blieben. Weil der Meister seinen Lohn nicht vollständig erhielt, ging er nach Senec und nahm den „Balken“ von der Uhr weg. Die Rakonitzer Schöffen wiesen den Herrn von Kolowrat darauf hin, daß es unrecht ist, einem Arbeiter seinen Lohn vorzuenthalten¹⁶³.

Tabor: Der Uhrmacher Nikolaus hat, nach dem Entwurf von Johannes Táborský, in die vorhandene Uhr „ein Werk mit Rädern“ um 6 Schock Meißner Groschen eingebaut. Meister Nikolaus übersiedelte im Jahre 1568 nach Prag¹⁶⁴.

¹⁵⁹ Stadtarchiv Mährisch-Trübau, Stadtbuch Nr. 1, fol. 133 a. — Czerný, A.: Die Kunstuhr in Mährisch-Trübau. Zeitschr. d. Verbandes d. österr. Kunstgewerbemuseen. Nr. 3 (1916) 29—32.

¹⁶⁰ Sakař, Jos.: Dějiny Pardubic [Geschichte von Pardubitz]. Bd. 5. Pardubitz 1935, S. 18.

¹⁶¹ Lábek, L.: Hodináři se staré Plzni [Uhrmacher aus Alt-Pilsen]. Pilsen 1919, S. 60. (Privatdruck)

¹⁶² Stadtarchiv Pilsen, Liber Sententionum Nr. IV, fol. 7; Nr. VI, fol. 70; Liber Expedi. Nr. 13.

¹⁶³ Stadtarchiv Rakonitz, Copialbuch aus d. J. 1588.

¹⁶⁴ Jan Táborský Handschrift im PStA.

DIE HERRSCHAFT DES ZISTERZIENSERKLOSTERS SAAR UND DIE VOLKSZUGEHÖRIGKEIT SEINER UNTERTANEN IN DEN JAHREN 1407, 1462 UND 1483

Von Maria Dorda-Ebert

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, die Edition¹ der ältesten Urbare des Klosters Saar von 1407, 1462 und 1483 darzustellen und sodann die Tauf- und Familiennamen und die sich daraus ergebende Volkszugehörigkeit der in den drei Urbaren namentlich genannten Untertanen zu untersuchen.

I.

Die ehemalige Zisterzienserabtei Saar², Fons Sanctae Mariae, auf der böhmisch-mährischen Höhe war als Cella Sancti Bernardi von Johann von Polná gegründet und mit fünf Mönchen aus Ossegg besetzt, doch bald wieder aufgegeben worden³. Přibyslav von Křižanov griff den Gedanken zwar wieder

¹ Nejstarší Žďárské Urbáře 1407, 1462, 1483 [Die ältesten Urbare von Saar 1407, 1462, 1483]. Ediert und erläutert von Zemek, Metoděj und Pohanka, Josef. Brünn 1961.

² Folgende Quelleneditionen und Literatur geben Aufschluß über die Geschichte des Klosters Saar: Chronicon domus Sarensis (Chronik des Klosters von Mönch Heinrich, gest. nach 1300). Hrsg. von Emler, J. Prag 1875. In: Fontes rerum Bohemicarum II/2, S. 521—550. — Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae (CDM). Bd. 2—7. Ed. von Boczek und Chytil. Brünn 1839—58. — Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae. Bd. 2. Ed. von Friedrich, Gustav. Prag 1912. — Steinbach, Otto: Hundertfünfzig Urkunden zur diplomatischen Sammlung historischer Merckwürdigkeiten. Teil 2: Diplomatische Sammlung historischer Merckwürdigkeiten aus dem Archive des gräflichen Cisterzienserstifts Saar in Mähren. Prag-Wien-Leipzig 1783, 282 S. — Altrichter, Helmut: Die Zisterzienser in Mähren bis zu Karl IV. Ungedr. Diss. Prag 1938. Kapitel über Saar S. 42—50 und 61—63. — Drož, B.: Dějiny kláštera a města Žďáru na Moravě [Geschichte des Klosters und der Stadt Saar in Mähren]. Mähr. Budweis 1903. — Hosák, L.: Historický místopis země Moravskoslezské [Historische Ortsbeschreibung des Landes Mähren-Schlesien]. Bd. 1. Jihlavský kraj [Iglauer Kreis]. Prag 1933. — Marek, Jaroslav: Žďár v patnáctém století (Složení obyvatelstva poddanského městečka) [Saar im 15. Jh. (Die Zusammensetzung der Einwohner des untertänigen Städtchens)]. ČMM 77 (1958) 28—53. — Matějček, Antonín: Dějepis umění [Kunstgeschichte]. Bd. 5. Prag 1932, S. 151 f. — Svoboda, F. X.: Vlastivěda moravská. Žďárský okres [Mährische Heimatkunde. Bezirk Saar]. Brünn 1937. — Zemek, Metoděj: Vyvoj železářství na českomoravské vysočině [Die Entwicklung der Eisenindustrie auf der böhmisch-mährischen Höhe]. Saar 1952. — Zemek, Metoděj - Bartušek, A.: Dějiny Žďáru nad Sázavou [Geschichte von Saar an der Sazawa]. Bd. 1 (1252—1617). Deutsch Brod 1956.

³ Außer Saar gehörten in Mähren die Mönchsklöster Velehrad (gegr. 1205) und Wisowitz (1261) und die Nonnenklöster Oslawan (1225), Tischnowitz (1234) und Altbrünn (1323 erstmals erwähnt) dem Zisterzienserorden an.

auf, doch verhinderte sein Tod die Durchführung des Planes. Von seinem Schwiegersohn Boček von Obřan und Kunstadt wurde das Kloster schließlich im Jahre 1252 neu errichtet⁴, von Pomuk⁵ aus besiedelt und reich dotiert. Die Gründungsurkunde wurde noch im gleichen Jahre von König Přemysl Ottokar II. ausgestellt⁶.

Der Besitz, den das Kloster zugeteilt erhielt, lag weit verstreut. In der nächsten Umgebung befand sich ursprünglich nur Jamy⁷, in der weiteren, nordöstlich von Großmeseritsch, der Ort Gutwasser (Dobrá Voda)⁸. Die übrigen Besitzungen lagen in Südmähren und zwar Grusbach (Hrušovany)⁹, südlich von Brünn, ferner der eingegangene Ort Nouavize, wahrscheinlich in dessen nächster Nähe, da der Pfarrer von Lautschitz daselbst 1263 das Pfarrrecht geltend machte¹⁰. Dazu kamen der 3. Teil des Weinzehnts in Skalitz, Pausram, Saitz, Großpawlowitz und Naschetitz und der volle Zehnt in Kobylí, Großpawlowitz und Saitz¹¹.

Eine Reihe Güter erhielt Saar 1255 durch das Testament des Boček von Obřan. Es nennt die schlesischen Orte Milostowitz bei Troppau, Plesna, westlich von Mähr. Ostrau und die Hälfte von Piltsch¹², nördlich von Troppau, ferner Kutscherau, südlich Wischau, und Lhota; endlich Klein Grillowitz in Südmähren und einen Wald bei Zbraslav, westlich von Brünn¹³. Als besondere Wohltäterin des Klosters trat Bočeks Tochter Agnes hervor. Sie schenkte ihm 1277 Tieschan (Těšánky, südlich Brünn)¹⁴ und 1287 die Hälfte von Křižanau¹⁵. Bočeks Sohn Gerhard erbaute 1277 in Saar die Kapelle der Jungfrau Maria und sprach dem Kloster den 3. Teil der Erträgnisse seiner süd-mährischen Weinberge zu¹⁶.

Dann wird das Interesse dieses Geschlechtes an Saar geringer; höher ist nun der Einfluß der Lichtenburger einzuschätzen, denen Saar einen Großteil seiner Besitzungen auf der böhmisch-mährischen Höhe verdankt. Die Lichtenburger waren in der Nachbarschaft des Klosters weit mehr begütert als Boček. Daß die Lichtenburger durch ihre Schenkungen ebenfalls eine Familientradition fortsetzten, geht daraus hervor, daß Smil von Lichtenburg ein Schwager

⁴ Chronicon domus Sarensis 530.

⁵ Dem Chronicon Sarensis ist zu entnehmen, daß der Konvent von Saar im Laufe der Zeit auch von anderen Klöstern Zuzug erhielt.

⁶ CDM III, Nr. 184, S. 155.

⁷ Die deutschen Ortsnamen sind die ehemals amtlichen Bezeichnungen gemäß dem Orts-Repertorium für das Königreich Böhmen, Prag 1913 und für Mähren, Wien 1918 (auf Grund der Volkszählung von 1910).

⁸ CDM III, Nr. 184, S. 155.

⁹ Altrichter nennt statt Grusbach den Ort Rohrbach, gleichfalls südlich Brünn.

¹⁰ CDM III, Nr. 355, S. 352.

¹¹ CDM III, Nr. 184, S. 156.

¹² Piltsch wurde von Altrichter nicht lokalisiert; er spricht von einem nicht bestimmbareren Ort Putsche (alte Bezeichnung).

¹³ CDM III, Nr. 223, S. 200.

¹⁴ CDM IV, Nr. 147, S. 206.

¹⁵ CDM IV, Nr. 147, S. 252.

¹⁶ FRB II, 542.

Přibyslavs von Křižanov war. 1257 teilt Smil den Zehnten aus dem Ertrag seiner Silbergruben in Deutsch Brod, Böhm. Biela, Schlappenz (Šlapanov) und Přibyslau zu gleichen Teilen unter den Klöstern Sedletz, Münchengrätz und Saar auf¹⁷. 1262 erhielt Saar das Dorf Bobruwka¹⁸, 1264 Slawkowitz, später (1265) kamen noch die Kapelle von Chotěboř¹⁹ und 1269 die Dörfer Jiřikowitz und Radniowitz (östlich von Saar) dazu²⁰.

Nach Smils Tode erloschen keineswegs die Beziehungen zwischen dem Geschlecht und dem Kloster. 1303 errichteten die Brüder Ulrich und Raimund von Lichtenburg beim Kloster ein Armenspital und verliehen ihm zu seinem Unterhalt den Ort Potschitek²¹ und beträchtliche Einkünfte²². Hermann Kruščina von Lichtenburg schenkte dem Kloster den Zehnten in Kotlas (südlich von Saar)²³. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Marienkapelle des Klosters letzte Ruhestätte der Bočeks und Lichtenburger war²⁴. 1317 schenkte Johann von Meseritsch, Burggraf von Brünn und Kammerherr zu Olmütz, dem Stift das Dorf Sazomin (südlich von Saar) und 4½ Hufen in Birnbaum (Hrušky) bei Brünn. 1330 erhält es von ihm weitere 20 Hufen und einen Hof im Ausmaß von 4 Hufen in Trkmanitz (eingegangenes Dorf bei Großpawlowitz)²⁵.

Auch in südlicher Richtung erweiterte sich der Klosterbesitz in diesen Jahren. Es erhielt 1294 von König Wenzel II. das Patronat in Lautschitz und dies stellt die einzige königliche Verleihung an Saar dar²⁶. 1293 wird der Zehnt aus einem Weinberg in Mödlau (südlich von Brünn) genannt, verliehen von den Brüdern Pernstein, dazu das Bergrecht²⁷, und von Margarethe, der Witwe eines Steglinus, erhielt das Kloster 1338 nördlich von Brünn ein Gut in Řečkovitz, samt dem Patronatsrecht über die dortige Kirche²⁸.

1293 hatte Wenzel II. die Klosteruntertanen von Křižanau, Ober Bobrau und Neustadtl von der Rechtssprechung durch königliche Beamte befreit²⁹, 1338 erließ der mährische Markgraf Karl dem Kloster die Landessteuer³⁰ und stand ihm die Gerichtsbarkeit auf klösterlichem Gebiet — ausgenommen jedoch über adelige Personen — zu³¹. Den Untertanen wurde streng verboten, Klostergrund vor Bezahlung der fälligen Steuer zu verlassen, und jeden sollte Strafe treffen, der solche Flüchtige aufnahm³².

¹⁷ CDM III, Nr. 259, S. 248.

¹⁸ CDM III, Nr. 336, S. 331.

¹⁹ CDM III, Nr. 375, S. 377.

²⁰ CDM IV, Nr. 18, S. 23.

²¹ Altrichter nennt hier Potschatek bei Chotěboř.

²² CDM V, Nr. 159, S. 167.

²³ CDM VII/3, Nr. 197, S. 807.

²⁴ FRB II, 540.

²⁵ CDM VI, Nr. 395, S. 303.

²⁶ CDM IV, Nr. 221, S. 290.

²⁷ CDM IV, Nr. 311, S. 396.

²⁸ CDM VII, Nr. 190, S. 138.

²⁹ CDM IV, Nr. 319, S. 404.

³⁰ CDM VII, Nr. 190, S. 138.

³¹ CDM VII, Nr. 193, S. 141.

³² CDM VII, Nr. 336, S. 242.

Nichts Näheres ist über den Erwerb von Bethil (1353), südlich von Saar, bekannt. Es lag bereits 1303 öde. Die Brüder Buschko und Znetha von Mostiště verpflichteten sich, es neu anzulegen und mit dem gleichfalls verödeten Malin zu vereinigen³³. In nächster Nähe von Saar wurde im gleichen Jahre der Klosterbesitz durch Schenkungen der Söhne des Johann von Meseritsch um die Dörfer Watin und Babin und den Wald Radomin erweitert³⁴.

Ein derart weitverstreuter Besitz bildete natürlich keine wirtschaftliche Einheit. Die entfernt liegenden Besitzungen konnten nicht zentral von Saar aus bewirtschaftet bzw. verwaltet werden. Dies besorgten wohl Untertanen, die an das Kloster den anfallenden Zins abführten³⁵.

Das Städtchen Saar wurde um 1270 am rechten Ufer der Sazawa — das ursprünglich hier bestandene Dorf war zu dieser Zeit eine Wüstung — neu angelegt, wobei die Ordensregel berücksichtigt wurde, nach welcher sich die Mönchsgemeinschaft in bestimmter Entfernung von Dörfern und Städten niederzulassen hatte³⁶. In dieser Zeit, im Zuge der Klosterkolonisation, wurden auch die meisten der in den drei Urbaren genannten Dörfer³⁷ gegründet.

Das Kloster Saar gehörte zum Bistum Prag, doch stand es zu diesem kaum einmal in engeren Beziehungen, was seine abgeschiedene Lage auf der böhmisch-mährischen Höhe veranlaßt haben mag. Von den Olmützer Bischöfen hat eigentlich nur Bruno dem Kloster reges Interesse entgegengebracht³⁸.

In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts scheint die wirtschaftliche Lage, trotz der genannten Neuerwerbungen, nicht mehr sehr günstig gewesen zu sein. Schon 1297 berichtet eine Urkunde des Bischofs Dietrich über wirtschaftliche Bedrängnisse in Saar. Ähnliche Nachrichten findet man 1348 und 1396 in Urkunden Karls IV.³⁹ und Bonifaz IX. Es mangelte an Wirksamkeit fördernder Kräfte, denn die Beziehungen zu den Lichtenburgern waren bedeutungslos geworden und die Kunststadt erinnerten sich erst wieder zur Zeit Georgs von Poděbrad an ihre Stiftungen⁴⁰.

1422 zerstörten die Hussiten das Kloster, 1437 wurde es neu aufgebaut⁴¹. Seit Ende des 16. Jahrhunderts von den protestantisch gesinnten Schutzherren sich selbst und damit dem Niedergang überlassen, brachte Kardinal Dietrichstein, Fürstbischof von Olmütz, nach 15jährigem Kampf Saar 1607 an sich. 1614 wurde es als Mensalgut des Bistums anerkannt und als Kloster aufgehoben, 1615 durch Tausch Privatbesitz des Kardinals, nach 1620 von Franziskanern bezogen, 1638 von den Zisterziensern zurückgekauft. Am 22. Oktober 1784 wurde das Kloster aufgelöst.

³³ CDM VI, Nr. 10, S. 372.

³⁴ CDM VIII, Nr. 239, S. 181.

³⁵ Zemek-Pohanka 7.

³⁶ Zemek-Pohanka 8/9.

³⁷ Zemek-Pohanka 6.

³⁸ Altrichter 49.

³⁹ Altrichter 49/50.

⁴⁰ Ebenda.

⁴¹ Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. v. Michael Buchberger. Bd. 9. Freiburg 1937.

Die gotische Abtei, jetzt Pfarrkirche, 1655 und 1737 durch Feuer beschädigt, hat trotz der Barockisierung durch Santini ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Santini baute auch die schöne Nepomuk-Kapelle auf dem Grünen Berg und einige Teile des Klosters, das später ein Schloß wurde.

In seiner bereits erwähnten Dissertation stellt H. Altrichter eine Untersuchung darüber an, welchem Volkstum die in Urkunden erwähnten Ordensangehörigen zugehörten. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß Saar in der Zeit vor Karl IV. ein überwiegend deutsches Kloster gewesen sein muß, denn neben den Personennamen ermöglichen gerade hier viele Herkunftsbezeichnungen in sonst zweifelhaften Fällen eine Entscheidung. Mit 68 Namen stellt der Verfasser eine Liste auf, die für das 13. Jahrhundert als vollständig gelten kann. Von diesen 68 rechnet er 36 den Deutschen zu. Es handelt sich um die Äbte: Chunradus aus Pomuk 1253—55; Walthelmus aus Sedletz 1255—59; Winricus aus Waldsassen 1262—76; Johannes IV. „Saxo“ aus Pomuk 1287—88 und 1293—94; Arnoldus 1293—94 und 1306; Conradus 1320; die Prioren Chunradus „paruus“, 1265 genannt, 1317 Prior; Heymannus 1277; die Mönche Wiricus, Arnoldus (wohl der spätere Abt), Hermannus (Diakon), Herbort, Rudolfus 1252; Wigandus (Kellermeister) 1252 und um 1300; Helyas aus Waldsassen, Salmon aus Heiligenkreuz, Chunradus aus Velehrad und Albertus, alle 1252 und um 1260; Heinricus (der Chronist) um 1260 und um 1300; Gerhard, Rupertus um 1260; Heinricus „Sweuicus“ um 1260—1300; Vlrich „Mizner“ 1265; Wernher (Subprior) aus Pomuk um 1260—77; Chunrad „Sweuus“ um 1260 und um 1300; Herbert, Cunradus, Volcmarus (Kantor), Arnoldus, Cunradus, Perchtoldus, Leupold, Heintzelinus um 1300; Gotfridus (Kellermeister) um 1300; Wernher 1318; Conradus confessor Myssnensis 1317.

Ihnen stehen fünf Klostermitglieder gegenüber, die wahrscheinlich Tschechen gewesen sind, und zwar die Brüder Stizlaus und Odik 1252; Pater Allec 1252; Muslo und der Novize Sydlo um 1300.

Die Namen der übrigen 27 sind: Die Äbte Fridericus aus Pomuk 1252/53; Heinricus aus Pomuk 1259—62; Johannes I. 1276—77; Johannes II. Cayphas (zweimal Abt); Johannes III. aus Pomuk; Adam aus Sedletz 1287; Heinricus 1317; Nicolaus 1326; Nycolaus 1341; der Prior Johannes „brabantinus“ 1252—69; die Mönche Heinricus aus Velehrad; Andreas (Custos); Nycolaus 1252; Heinricus „gallicus“ 1252—1260; Otto um 1260; Petrus 1265 (um 1300); ein zweiter Petrus; Heinricus, 3 Träger dieses Namens, davon einer aus „Hradisch“ (wahrscheinlich Münchengrätz); ein zweiter, der Unterkellermeister, aus „Luban“; Bartolomeus, Andreas (alle um 1300), und 5 weitere Träger des Namens Johannes. Bei diesen besteht keine Möglichkeit, die Volkszugehörigkeit festzustellen. Der „Gallier“ Heinrich dürfte Franzose gewesen sein, dagegen läßt die Bezeichnung „brabantinus“ kaum eine Volkstumsbestimmung zu.

Die Handschrift des 155 × 221 mm großen Urbars wird im Archiv des Prager Nationalmuseums aufbewahrt. Auf der Innenseite des vorderen Deckels ist zu lesen, daß sie nach der Aufhebung des Klosters erst in Privatbesitz und 1878 in das Nationalmuseum kam. Die Handschrift umfaßt 126 Blätter. Im

allgemeinen gut erhalten, sind lediglich zwei Blätter, das erste, auf dem auch die Schrift unleserlich ist, und das letzte, stark beschädigt. Die Urbare sind auf Papier geschrieben, der Einband besteht auf der Vorderseite aus steifem Pergament, der Rücken aus Leder, die Rückseite aus Pappe.

Die Handschrift enthält alle drei Urbare. Das erste aus dem Jahre 1407 ist das älteste erhaltene mährische Urbar überhaupt; es besteht aus Reinschrift, Konzept und Summarium, geschrieben in gotischer Kursivschrift von dem Zisterzienser Nikolaus, der sich eingangs als Ökonom vorstellt. Auf den Seiten 8b, 9a und 11a findet man spätere Randbemerkungen, wobei Teile des ursprünglichen Textes ausgestrichen wurden, und auf den letzten Seiten, 28b—29b, hat ein unbekannter Schreiber mitgewirkt.

Unbekannt ist der Verfasser des zweiten Urbars aus dem Jahre 1462, in dem sich gleichfalls ein späterer Nachtrag von zweiter Hand befindet. Es handelt sich auf Seite 82b um die Abgaben des Ortes Křižinkau, der 1462 noch nicht zur Klosterherrschaft gehörte. Im 2. wie im folgenden 3. Urbar wurde wiederum die gotische Kursivschrift verwendet. Das 3. Urbar stammt von dem Ordenspriester Vitus, Ökonom, Kellermeister (*cellerarius*) und von 1486—1520 Abt des Klosters. Spätere Ergänzungen von zweiter Hand trifft man auf den Seiten 88a und 90a.

Nach Ansicht der Herausgeber ist das letzte Urbar das beste, denn der Schreiber habe sich von Brauch und Gewohnheitsrecht freigemacht und die Leistungen und Abgaben auf Grund eigener Erfahrungen bemessen⁴². Dies widerspricht jedoch der allgemeinen Erfahrung. Gleichfalls strittig ist ihre Ansicht, daß die Einführung der Urbare erst notwendig wurde, als man von Naturalabgaben zu Geldleistungen überging. In Saar soll sich dieser Übergangsprozeß im Verlauf und besonders in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts herauskristallisiert haben⁴³.

Keines der 3 Urbare umfaßt den gesamten Klosterbesitz; jedes behandelt lediglich die Ortschaften, die zur Zeit der Entstehung des jeweiligen Urbars unter der direkten Grundherrschaft des Klosters standen. Somit wäre die Ansicht der Herausgeber, daß neben den erhaltenen drei Urbaren weitere Aufzeichnungen bestanden hätten, besonders für den entlegenen mährischen und schlesischen Besitz, begründet⁴⁴.

Die vorliegenden Urbare illustrieren den Stand der Landwirtschaft und geben ein verlässliches Bild von den Verpflichtungen der Untertanen gegenüber der Obrigkeit. Dabei sei nun hervorgehoben, daß die Autoren, unter Heranziehung reichhaltiger tschechischer wie deutscher Fachliteratur, bestrebt waren, mit größter Genauigkeit die soziale Stellung der Zinspflichtigen herauszuarbeiten. Mit Hilfe übersichtlicher Tabellen zeigen sie die Ausmaße der einzelnen Besitzungen in den verschiedenen Orten auf und zergliedern die Leistungen der Untertanen (Geld- und Naturalabgaben sowie Frondienste) bis ins letzte Detail.

⁴² Zemek-Pohanka 11.

⁴³ Zemek-Pohanka 11.

⁴⁴ Zemek-Pohanka 11.

Die damals verwendeten Grundstück-, Feldmaße sind die Rute und der Lahn (Hufe, Hube)⁴⁵. Die Herausgeber vertreten die Ansicht, daß der landwirtschaftliche Besitz des Klosters, der auf böhmischem Territorium lag, nach Ackerruten (Ruten, lat. *virgae*, tschech. *pruti*) gemessen wurde, der auf mährischem Grund hingegen nach Lahnen (lat. *lanei*, tschech. *lány*). Diese Auffassung vermag nicht recht zu überzeugen. Ackerruten wurden als Feldmaß in den Orten Wysoky und Potschitek, beide damals zu Böhmen gehörig, in Swětnow und 1407 in Saar verwendet, nicht aber in dem böhmischen Potschitek (Gerichtsbezirk Chotěboř). In Swětnow, das in enger Beziehung zu dem größeren Wojnow Městetz (Vojnův Městec) stand, rechnete man tatsächlich nach Ruten, nicht aber in Stržanow, für welches die gleiche Abhängigkeit von Wojnow Městetz galt. Einleuchtender wäre daher die Annahme, daß in Wysoky, Potschitek, Swětnow und Saar die Messung des Grundbesitzes deshalb in Ruten, dem kleineren Maß, vorgenommen wurde, weil in diesen Orten die landwirtschaftlichen Besitzungen auffallend klein waren.

Rechnet man die Ruten in Lahne um und nimmt wie Zemek-Pohanka die Rute zu $\frac{1}{10}$ Lahn an⁴⁶, so findet man 1407 in Wysoky lediglich zwei $\frac{2}{5}$ Lahner und zwei $\frac{3}{10}$ Lahner. Alle übrigen Anwesen waren kleiner. Zur gleichen Zeit gab es in Potschitek einen $\frac{2}{5}$ Lahner und neben kleineren Besitzungen einen einzigen Viertellahner. In diesen beiden Dörfern blieb auch 1462 und 1483 der $\frac{2}{5}$ Lahn der größte landwirtschaftliche Besitz. Swětnow, das 1462 erstmals aufgezeichnet ist, weist für seinen größten Hof nur einen $\frac{3}{10}$ Lahn aus, 1483 hingegen einen $\frac{2}{5}$ Lahn. 1407 hatte eine Landwirtschaft des Städtchens Saar ein Ausmaß von $\frac{3}{5}$ Lahn, die beiden nächstgrößeren Besitzungen maßen je $\frac{3}{8}$ Lahn, es folgten ein $\frac{7}{20}$ Lahn, sechs $\frac{3}{10}$ Lahn, fünf $\frac{1}{4}$ Lahn und neben zwölf $\frac{1}{5}$ Lahnern gab es drei $\frac{3}{20}$ Lahner, neunzehn $\frac{1}{10}$ Lahner, einen $\frac{1}{20}$ Lahner, 24 *curricula* und 19 weitere ($\frac{1}{2}$ *curricula*, *ortulani* . . .).

Allgemein kommt in dieser Zeit auch in Böhmen dem Lahn als Besitzmaß die dominierende Rolle zu, zumal dort die landwirtschaftlichen Verhältnisse günstiger lagen als auf der böhmisch-mährischen Höhe^{47, 48}.

Ursprünglich sollte die Bewirtschaftung eines Lahns so viel einbringen, daß von seinem Ertrag Lebensunterhalt und Zinspflicht bestritten werden konnten. Die Bonität des Bodens und andere Gegebenheiten konnten jedoch bewirken, daß ein Vollbauer, also der Besitzer eines ganzen Lahns, von einem Halb- oder sogar einem Viertellahner übertroffen wurde.

Zwei weitere Zinsbemessungsgrundlagen waren:

a. lat. *curricula* — tschech. *podsedek* — Untersaß, Hintersaß. Über die Erklärung dieses Begriffes ist man sich keineswegs einig und Zemek-Pohanka

⁴⁵ Die tschech. Bezeichnung *lán* ist von dem deutschen „Lehen“, tschech. auch *léno*, abgeleitet. Holub-Kopečný: *Etymologický slovník jazyka českého* [Etymologisches Wörterbuch der tschechischen Sprache]. Prag 1952.

⁴⁶ Allgemein wurde der Lahn (Hufe, Hube) jedoch in 12 Ruten geteilt.

⁴⁷ Vgl. Edition der böhmischen Urbare von Josef Emler in *Decem registra censuum Bohemica compilata, aetate bellum husiticum praecedente*. Prag 1881.

⁴⁸ Zemek-Pohanka 26, untere Tabelle (Vergleich mit den Grundstücksausmaßen der Herrschaften Strahow, Wittingau, Chotieschau).

schließen sich der Auslegung Matějeks⁴⁹ an, der von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ausgeht und der die *podsedky* = Untersassen als kleine Anwesen, mit oder ohne Ackergründe, auslegt, die ursprünglich zu größeren Anwesen, auf denen sie entstanden, gehörten. Im Laufe der Zeit selbständig geworden, konnten sie sich durch Landerwerb oder Rodung ausdehnen, woraus sich wieder der manchmal verhältnismäßig hohe Zins, den sie abzuführen hatten, erklären ließe.

b. lat. *ortus* (*hortus*) — tschech. *zahradka* — Garten. Die Gärtner, (*h*)*ortulani*, *zahradníci* hatten im allgemeinen lediglich ein Stück Garten oder Wiese zu Eigentum. Ihre Abgaben erreichten ungefähr die Hälfte der Abgaben der Untersassen⁵⁰.

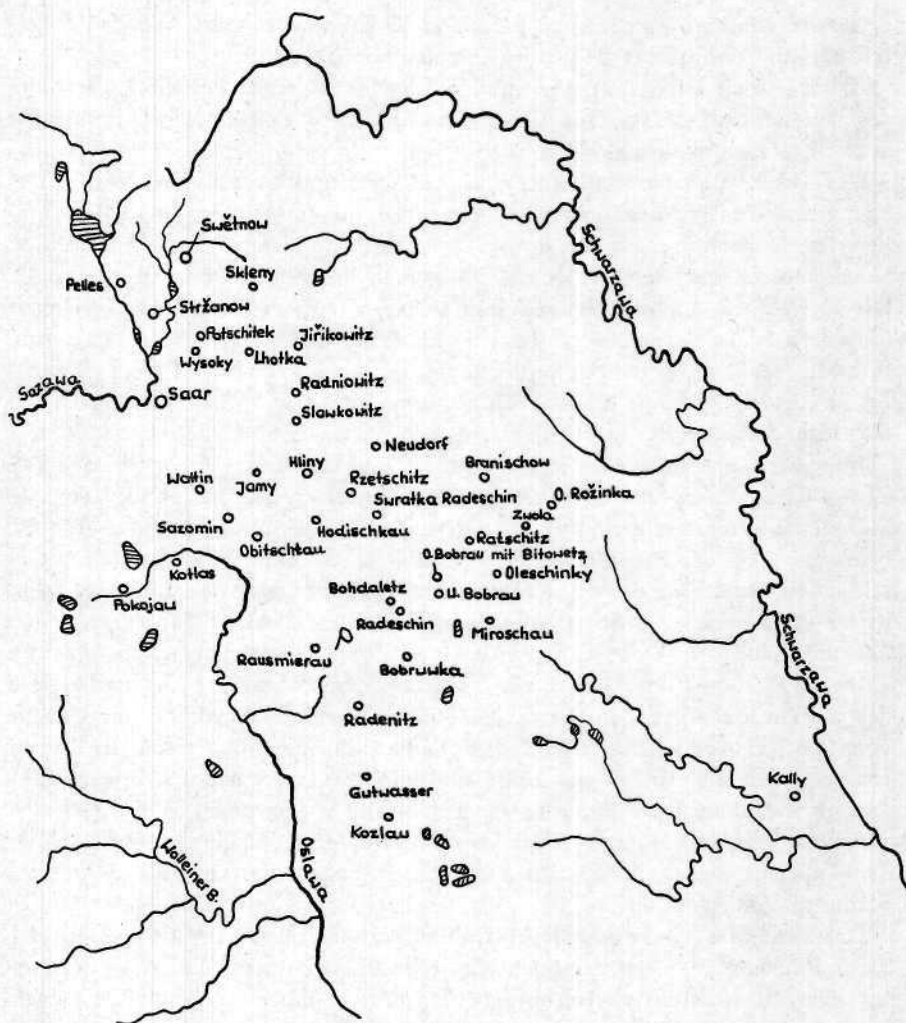
Die Abgaben, Naturalien wie Geldleistungen, wurden zu festgesetzten Terminen eingehoben. Zahlungsfristen waren Festtage oder sonstige markante Tage des Jahres⁵¹. In vorliegenden Urbaren sind in der Hauptsache der St. Georgtag, der 24. April, und der St. Wenzeltag, der 28. September, Ablieferungstermine. Man hatte demnach vorwiegend im Frühjahr und im Herbst seinen Verpflichtungen nachzukommen. In überwiegend deutschsprachigen Gegenden konnte an die Stelle des St. Wenzeltages der St. Michaeltag, der 29. September, treten, auf böhmischem Territorium auch der St. Gallustag, der 16. September. 1462 wurde tatsächlich in dem deutschen Dorf Pelles zu St. Michael gezinst, 1483 hingegen zu St. Wenzel. In den 1483 aufgeführten deutschen südmährischen Dörfern fehlt leider jegliche Angabe über die Zinstermine. Auch in dem böhmischen Potschitek wurde nur 1407 zu St. Gallus gezahlt, 1462 und 1483 hingegen zu St. Wenzel. Für die Stadt Saar werden 1407 und 1483 St. Georg und St. Michael, 1462 hingegen St. Gallus, als Hauptzinstage genannt. Daneben waren für diverse Abgaben, z. B. Zahlung des Wiesen- und Weidengeldes, der Fuhrdienste, Ablieferung von Eiern, Käse, Geflügel, weitere Termine eingeführt: Ostern (St. Paschalis), Pfingsten, Weihnachten, die Festtage von St. Johannes d. Täufer (in Saar wird 1462 das Wiesengeld am Tage des hl. Johannes Baptista eingehoben), St. Procopus, St. Jacobus.

Das erste Urbar behandelt als Klosterbesitz 3 kleine Städte: Saar, Unter Bobrau, Křižanau und 14 Dörfer: Wysoky, Potschitek, Lhotka, Skleny, Neudorf, Slawkowitz, Radniowitz, Jamy, Swratka Radeschin, Miroschau, Oleschinky, Rausmierau, Iwowy, Gutwasser. Das nächste Urbar von 1462 erwähnt 4 Dörfer des ersten nicht mehr: Rausmierau, Iwowy, Gutwasser und Křižanau, von denen jedoch zwei, nämlich Rausmierau und Gutwasser, im 3. Urbar 1483 wiederum zu finden sind.

⁴⁹ Matějek, Fr.: *Feudální velkostatek a poddaný na Moravě s přihlédnutím k přílehlému území Slezka a Polska* [Der feudale Großgrundbesitz und der Untertan in Mähren mit Berücksichtigung der anliegenden Gebiete Schlesiens und Polens]. Prag 1959, S. 248—249.

⁵⁰ *Zemek-Pohanka* 13.

⁵¹ *Zemek-Pohanka* 13.



Grundherrschaftlicher Besitz des Klosters Saar im Jahre 1483
(ohne Potschatek und den süd-mährischen Besitz)

Die Erklärung hierfür liegt in der Klostergeschichte begründet. Das Kloster brannte während der Hussitenkriege nieder und erlebte einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung erst durch das energische Eingreifen König Georgs von Poděbrad, des sogenannten zweiten Gründers. Der größte Teil des früheren Besitzes, den weltliche Feudalherren inzwischen an sich gerissen hatten, und weitere Dörfer konnten dem Kloster übereignet werden.

In dem Konflikt, der zwischen Georg von Poděbrad und dem Ungarnkönig Mathias Corvinus ausbrach, büßte das Kloster für seine Treue zu

ersterem. Mathias konfiszierte 1468 den Klosterbesitz, setzte einen Verwalter ein und nahm erst 1488 die Beschlagnahme zurück.

In diese Zeit wirtschaftlicher und politischer Wirren fällt die Entstehung des zweiten und des dritten Urbars und aus dem Zeitgeschehen heraus ist auch ihre Uneinheitlichkeit zu verstehen.

Das zweite Urbar umfaßt insgesamt 23 Orte und zwar die des ersten Urbars (minus 4, wie erwähnt) und weitere 10, nämlich: Swětnow, Pelles, Jiřikowitz, Obitschtau, Hodischkau, Rzetschitz, Bohdaletz, Kally, Ratschitz, Křižinkau. Die meisten Siedlungen findet man im dritten Urbar, insgesamt 43. Der Ort Křižinkau (aus dem zweiten Urbar) wie auch Iwowy und Křižanau (aus dem 1.) fallen aus, doch kommen dazu: Stržanow, Hliny, Ober Bobrau, Bitowetz, Radeschin, Bobruwka, Sazomin, Pokojau, Potschatek, Kozlau, Zwola, Branischow, Ober Rožinka, Kotlas, Radenitz, der Hof in Ratschitz, und der südmährische Besitz: Kallendorf, Kl. Grillowitz, Naschetitz.

Im ersten Urbar werden insgesamt 317, im zweiten 430, im dritten 742 Zinspflichtige aufgezählt. In allen drei Urbaren weist die Stadt Saar die höchste Untertanenzahl auf: 93—97—104. Ihr folgt Unter Bobrau: 47—47—50. Nach der Zahl der Zinspflichtigen zu schließen, waren die Dörfer sehr unterschiedlich groß. Im dritten Urbar zählt man in Ober Bobrau 49 Namen, in Jamy, das in allen drei Urbaren vorkommt, 31—32—32, sonst jedoch selten über 20, häufig liegt die Zahl zwischen 10 und 20 und nicht selten unter 10.

Im Verlauf von 76 Jahren, die zwischen der Entstehung des ersten und des dritten Urbars liegen, hatte die Stadt Saar einen Bevölkerungszuwachs von 11,8% zu verzeichnen. Auf dem Lande hingegen macht sich in diesem Intervall beinahe ein Stillstand, hin und wieder sogar ein Bevölkerungsrückgang bemerkbar. Daß dieser in einer Landflucht begründet wäre, läßt sich aus vorliegendem Material kaum nachweisen, er ist eher eine Bestätigung der Tatsache, daß in Kriegszeiten die Landbevölkerung schwerer als die der Städte zu leiden hatte.

Der bekannte Historiker Josef Dobiáš rechnet in seiner „Geschichte der Stadt Pilgram“⁵² sieben Personen für jeden Haushalt und diesen Koeffizienten nehmen auch unsere Herausgeber an, um zu einer einigermaßen zutreffenden Einwohnerzahl zu gelangen. Demnach hätte Saar 1407/651, 1462/679 und 1483/728 Einwohner gehabt, selbst für mittelalterliche Begriffe eine sehr kleine Stadt, nur halb so groß wie Pilgram und der 20. Teil des damaligen Brünn. Mit Anwendung der Richtzahl 7 gelangt man demnach im ersten Urbar auf 2219, im zweiten auf 3010 und im dritten auf 5194 Bewohner. Nicht einbezogen in diese Zahlen sind alle die, welche keine Abgaben zu leisten hatten, also Ausgedingter, Innleute und das Gesinde.

Obgleich die Urbare nur von den Zinspflichtigen berichten, vermitteln sie doch wertvolle Kenntnisse über die soziale Struktur, gewähren Einblick in

⁵² Dobiáš, Josef: Dějiny královského města Pelhřimova a jeho okolí [Die Geschichte der königlichen Stadt Pilgram und ihrer Umgebung]. Pilgram 1927.

die Besiedlung und illustrieren — speziell in unserem Fall — auch die große Ungleichmäßigkeit der damaligen Besitzverteilung. So gab es:

1407	1462	1483	
—	1	4	Höfe
2	1	6	Zweilahner
8	20	61	Einlahner
2	5	34	Dreiviertellahner
71	125	218	Halblahner
68	77	155	Viertellahner
19	15	17	Fünftellahner
17	13	11	Achtellahner
26	13	13	Zehntellahner

Außerdem findet man, allerdings seltener als die Halb-, Viertel-, Fünftel- und Achtellahner, $\frac{5}{8}$ -, $\frac{3}{5}$ -, $\frac{2}{5}$ -, $\frac{3}{8}$ -, $\frac{3}{10}$ -, $\frac{7}{20}$ -, $\frac{3}{20}$ -, $\frac{1}{20}$ - und im dritten Urbar 3 Eineinhalblahner.

Daneben

1407	1462	1483	
51	26	60	curticula
—	5	5	Inhaber zweier curticula
29	8	27	sonstige ⁵³

Vergleicht man die Anzahl der Landwirtschaften mit der Anzahl der Zinspflichtigen, so stimmen diese beiden Zahlen in einigen Orten nicht überein. Grund hiefür ist die Tatsache, daß ein Untertan gelegentlich auch zwei und mehrere Anwesen bewirtschaftete und umgekehrt der Fall eintreten konnte, daß ein Besitz von zwei Untertanen oder sogar von einer ganzen Gemeinde geführt wurde.

Das zweite und das dritte Urbar bieten keine Angaben über den Besitzstand der Stadt Saar. Aus dem ersten Urbar ist zu entnehmen, daß seine Landwirtschaften recht klein gewesen sein müssen. Besser war die landwirtschaftliche Situation in der zweiten Kleinstadt Unter Bobrau. Größeren Grundbesitz hatten begreiflicherweise die zinspflichtigen Bauern der Dörfer, mit Ausnahme der Orte, in denen der Boden nach Ruten gemessen wurde: Potschitek, Wysoky, Swětnow.

Folgende von Zemek-Pohanka übernommene Tabellen bestätigen obige Feststellung⁵⁴:

⁵³ $\frac{1}{2}$ curticula, ortum, $\frac{1}{2}$ ortum . . .

⁵⁴ Zemek-Pohanka 25/26.

Größe des landwirtschaftlichen Besitzes	Saar		Unter Bobrau		Dörfer	
	Anzahl der Landwirtsch.	%	Anzahl der Landwirtsch.	%	Anzahl der Landwirtsch.	%
0— $\frac{1}{2}$ curticula	19	20,43	4	7,00	29	8,80
1—2 curticula	24	25,80	20	37,00	51	15,50
bis zu $\frac{1}{8}$ Lahn	20	21,50	—	—	46	14,00
$\frac{3}{20}$ — $\frac{1}{4}$ Lahn	20	21,50	16	29,00	94	28,60
$\frac{3}{10}$ — $\frac{1}{2}$ Lahn	9	9,67	11	22,00	93	28,30
$\frac{3}{5}$ —1 Lahn	1	1,10	3	5,00	14	4,20
über 1 Lahn	—	—	—	—	2	0,60
	93	100,00	54	100,00	329	100,00

Das 3. Städtchen der Herrschaft, Křižanau, und die Dörfer Gutwasser und Iwoy sind in diese Zusammenstellung nicht einbezogen, denn das Urbar gibt über die dortigen Besitzverhältnisse im einzelnen keinen Aufschluß.

1462 (außer Saar alle im Urbar genannten Orte)

Größe des landwirtschaftlichen Besitzes	Unter Bobrau		Dörfer	
	Anzahl der Landwirtschaften	%	Anzahl der Landwirtschaften	%
0— $\frac{1}{2}$ curticula	5	10,60	8	2,41
1—2 curticula	14	29,80	31	9,35
bis zu $\frac{1}{8}$ Lahn	—	—	28	8,45
$\frac{3}{20}$ — $\frac{1}{4}$ Lahn	7	14,90	98	29,54
$\frac{3}{10}$ — $\frac{1}{2}$ Lahn	18	38,35	138	41,50
$\frac{3}{5}$ —1 Lahn	3	6,35	27	8,15
über 1 Lahn	—	—	2	0,60
	47	100,00	332	100,00

1483

Größe des landwirtschaftlichen Besitzes	Unter Bobrau		Dörfer	
	Anzahl der Landwirtschaften	%	Anzahl der Landwirtschaften	%
0— $\frac{1}{2}$ curticula	6	12,00	27	4,17
1—2 curticula	22	44,00	65	10,30
bis zu $\frac{1}{8}$ Lahn	—	—	25	3,67
$\frac{3}{20}$ — $\frac{1}{4}$ Lahn	9	18,00	177	27,40
$\frac{3}{10}$ — $\frac{1}{2}$ Lahn	10	20,00	241	37,21
$\frac{3}{5}$ —1 Lahn	3	6,00	98	15,20
über 1 Lahn	—	—	13	2,05
	50	100,00	646	100,00

Wie für Saar fehlen auch für den kleinen Ort Ober Rožinka die Ausmaße der Besitzungen. Saar und Ober Rožinka sind in obiger Zusammenstellung nicht enthalten.

Der kleine Grundbesitz, bis zu einschließlich $\frac{1}{8}$ Lahn, hatte folgenden prozentualen Anteil: 1407 in Saar 67,73 %, in Unter Bobrau 44, %, 1462 40,4 %, 1483 jedoch 56 % und in den übrigen Ortschaften 1407 38,3 %, 1462 20,21 % und 1483 nur noch 18,14 %. Im Gegensatz dazu findet man 1407 in der Stadt Saar eine einzige Landwirtschaft (1,1 %), die größer als $\frac{1}{2}$ Lahn war, in Unter Bobrau machen diese 1407 5 %, 1462 6,35 % und 1483 6 % aus. Die Landwirtschaften dieser Kategorie in den übrigen Ortschaften erreichen folgende Prozentzahlen: 1407 4,8 %, 1462 8,75 % und 1483 sogar 17,25 %.

Die vom Kloster als der Obrigkeit den Untertanen auferlegten Pflichten waren Geld- und Naturalleistungen sowie Robott (Fron)dienste. Die errechnete Gesamtsumme der Geldzinsungen beträgt 127 Schock 13 Groschen 5,5 Denare⁵⁵ im ersten Urbar, 91 Schock 38 Groschen 1 Denar im zweiten Urbar und 209 Schock 56 Groschen 4 Denare im dritten.

Davon zinste die Stadt Saar an das Kloster

1407 46 Schock 12 Groschen,
1462 18 Schock 55 Groschen 2,5 Denare,
1483 31 Schock 7 Groschen 4 Denare.

Unter Bobrau zahlte

1407 8 Schock 27 Groschen 1,5 Denare,
1462 9 Schock 11 Groschen 2 Denare,
1483 7 Schock 34 Groschen 3 Denare.

Das nur 1407 genannte Städtchen Křižanau leistete 1407 13 Schock 6 Groschen.

Vergleicht man die Geldleistungen der einzelnen Orte, so stößt man auf eine auffallende Unterschiedlichkeit in den Zinsungen. Als Beispiel diene das dritte Urbar, nach welchem man für je einen halben Lahn Grundbesitz wie folgt zinste:

4 Groschen in Jiřikowitz,
6 Groschen in Radniowitz,
8 Groschen in Bohdaletz, Rzetschitz, Obitschtau, Miroschau, Rausmierau, Sazomin, Pokojau, Kotlas,
10 Groschen in Potschitek, Lhotka, Bitowetz,
12 Groschen in Swětnow, Hliny, Gutwasser, Oleschinky,
14 Groschen in Stržanow, Pelles, Wysoky, Skleny, Slawkowitz, Radenitz,
16 Groschen in Swratka Radeschin, Jamy, Bobruwka, Kally, Potschatek, Kozlau,
17 Groschen in Unter Bobrau,
18 Groschen in Klein Grillowitz,
20 Groschen in Hodischkau,
24 Groschen in Neudorf, Kallendorf, Naschetitz,
28 Groschen in Ober Bobrau,
48 Groschen in Zwola.

⁵⁵ 1 Denar = 1 Pfennig; 12 Denare = 1 Groschen; 60 Groschen = 1 Schock.

Innerhalb der einzelnen Orte blieb dieser Grundzins, zieht man zum Vergleich das erste und das zweite Urbar heran, im wesentlichen derselbe.

Von den Dörfern zahlte also Zwola (zusammen 21 Schock 39 Groschen) den höchsten Zins. Doch nahm Zwola, zu dieser Zeit ein selbständiges Gut, eine Art Sonderstellung ein. Alle übrigen Leistungen fielen hier weg. Das gleichfalls nur 1483 genannte Ober Bobrau zinst 14 Schock 33 Groschen 5 Denare und war dafür von den Naturalleistungen befreit. Hohe Geldleistungen ruhten ferner auf den Dörfern, welche wegen ihrer beachtlichen Entfernung vom Kloster zu den übrigen Verpflichtungen nicht herangezogen werden konnten. Dies galt vor allem für die südmährischen Besitzungen.

So lassen sich in verschiedenen Orten die reinen Zinse nur schwer ermitteln, denn in die abgeführten Beträge sind verschiedentlich Entschädigungen für erlassene Naturalabgaben und nicht geleistete Robott einbezogen.

Nach dem abgelieferten Zins lassen sich die Untertanen in folgende Gruppen einteilen:

Höhe d. Geldleistungen 1407	Saar		Unter Bobrau		Gesamter Herrschaftsbereich	
	Zahl der Zinspflichtigen	%	Zahl der Zinspflichtigen	%	Zahl der Zinspflichtigen	% ⁵⁶
0—2 Groschen	34	36,5	3	6,8	55	17,2
2—5 Groschen	9	9,7	14	28,4	65	21,3
5—10 Groschen	17	18,3	10	21,3	81	25,5
10—20 Groschen	8	8,6	8	17,7	54	16,8
über 20 Groschen	25	26,9	12	25,8	62	19,2
	93	100	47	100	317	100
1462						
0—2 Groschen	20	20,6	5	10,5	49	11,4
2—5 Groschen	21	21,6	14	29,8	80	18,6
5—10 Groschen	24	24,8	4	8,5	131	30,2
10—20 Groschen	29	29,9	9	19,2	116	27,1
über 20 Groschen	3	3,1	15	32,0	54	12,7
	97	100	47	100	430	100
1483						
0—2 Groschen	8	7,8	12	24,0	56	7,55
2—5 Groschen	22	21,2	13	26,0	101	13,60
5—10 Groschen	21	20,0	4	8,0	200	27,00
10—20 Groschen	26	25,0	17	34,0	217	29,25
über 20 Groschen	27	26,0	4	8,0	168	22,60 ⁵⁷
	104	100	50	100	742	100

⁵⁶ Zemek-Pohanka 32, 33.

⁵⁷ Zemek-Pohanka 33 fälschlich 22 %.

Greift man wiederum die Stadt Saar heraus, so lebten in ihr, nach dem ersten Urbar zu schließen, 36,5% Untertanen, deren Jahresabgabe nur bis zwei Groschen ausmachte. Hingegen leisteten 26,9% die höchsten Zahlungen, nämlich über 20 Groschen. Nach dem zweiten Urbar war in Saar die Zahl der Minderbemittelten auf 20,6% gesunken und, was noch auffallender ist, auch die der Reichen auf 3,1%. Diese Konsolidierung der Verhältnisse ist, nach Ansicht der Herausgeber, eine Folgeerscheinung des „hussitischen Sozialismus“⁵⁸. Verändert stellt sich die Situation im dritten Urbar dar. 1483 betrug die Zahl der finanziell Schwächsten nur noch 7,8%, doch findet man schon wieder 26% Träger der höchsten Abgaben. Völlig andersartig gestaltete sich die Lage in Unter Bobrau. Hier machten 1407 die niedrigsten Abgaben nur 6,8% aus, doch stieg deren Zahl 1462 auf 10,5% und vergrößerte sich weiter auf 24% im Jahre 1483. 1407 leisteten 25,8% die höchsten Abgaben, 1462 sind es sogar 32%, 1483 hingegen nur 8%. Demnach wäre in diesem Städtchen der die Mittelschicht stärkende „hussitische Sozialismus“ unwirksam geblieben. Unter der Landbevölkerung sind die Kontraste zwischen Vermögenden und Vermögenslosen niemals so kraß in Erscheinung getreten.

An Naturalabgaben erhielt das Kloster:

1407	1462	1483
418 ¹ / ₄ Hühner	430 ² / ₃ Hühner	685 Hühner
2473 Eier	3565 Eier	3993 Eier
199 ³ / ₄ Maß ⁵⁹ Hafer	346 Maß Hafer	400 Maß Hafer
42 ¹ / ₄ Maß Korn	22 Stück Käse	36 ¹ / ₄ Käse
10 Stück Käse	1 Pfund Wachs	4 Maß Erbsen

Wie aus der Zusammenstellung ersichtlich, erstreckten sich die Naturalabgaben auf Hühner, Eier, Hafer, Korn, Käse, in einem Fall auf Wachs (zweites Urbar) und einmal auf Erbsen (drittes Urbar). Hühner und Eier waren die hauptsächlichsten Abgabeprodukte. Die anderen landwirtschaftlichen Erzeugnisse wurden nur von einigen bestimmten Ortschaften geliefert.

Neudorf war, wie aus den drei Urbaren ersichtlich, von jeglichen Naturalleistungen befreit. Außer diesem und dem Städtchen Křižanau gaben 1407 alle Orte Hühner ab; alle außer Neudorf, Křižanau, Oleschinky, Iwowy und Gutwasser auch Eier, doch nur vier, und zwar Wysoky, Potschitek, Lhotka, Radniowitz, zinsten Hafer und eines dieser vier Dörfer, Radniowitz, auch Korn. Die Käseabgabe war fünf Orten vorgeschrieben: Unter Bobrau, Rausmierau, Iwowy, Gutwasser, Křižanau. Doch tatsächlich lieferte nur Rausmierau, denn gerade diese Leistung wurde vielfach ganz oder teilweise in eine entsprechende Geldsumme umgewandelt⁶⁰.

⁵⁸ Zemek-Pohanka 33.

⁵⁹ 1 böhm. Maß = 1,9 l; v. Alberti: Maß und Gewicht. S. 325.

⁶⁰ Zemek-Pohanka, siehe Tabelle S. 36.

1462 steht wiederum die Abgabe von Hühnern an erster, von Eiern an zweiter Stelle. Zu Neudorf kamen drei weitere Orte, Oleschinky, Kally, Ratschitz, die keine Eier lieferten, mit Hühnern jedoch zinsten außer jenem alle. Von keinem Ort wurde in diesem Jahr Korn verlangt, Hafer hingegen von 7 Gemeinden: Wysoky, Potschitek, Lhotka, Swětnow, Jiřikowitz, Obitschtau, Hodischkau. Käse kam aus Unter Bobrau und das nur einmal vermerkte Wachs aus Saar. Sonst fehlen im zweiten und dritten Urbar alle Angaben über eventuell dem Städtchen auferlegte Naturalleistungen.

Im dritten Urbar fällt vor allem auf, daß außer Neudorf weitere 11 Dörfer und 1 Hof von Naturalabgaben gänzlich befreit waren. Es handelt sich um die Orte Křižinkau, Ober Bobrau, Bitowetz, Radeschin, Pokojau, Kotlas, Kozlau, Zwola, Kallendorf, Kl. Grillowitz, Naschetitz und den Hof Ratschitz. Von den übrigen Orten lieferten alle Hühner ab, einige, Oleschinky, Kally, Ratschitz (Dorf), Bobruwka, Radenitz und Potschatek, keine Eier. Acht Dörfer zinsten mit Hafer: Wysoky, Potschitek, Swětnow, Jiřikowitz, Obitschtau, Hodischkau, Sazomin, Branischow. Käse gaben Ober Rožinka und Unter Bobrau und Erbsen kamen aus Gutwasser.

Hin und wieder bestand zwischen der Abgabe von Eiern und Hühnern eine wechselseitige Beziehung, wie z. B. in Hliny, wo eine geringere Zahl Eier durch eine größere Zahl Hühner aufgewogen wurde. Doch war dies keineswegs Regel, sondern eher Ausnahme. Im allgemeinen blieb die festgesetzte Quote an geforderten Naturalien in der Zeit von 1407—1483 für die einzelnen Ortschaften der Klosterherrschaft stabil⁶¹.

Die Höhe der erstatteten Naturalabgaben wurde nach der Größe des Grundbesitzes berechnet, doch stellt man, die einzelnen Orte der drei Urbare vergleichend, unschwer beachtliche Schwankungen der Bemessungsgrundlagen fest. Das dritte Urbar, das durch die Vielzahl der in ihm genannten Orte das aufschlußreichste ist, diene zur Bestätigung obiger Behauptung.

Hühner lieferten 1483:

je curticula	1 Stück	Saar
je Rute	1 Stück	Swětnow, Wysoky, Potschitek
je halben Lahn	1/2 Stück	Pelles, Jamy
je halben Lahn	1 Stück	Bohdaletz, Rzetschitz, Miroschau, Bobruwka, Potschatek, Rausmierau, Sazomin
je halben Lahn	1 1/2 Stück	Swratka Radeschin
je halben Lahn	2 Stück	Jiřikowitz, Sklenny, Radniowitz, Kally, Obitschtau, Unter Bobrau, Ratschitz, Radenitz
je halben Lahn	2 1/2 Stück	Oleschinky
je halben Lahn	3 Stück	Slawkowitz, Gutwasser
je halben Lahn	4 Stück	Stržanow, Lhotka, Hliny, Hodischkau

⁶¹ Zemek-Pohanka 35.

Die Eierabgabe betrug im gleichen Jahr:

je Rute	3 Stück	Saar
je Rute	4 Stück	Swětnow, Potschitek
je Rute	5 Stück	Wysoky
je halben Lahn	5 Stück	Pelles
je halben Lahn	6 Stück	Sazomin, Hliny
je halben Lahn	10 Stück	Rzetschitz, Bohdaletz, Stržanow, Jamy, Lhotka, Jiřikowitz, Sklenny, Slaw- kowitz, Swratka Radeschin, Obitschtau
je halben Lahn	20 Stück	Miroschau
je halben Lahn	24 Stück	Radniowitz
je halben Lahn	32 Stück	Hodischkau

Unter den bereits erwähnten 8 Orten, die in diesem Jahre Hafer lieferten, befinden sich wiederum die Dörfer Wysoky, Potschitek, Swětnow, die je Rute 3 Maß abführten, wie überhaupt festgestellt werden muß, daß gerade der kleine Ackerbesitz dieser Dörfer unverhältnismäßig stark belastet war.

Die Urbare informieren leider nur mangelhaft über die den Untertanen auferlegten Robottlasten. Festgelegt war wohl die Zahl der herangezogenen Arbeitskräfte, die sich nach der Größe des landwirtschaftlichen Besitzes der betroffenen Gemeinde richtete, nicht immer aber die Zahl der beanspruchten Arbeitstage.

1407 verlangte man von Saar je curticula einen Schnitter und einen Heumäher, von Wysoky je Rute gleichfalls einen Schnitter und einen Heumäher, Potschitek entsandte je Rute einen Schnitter. Miroschau hatte je Viertellahn einen Schnitter zu stellen, zwei hingegen Lhotka und Slawkowitz. Es waren also nur 6 Orte, alle in Klostersnähe, die zu Robottdiensten herangezogen wurden. Außer dieser Handrobott hatten Wysoky und Potschitek Spanndienste mit Pflügen und Wagen zu leisten. Insgesamt standen dem Kloster im Jahre 1407 für die Feldarbeit auf seinen Gütern 173 Schnitter, 66 Heumäher, 11 Pflüge und 13 Wagen zur Verfügung. Wenngleich die Zahl der geforderten Robottage unbekannt ist, war die Robott gewiß eine schwere Belastung für die Untertanen, fiel ihre Ableistung doch gerade in die Zeit, da jede Landwirtschaft ihre Arbeitskräfte, Wagen und Geräte selbst dringend benötigt. Daher waren die Orte, welche die Robottpflichten durch einen Geldbetrag ersetzen konnten, besser daran. Im ersten Urbar sind dies Radniowitz, Jamy, Swratka Radeschin, Unter Bobrau, Oleschinky, Iwoy und zum Teil die Stadt Saar (Heueinfuhr). In den übrigen Gemeinden ist weder von Robott noch von einer Umwandlung in Geld die Rede.

1462 ist, als Folge der stürmischen Ereignisse, unter denen das Kloster schwer zu leiden hatte, und da sich weltliche Herren seiner meisten Güter gewaltsam bemächtigt hatten, die Robottpflicht so gut wie erloschen. Ein Teil der Orte zahlte eine Entschädigung, ein Teil gab nichts. Von den Spanndiensten mit 23 Pflügen, die dem Kloster in diesem Jahre zustanden, kamen 4 aus Potschitek, 2 aus Swětnow und nur Křižinkau schickte 17 Pflüge und 6 Handfrondienstler.

1483 stehen wir einer völlig anderen Situation gegenüber. Nach Jahrzehnten wirtschaftlichen Niederganges trat im Zuge des wieder auflebenden Saarer Großgrundbesitzes eine deutliche Festigung der Robottpflicht zutage. Das Urbar nennt zwar nur zwei in eigener Regie geführte Klostergüter (Jamy und Oleschinky), doch nehmen die Autoren als sicher an, daß auch für das Gut Saar Dienste verlangt wurden^{61a}. Wiederum wurden nur die Orte in Klosternähe herangezogen, außer Saar 11 weitere Gemeinden. Saar entsandte je curticula einen Schnitter und einen Heumäher. Besaß eine curticula Pferde, war man verpflichtet zu ackern. Leider gibt das Urbar über das Gesamtausmaß der von Saar geleisteten Robott keinen Aufschluß. Von Swětnow, Wysoky, Potschitek wurde je Rute ein Schnitter und ein Heumäher verlangt. Stržanow und Pelles schickten je Viertellahn einen Frondienstler, Lhotka, Oleschinky und Branischow einen Schnitter, Jiřikowitz und Ober Bobrau zwei und Radniowitz sogar drei. In diesem Jahre stellte Wysoky 7, Potschitek 4, Oleschinky 8, Swětnow 2 und Branischow 9 Pflüge. Rechnet man die Robottleistungen der genannten 11 Orte zusammen, ergeben sich folgende Zahlen: 327,5 Schnitter, 56,5 sonstige Handfrondienstler, 30 Pflüge. Wiederum zahlten einige Dörfer, Slawkowitz, Swratka Radeschin, Rzetschitz, Obitschtau, Unter Bobrau, Miroschau und Ratschitz, die zur Robott nicht herangezogen werden konnten, Geldentschädigungen.

Zu den bisher aufgezählten Abgaben kamen die königliche Steuer und der markgräfliche Zins, die wohl dem Kloster auferlegt waren, von diesem jedoch in einem gewissen Umfang auf die Untertanen übertragen werden konnten. Nur im ersten Urbar findet man sie erwähnt und da lediglich in drei Gemeinden: Saar, Wysoky, Potschitek. Den Aufzeichnungen zufolge gab Saar zu zwei Terminen jährlich für den markgräflichen Zins je 30 Groschen, Wysoky ebenfalls 30 Groschen und Potschitek 4 Groschen. An den 20 Maß Hafer, die das Kloster dem Markgrafen abzuführen hatte, beteiligte sich das Städtchen mit 6, Wysoky mit einem und Potschitek mit einem halben Maß.

Als außerordentliche Steuer zahlte Saar zu St. Georg 11, zu St. Michael 12 Mark dem Kloster und beteiligte sich mit 2½ Mark an der königlichen Steuer. 80 Groschen außerordentliche Steuer sind ferner in Wysoky vermerkt.

Schließlich wäre noch der Zehnt für die Kirche zu erwähnen, den die mit Ordenspriestern besetzten Pfarreien erhielten. Die Angaben darüber sind in allen drei Urbaren sehr dürftig. Aus dem zweiten ist zu entnehmen, daß die Gemeinden Slawkowitz und Radniowitz zur Abfuhr des Zehnten verpflichtet waren und das erste Urbar schreibt diese Verpflichtung für Wysoky vor. Das Kloster erhielt außerdem, nach dem dritten Urbar, von Neudorf und Radniowitz den vollen Zehnten. Der volle Zehnt ist die älteste Form des Kirchenzehnten und bedeutete die Abgabe jeder zehnten Garbe und jedes zehnten Stückes Vieh⁶². Dazu ist jedoch zu bemerken, daß Neudorf von allen anderen Naturalleistungen befreit war, Radniowitz hingegen nicht, ihm waren Geld- und Naturalabgaben sowie Robottdienste auferlegt.

^{61a} Zemek-Pohanka 38.

⁶² Zemek-Pohanka 42, 43.

Dieses Kapitel abschließend werfen die Herausgeber des Urbars die Frage nach dem Gewinn auf, der einem Bauern, nach Abtragung all seiner Verpflichtungen gegenüber der Obrigkeit, noch verblieb, und müssen gleichzeitig bekennen, daß es auf diese Frage keine Antwort gibt. Die kleinen Bergbauern der böhmisch-mährischen Höhe hatten gewiß hart zu arbeiten, um dem kargen Boden so viel abzurufen, daß Lebensunterhalt und Zinspflicht bestritten werden konnten.

Gewiß gehörte die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung dem bäuerlichen Stande an, doch übte, besonders in Saar, eine Reihe von Untertanen ein Handwerk aus. Dort findet man nach den Aufzeichnungen des ersten Urbars: 2 Müller, 2 Fleischhauer, 2 Faßbinder, 2 Fuhrleute, 1 Hammerschmied, 1 Schneider, 2 Schuhmacher, 1 Töpfer, 1 Messerschmied, 1 Tuchschneider. Im Summarium werden weitere 4 Tuchmacherbänke, 2 Tuchzuschneider, 2 Krämer, 4 Bäcker und eine nicht genannte Zahl Fleischbänke aufgezählt. Die Mehrzahl der Handwerker hatte daneben noch einen kleinen landwirtschaftlichen Besitz. Die Höhe des Zinses ist sehr unterschiedlich. So gaben zwei bis zu 2 Groschen, vier bis zu 5, zwei bis zu 10, drei bis 20 und einer über 20 Groschen, doch war dieser letzte gleichzeitig Inhaber einer Schenke. 1407 beträgt in Saar der Anteil der Handwerker 14% der Gesamtbevölkerung, auf sie fielen 16,4% aller grundherrlichen Zinse.

Selten stößt man unter der Landbevölkerung auf Handwerker, am ehesten trifft man Müller. Sie waren, falls die Mühle nicht mit einer Landwirtschaft verbunden war, nur zu Geldabgaben an die Obrigkeit verpflichtet, sonst auch zur Lieferung der vorgeschriebenen Naturalien. 2 Köhler, 1 Sensenschmied, 3 Schmiede, 2 Schuhmacher, 1 Schneider, 1 Weber, 1 Wagner, 1 Bäcker, 1 Lebzeltner, 1 Bader sind außerdem unter der Landbevölkerung des ersten Urbars zu finden.

Weitaus ertragreicher ist in dieser Beziehung das zweite Urbar. Im Städtchen Saar allein übten von 97 Zinspflichtigen 34 (also 35%) ein Handwerk aus, Müller und Krämer nicht mitgerechnet. Genannt sind: 2 Bäcker, 1 Koch, 6 Fleischhauer, 4 Brauer, 5 Schneider, 7 Schuhmacher, 1 Kürschner, 2 Weber, 3 Schmiede, 1 Köhler, 1 Faßbinder und ein Zimmermann. Diese Handwerker arbeiteten natürlich nicht allein für das Städtchen, sondern auch für das Kloster (Kürschner, Koch, Bäcker) und für den ganzen Umkreis. 30,4% ist ihr Zinsanteil im Jahre 1462. Unter der Landbevölkerung trifft man Müller, Hammerschmiede, Schmiede, 1 Schuhmacher, 1 Köhler, 1 Wagner, 1 Schüsselmacher, 1 Schneider.

Das dritte Urbar bietet nur unvollkommene Angaben über das Handwerk in Saar: 2 Schneider, 4 Schuhmacher, 2 Weber, 3 Schmiede, 1 Wagner, zusammen nur 11,6% der Gesamtbevölkerung. Und 8,4% beträgt ihr Zinsanteil in diesem Jahre. Einige Müller, 3 Schuhmacher, 2 Faßbinder, 2 Schmiede, 2 Töpfer, 1 Fleischhauer, 1 Schüsselmacher, 1 Köhler, sind unter der Landbevölkerung des dritten Urbars zu finden. Den Müllern in Branischow und Zwola oblag die Pflicht, Dächer, Tore, Türen, sogar Holzgebäude und Brücken des herrschaftlichen Hofes auszubessern.

Obwohl sie nicht zu den Handwerkern gehören, könnte man hierher auch die Schankwirte rechnen, deren es sehr viele gab. Das erste Urbar nennt 34, also 32,8% der zinspflichtigen Bevölkerung. Unter ihnen gab es Handwerker und alle, außer dreien, besaßen daneben eine curticula. Das Schankgewerbe war für die Besitzer eine gute Verdienstquelle, dem Kloster brachte es mit einem Jahreszins von 14 Groschen je Schankhaus hohe Einnahmen.

Eine besondere Stellung unter der Bevölkerung kam den Richtern zu. Die Größe ihres Besitzes unterschied sich im allgemeinen nicht von dem der anderen Untertanen ($\frac{1}{2}$ Lahn und mehr), auch leisteten sie die üblichen Abgaben, nur einige waren frei von Abgaben. Das Richteramt konnte mit dem Ableben des Inhabers oder dessen Gattin erlöschen, auch nahm das Kloster das Recht in Anspruch, Richterstellen gelegentlich einzuziehen und an beliebige Interessenten weiterzugeben. So findet man im zweiten Urbar erwähnt, daß das Kloster, bedingt durch wirtschaftliche Schwierigkeiten, daran ging, Höfe und freie Richterstellen, die offensichtlich durch Heimfallrecht an das Kloster zurückgefallen waren, gegen Jahresrente an Untertanen abzugeben. Damit fielen die bisherigen an den Hof oder an die Richterei gebundenen Verpflichtungen weg und wurden mit der Jahresrente abgegolten. Hin und wieder war das Richteramt innerhalb der Herrschaft Saar auch erblich. Man gewinnt überhaupt den Eindruck, daß die Regelungen innerhalb der einzelnen Dörfer sehr unterschiedlich waren. Eines jedoch hatten die Richter den übrigen Untertanen in allen Fällen voraus; auf dem von ihnen verwalteten Gebiet genossen sie das Jagd- und Schankrecht.

II.

Nach dem Ergebnis der Volkszählung von 1910 lebten in der Stadt Saar 3 448 Einwohner, darunter ein einziger Deutscher. Schloß Saar zählte 1910 640 Bewohner und zwar 620 Tschechen und 20 Deutsche. Und doch war Saar 1407 ein vorwiegend deutsches Städtchen, besaß 1462 noch eine deutsche Mehrheit und wies selbst 1483 einen beachtlichen deutschen Anteil auf.

Nach Ansicht der beiden Herausgeber war die Bevölkerung der Stadt Saar, ferner die der Orte Wysoky und Potschitek, zur Zeit der Entstehung der drei Urbare national gemischt, in Pelles und den Dörfern bei Znaim rein deutsch. Aus diesem Grunde hätte der jeweilige Chronist die Aufzeichnungen für diese Ortschaften nicht in tschechischer, sondern in lateinischer Sprache vorgenommen und Dr. Zemek und Ing. Pohanka folgern nun weiter, daß die Bewohner aller übrigen Orte, für deren Angaben sich der Schreiber der tschechischen Sprache bediente, ausnahmslos Tschechen gewesen wären, was auch an ihren Namen zu erkennen sei. Wörtlich heißt es auf S. 13: „Posléze, povšimneme-li si jmén usedlíků, pak i tato nám ukazují na čistě národnostně české ty osady, u nichž je podán text urbářů český“ und auf S. 43: „Tak smíšenými byl Žďár, Vysoké, Počítky, německými jsou Polnička, dále vesnice na Znojemsku Chvalovice, Křídlovky a Načeratice⁶³.“

⁶³ Übersetzung: „Wenden wir uns endlich den Namen der Ansiedler zu, so beweisen auch diese, daß rein tschechisch diejenigen Dörfer sind, für welche der Text

Im Gegensatz zu dieser Behauptung ist gerade in den Dörfern Wysoky und Potschitek — der Text der Urkunde ist hier überdies tschechisch — der deutsche Anteil sehr bescheiden. In Wysoky ist 1407 überhaupt kein Deutscher festzustellen, 1462 und 1483 je einer. Potschitek zählt zwar 1407 drei Deutsche, 1462 hingegen wiederum nur einen und 1483 zwei. Dagegen soll auf den Ort Stržanow (1483) verwiesen werden, wo trotz tschechischen Textes der Urkunde die überwiegende Mehrheit Träger deutscher Namen war: Hensl Plettl, Mertl, Mikl, Pok Hensl, Hannus Teussl, Steffan, Pok Hensl, Hensl Hofman. Auch in Sazomin findet man 1483 neben acht Tschechen sieben Deutsche und in Jamy 1407 und 1462 ungefähr ein Drittel Deutsche, 1483 weniger.

Für das deutsche Dorf Pelles bediente sich der Schreiber 1462 der lateinischen Sprache, 1483 hingegen schrieb er den Text tschechisch nieder. In die starre Theorie der Herausgeber paßt auch nicht der tschechische Text für das südmährische Kallendorf, wie der fast ausschließlich lateinische für das tschechische Křižinkau. Die Aufzeichnungen für Klein Grillowitz (ausgenommen die beiden ersten tschech. geschriebenen Zeilen) und Naschetitz, 1483, sowie für die Stadt Saar in allen drei Urbaren wurden in lateinischer Sprache vorgenommen.

Zur Klärung des offensichtlichen Widerspruches zwischen der Behauptung der Herausgeber und den in den Urbaren verzeichneten Namen soll im folgenden der Versuch unternommen werden, die Volkszugehörigkeit der Untertanen der Klosterherrschaft Saar in den Jahren 1407, 1462 und 1483 zu bestimmen. Die Herren Dr. Zemek und Ing. Pohanka haben sich, außer obiger oberflächlicher Feststellung, damit nicht näher befaßt⁶⁴.

Versucht man eine Einteilung der Untertanen nach ihren Taufnamen in Deutsche und Tschechen zu treffen, so stößt man zunächst auf eine beachtliche Zahl solcher, die, treten sie ohne erklärende Familiennamen auf, keinen Schluß auf die Volkszugehörigkeit der Namensträger gestatten:

In vorliegenden drei Urbaren gehören zu den Fraglichen vor allem die Heiligennamen, wenn:

- a) sie in ihrer ursprünglichen vollen Form auftreten und
- b) der Name in beiden Sprachen gleich lautet.

der Urbare in tschechischer Sprache abgefaßt ist. Völkisch gemischt waren Saar, Wysoky, Potschitek, deutsch Pelles u. weiters die Dörfer um Znaim, Kallendorf, Kl. Grillowitz, Naschetitz.“

⁶⁴ Aufmerksam gemacht, daß tschechische Historiker die Ausgabe wegen Verlesungen und Verschreibungen tadeln, ist es, ohne Einblick in die Originalurbare nehmen zu können, nicht möglich, Fehler festzustellen. Berechtigt jedoch dürfte die Annahme sein, daß sich die Kritik wohl in erster Linie auf die tschechische Übersetzung der lateinischen Texte bezieht, welche im Anschluß an jedes Urbar gebracht wird. Die darin vorgenommenen Transkriptionen der Personennamen sind tatsächlich voller Fehler. So heißt es Janbek statt Jakubek, aus Gulhesl wird Culhesl, aus Sragner ein Sragern, Spiczky zu Spičkajl, u. v. a. m. Über den Zweck dieser unnötigen Übersetzungen äußert sich der Herausgeber auf S. 60 dahingehend, daß sie nicht eigentlich zur Edition gehörten, sondern auf ausdrückliches Ersuchen des örtlichen Národní Výbor der Stadt Saar, zum bessern Verständnis der Arbeit für die einheimische Bevölkerung, vorgenommen wurden.

In diese beiden Gruppen sind hier folgende Taufnamen zu rechnen: Adam, Agatha, Anna, Andreas, Augustin (Augustyn), Caspar, Gallus, Gregorius, Jacobus, Johannes, Laurinus, Lucas, Martinus (Martin, Martyn), Mathias, Michael, Philipp (Philip), Petrus, Pylath, Stephanus, Thomas (mit der Form Thoman), Urban, Valentin (Valentyn), Zuzanna. Von den angeführten Namen ist Martinus, tschech. wie deutsch Martin, der weitaus häufigste. Er wurde insgesamt $7 + 10 + 15 = 32$ mal gezählt.

Selbstverständlich sind Johannes Sucheczert, Thoman Sucheczert den Tschechen, Johannes Sigl, Gregorius Hakchl, Philip Sstaydl, Thoman Ssykl und Thoman Sonntag den Deutschen zuzurechnen. So gibt in vielen Fällen der Familienname den Ausschlag, der ja überhaupt das beständigere Element von beiden Namen darstellt, da er sich von Generation zu Generation vererbt. Und es dürften sich, zur Zeit seiner Entstehung, wohl kaum Tschechen deutsche und umgekehrt Deutsche tschechische Familiennamen gegeben haben.

Zu den Fraglichen müssen auch deutsche Namen mit einem tschechischen Suffix gerechnet werden, da die Annahme, daß in diesen Fällen eine Umvolkung stattfindet, vielleicht sogar schon stattgefunden hat, berechtigt ist. Das tschech. Suffix -ik findet man bei Hennik, Ifridlik, Wenczlik, Wenczik und Otlyk (die tschech. Koseform müßte Otik lauten); ferner bei Familiennamen, z. B. Czaywlik; -ek kam zu dem deutschen FN Ffilffas-ek; -us, -uss war eine besonders beliebte Endung: Andruss, Geruss, Hanuss (Hannus), Nicuss. Schließlich gehören in diese Reihe die beiden Namen Maksa und Maxanka, wohl slawisierte Formen von Max (Maximilian).

Die Koseformen auf -us, -uss, vor allen anderen den Namen Hanuss (Hannus), verwendeten die Deutschen besonders gern. In Verbindung mit deutschen Familiennamen findet man sie in manchen Gegenden derart oft, daß man geradezu von einer Namenmode sprechen kann. Dies gilt nicht einmal so sehr für das Gebiet der Klosterherrschaft Saar, sondern vor allem, greifen wir auf die älteren Urbare von Friedland⁶⁴ und Frauenthal⁶⁵ zurück, für rein oder überwiegend deutsche Gegenden. Dennoch gibt es 1407 im Städtchen Saar 6 mal die Namensform Hanuss und einmal Nicuss, jeweils mit einem deutschen Familiennamen, während man in allen drei Urbaren kein einziges Beispiel einer Verbindung mit einem tschechischen Familiennamen findet. Daher wurde in diesen Fällen, gewiß zu Recht, der Familienname als wesentlicher angesehen und die betreffenden Untertanen wurden den Deutschen zugezählt. Alleinstehend wurden diese Namen mit dem Suffix -uss, -us zu den Fraglichen gerechnet, zumal es tschechische Weiterbildungen wie Hannussek, Hanussku gibt. Der einmal auftretende Familienname Gerusser (Saar 1462)⁶⁶, wurde den Deutschen zugezählt, denn der Grundname dürfte Gero, Gerald oder Gertrud, also ein deutscher Name sein und dem beliebten Suffix -uss folgt eine Weiterbildung mit dem deutschen Suffix -er.

⁶⁴ Ediert von Hallwich, H.: Friedland vor 500 Jahren. MVGD 43 (1905) 357—428.

⁶⁵ Ediert von Emler: Decem registra 20—22.

⁶⁶ Gersch auch b. Schwarz, E.; Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit. Köln-Graz 1957, S. 109.

Umgekehrt stößt man auch auf verdeutschte Formen tschechischer Namen. Mit dem Suffix -el wird aus Václav Waczel, Mix entstand aus Mikeš (Mikuláš), Jax und Jaxo aus Jakeš (Jakub), Lux aus Lukáš und Hersso, Herscho aus Hereš, was wiederum eine tschech. Kurzform des deutschen Hermann ist. Alle diese Formen, trifft man sie ohne Familiennamen, wurden in die Gruppe der Fraglichen eingereiht. Unbestimmbar ist ferner die Volkszugehörigkeit bei Verbindungen deutscher Tauf- mit tschechischen Familiennamen und umgekehrt: Petrze Sragner, Girzik Szaiper, Mikulass Hensluow oder Jan Auguw syn zeigen deutlich den Übergang zur anderen Nation auf. Einige kaum deutbare Namen und verstümmelte Formen mußten gleichfalls den Fraglichen zugerechnet werden, reine Berufs- und Standesbezeichnungen, alleinstehend, in lateinischer (Doleator, Lutifigulus, Cutelli faber; vidua . . .) oder auch in tschechischer Sprache, hingegen nicht. Doch gehören sie zur Gesamtzahl der Untertanen und wurden in diese einbezogen, was in der folgenden Tabelle mit a/b dargestellt wird, wobei a die Gesamtzahl der Zinspflichtigen und b die verwendbaren Namen, untergeteilt in deutsche, tschechische und fragliche, bedeutet.

Tschechische Standes- und Berufsbezeichnungen sind durchaus kein Beweis für tschechische Volkszugehörigkeit, denn man findet sie auch bei Namen deutscher Untertanen: Wenzel rychtář, Mistr Fayt u. a., und zwar nicht nur in Dörfern mit tschechischer Mehrheit, sondern auch in solchen mit stark gemischter Bevölkerung und selbst in dem deutschen Pelles wird 1483 an erster Stelle der „Rychtář“ genannt. Daher konnte man auch diese, ohne informierende Namen, lediglich der Gesamtzahl zuzählen.

1407

1462

1483

Saar/Žd'ár

Sar

Gesamtzahl: 93/87

16 Tschechen

56 Deutsche: Nicuss Maer, Mertl Ssindler, Reichkoler, Czesminer, Hanuss Peter Stewdler, Lorencz Chok, Wenzel Fencz, Hanuss Lawer, Nikal, Parawer, Egrer, Jurg, Hanuss Erns, Reichczuetl, Hanuss Rudel, Rawfaf, Pfarer, Rablin, Lorencz Paer, Mur iuuenis, Anderlyn, Mur Choler, Jurg Koler,

Opidum Sarense

Gesamtzahl: 97/95

36 Tschechen

47 Deutsche: Nichl Mayxner, Gulhesl, Nichl, Kybiz, Wencz, Gerusser, Plasskauer, Hykel Ludwayk, Hensl Ludwayk, Hensl Melcer, Mertl, Hensl, Matl, Hennyng, Wenczel, Pharrer, Gekel, Pixnerin, Michel, Michel, Tauben (Schuster), Tuzbol, Pierkonaygl, Pranttner, Kasproth, Reppl, Larencz Reppl, Rauch Mertel,

Opidum Zdiar

Gesamtzahl: 104/102

49 Tschechen

34 Deutsche: Hensl, Fressl, Grunkle, Prokl, Mertl, Fayt, Wenczl, Teussl, Reppl, Casproth, Waynocht, Plosskaur, Pssissen Nikl, Michel, Paur, Nikl, Kreutl, Hondl, Ruprecht, Ssentl, Reppl, Telpl, Sstrudl, Puff, Payer, Hilczl, Wenczl, Hencz, Pussler, Pecz, Nikl, Wenczl, Windl, Niklos
19 Fragliche: Stepha-

Jurg Choler, Thomel, Mur antiquus, Rablinus, Riblinus, Iglinus, Nickel, Chuczogel, Czitlicher, Chuncz, Hychl, Fridel, Cayk, Meyxnerin, Churczmalcz, Glok, Hannus Pinter, Spiczka, Helkel, Stepchl, Johel, Chorawer, Nickel, Rotlin, Ludweik, Jakel, Slyntlinus, Lang Hannus, Hayman, Herlolt, Antiquus Hell, Fawl Hensel, Henslinus

15 Fragliche: Philip, Adam, Jaxo, Mix, Jaxo, Hanuss, Pettrze Sragner, Hennik, Michael, Jax, Hasonissa, Hanuss, Andruss, Hannus, Hersso

Prell, Ruprecht, Alleralai, Kayk, Pertl Puff, Hencz, Wenczlauer, Henei Pierner, Nichel Snapper, Hiki, Jffricz, Wenczel, Niclos, Hondl, Hilczl, Hondl, Sigel, Endrl Pasma, Wenczel Kayk

12 Fragliche: Anssta, Stephanus, Jacobus, Martin, Hannus, Jffridlik, Laurinus, Stephanus, Martin, Stephanus, Philipp, Lucas

nus, Petrus, Martinus, Gregorius, Thomas, Jehl, Mikicham, Martinus, Mathias, Petrus, Augustin, Martin, Caspar, Hannus, Johannes, Ffillfasek, Hannus, Hannus

Wysoky/Vysoké⁶⁷

Alta Villa — Vissoke
Gesamtzahl: 14
14 *Tschechen*

Villa Vissoka
Gesamtzahl: 15
13 *Tschechen*
1 *Deutscher:* Mates
1 *Fraglicher:* Martin

Alta Villa
Gesamtzahl: 15/13
12 *Tschechen*
1 *Deutscher:* Mathes

Potschitek/Počítky⁶⁸

Poczatky
Gesamtzahl: 14
10 *Tschechen*
3 *Deutsche:* Sslepkols, Ssindler, Matult
1 *Fraglicher:* Martin syn Luksuw

Villa, que dicitur Poczitky
Gesamtzahl: 13
12 *Tschechen*
1 *Deutscher:* Nickel

Villa Poczietky
Gesamtzahl: 13/12
10 *Tschechen*
2 *Deutsche:* Steffan, Swanczyn

⁶⁷ Wysoky entstand in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich gleichzeitig mit Potschitek durch Klosterkolonisation. Svoboda: Žďárský okres 312.

⁶⁸ Potschitek wurde vermutlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vom Kloster gerodet; erste sichere Nachricht bietet das erste Urbar.

Lhotka/Lhotka⁶⁹

Lhota
Gesamtzahl: 13/12
9 Tschechen
1 Deutscher: Toth
2 Fragliche: Martyn,
Martyn

Villa Lhota
Gesamtzahl: 12/11
10 Tschechen
1 Fraglicher: Martin

Villa, que dicitur Lhotka
Gesamtzahl: 13/12
11 Tschechen
1 Fraglicher: Martin

Skleny/Sklené⁷⁰

Sklenne
Gesamtzahl: 8
3 Tschechen
3 Deutsche: Hannus
Stoigan, Nickel, Ste-
phan
2 Fragliche: Martyn,
Waczel

Sklenne
Gesamtzahl: 7/6
5 Tschechen
1 Deutscher: Nichel

Sklenne
Gesamtzahl: 9/7
7 Tschechen

Neudorf/Nová Ves⁷¹

Nowa Wes
Gesamtzahl: 26/25
20 Tschechen
3 Deutsche: Hansel,
Fylhaver, Hansel
2 Fragliche: Martyn,
Martyn

Villa, que vocatur No-
ua Wes
Gesamtzahl: 25/24
22 Tschechen
1 Deutscher: Hensel
1 Fraglicher: Miku-
lass Hensluow

Noua villa
Gesamtzahl: 23/21
20 Tschechen
1 Deutscher: Hansl

Slawkowitz/Slavkovicé⁷²

Slawkowicze
Gesamtzahl: 16
14 Tschechen
1 Deutscher: Nick-
las
1 Fraglicher: Valen-
tyn

Villa, que vocatur Slaw-
kowicze
Gesamtzahl: 16/15
12 Tschechen
1 Deutscher: Wenczel
2 Fragliche: Martyn,
Valentin

Villa Slawkowicz
Gesamtzahl: 16/15
14 Tschechen
1 Deutscher: Wenczl

⁶⁹ Lhotka wurde vom Kloster im 14. Jahrhundert gerodet u. zw. noch vor Wysoky und Potschitek. Die erste sichere Nachricht bringt das erste Urbar. Siehe Svoboda 235.

⁷⁰ Skleny wurde im 14. Jahrhundert vom Kloster gegründet.

⁷¹ Neudorf ist nach 1267 auf dem Gebiet der Herren von Obřan entstanden. Ein Streit des Klosters mit Vinzenz von Lipa wurde 1417 dahingehend entschieden, daß dem Kloster der Zehnt zufiel. Siehe Svoboda: Novoměstský okres [Neustädter Bezirk] 654.

⁷² Slawkowitz wurde 1264 von den Lichtenburgern dem Kloster geschenkt. CDM III, Nr. 368, S. 370f.

Radniowitz/Radňovice⁷³

Radnyowicze	Villa Radnyowicze	Radniowicz villa
Gesamtzahl: 14	Gesamtzahl: 14	Gesamtzahl: 14/12
14 <i>Tschechen</i>	14 <i>Tschechen</i>	12 <i>Tschechen</i>

Jamy / Jámy⁷⁴

Iamy	Villa, que dicitur Iama	Iam villa
Gesamtzahl: 31/27	Gesamtzahl: 32/31	Gesamtzahl: 32
16 <i>Tschechen</i>	18 <i>Tschechen</i>	24 <i>Tschechen</i>
9 <i>Deutsche</i> : Andres, Tewssel, Hanus	9 <i>Deutsche</i> : Wenczel (rychtář), Endres, Paul, Zigel, Schuster, Hannus	6 <i>Deutsche</i> : Wenczl, Mertl, Zygl, Hensl, En- drl, Pysnekl
Perlcztl, Mathes, Prek- kel, Dorner, Czinczel, Pisnikkel, Ssleppcholb	Perskl, Waysz Hensel, Tayssl, Kunczel	2 <i>Fragliche</i> : Hanus, Martin
2 <i>Fragliche</i> : Thoman, Caspar	4 <i>Fragliche</i> : Martin, Girzik Szaiper, Hanusz, Caspar	

Swratka Radeschin/Radešínská Swratka⁷⁵

Swratka	Villa, que nominatur Swratka	Villa Swratka
Gesamtzahl: 19/18	Gesamtzahl: 13/12	Gesamtzahl: 20/19
18 <i>Tschechen</i>	12 <i>Tschechen</i>	18 <i>Tschechen</i>
		1 <i>Fraglicher</i> : Martin

Unter Bobrau/Dolní Bobrová⁷⁶

Bobrowa	Opidum Bobrouia	Bobrowa Inferior
Gesamtzahl: 47/46	Gesamtzahl: 47	Gesamtzahl: 50/46
43 <i>Tschechen</i>	41 <i>Tschechen</i>	37 <i>Tschechen</i>
2 <i>Deutsche</i> : Martyn Kayzara, Prokop	3 <i>Deutsche</i> : Kayzar, Czaybel, Wuoczel	3 <i>Deutsche</i> : Seueryn, Czaywl, Sspetle

⁷³ Radniowitz ist eine Schenkung des Smil von Lichtenburg aus dem Jahre 1269. Siehe Svoboda 584f. und CDM IV, Nr. 18, S. 23.

⁷⁴ Jamy wurde dem Kloster 1252 von Boček von Obřan geschenkt und gehört zu dem ältesten Klosterbesitz. Zu dem Erwerb des dortigen Freigutes durch das Kloster siehe Zemské desky brněnské [Brünner Landtafeln] IX, 73 und Archiv Český. Bd. 9, S. 406, 411.

⁷⁵ Nach dem Bericht des Mönches Heinrich (des Verfassers der ersten Klosterchronik) schenkte Bočeks Sohn, Harald von Obřan, dem Kloster die zweite Hälfte des Dorfes Swratka Radeschin, dessen andere Hälfte es bereits besaß.

⁷⁶ Unter Bobrau wurde in der Zeit zwischen 1240 und 1252 von Přibyslav von Křižanov gegründet. Seit Beginn des 14. Jahrhunderts ist es Klosterbesitz, um 1450 ein Städtchen, denn im zweiten Urbar wird der Ort bereits als Stadt benannt. Früher nur als Bobrau bezeichnet, wird das Städtchen im dritten Urbar, zur Unterscheidung von Ober Bobrau, Unter Bobrau genannt.

Ssarth	3 <i>Fragliche</i> : Kama-	6 <i>Fragliche</i> : Martin,
1 <i>Fragliche</i> : Anna	reth, Otylyk, Ffrle	Czawliik, Martin, Mak-
		sa, Adam, Kraysa

Miroschau/Mirošov⁷⁷

Mirossow	Mirossow ves	Mirossow ves
Gesamtzahl: 9	Gesamtzahl: 10	Gesamtzahl: 10
8 <i>Tschechen</i>	9 <i>Tschechen</i>	9 <i>Tschechen</i>
1 <i>Fraglicher</i> : Philipp	1 <i>Fraglicher</i> : Philipp	1 <i>Fraglicher</i> : Martin

Oleschinky/Olešinky⁷⁸

Wollessenka	Úrok z Olessenky	Villula Olessinka
Gesamtzahl: 3	Gesamtzahl: 2	Gesamtzahl: 6
3 <i>Tschechen</i>	2 <i>Tschechen</i>	6 <i>Tschechen</i>

Rausmierau/Rousměrov⁷⁹

Rusmirow	—	Villa Rausmirov
Gesamtzahl: 10/9		Gesamtzahl: 8
7 <i>Tschechen</i>		7 <i>Tschechen</i>
2 <i>Fragliche</i> : Adam, Martyn		1 <i>Deutscher</i> : Wenzl

Křižanau/Křížanov⁸⁰

Krzizanow	—	—
Eintragungen f. Křižanau u. die folgenden Orte Iwowy u. Gutwasser stammen von einem 2. Schreiber u. wurden nachträglich vorgenommen		

⁷⁷ Miroschau wurde von Elisabeth, der Tochter des Přibyslav von Křižanov, gegründet und kam zusammen mit Unter Bobrau an das Kloster.

⁷⁸ Im Jahre 1368 gab Markgraf Johann drei Lahn Land in Oleschinky dem Kloster. 1407 gehörte diesem ein Teil des Ortes und 1486 gibt Johann von Kladna und Oleschinky seinen Teil gegen Ersatz dazu.

⁷⁹ Rausmierau ist seit seiner Entstehung Klosterbesitz.

⁸⁰ Křižanau wurde von Přibyslav von Křižanov gegründet. Im Jahre 1287 schenkte Agnes, die Tochter Bočeks von Obřan, dem Kloster die Hälfte des Ortes, die diesem bis 1486 verblieb. Die zweite Ortshälfte gehörte dem Geschlecht der Meritsch aus Lomnitz.

Jwowy / Jívoví⁸¹

Gywowy —
ohne Namen

Gutwasser/Dobrá Voda⁸²

Dobra Woda —
ohne Namen

Dobra Woda villa
Gesamtzahl: 15/14
13 *Tschechen*
1 *Deutscher*: Wenczl

Swětnow/Světnov⁸³

—

Villa Swietnow
Gesamtzahl: 20/19
19 *Tschechen*

Swietniow villa
Gesamtzahl: 23/20
18 *Tschechen*
2 *Fragliche*: Thoman,
Martin

Pelles / Polnička⁸⁴

—

Villa Polniczka
Gesamtzahl: 11/9
8 *Deutsche*: Albertus,
Aysner Man, Hoffman,
Telpl, Rosztausser, Fridl,
Mertl, Michel
1 *Fraglicher*: Petrus
(Text d. Urkunde in lat.
Sprache)

Villa Polniczka
Gesamtzahl: 11/10
2 *Tschechen*
8 *Deutsche*: Teussl,
Czepl, Lorencz, Hoff-
man, Wencz, Rostaus-
ser, Jacob, Meusl
(Text der Urkunde in
tschech. Sprache)

Jiřikowitz/Jiřikovice⁸⁵

—

Villa, que dicitur Gir-
zikowicze
Gesamtzahl: 10
10 *Tschechen*

Villa Girzikowicze
Gesamtzahl: 9
8 *Tschechen*
1 *Deutscher*: Lhempl

⁸¹ Iwowy wurde vom Kloster gegründet. Siehe Hosák, L.: Historický místopis země moravskoslezské [Geschichtliche Topographie des mährisch-schlesischen Landes]. 1938, S. 222.

⁸² Gutwasser schenkte Boček von Obřan im Jahre 1252 dem Kloster. Siehe Kratochvíl, Fr.: Vlastivěda moravská, Velkomeziříčský okres [Mährische Heimatkunde, Bezirk Großmeseritsch] 152.

⁸³ Swětnow wurde vom Kloster gegründet. Der Ort stand in enger Beziehung zu dem böhmischen Wojnow Městetz.

⁸⁴ Pelles wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vom Kloster gegründet.

⁸⁵ Jiřikowitz schenkte Smil von Lichtenburg im Jahre 1269 dem Kloster. CDM IV, Nr. 18, S. 23. Der Ort wird im ersten Urbar nicht erwähnt, da er wahrscheinlich an den Radniowitzer Richter verlehnt war.

Obitschtau/Obyčtov⁸⁶

—	Villa, que vocatur Obicz- tow	Villa Obicztow
	Gesamtzahl: 19/18	Gesamtzahl: 19/16
	15 <i>Tschechen</i>	14 <i>Tschechen</i>
	1 <i>Deutscher</i> : Matl	2 <i>Deutsche</i> : Matl,
	2 <i>Fragliche</i> : Martyn, Martyn	Hansl

Hodischkau/Hodiškov⁸⁷

—	Villa, que nominatur Hodysskow	Hodisskov villa
	Gesamtzahl: 8	Gesamtzahl: 8/6
	7 <i>Tschechen</i>	5 <i>Tschechen</i>
	1 <i>Deutscher</i> : Kugal	1 <i>Fraglicher</i> : Philip

Rzetschitz/Řečice⁸⁸

—	Villa, que vocatur Rze- czicze	Rzcziczze villa
	Gesamtzahl: 18	Gesamtzahl: 18/17
	17 <i>Tschechen</i>	17 <i>Tschechen</i>
	1 <i>Fraglicher</i> : Martyn	

Bohdaletz/Bohdalec⁸⁹

—	Ves Bohdalczy	Villa Bohdalecz
	Gesamtzahl: 21/20	Gesamtzahl: 21/20
	20 <i>Tschechen</i>	18 <i>Tschechen</i>
		2 <i>Fragliche</i> : Bedrla, Pylath

⁸⁶ Obitschtau wurde auf Veranlassung des Klosters gegründet. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurde es wahrscheinlich zeitweilig abgetreten, da im ersten Urbar keine Erwähnung zu finden ist. Zur Geschichte des Ortes siehe Svoboda: Žďárský okres 249.

⁸⁷ Hodischkau war ursprünglich Klosterbesitz, wurde aber von den Herren von Lipa längere Zeit in Besitz genommen und fehlt deshalb im ersten Urbar.

⁸⁸ Rzetschitz wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts vom Kloster gegründet. Wie verschiedene andere entfernt liegende Dörfer des Klosters war es als Lehen vergeben. Als Lehensträger ist ein Pešík von Rzetschitz bekannt. Der Ort ist aus diesem Grunde im ersten Urbar nicht genannt. Abt Johann VIII. unterstellte das Dorf wieder unmittelbar der Klosterherrschaft.

⁸⁹ Bohdaletz wurde vom Kloster gegen Ende des 13. Jahrhunderts gegründet. Erst als Lehen der Familie des Lokators vergeben, übernahm das Kloster seine Verwaltung in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Es ist deshalb nur im zweiten und dritten Urbar verzeichnet.

Kally / Kaly⁹⁰

—

Úrok z Kaluw
Gesamtzahl: 6
5 *Tschechen*
1 *Fraglicher*: Nichule

Kali villa
Gesamtzahl: 6
6 *Tschechen*

Ratschitz / Račice

—

Raciczze ves
Gesamtzahl: 7
6 *Tschechen*
1 *Fraglicher*: Martyn

Villa Raciczze
Gesamtzahl: 7/6
6 *Tschechen*

Gutshof Ratschitz/Dvůr Račice

—

—

Dvuor v Raciczzych
Gesamtzahl: 1
1 *Tscheche*

Křižinkau / Křižinkov⁹¹

—

Villa Crzisenko
Gesamtzahl: 7
6 *Tschechen*
1 *Deutscher*: Peter

—

Stržanow / Stržanov⁹²

—

—

Strczanow villa
Gesamtzahl: 15/13
3 *Tschechen*
8 *Deutsche*: Hensl
Plettl, Mertl, Mikl, Pok
Hensl, Hannus Teussl,
Steffan, Pok Hensl,
Hensl Hofman
2 *Fragliche*: Hanus,
Augustyn

⁹⁰ Kally ist zur Zeit des zweiten und dritten Urbars im Besitz des Klosters. Vorher wird ein Mikeš Čiž von Kally genannt; siehe Zemské desky brněnské [Brüner Landtafeln] VII, S. 432 und 1434 ein Lovek von Kally, siehe Půhony Brno [Vorladungen Brünn] III, S. 83.

⁹¹ Křižinkau gehört seit 1393 zum Städtchen Křižanau und um 1467 zum Kloster Saar. Die Leistungen des Ortes wurden dem zweiten Urbar von späterer Hand zugefügt.

⁹² Stržanow entstand durch Klosterkolonisation. Es stand wie Swětnow in enger Beziehung zu Wojnow Městetz.

Hliny / Hlinné⁹³

— —

Villa Hlinna
Gesamtzahl: 13/12
11 *Tschechen*
1 *Deutscher*: Petrus

Ober Bobrau/Bobrová Horní⁹⁴

— —

Opidum Bobrowa Superior
Gesamtzahl: 49/46
39 *Tschechen*
1 *Deutscher*: Ssartik⁹⁵
6 *Fragliche*: Ramareth,
Martin, Martin, Zuzanna,
Maxanka, Philip

Bitowetz/Bitovec⁹⁶

— —

Bytowec
Gesamtzahl: 12/10
8 *Tschechen*
2 *Fragliche*: Martin,
Czaywlik

Radeschin/Raděšín⁹⁷

— —

Curia Radessin
Gesamtzahl: 2
2 *Tschechen*

⁹³ Hliny dürfte im 14. Jahrhundert gleichzeitig mit dem benachbarten Rzeschitz vom Kloster gegründet worden sein. Es bestand dort ein Freihof mit Richterei, der wahrscheinlich von dem Lokator herrührt. Um 1420 verwaltete Wolimir von Hliny, der wohl im Lehensverhältnis zum Kloster stand, den Ort.

⁹⁴ Ober Bobrau wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts Stadt. Es wurde unter Abt Linhart von den Brüdern Pernstein an das Kloster abgetreten und ist deshalb nur im dritten Urbar verzeichnet.

⁹⁵ Wohl das Adjektivum schartig zu Ssarth = Scharte. Aus Adjektiven entstanden FN auf -ig und -ich; vgl. Schwarz 135 „Heilig“ und 47 „Ängstlich“.

⁹⁶ Bitowetz, eine Siedlung bei Unter Bobrau, wird zumeist als ein Teil dieses Städtchens angesehen.

⁹⁷ Radeschin entstand durch Klosterkolonisation. Wie zahlreiche andere Orte, die nicht in Klostersnähe lagen, war es zeitweilig als Lehen vergeben und ist deshalb nicht im ersten und zweiten Urbar genannt.

Bobruwka/Bobruvka⁹⁸

— —

Bobruowka villa
Gesamtzahl: 19
18 *Tschechen*
1 *Deutscher*: Partl

Radenitz/Raděnice⁹⁹

— —

Radiemicze villa
Gesamtzahl: 4
4 *Tschechen*

Sazomin/Sazomín¹⁰⁰

— —

Villa Sazemin
Gesamtzahl: 18/16
8 *Tschechen*
7 *Deutsche*: Stefel,
Hesl, Welffl, Plochaur,
Hansl, Wenczl, Mertl
1 *Fraglicher*: Wenczik

Pokojau/Pokojov¹⁰¹

— —

Pokogow ves
Gesamtzahl: 15/11
10 *Tschechen*
1 *Fraglicher*: Hanus

Kotlas/Kotlasy¹⁰²

— —

Kotlas villa
Gesamtzahl: 9
6 *Tschechen*

⁹⁸ Bobruwka wurde dem Kloster im Jahre 1262 von Smil von Lichtenburg und seiner Gattin geschenkt (CDM III, Nr. 336, S. 331). Der Ort war vermutlich der Familie des Lokator als Lehen gegeben worden, denn er fehlt im ersten und zweiten Urbar.

⁹⁹ Radenitz gehörte im 15. Jahrhundert zum Teil zum Kloster, zum Teil zum Städtchen Křižanau. Siehe Hosák: Místopis 67.

¹⁰⁰ Im Jahre 1317 schenkte Johann von Meseritsch dem Kloster das Dorf Sazomin. Da es aber erst im dritten Urbar zu finden ist, war es wohl vorher als Lehen vergeben. Später eigneten sich die Herren von Großmeseritsch das Dorf wiederum an und Abt Linhart erhob 1481 Klage um diesen alten Klosterbesitz. Siehe Svoboda: Zďárský okres 282.

¹⁰¹ Pokojau ist wahrscheinlich gleichzeitig mit Kotlas entstanden. Die erste Nennung stammt aus dem Jahre 1437, als Klage gegen die Okkupation klösterlichen Besitzes geführt wurde. Abt Johann wiederholte 1447 diese Klage.

¹⁰² Kotlas wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Přibyslavs Erben gegründet. Den Zehnten erhielt das Kloster durch Hermann Kruschina von Lichtenburg. 1317 bestätigte dessen Witwe die Schenkung, 1349 schenkte Johann von Tassau, vor Antritt seiner Romreise, dem Kloster seinen Anteil an Kotlas. Weiteren Grundbesitz in diesem Dorf hatten die Mislibořitzer.

Wattin/Vatín¹⁰³

— —

Potschatek/Počátky¹⁰⁴

— —

Kozlau/Kozlov¹⁰⁵

— —

Kallendorf/Chvalovice¹⁰⁶

— —

Kl. Grillowitz/Křídlovky¹⁰⁷

— —

1 *Deutscher*: Nikl
2 *Fragliche*: Thoman,
Martin

Villa Watin
ohne Namen

Poczatky villa
Gesamtzahl: 9
6 *Tschechen*
1 *Deutscher*: Nikl
2 *Fragliche*: Urban,
Martin

Kozlov villula
Gesamtzahl: 4
4 *Tschechen*

Kolendorff
Gesamtzahl: 8/6
2 *Tschechen*
3 *Deutsche*: Ulrych
Ssybicz, Pecz, Mert
Geusspicz
1 *Fraglicher*: Andreas

Grilbicz villa
Gesamtzahl: 25/24
18 *Deutsche*: Johannes
Sigl, Michl Grow, Paul

¹⁰³ Wattin wird 1352 erstmals genannt, als die Söhne des Johann von Meseritsch den Klosterbesitz um die Dörfer Wattin, Babin und den Wald Radomin erweiterten. Das Fehlen in den beiden ersten Urbaren wird dahingehend erklärt, daß der Ort als Lehen vergeben gewesen sein muß. Selbst 1483 sind die Abgaben der Untertanen nicht aufgezählt.

¹⁰⁴ Potschatek, Bezirk Deutsch Brod, ist seit seiner Gründung im Besitz des Klosters.

¹⁰⁵ Kozlau gehörte zwar schon im 14. Jahrhundert dem Kloster, doch war es als Lehen vergeben. Genannt werden 1396 die Junker Johann und Nikolaus von Kozlau und 1448 Nikolaus Kozlovec von Kozlau. Siehe Kratochvil 210f.

¹⁰⁶ Kallendorf, Bezirk Znaim, gehörte ursprünglich zum Kloster Klosterbruck.

¹⁰⁷ Klein Grillowitz, Bezirk Znaim, ist seit 1255 im Klosterbesitz.

Sstaydl, Jakl Holter,
Fridrych Wogner, Mert
Thosbyczter, Thoman
Ssykl, Mert Prantl, Ber-
nardus, Matl Prantl,
Hans Beyshapl, Hans
Luder, Kuncz Huetter,
Mert Neupaur, Philipp
Sstaydl, Wolfgang, Sstay-
rar, Sigl

6 Fragliche: Gallus,
Agatha, Philip, Petr Albl,
Petr Wyscher, Anna

Naschetitz/Načeratice¹⁰⁸

— —

Nassratitz villa
Gesamtzahl: 26/25

1 Tschebbe

24 Deutsche: Kristan
Sstayrar, Thoman Sun-
tag, Mert Talar, Ssen-
pekch, Bilpold, Johan-
nes Ssraml, Sigl, Paul
Ssenpekch, Michel Gayst,
Matl Kraphl, Erl, Ssens-
senheng, Mist Keglin,
Michel Kreuzperg, Phi-
lip Ssenpek, Lorencz,
Hans Perger, Jerig
Heyffl, Gregorius Hak-
chl, Graczl, Kristan
Czerar, Kristan, Paul
Peyr, Clement Kyrych
Gankch

Zwola/Zvole¹⁰⁹

— —

Zwola villa
Gesamtzahl: 24

22 Tscheben

2 Deutsche: Strych,
Johan

¹⁰⁸ Naschetitz, Bezirk Znaim, ist seit 1252 Klosterbesitz. Siehe Ho s á k : Místopis 110.

¹⁰⁹ Zwola schenkte Peter von Rosička im Jahre 1478 dem Kloster. Siehe Ho s á k : Místopis 69.

Branischoŭ/Branišov¹¹⁰

— —

Branissow villa
 Gesamtzahl: 10/8
 6 *Tschechen*
 2 *Deutsche*: Nikal, Johan

Ober Rožinka/Horní Rožinka¹¹¹

— —

Rozienska villula
 Gesamtzahl: 8
 8 *Tschechen*

Die tschechischen Taufnamen

Schon bei flüchtiger Betrachtung der tschechischen Taufnamen fällt auf, daß die Heiligennamen die nationalen bereits verdrängt haben. Die klangvollen alttschechischen Rufnamen, wie man sie in älteren Urbaren, allerdings auch dort schon in der Minderzahl, noch immer antrifft, sind bis auf ganz wenige Ausnahmen verschwunden. Von den christlichen Taufnamen hingegen fand nur eine beschränkte Zahl — annähernd 50 — Aufnahme bei der Bevölkerung. Daher ist das Namensbild, verglichen mit dem der vorhussitischen Epoche, dürftiger geworden, doch überbrückten die Tschechen die daraus resultierende Eintönigkeit durch Bildung zahlreicher Kurz- und Koseformen zu den einzelnen christlichen Namen.

In der Zeit von 1407—1483 verwendete man im Bereich der Besitzungen des Klosters Saar im wesentlichen die gleichen Taufnamen, von kleinen Änderungen der Beliebtheit einzelner abgesehen.

Jan (Johann), den beliebtesten Taufnamen des Mittelalters, findet man auch hier am häufigsten. In folgenden Formen und Schreibweisen konnte er in den drei Urbaren $32 + 58 + 72 = 162$ mal gezählt werden: Jan, Janak, Janek, Yanek, Janecz, Janesc, Janyk, Janku, Janczek, Janie, Janda, Janderka, Janus, Januss, Janussek, Hana, Hanka, Hanussek, Hanussku, Gech, Gessek, Jessek, Gechor (?), Vanek¹¹², Vanyek, Waynku, Waniek, Waniess, Waniatka und Johannes (hier mit dem tschechischen FN Sucheczert).

Der nächste Name Matěj, Matiáš (Matthias) weist nur die Hälfte der Belege auf. Man findet ihn $17 + 24 + 40 = 81$ mal und seine Formen sind: Matiey, Matyei, Matyey, Matieg, Matyeg, Matieig, Matiegi, Matieyek, Ma-

¹¹⁰ Branischoŭ schenkte Peter von Rosička im Jahre 1478 ebenfalls dem Kloster.

¹¹¹ Ober Rožinka scheint im 15. Jahrhundert an das Kloster gekommen zu sein.

¹¹² Die Namensformen Vaněk, Vaněš, Vaňátka wurden nicht von Václav, sondern von Ivan (= Jan, Johann) abgeleitet. Der Name Ivan war bekannt und wurde verwendet. Als Beweis mögen die mährischen Ortsnamen Ivančice und Ivaňovice dienen.

tieck, Mathegek, Matiegek, Mach, Machek, Massek, Maczek, Massan, Ma-
tha, Matuss, Matussek, Matyass, Mathyass.

Darauf folgt Mikuláš (Nikolaus) $12 + 16 + 36 = 64$ mal, als Mikulass,
Mikulasz, Mikula, Mikulassek, Mika, Myka, Mikess, Micza, Mycza, Miczka,
Mycze, Miczyk, Myxa.

Auffallend ist hier die Beliebtheit des sonst von den Tschechen nur selten
verwendeten Namens Michal (Michael) mit $18 + 16 + 23 = 57$. Belegt sind
folgende Formen: Michal, Michalek, Michalku, Michalecz, Mych, Mychek,
Michek, Micha, Mychonc.

An fünfter Stelle steht sodann Václav (Wenzel) $7 + 16 + 28 = 51$ mal,
als Waczlaw, Waczlawik, Wacz, Waczek, Vaczek, Wach, Wacha, Wachek,
Wuchek, Vach, Vachek, Vassik, Wassek, Wachuss.

Für Jiří (Georg) gibt es $7 + 14 + 22 = 43$ Belege: Gira, Gyra, Girek, Gyrek,
Girzi, Girsá, Gyrsa, Girssa, Girsik, Girzik, Gyrzyk, Gyrzik, Girziczek.

Gerne gebraucht wurde der Taufname Jakub (Jakob), den man $9 + 13 + 20 = 42$ mal zählen konnte: Jacob, Jakub, Jakubek, Jakubecz, Jakess, Ja-
cha, Kub, Kuba, Kubess, Kubik, Cubik, Kubicz.

Es schließt sich Petr (Peter) $7 + 11 + 10 = 28$ mal an: Petr, Pettrze,
Petrlík, Pecha, Pessa, Pessek, Pyesek, Petran.

Darauf folgt Pavel (Paul) $4 + 8 + 9 = 21$ mal, als Pavel, Pawel, Pawlík.

Ondřej (Andreas) wurde $4 + 6 + 9 = 19$ mal gezählt: Ondrzej, Ondrzeg,
Ondrzejg, Ondra, Ondrak, Ondruss, Ondrussek, Wondrass.

Vavřinec (Lorenz) $1 + 7 + 9 = 17$ mal: Wawrzinecz, Wawra, Wawrzin.

Es gibt 16 Belege für Šimon (Simon) $3 + 5 + 8$: Ssimon, Ssymon, Ssymek,
Ssych und 13 für Prokop (Procopus) $0 + 5 + 8$: Procop, Prokop, Prokess,
Prucha.

12 mal kommen vor: Blažej (Blasius) $2 + 5 + 5$: Blazey, Blaha, Blazek,
Blassek und Štěpán (Stephan) $4 + 4 + 4$: Scepan, Szczepan, Sszczepan, Sscep-
pan, Zscepán, Zszczepan, Ssctiepan, Sstiepan (besonders auffällig bei diesen
Namensformen, bewirkt durch das Fehlen der diakritischen Zeichen, ist eine
recht komplizierte Häufung von Konsonanten).

11 mal ist der Name Bartoloměj (Bartholomäus) $3 + 4 + 4$: Bartha, Bar-
ton, Bartoss, Barthoss, vertreten und 10 mal Tomáš (Thomas) $3 + 1 + 6$:
Thoma, Thomek, Tomec, Thomyk, Tomyk, Thomik, Toch, Tossek und
Thoman (mit dem FN Sucheczert).

Seltener als 10 mal findet man folgende Taufnamen: Adam (1407 in Saar
mit dem Beinamen Pehem); Ambrož (Ambrosius) $1 + 2 + 1$: Ambross, Am-
brosc, Ambruss; Benedikt (Benedikt) $2 + 1 + 1$: Beness; Duchoslav
 $0 + 0 + 5$: Duchek, Dussek, Dussik; František (Franz) $2 + 1 + 0$: Franyek;
Haštal (Kastalus) $1 + 2 + 2$: Hassek, Hassa; Havel (Gallus) $1 + 0 + 5$:
Havel, Havel, Hawla, Hawliczek; Hodislav $3 + 2 + 1$: Hod, Hodyk, Hodiss,
Hodyss; Jaroslav $0 + 1 + 2$: Jarosz, Jaross; Jindřich (Heinrich) $2 + 0 + 1$:
Gindra, Ginda; Kliment (Klemens) $1 + 2 + 3$: Climes, Clima, Kli-
mess, Klíma; Křišťan (Christian) $0 + 2 + 4$: Krzistan, Krzisstan, Krziss,
Kssyza (?); Květoslav (Florian) $0 + 1 + 2$: Kwieton, Kwitek, Kwietek;

Marie (Marie) 0 + 0 + 4: Massa, Marza (wobei einbezogen werden muß, daß die erste Form zu Matěj, die zweite zu Marek gehören kann, zumal es Männernamen auf den Vokal a ausgehend in großer Zahl gibt; Marek (Marcus) 2 + 2 + 3: Marek, Maress, Marssan; Martin (Martin) 1 + 3 + 1: Martyn (mit dem tschech. FN Hrdy), Martinek; Řehoř (Gregor) 0 + 1 + 5: Rzehorz; Stanislav (Stanislaus) 1 + 0 + 1: Staniek, Stanyk; Valentin (Valentin) 0 + 2 + 5: Wala, Waliss, Waluss; Veleslav 0 + 2 + 1: Velik, Welik, Weliss; Vilém (Wilhelm) 2 + 0 + 0: Vilem, Vilemek; Vít (Veit) 0 + 3 + 4: With, Witek, Wytuss; Zikmund (Siegmond, Siegismund) 1 + 3 + 4: Zich, Zych.

Einen einzigen Beleg nur gibt es für folgende Taufnamen:

Blahoslav: Blahut; Daniel: Danyek; Dorota (Dorothea): Doretha; Filip (Philipp): Philipek; Hynek (Ignaz): Hynek; Jeronym (Hieronymus): Jeronimus; Jiljí (Aegidius): Gilek; Kateřina (Katharina): Kacze; Lukáš (Lukas): Lukess; Markéta (Margarethe): Markleta; Přibyslav: Przibek; Radoslav: Ratussek; Šebestián (Sebastian): Ssebek; Šeber (Severin): Ssebor; Strachota (Methodius): Strassyk; Svatoslav: Swaton.

Die deutschen Taufnamen

Was von den tschechischen Taufnamen behauptet wurde, gilt gleichermaßen für die deutschen. Die christlichen Namen haben sich durchgesetzt und die nationalen fast vollständig verdrängt.

Auch hier steht der Name Johann an erster Stelle. Von ihm findet man in den drei Urbaren $11 + 12 + 18 = 41$ Belege und folgende Formen: Johann, Johannes (mit deutschen Familiennamen), Hans, Hansl, Hansel, Hensl, Hensel, Henslinus, Hencz, Henel, Hanel, Hannes, Hennyng, Hondel, Johel und Hanuss [(Hannus), hier mit deutschem Familiennamen]. Der folgende Name Nikolaus wurde nur noch $6 + 6 + 7 = 19$ mal gezählt. Seine Formen sind: Nicklas, Niclos, Niklos, Nikl, Nikal, Nickel, Nichl, Nichel und Nicuss (hier mit dem deutschen FN Maer). Gerne wählten die Deutschen den hl. Wenzel als Namenspatron: Wenzel, Wenczl, Wencz sind $1 + 5 + 9 = 15$ mal zu finden. Mit $1 + 3 + 9 = 13$ Belegen folgt Martin in den deutschen Formen: Mert, Mertl, Mertel; darauf Mathias $2 + 3 + 3 = 8$ mal, als Mathes, Mates, Matl, Matult und Michael: Michel, Michl, Mikl $0 + 2 + 5 = 7$ mal. Stephan: Stephan, Steffan, Stefel, Stephsl findet man $2 + 0 + 3 = 5$ mal; Andreas in den deutschen Formen Andres, Endres, Anderlyn, Enderl auch $2 + 2 + 1 = 5$ mal, wie Lorenz: Lorencz, Larencz $2 + 1 + 2$ mal. Friedrich: Fridrych, Fridl, Fridel, Ifricz wurde $1 + 2 + 1 = 4$ mal gezählt, ebenso Jakob als Jakob, Jakl, Jakel, Gekel $1 + 1 + 2$ und Paul: Paul $0 + 1 + 3$ mal.

Drei-, zwei- oder nur einmal findet man folgende Taufnamen: Albert: Albertus; Bartholomäus: Partl; Berthold: Pertl; Georg: Jurg, Jergic; Gregor: Gregorius (mit dem FN Hakchl); Heinemann: Hayman; Helke: Helkel; Herold: Herlolt; Heimprecht: Lhempl; Hiekmann (?): Hikl, Hykel, Hychl; Konrad: Kuncz, Chuncz, Kunczel; Chri-

stian: Kristan; Klemens: Klement; Ludwig: Ludweik; Peter: Peter, Pecz, Petrussel; Philipp: Philip (mit den deutschen FN Sstaydl und Ssenpek); Procopus: Prokop, Prekkel, Prokl. (Die Kurzformen beweisen, daß der Name Prokop auch von Deutschen verwendet wurde, hier mit dem deutschen FN Ssarth)¹¹³; Ruprecht: Ruprecht; Severin: Seuern; Siegmund: Sigel, Sigl; Thomas: Thomel, Thoman (mit den deutschen FN Suntag und Ssykl); Ulrich: Ulrych; Veit: Fayt; Wolfgang: Woffgang, Welffl.

Familiennamen

Die Doppelnamigkeit ist selbst 1483 noch nicht zur Regel geworden, denn immer wieder findet man, besonders in kleinen Ortschaften, alleinstehende Tauf- und Rufnamen. Auch aus den vorliegenden Urbaren gewinnt man den Eindruck, daß sich die deutsche Bevölkerung den Brauch der Doppelnamigkeit früher zu eigen machte als die tschechische. Tschechische Familiennamen findet man dennoch schon recht oft, besonders in größeren Orten, was nur verständlich ist, da man dort ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Untertanen mit gleichen Rufnamen brauchte. Daher drückte der neu hinzugekommene Name etwas für den Träger Charakteristisches aus; er ist somit ursprünglich nur ein Beiname, aus dem sich der Familienname entwickeln konnte.

Der Beruf gab häufig Anlaß zu seiner Bildung; vielfach waren es äußere Merkmale, Charaktereigenschaften, Gewohnheiten, ja sogar beliebte Redewendungen (Satznamen!). Der Rufname des Vaters wurde oft Familienname des Sohnes. Die Tschechen zeigten mehr Vorliebe für übernommene Tiernamen als die Deutschen, Übernahmen aus der Welt der Pflanzen verwendeten beide seltener. Herkunftsnamen gewähren wichtige Hinweise auf Ort oder Landschaft, woher die Siedler kamen; Wohnstättennamen deuten auf das Besitztum und seine Umgebung. Schließlich führten die verwandtschaftliche Stellung, Zeitbestimmungen, Witterungserscheinungen und selbst Münzen zur Entstehung der tschechischen wie der deutschen Familiennamen.

Die tschechischen Familiennamen

Die Deutung dieser frühen tschechischen Familiennamen ist nicht einfach, denn ihre Schreibweise stand nicht nur nicht fest, sie konnte bei dem gleichen Namen dermaßen verschieden sein, daß sich der Sinn des Namens wandelte. So wird z. B. der Tscheche Kropacz 1407 in Swratka Radeschin auch Korpacz genannt. Und doch kommt diesen alten Namen nicht nur kulturgeschichtliche Bedeutung zu, sie sind vom Sprachlichen her hochinteressant, für den Slawisten geradezu Kostbarkeiten, und nicht zuletzt auch ein Beweis für das hohe Niveau der tschechischen Sprache im Mittelalter¹¹⁴. Die fol-

¹¹³ Vgl. Schwarz 239 f.

¹¹⁴ In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden als Hilfsmittel für den Lateinunterricht eine Reihe lateinisch-tschechischer Wörterbücher. Das sog. Preß-

gende Aufgliederung und Zusammenfassung der tschechischen Familiennamen möge lediglich als ein bescheidener Versuch einer Deutung gewertet werden.

Direkte und indirekte Berufsnamen:

Barwik — barvič — Färber;

Bednarz — bednář — Faßbinder;

Bokhinecz — boch — Hamme (Hinterkeule des Schlachtviehs), bochy — Speckseiten; bochánek — kl. Brotlaib, Osterkuchen;

Chochinecz — vielleicht zu koch = komin — Rauchfang, Schornstein;

Corecz — korec — Scheffel, Strich (Getreidemaß);

Dkadlec, Tkadlec — tkadlec — Weber;

Drab — drab (altes Wort) — Wagenleiter, dráb — Büttel, Scherge, Gerichtsdienst, früher auch in der Bedeutung Soldat;

Drdak — drdati — rupfen, abrupfen;

Dworzak — dvořák — Hofbauer, Hofbesitzer;

Gelyto — jelito — Wurst, Blutwurst, alte Bedeutung: Darm, könnte der Name für einen Metzger sein, fig. auch Tölpel, Dummkopf;

Haytmanek — hejtmánek — hier wohl in der alten Bedeutung Pferdehändler;

Homolka — homolka — Quarkkäse, eigentlich ein Käseweck in Kegelform; daher vielleicht Name für einen Käsehändler oder einen Käseerzeuger;

Hospodarzik — hospodařik, Verkl. zu hospodař — Hausherr, Hauswirt, Landwirt, Ökonom;

Hudecz — hudec — Spieler, Spielmann;

Hyczyk — ungewiß ob zu hycel — Hundefänger, Schinder oder zu hýčkati, hejčkati — schaukeln, hätscheln, gehörig;

Kabath — kabát — Rock, als Name für einen Schneider möglich;

Kanyas — möglich zu tkaň — Gewebe;

Kayka — kaj (altes Wort für kyj) — Stock, Prügel, Knüttel, doch könnte Kayka — kojka — Amme sein;

Klubeczko — klubečko — Knäulchen;

Kolarzs — kolář — Wagner;

Korpacz — korbáč — Peitsche, korbář — Wagenkorbmacher;

Kropacz, Kropaczek — kropáč — Gießkanne, eigentl. Weihwedel;

Kygykowa — kyj — Stock, Knüttel, Knüppel (-owa = weibliche Namensendung);

Marssalek — maršálek — in damaliger Zeit wohl Bedeutung für Knecht;

Meles — melec — Mahlmann, Müller;

burger Wörterbuch umfaßte bereits 8000 tschechische Ausdrücke, ein anderes sogar 12000. An der Vorlage des Reigerner Wörterbuches arbeiteten die vornehmsten Gelehrten ihrer Zeit: Erzbischof Ernst von Pardubitz, der Olmützer Bischof Johann von Wlaschim, der gewesene Rektor der Pariser Universität Albertus Ranconis ab Ericinio, Abt Neplach u. a. Die schnelle Entwicklung der Wissenschaft zwang die Fachleute, neue Wortbildungen zu schaffen, und daneben übernahm man auch deutsche Ausdrücke. Aus „Geschichte der tschechischen Literatur“ von Dr. Jan Jakubec - Dr. Arne Novák. 2. Aufl. Leipzig 1913.

Metka — schwierig zu deuten: met, metek ist ein altes Maß, Mud oder Mut genannt, doch kann der Name auch mit medký — honigsüß — zusammenhängen und könnte für einen Imker stehen;

Misarz — misař — Schlüsselmacher, Schlüsselverkäufer;

Muczka — moučka — feines Mehl, also ein passender Name für einen Müller;

Neczkarzs — neckář — Muldenmacher;

Nowak — novák — Neuling, Neubauer;

Otepka — otěpka — ein Bund Holz oder Stroh, als FN für einen Holz-, Stroh binder geeignet;

Pilarz — pilař — Sägeschmied;

Pisstala — pišťal — Pfeife;

Podsiessek — podsdek — Kleinbauer, Hintersaß, Untersaß;

Puczek — puček — Nudel zum Geflügelstopfen, daneben gibt es den FN

Buczek — būček — Schweinebauch, vielleicht für einen Fleischer oder einen Schweinezüchter;

Ramess — rám, rámeč — Rahmen;

Sablik — Verkleinerung zu šavle — Säbel, šavličkář — Spiegelfechter;

Slomek — zlomiti — brechen, zerbrechen;

Sochor — sochor — Knüttel, Hebebaum;

Ssath — šat — Kleid, geeigneter Name für einen Schneider;

Ssunka — šunka — Schinken, vielleicht FN für einen Fleischer;

Zaczlik — Verkl. zu žák — Schüler oder zu sáček — Säckel, Geldbeutel;

Zsislaczek — Verkl. zu žižlák — einer, der schlecht schneidet.

Auch Bezeichnungen für Würdenträger gaben eine Grundlage zur Bildung von Familiennamen:

Kral, Kralowa (weibl. Form), Kraluw (Patronymikum) — král — König, nach Hausnamen oder vielleicht nach der Rolle des Königs in einem Volksstück¹¹⁵;

Purkrabek — purkrabě — Burggraf.

Vergleichsnamen

Charakterliche Eigenschaften, äußere Merkmale und die Gewohnheiten eines Menschen gaben oft Anlaß zur Bildung seines Familiennamens:

Beko — bekot — das Geblöke, bek — das Blöken, Plärren;

Bozecz — bosý — barfuß;

Brada — bráda — Kinn, Bart;

Brilka — brylka — eine Schielerin;

Calik, Kalik — kalika — Krüppel;

Chalaba — kalaba — ein Plapperer, Plauderer;

Chamyn — Verkl. zu chám — Bauernbengel;

Chlup — chlup — kurzes Haar, Zotte;

¹¹⁵ Vgl. Schwarz 155 „Kaiser“.

Chyba — chyba — Fehler, Mangel, Gebrechen;
 Cublar — kubla — Wirrkopf, Wirrgeist, auch Tändler;
 Cuczinek — Verkl. zu cucek — Säugling;
 Czerny, Czrnyk, Czernak, Czernik — alle zu černý — schwarz,
 wobei sich der FN nach der schwarzen Haarfarbe gebildet haben mag;
 Czistota — čistota — Sauberkeit, Reinlichkeit;
 Deblin — zu děblí(?) — teuflisch;
 Drla, Drle, Drly — drlý — flink, sauber, behende;
 Drstwa, Dirstwa — könnte das alte Wort derstvo, derství — Raub —
 sein oder besteht ein Zusammenhang mit drštka — Feistmagen, drštkač —
 Dickbauch;
 Drziemal, Drzimal — dřímal — Schlummerer; Schläfer;
 Glaczek — klacek¹¹⁶ — Bengel, Flegel, Lümmel, ursprüngl. Bed.: Knüppel;
 Grand-owa — křanda — Plappermaul;
 Halama — halama — Lümmel, Bengel;
 Hladly — hlad — Hunger, hladněti neben hladověti — hungrig sein;
 Hladky — hladký — glatt, hübsch, sauber;
 Hlussek — hluchý — taub; hlušec — ein Tauber;
 Holanek — Verkleinerung zu holán — ein armer, ein kahler Mensch,
 Kahlkopf;
 Holy — holý — nackt, kahl;
 Hoch — hoch — Knabe;
 Hrbek — hrbek — ein kleiner Auswuchs, Höckerchen; ein buckliger
 Mensch;
 Hrdy, Hrdey — hrdý — stolz;
 Hubaczek — hubáček — Großmaul;
 Huniaty — huňatý — zottig, behaart, wollig;
 Huolka — holka — Mädchen;
 Hupal — zu hupati — hüpfen, wörtlich übersetzt: er ist gehüpft;
 Hurt, Hurth, Hurta — hurt — Lärm, Getöse, Ungestüm;
 Kaderzawek — kadeřávek — Krauskopf;
 Kissele, Kyssyl — kyselý — sauer, fig. erbittert, sauertöpfisch oder
 vielleicht gleichbedeutend mit kysel — Krautsuppe, auch eine saure Mehl-
 speise, wobei der Name nach einem Lieblingsgericht gebildet sein kann;
 Kostihlod — kostihlůdek — ein knausriger Mensch;
 Koy — koj-átko — Säugling;
 Kuczera — kučera — Haarlocke, fig. Lockenkopf, Krauskopf;
 Kudla — kudla — hat verschiedene Bedeutungen: Haarzotte, Schnapp-
 messer, Hündin;
 Kulan, Culan — hängt wahrscheinlich mit kule, koule zusammen —
 Kugel und könnte der Name für einen kugelrunden Menschen sein;
 Lapka — lapka — Dieb;
 Lazivik — viell. zu laziti (altes Wort) — schleichen, langsam gehen;

¹¹⁶ klacek aus dem deutschen Klotz gebildet, Holub-Kopečný 168.

Le hal — lehati — sich niederlegen, wörtl. übersetzt: er hat sich niedergelegt;
 Lysy — lysý — nackt, kahl, bloß;
 Mala — fem. Form zu malý — klein;
 Malecz — gehört ebenfalls zu malý, vergl. malečko — ein wenig;
 Malik — malík — ein kleiner Mensch;
 Menssik, Menssyk — menší — Komparativ zu malý — ein Kleinerer;
 Nerzad — neřád — Unflat, Unrat, Unordnung, Schmutz;
 Netula — tuliti se — sich anschmiegen; tulák — der Herumschweifer,
 Vagabund, hier mit der Negation wäre es einer, der nicht vagabundierte;
 Newipil — vypíti — austrinken, wörtlich übersetzt: er hat nicht aus-
 getrunken;
 Nossek — nosek — Näschen; nosec — Schnabel;
 Pachole — pachole — Knabe, Junge;
 Palecz — palec — Daumen;
 Plzak — plzák — Kriecher, Schleicher;
 Podiessek — schwer deutbar, vielleicht besteht ein Zusammenhang mit
 potěž, potíž — Not, Beschweris oder zu poděšiti — entsetzt, bestürzt sein;
 Pozdiessek — wahrscheinlich zu pozdější — der spätere und könnte der
 Name für einen Spätaufsteher sein;
 Pyskolka — pysk — Lippe, Lefze;
 Rauczka — rouček — Kleinhand, ein Einhändiger;
 Roczka — ročka — ein einjähriges Mädchen oder wie Rauczka;
 Rulch — rulík — Haarzopf oder rulich (wie rorejka) — Turmschwalbe,
 Mauersegler;
 Sczedron, Stiedron — štědrý — freigebig;
 Snaha — snaha — Bestreben, Bemühen;
 Sprostnar — sprostný — einfältig, aufrichtig, schlicht;
 Ssala — šal — Trug; šalba — Täuschung;
 Ssassa, Ssacza — vielleicht in der Bedeutung von šaška — Spaßvogel,
 Possenreißer;
 Ssedik — šedivý — grau; šedivek — Graukopf;
 Ssilhawy, Zsylhawy — šilhavý — schielend;
 Sskorpik — škorpík — Zänker;
 Sspiczka — špička — hier wahrscheinlich der Name für einen kleinen
 Menschen, sonst bedeutet špička auch: Spitze, Wurstdorn, Obststiel, Stoppel
 beim Federvieh;
 Ssusska — šuškatí — flüstern, lispeln;
 Starý, Stari — starý — alt;
 Ssyssma — šišma — Schmutzfink, Sudler;
 Suchan — suchan — ein hagerer, dürrer Mensch;
 Suchecezert — suchý čert — ein magerer, armer Teufel;
 Syrowecz — syrovec, surovec — ein roher, grausamer Mensch;
 Tiessik — těšiti — trösten; těšil — Tröster;
 Tlauch — tlouk — Schlägel, Stössel, könnte der Name für einen unge-
 schliffenen Menschen sein;

Tuczen — tučný — fett;
Wawak — babák, bubák — Schreckbild, Gespenst;
Welik — veliký — groß, aber auch KF zum RN Veleslav;
Wrzcik, Wrka — vrk — Knurren, Schnurren, Girren;
Zanya — vielleicht das Adverb zaň (za něj) — statt seiner, für ihn. Man könnte auch an einen Zusammenhang mit saňka-Kinnlade, Kinnbacke, denken;
Zelenik — zelený — grün, vielleicht nach einem grünen Kleidungsstück;
Zmilek — zmileti — lieb werden.

Übernommene Tiernamen

Beran — berán — Widder, Schafbock;
Beranek — beránek — ein kleiner, ein junger Widder, Böcklein;
Brhel — brhel — Pirok;
Budnik — budník — Taubenhaus, Taubenschlag;
Bulik — bulík — Bulle, Ochse;
Cunyata — čuňata, Plural zu čuně — Spanferkel;
Czapik — čápek — ein kleiner, ein junger Storch, fig. ein langbeiniger Mensch;
Gelen, Gielen — jelen — Hirsch;
Hohut — wohl kohut, kohout — Hahn;
Holub — holub — Taube;
Hussek — husák — Gänserich, auch Gänsehirt;
Jahnodek, Jahnodka — vielleicht jánotka — Schleichkatze;
Karasek — karásek — Karausche, auch das Abtropfbrett in der Brauerei wird so bezeichnet;
Kloka/Kleka — altes Wort für kvočna — Gluckhenne;
Kosek — zu kos Verkleinerung — Amsel, Schwarzdrossel, fig. ein schlauer Gast;
Krziwka — křivka — Kreuzschnabel, Krummschnabel;
Kulik — kulík — Regenpfeifer;
Kuna — kuna — Marder;
Kurzie — kuře — Huhn;
Medek — vielleicht medák — Honighummel, oder metek — Mut/Mud;
Misska — míška — eine verschnittene Sau; myška — Mäuslein;
Missek, Myssek — míšek — ein verschnittener Eber; miškař — Sau-schneider;
Rag — rak — Krebs;
Raroch — raroh — Würgfalke;
Sagiczek — zajíček — Häslein;
Srssen, Srssink — sršeň — Horniß, fig. ein Tobender;
Sspaczek — špaček — Star;
Sup — sup — Geier;
Vrabecz, Wrabecz — vrabec — Sperling, Spatz;
Wilk, Wlk, Vylk — vlk — Wolf;
Wlczek — vlček — ein kleiner, ein junger Wolf;

Wopiczka — Verkl. zu opice — Affe. Damit kann auch ein Nachäffer, ein häßliches Weib und schließlich ein Trinker gemeint sein;

Wrana, Wranow — vrána — Krähe;

Zskopecz — skopec — Schöps, Hammel.

Seltener sind übernommene Pflanzennamen, von denen einige gleichermaßen Wohnstättennamen sein können:

Chmel — chmel — Hopfen;

Czeczek, Ceczku, Czeczku — vielleicht čočka, čečka — Linse;

Hruss — hruška — Birne;

Kawan — kavon — Wassermelone;

Kemlikowa — kemle — Stengel (beim Erdapfel);

Kukol — kúkol, koukol — Kornrade;

Missek, Myssek — míšek — Hülse der Getreidekörner, eigentl. Beutelchen, Säckchen;

Orzissek, Worzissek — oříšek — Nüßchen, daneben auch die Nuß am Spinnrad;

Pohanka — pohanka — Buchweizen, Heidekorn, poháuka — Kammgras, Hahnenkraut;

Puczaka — vielleicht pučálka — halbgesottene Erbsen oder Linsen, möglich ist auch eine Ableitung von pucák — Putz im Obst, bedeutet eigentlich einen großen Milchnapf;

Rakus — rákos — Schilf, Rohr;

Sliwka — Verkleinerung zu slíva, slívka — Pfläumchen;

Sskrob — škrob — Stärke, fig. ein Knicker, Filz, Geizhals.

Wohnstättennamen

Hagik, Hayeck — hájek — kleiner Wald, Hain;

Hromada — hromada — Haufen, Menge, hat aber auch die Bedeutung Meiler in der Kohlenbrennerei;

Kucze — kuče — Haufen, Schober, Hütte;

Olessenka — olše — Erle; olešnice — Erlenwald;

Peluch — pelouch, pelech — Lager, Höhle, bedeutet auch Spelunke;

Pissek — písek — Sand;

Polak — polák — Bewohner der Ebene, könnte natürlich auch die Herkunftsbezeichnung, der Pole, sein;

Polaczek — poláček — Verkleinerung zu polák;

Ssalda — unsicher, vielleicht šalanda — Gesindestube;

Thabor — tábor — Lager, Feldlager;

Wrbacek — vrba — Weide.

Auch über das Patronymikum wurden aus Taufnamen Familiennamen. Die Patronymika sind leicht an den Endungen -uow, -ow und -uw zu erkennen. Beispiele dafür sind: Benessuw — zu Beness — KF von Benedikt; Cubikuw — zu Cubik — KF von Jakub; Hodykuw — zu Hodyk — KF von Hodislav; Mankow — zu Maněk — KF von Emanuel; Mattissuw, Ma-

tiekuw — zu Matiss, Matick — KFen von Matiáš; Michuw — von Michal; Mikulow, Mikulassuw — zu Mikula — KFen von Mikuláš; Woytiechuw — von Woytich/Vojtěch. Auch in der Namenverbindung Matyey Dyetra — Dětrich — Dietrich dürfte ein Patronymikum vorliegen, wie auch bei Jakub Hassa — Haštal — Kastalus.

Familiennamen entstanden aus verwandtschaftlichen Beziehungen: Boczek — boček — ein uneheliches Kind; Matrż — mateř wie mař — Mutter; Setyk, Siedyk, Zetyk — Verkleinerung zu zeř — ein junger, ein lieber Schwiegersohn; Strejczek, Striczek — Verkleinerung zu strýc — der liebe Vetter, das Onkelchen; Ugczik — Verkleinerung zu ujec — der liebe Onkel, Oheim.

Seltener findet man Zeitbestimmungen als Familiennamen: Patek — pátek — Freitag; Sobocha — sobota — Samstag.

Münznamen: Halerzik — halečik — ein kleiner Heller, ein Hellerchen; Ssestak — šesták — ein Sechser, ein Sechskreuzerstück.

Witterungserscheinungen: Puchna — puchno — Hitze, Schwüle.

Herkunftsnamen: Brzisensky — nach Březí, einem Dorf im Bezirk Saar; Bukowsky — wohl nach einem Buk oder Bukov — beide Ortsnamen gibt es in Mähren — oder Wohnstättenname: buk — Buche, bukovec — Buchenwald; Hanak — Hanák — der Hanake, aus der mährischen Hana stammend; Libochowsky — möglich nach Libochovice; Sszech — Čech — der Tscheche; Uher — Uher — der Ungar; Wallach — Vlašsko — die Walachei, Valach — der Wallache, oder Tiername: valach — Wallach, verschnittener Hengst; Wottawa — benannt nach dem Fluß Otava/Wotava; Wydensky — Videň — Wien, hier ein Dorf bei Großmeseritsch.

*Die deutschen Familiennamen*¹¹⁷

Direkte und indirekte Berufsbezeichnungen wurden in sehr vielen Fällen Familiennamen:

Aysner — Eisner, mhd. isener — Eisenhändler (83);

Churczmalcz — Kurzmalz, vielleicht Name für einen Mälzer (183);

Czaybel, Czaywl — Scheibel, mhd. schibe — Scheibe (273);

Czepl — Schöppel — Stopfer, womit einer gemeint sein kann, der das Füttern (Stopfen) des Geflügels besorgte (286);

Fylhawer — Vielhauer oder Vielhaber (331);

Glock — Glocke, kann der Name für einen Glockengießer oder für einen Glöckner sein. Mhd. bedeutet glocke auch ein glockenförmiges Kleid, doch wäre auch ein Wohnstättenname oder ein Vergleichsname denkbar (112);

Graczl — Krätzel, mhd. kratze — Werkzeug zum Scharren, Kratzen, doch kann ein Kratzer auch ein Geizhals sein (175);

¹¹⁷ Nach E. Schwarz, in Klammern Angabe der Seiten, wo Entsprechungen zu finden sind in „Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit“. Köln-Graz 1957. Herrn Univ.Prof. Dr. E. Schwarz, Erlangen, sei für Rat und freundliche Hilfe aufrichtigst gedankt.

Hakchl — Häckel, mhd. häckel — Hacker (124);
 Hilczl — Hilzel, mhd. hilze — Schwertgriff (141 vgl. Hilzensporer);
 Hoffman, Hofman — Hofmann — ein zum Hof gehöriger, meist abhängiger Bauer (144);
 Holter — Halter — Hirt (127);
 Huetter — Hüter — Viehhüter, doch ließe sich auch an einen Hutmacher denken (151);
 Koler, Choler — Köhler, mhd. koler (171);
 Reichkoler — ein reicher Köhler;
 Kraphl — Kräpfel, wobei an einen Bäcker gedacht werden kann (175);
 Maer — Meier, mhd. meier — Pächter, Meier, Amtmann, eine häufige Berufsbezeichnung in allen Sudetenländern (205);
 Melczer — Mälzer (201);
 Neupaur — Neubauer, ein neu zugezogener Bauer (219);
 Paur — Bauer (53);
 Pierner — Birner, kann der Name für einen Birnenhändler oder den Besitzer eines Gartens mit Birnbäumen sein (60);
 Pinter — Binder (59);
 Pixnerin — Büchsner — Büchsenmeister (71 vgl. Büchser);
 Plettl — Plättel, mhd. blate, plate — metallener Brustharnisch, so daß an Plattner zu denken wäre. Doch kann mit Platte auch eine Glatze gemeint sein (235);
 Rosstausser, Rostausser — Roßtäuscher, mhd. rostiuscher — Roßhändler (259);
 Schuster — Schuster (290);
 Ssenpekch — Schönbäck, vielleicht der Name für einen Bäcker;
 Ssindler — Schindler, mhd. schindeler — Schindelmacher (277/78);
 Sstrudl — Strudel, könnte der Name für einen Bäcker sein;
 Strych — Strich — Scheffel, altes Maß;
 Tewssel, Tayssl, Teussl — Täuschel, vielleicht wie Täuscher-Tauscher, Händler;
 Wogner — Wagner (335);
 Zigel, Zygl — Ziegel, möglich als Name für einen Ziegelbrenner oder Ziegeldecker (354) s. Ziegelbäcke, Ziegeldecker und (355) Ziegler.

Bezeichnungen für Würdenträger:

Kayzar, Kayzara — Kaiser, Hausname oder nach der Rolle des Kaisers in einem Volksstück (155);

Pfarer, Pharrer — Pfarrer — es besteht dieselbe Möglichkeit wie bei Kaiser (231).

Weiters findet man den FN Toth — Tod, der auf ähnliche Art wie die beiden vorhergehenden Namen entstanden sein kann (321).

Neben den Berufen sind es besonders oft äußere Merkmale, Charaktereigenschaften und Gewohnheiten, die zur Bildung von Familiennamen führten.

Vergleichsnamen:

- Allerlai — Allerlei, wahrscheinlich nach einem Lieblingswort (45 vgl. Allerlaier);
- Beyshapl — Weißhäuptel oder Weishäuptel (342);
- Bilpold — Wildbold — Raufbold (346);
- Chok, Kayk — Keck, mhd. quec, kec, koc — lebendig, frisch, munter (159);
- Czerar — Zehrer, mhd. zerer, einer, dem an Essen und Trinken viel gelegen ist (353);
- Czinczel — Zinzel, mhd. zinzeln — schmeicheln, kosen (356);
- Czitlicher — zu mhd. zîtlich — reif, zeitgemäß, angemessen;
- Fawl — Faul (87);
- Fencz — Fenz, mhd. vanz — Schalk, neben dem es auch ein venz gegeben hat (90);
- Fressl — Fressel, ein Vielfraß (97);
- Gayst — Geist, mhd. für ein überirdisches Wesen, einen Engel (106 vgl. Geisthand);
- Gulhesel — vielleicht Güllehösel, Gülle — Jauche und Hösel — Hose;
- Grow — Grau, wohl nach der Farbe des Haares (116 vgl. Graulocke und andere Zusammensetzungen);
- Heyffl — Häufel, mhd. hiufel — Backe, Wange und bezeichnet einen dickwangigen Menschen. Daneben gibt es hufe — Haufe (132);
- Kasproth, Casproth — Käsbrod, wohl nach einer Lieblingsspeise (158);
- Keglin — Kegel, mhd. Bezeichnung für ein uneheliches Kind (159);
- Kugal — Kugel, Name für einen kugelrunden Menschen (180);
- Kyrych Gankch — Kirchgang, wohl benannt nach einer lieben Gewohnheit;
- Lang — Lang (185);
- Lawer — Lauer, mhd. lûre — ein schlauer, hinterlistiger Mensch (187);
- Luder — etwa im Sinne von mhd. luoderer — Schlemmer, Weichling (198 vgl. Luderkalb);
- Man — Mann, mhd. man — ein tüchtiger Mann, Kriegsmann (201);
- Mur — Murr, Name für einen mürrischen Menschen (214);
- Pasman — Baßmann, mhd. bazze — Gewinn, Nutzen (53);
- Pisnikkl, Pysnekl — bisen bedeutet rennen wie von Bremsen geplagtes Vieh, und Nickel;
- Prell — mhd. prelle — Schreier (239);
- Pssissen — derbe Übernahme;
- Rauch — mhd. rûch, rû — rauh, haarig, struppig (245, 246);
- Reichczuettl — Reichzottel, Zottel obd. für Tropf, Taugenichts, Landstreicher (250);
- Rotlin — Verkleinerung zu Rot, wahrscheinlich nach der roten Haarfarbe (259);
- Slyntlinus — Schlindel, Verkleinerung zu mhd. slint — Schlinger (280);

- Snapper — Schnapper, mhd. snap — Schwätzer (283);
 Spiczkayl — Spitzkeil, ähnl. Spitzkegel, nach einer nicht alltäglichen Kopfform (303);
 Srager — Schrager, bayer. schrägeln — mit geschränkten Beinen umhergehen (287);
 Ssarth, Ssartik — Scharte, Schartig — nach einer auffallenden Scharte (271);
 Ssentl — Schändel, einer, der andere in Schande bringt (271);
 Sspetle — Spätel, womit ein Spätaufsteher gemeint sein könnte (300);
 Ssraml — Schrammel, Verkleinerung zu Schramm, Name für Leute mit Schrammen (287);
 Ssybicz — vielleicht Schibes, Schibis, bair. schibes — nach der Seite hin, quer (275), bleibt schwierig, möglich sogar Herkunftsname nach Schibitz, Bez. Niemburg, hier mit dem deutschen TN Ulrych eher ein deutscher als ein tschechischer Untertan;
 Ssykl — Schickel, Schiekel, mhd. schiec — schief, verkehrt, schielend oder mhd. schic — schicklich, geschickt (276);
 Swanczyn — Schwanz, mit einer geringschätzigen Bedeutung für männliche Personen; auch von mhd. swanzen — umherstolzieren, sich geziert benehmen (292);
 Tauben — zu taub;
 Telp1 — Töpel;
 Waysz — Weiß, wahrscheinlich nach der Haarfarbe (341);
 Windl — Findel, mhd. vindeln — Findling (91);
 Wuoczel — Wutzel, wutzeln hat verschiedene Bedeutung, auch, einen zum Besten halten (350 vgl. Wutzer);
 Wyscher — Wischer, womit einer gemeint sein könnte, dem rasche Bewegungen zu eigen sind, der sich schnell hin und her bewegt.

Rufnamen wurden zu Familiennamen:

- Albl — KF zu Albert (44);
 Erns — Ernst (85);
 Gerusser — Gerauscher, kann aus Gero, Gerald oder Gertrud gebildet sein, Gerusch auch als Frauename belegt (109);
 Ludwayk — Ludwig (198);
 Percztl, Perskl — schwer deutbarer Name. Nach Bahlow aus Peter, bzw. Petr entstanden¹¹⁸. Schwarz zieht folgende Möglichkeit in Erwägung: der tschechische Name Prk, der in Prčice in Südböhmen vorliegt, tschech. Verkleinerung Prček, hier mit deutscher Verkleinerung und Eindeutschung;
 Prantl — Brändel, gewöhnlich als Kosename zu Hildebrand erklärt (65);
 Rudel — zum deutschen RN Rudolf (262);
 Sigl — Siegel, KF von Siegemund oder Sieghart (297).

¹¹⁸ Vgl. Bahlow: Schlesisches Namenbuch, S. 70: Perschke, Perske, Persicke, Persich.

Übernommene Tiernamen:

- Chuczogel — Kuhzägel — Kuhschwanz, vielleicht Name für einen Kuhhirten (181);
Hesl — Häsel zu Hase (131);
Iglinus — Igel, Name für einen widerborstigen Menschen (151);
Kybiz — Kiebitz;
Meusl — Mäusel, Verkleinerung zu Maus, es gab Maus- und Maulwurf-fänger (204 vgl. Mauser);
Paer — Bär, entweder eine Übernahme oder der deutsche RN Bero (51, 52);
Pok — Bock, Spott — bisweilen Hausname (63);
Puff — mhd. büffel — Ochse, vielleicht Name für einen auffallend starken Menschen (71);
Rablin — Verkleinerung zu Rabe, rabenschwarz — gewiß nach der Haarfarbe (242);
Repl — Räppel, Rappel, Verkleinerung zu Rappe, wohl ebenfalls nach der schwarzen Haarfarbe (244).

Übernommene Pflanzennamen findet man seltener, zumeist in Wohnstättennamen:

- Riblinus — Rübel, mhd. ruobe — Rübe (261);
Grunkle — Grünklee (120);
Kreutl — Kräutel, Verkleinerung zu Kraut (176).

Wohnstättennamen:

- Dorner — mhd. dorn — Dorn, Dornstrauch (76);
Erl — Erle;
Perger — Berger (56);
Pierkonaygl — PN Eigel — ahd. Aigilo — differenziert durch Birken (82);
Pussler — Buschler, mhd. busch, pusch — Wald (73);
Ssenssenheng — Sensenhang?;
Sstaydl — Stäudel (305);
Stewdler — Stäudler (305);
Talar — Täler — Talbewohner (315).

Satznamen:

- Ffilfassek — Füllfaß — Fülle das Faß (101);
Rawfaf — Raufauf, mhd. roufen — raufen, ausreißen (246);
Ssleppcholb, Sslepskols — Schleppskalb, könnte der Name für einen Fleischer sein (279);
Stoigan — Steigan — Steig an (306 vgl. Steigauf);
Tuzbol — Tusbald — tu es bald!, wohl auch nach einer Redensart.

Herkunftsnamen:

Chorawer — Kurauer, nach Kurau (tschech. Korouhev im Bezirk Polička) und dieser Name ist ein wichtiger Beleg für das Alter der deutschen Form;

Czesminer — Zesminer, nach dem Ort Sazomin, der in der ausgestorbenen Saarer deutschen Mundart Cesemyn hieß (353);

Egrer — Egerer, nach Eger (80);

Geusspitz — Jaispitz, Bez. Znaim;

Kreuzperg — nach dem Ort Kreuzberg, östl. von Deutsch Brod, der deutsche Einwohner hatte, darunter Bergleute, daher Auftreten des Namens in Bergstädten (177);

Mayxner, Meyxnerin — Meixner wie Meissner, nach Meissen (206);

Payer, Peyr — Bayer (55);

Parawer — Borauer, nach Ober- und Unterborau, südlich Saar (64);

Plasskauer, Plosskauer, Plocha ur — vielleicht zu Blažkov, doch unsicher;

Pranttner — Brandner, nach einer Ortschaft Brand (65);

Sstayrar — Steirer (307);

Wenzlauer — Wenzlauer.

Zeitbestimmungen: Sun tag — Sonntag (299); Waynocht — Weihnacht.

Zusammenfassung

Die in dieser Abhandlung ermittelte Nationalität der Untertanen der Klosterherrschaft Saar ergibt für die einzelnen Urbare folgende Entwicklung:

1407 (Saar und 13 Orte)	1462 (Saar und 22 Orte)	1483 (Saar und 42 Orte)
Ges. Z.: 317/302	Ges. Z.: 430/417	Ges. Z.: 742/690
78 Deutsche = 25,9%	75 Deutsche = 18 %	130 Deutsche = 18,8%
195 Tschechen = 64,5%	311 Tschechen = 74,7%	502 Tschechen = 72,8%
29 Fragliche = 9,6%	31 Fragliche = 7,3%	58 Fragliche = 8,4%

Davon entfallen auf die Stadt Saar:

1407	1462	1483
Ges. Z.: 93/87	Ges. Z.: 97/95	Ges. Z.: 104/102
56 Deutsche = 64,4%	47 Deutsche = 49,5%	34 Deutsche = 33,3%
16 Tschechen = 18,4%	36 Tschechen = 37,9%	49 Tschechen = 48 %
15 Fragliche = 17,2%	12 Fragliche = 12,6%	19 Fragliche = 18,7%

Der rasche Rückgang der deutschen Bevölkerung von 64,4% auf 33,3% zeigt deutlich, wie eine überwiegend deutsche Stadt, fehlte ihr das deutsche Hinterland, der Slawisierung preisgegeben war, denn durch Katastrophen entstandene Lücken konnten nicht vom flachen Lande her mit Deutschen aufgefüllt werden. In vorliegendem Falle mag 1422, als die Hussiten das Kloster

angriffen und zerstörten, und dieses gewiß von den Bürgern der Stadt verteidigt wurde, dem Deutschtum der Stadt Saar ein schwerer Verlust entstanden sein. Dennoch verringerte sich die Zahl der deutschen Untertanen in der Zeit von 1407 bis 1462, also innerhalb eines Zeitraumes von 55 Jahren, mit 14,9% wesentlich langsamer, als es in der Zeit zwischen 1462 bis 1483 mit 16,2% der Fall war.

Um ein objektives Bild der Änderung der nationalen Zusammensetzung der Landbevölkerung in der Zeit von 1407 bis 1483 zu gewinnen, wurden die in allen drei Urbaren behandelten Orte herausgehoben. Es sind dies: Wysoky, Potschitek, Lhotka, Skleny, Neudorf, Slawkowitz, Radniowitz, Jamy, Swratka Radeschin, Unter Bobrau, Miroschau und Oleschinky. Das folgende Ergebnis zeigt, daß analog der Stadt auch in den Dörfern das hier in der Minderheit befindliche Deutschtum mehr und mehr schwand und eine rein tschechische Gegend entstand.

1407		1462		1483	
Ges. Z.: 214/206		Ges. Z.: 206/200		Ges. Z.: 221/205	
22 Deutsche	= 10,7%	17 Deutsche	= 8,5%	14 Deutsche	= 6,8%
172 Tschechen	= 83,5%	170 Tschechen	= 85 %	180 Tschechen	= 87,8%
12 Fragliche	= 5,8%	13 Fragliche	= 6,5%	11 Fragliche	= 5,4%

Abkürzungen:

FN	= Familienname	tschech.	= tschechisch
PN	= Personennamen	ahd.	= althochdeutsch
TN	= Taufname	mhd.	= mittelhochdeutsch
RN	= Rufname	obd.	= oberdeutsch
KF	= Kurzform	bair.	= bayerisch
dt.	= deutsch	Bez.	= Bezirk

DER HUMANIST KASPAR BRUSCH UND SEIN HODOEPORIKON PFREYMBDENSE

Von Erwin Herrmann

Der Humanist Kaspar Brusch (er selbst nannte sich in latinisierter Form meist Bruschius) gehört zu den wenig bekannten, gleichwohl sehr aktiven und schriftstellerisch fruchtbaren Geistern des unruhigen 16. Jahrhunderts. Die große Zahl seiner Werke erreichte freilich nie die weite Verbreitung und die Durchschlagskraft wie etwa die Opera eines Erasmus oder eines Hutten; viel war auch nur für den Augenblick geschrieben und nicht auf lange Wirkung und Fortdauer berechnet, war gegenwartsbezogene Literatur im besten Sinn. Indessen ist der gebürtige Egerländer in seiner Generation interessant und ein hervorragendes Beispiel für eine Geisteshaltung, die später nicht mehr möglich war, eine Haltung im Zwiespalt zwischen alter und neuer Lehre, zwischen Katholizismus und Luthertum. Dazu kommt bei Brusch (in deutscher humanistischer Tradition) ein starkes Nationalgefühl und bewußte Vaterlandsliebe. Es ist sein unbestreitbares Verdienst, diese Komponenten in seinem Werk (und in seinem Leben selbst) göltig und klar ausgedrückt zu haben.

Kaspar Brusch, dessen Biographie noch immer Unklarheiten und widersprüchliche Daten enthält¹, entstammte einer alteingesessenen Egerer Familie. Sein Vater Hans Brusch war Kaufmann mit wechselndem Wohnsitz, meist in Eger; sein Großvater Georg war Schuster in Eger (gestorben 1536)². Die Brusch waren anscheinend eng verwandt mit der Familie Peisser in Eger, wie aus einer Art Genealogie hervorgeht, die Balthasar Brusch, ein Vetter des Humanisten, der Buchbinder und Buchhändler in Eger war, gegen Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßte³. Durch diese Familienverbindung war Kaspar

¹ Zur Biographie: Horawitz, Adalbert: Caspar Bruschius. Prag und Wien 1874. — Ders.: Artikel Brusch in ADB Bd. 3. Leipzig 1876, S. 453—455. — Newald, Richard: Artikel Brusch in NDB Bd. 2. Berlin 1955, S. 690. — Sturm, Heribert: Eger. Geschichte einer Reichsstadt. Augsburg 1951, S. 402 f. — Gerlach, Wolfgang: Die Mulden-Elegie des Caspar Brusch (1544). Neues Archiv f. Sächsische Geschichte und Altertumskunde 56 (Dresden 1935) 1—14. — Weitere Literatur bei Schottenloher, Karl: Bibliographie zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung 1517—1585. Bd. 1. Stuttgart 1956², S. 75 f.: Artikel Kaspar Bruschius. — Vgl. auch Winkler, Karl: Literaturgeschichte des oberpfälzisch-egerländischen Stammes. Bd. 1. Kallmünz 1939, S. 543—552.

² Siegl, Karl: Zur Geschichte der Egerer Familie Brusch mit besonderer Berücksichtigung des Humanisten Kaspar Brusch. MVGDDB 69 (1931) 196—211.

³ Vgl. oben Anmerkung 2; eine (Teil-)Abschrift der Familiengeschichte und des Stammbaums findet sich als Anhang zu einem Verzeichnis der Werke Kaspars in Clm. 13255, von 1547 (die Genealogie von einer jüngeren Hand eingetragen).

Brusch auch mit dem Abt Johann Wendelin (Peisser) von Waldsassen (1433—61) und mit dessen Nachfolger Nikolaus IV. (1461—79) aus derselben Familie verwandt; durch diese Beziehungen dürfte schon früh sein Interesse für die Geschichte Waldsassens erwacht sein⁴.

Kaspar Brusch wurde am 19. August 1518 in Schlaggenwald geboren, wohin sein Vater anscheinend nicht lange vor seiner Geburt verzogen war, wahrscheinlich angelockt durch den gerade damals aufblühenden Bergbau. Brusch nennt sich selber einigemale „Slaccenwaldensis“⁵, wenn er sich auch meist nach Humanistensitte nach der nächstgrößeren Stadt als „Egranus“ bezeichnete. Sein Vater zog, wohl nach beginnender Krankheit der Mutter, 1520 zurück nach Eger, wo sie jedoch bald verstarb. In den folgenden Jahren fing der Vater einen Handel mit Schleiern an und zog 1529, nach erneuter Heirat, nach Wunsiedel, der „Nachbarstadt“ Egers auf bayerischem Boden; etwa um 1549 zog er dann, wahrscheinlich nach dem Tod seiner zweiten Frau, nach Pettendorf bei Adlersberg (nordwestlich von Regensburg); dort hatte sein Sohn Kaspar seit 1555 die Stelle des Pfarrers inne. Überraschenderweise erhielt nun nach dem unerwarteten frühen Tod Kaspars eben sein Vater, der Kaufmann Hans Brusch, von dessen Vorbildung wir nichts wissen, die Pfarrstelle in Pettendorf und behielt sie bis zu seinem Tod am 6. Januar 1568⁶.

Welcher Art die Schulbildung war, die der spätere Humanist Kaspar erhielt, ist nicht genau zu eruieren. Fest steht, daß er Latein anscheinend geläufig sprach, daß er ferner auch Griechisch konnte und wohl schon durch seine Lehrer Vaterlandsliebe und einen gewissen scharfen Blick für Merkwürdigkeiten der Heimat wie der Ferne mitgeteilt bekam. Fraglich ist, ob Kaspar Brusch bereits in Eger eine Lateinschule besuchte; in der Dedication zu seiner Ausgabe der Chronik Aventins 1540 spricht er von einer nun fast zwölfjährigen Abwesenheit von Eger. Trifft dies zu, müßte er also um 1528/29 als etwa Zehnjähriger die Stadt verlassen haben. Da dies zeitlich mit der Umsiedlung seines Vaters nach Wunsiedel zusammenfällt, dürfte die Angabe zutreffen; anscheinend kam Brusch von Anfang an nach Hof zur weiteren Ausbildung.

In Hof wurde Nicolaus Medler sein Lehrer, der dort 1527—30 Rektor (und Pfarrer) war. Medler war kurze Zeit vorher (wahrscheinlich 1526 oder 1527; seit 1526 war Ferdinand König, ein strenggläubiger Katholik, Inhaber der Egerer Pfandschaft) aus Eger vertrieben worden, als es dort der neuen Lehre nicht gelang, Fuß zu fassen, und hatte sich nach Hof begeben⁷. Außer-

⁴ Vgl. Binhack, F.: Die Äbte des Zisterzienserstiftes Waldsassen. Eichstätt 1887 (S. 43). — Im Hauptstaatsarchiv München befindet sich in einem Convolut von vier Heften (Signatur Walds. Kl. Lit. No. 1^{1/2}) das Werk „Ursprung des Klosters Waldsassen“ von Kaspar Brusch; die Abschrift stammt von 1644.

⁵ So in Clm. 13255, ferner in seiner Beschreibung des Fichtelgebirges und in seiner *Narratio calamitatis* (1543).

⁶ Vgl. Siegl 201f.

⁷ Zu Nicolaus Medler: Jöcher, Ch. G.: Allgemeines Gelehrten-Lexicon. Bd. 3. Neudruck 1961, Sp. 349 (geboren 1502 in Hof, Aufenthalte in Erfurt, Wittenberg, Arn-

dem ist als Lehrer Kaspars der Magister Johann Streitberger nachzuweisen, den er nach Humanistenart einmal seinen „Theseus ex animo charissimus“ nennt⁸. Bruschi wurde demnach auf der Lateinschule von zwei Humanisten unterrichtet, die beide nach ihren Studien in den engeren Umkreis der Heimat zurückgekehrt waren und wohl geeignet sein konnten, in ihm Verständnis für deren Geschichte zu erwecken, das in seinen Schriften so beherrschend auftritt (seine wiederholte Beschäftigung mit dem Naristenproblem in Nordbayern dürfte wohl auf diese Zeit zurückgehen).

Hier kann nicht weiter auf die Studien- und Wanderjahre des Kaspar Bruschi eingegangen werden. Er studierte in Tübingen bei Joachim Camerarius (seit Oktober 1536). Seine Bekanntschaft mit diesem Mann datiert also aus seiner Universitätszeit; er stand später noch im Briefwechsel mit ihm. Die umfangreiche Korrespondenz des Camerarius, die zum großen Teil in München liegt, ist ja leider noch kaum ausgewertet⁹. Es ist anzunehmen, daß Bruschi durch Camerarius seine Griechischkenntnisse vervollkommen konnte; rühmt er doch einmal dessen fließende Beherrschung des Griechischen¹⁰. Nach mehr oder weniger kurzen Aufenthalten in Ulm, Dillingen, Wunsiedel und Straubing (wobei er in Dillingen mit Christoph Stadion, Bischof von Augsburg, bekannt wurde und von dessen ruhiger, versöhnlicher Haltung gegenüber der Reformation sehr beeindruckt wurde¹¹), nach der Abfassung eines größeren Werkes „Tabula descriptionem montis Piniferi et quatuor ex eodem monte nascentium et ad quatuor mundi plagas promanantium fluuiorum, Moeni uidelicet, Egrae, Nabi et Salae cursum breuiter explicans“¹² und nach der Ausgabe von Aventins „Chronica von ursprung / herkomen / und Thaten / der uhralten Teutschen“ in seiner Straubinger Zeit¹³ kam Bruschi im Frühjahr 1541, vielleicht aus Interesse am gerade stattfindenden Reichstag, nach Regensburg, wo über die Türkengefahr beraten wurde, eine Bedrohung, die, wie die meisten Zeitgenossen, auch Bruschi heftig bewegte. Er verfaßte sogar

stadt, Eger, Hof, Naumburg, Braunschweig; gest. 24. August 1551 in Bernburg in Anhalt; war vor allem Mathematiker). — Zur Lage in Eger nach 1521 vgl. Sturm 283f.

⁸ In seiner „Chronologia“, S. 389, in der Ausgabe von 1549.

⁹ Die Korrespondenz des Camerarius mit Bruschi ist enthalten in Clm. 10366, fol. 16, nr. 70—75, und Clm. 10368, fol. 18, nr. 98 (2 Blatt in Folio; ca. 1546). Einige Briefe ediert bei A. Horawitz (vgl. Anm. 1), Anhang.

¹⁰ In seiner „Des Vichtelbergs gründliche Beschreibung“ (1542), S. 6.

¹¹ Bruschi widmete dem Augsburger Bischof sein Werk „Salomonis prouerbiorum capita duo priora, versu reddita Elegiaco ac Paraphrastico“ (1539); in seinem „Magnum Opus de omnibus Germaniae episcopatus“ (1549) zitiert er auf S. 149 einen Nachruf, den er 1543 beim Tod Stadions in dem Gedicht „Syluae“ (Leipzig 1543) publiziert hatte. Vgl. auch Horawitz: Caspar Bruschi 35 f.

¹² Erschienen 1538, gewidmet dem Vogtländer Georg Laetus, Oberschreiber in Augsburg.

¹³ Gedruckt 1541 in Nürnberg, gewidmet dem Rat von Eger. — In der Vorrede ist seine Begründung für seine starke Heimatliebe interessant; als „Autoritäten“ führt er Plato und Cicero, ferner die Bibel und das Vierte Gebot an. Vgl. auch Horawitz, Adalbert: Des Beatus Rhenanus literarische Tätigkeit in den Jahren 1508—1531. Sitzungsberichte der Wiener Akademie d. Wiss. 71 (1870) 17 ff.

eine Elegie, gewidmet Karl V. und Ferdinand I., in der er zum Kampf gegen die Türken aufrief; diese Schrift sandte er an den König, worauf er durch Ferdinand (dem das Gedicht aus politischen Gründen nicht unwillkommen sein mochte) am 13. April 1541 in Regensburg zum Poeta laureatus gekrönt wurde¹⁴. Diese Ehrung bedeutete dem erst 23jährigen viel; er versäumte von nun an nicht, fast bei jeder Dedication eines seiner Werke diesen Titel anzuführen. Übrigens wurde er vom Kaiser auch zum Comes palatinus ernannt, welchen Titel er ebenfalls häufig gebraucht¹⁵. Anscheinend wurde Brusch von Ferdinand I. persönlich gekrönt, nicht in absentia, wie dies zu der Zeit immer mehr der Brauch wurde (so auch bei der Verleihung gelehrter Grade durch den Souverän¹⁶). Der Dichterlorbeer aus des Königs Hand mag für Brusch, der wie viele Humanisten in seinem ungesicherten, armseligen, umhergetriebenen Leben reizbar gegenüber unverständigen Besitzenden und stolz auf seine geistigen Güter (was in Eitelkeit ausarten konnte) war, einen gewissen Ausgleich dargestellt haben.

Bedeutungsvoll wurde der Regensburger Aufenthalt für Brusch, weil er nun zum erstenmal mitten in den Meinungsstreit der Reformation hineingestellt wurde. Brusch veröffentlichte 1541 seine Querela afflictæ Germaniæ (gewidmet seinem Vater), worin er die deutschen Fürsten zur Verteidigung der Germania aufruft; seine patriotischen Verse gipfeln in der Überlegung¹⁷:

Contulit aeriis munitas turribus urbes,
 Sublimes arces, oppida, castra, pagos,
 Addidit auriferos montes piscosa fluenta
 Et quid non uobis Teutona terra dedi?
 Ingrati sitis, si non vos nostra vicissim
 Tristia presenti damna leuetis ope.

¹⁴ Nach seiner eigenen Angabe in *Iter Bauaricum*, Vers 323—326:

Hac dedit urbe novas olim mihi Caesar honores,
 Daphnaea cingens tempora fronde mihi,
 Quattuor ad numerum lustrorum ubi tertius annus
 Venerat in vitæ tempora fixa meae.

¹⁵ Zu den kaiserlichen Ehrungen Gelehrter und Dichter vgl. Wretschko, A. v.: Die Verleihung gelehrter Grade durch den Kaiser seit Karl IV. Weimar 1910, vor allem S. 12. — Dichterkrönungen sind bekannt seit 1310 (Albertus Mussatus in Pavia; 1341 Petrarca auf dem Kapitol in Rom). Die Ernennung zum Comes palatinus hatte nur formalen, designatorischen Charakter. Schon Karl IV. ernannte 1355 in Pisa den Juristen Bartolus zu seinem Rat und verlieh auch seinen Nachkommen pfalzgräfliche Ehren. Außerdem wurde Ludovico Rizzolo von Karl IV. zum Comes palatinus ernannt (Wretschko 12).

¹⁶ Nach Wretschko 24 erfolgte die Ernennung meist durch Zustellung einer entsprechenden Urkunde (investitura per cartam), ohne Insignienverleihung. Das war anscheinend bei Brusch nicht der Fall. — Vgl. auch Schottenloher, Karl: Kaiserliche Dichterkrönungen im heiligen römischen Reich deutscher Nation. In: Festschrift P. Kehr. München 1926, S. 648—673.

¹⁷ Horawitz, Adalbert: Nationale Geschichtsschreibung im sechszehnten Jahrhundert. HZ 25 (1871) 66—101, weist (S. 80) auf die Gleichartigkeit des Gedankengangs in der Epitome des Wimpfeling hin. Ohne Zweifel haben solche Überlegungen damals in Deutschland sehr viele Geister beschäftigt.

Danach ließ er sich hinreißen, anonym eine Epigramm-Sammlung herauszugeben, die u. a. gegen den heftigen Dr. Egk gerichtet war¹⁸. Nicht uninteressant ist, was Brusch selbst darüber an Camerarius schreibt: „Ac feci hoc in Comiciis Ratisbonensibus cum capitis mei periculo cuius rei testes mihi erunt multi boni viri D. Philippus, Brentius, Draconites, Hesus Vratislauensis; Frechtus, et multi alii ac testabuntur hoc epigrammata, que ego contra Eccium, Fabrum et alios et in defensionem nostrorum Theologorum scripsi que Noribergae etiam excusa sunt¹⁹.“ Da jedoch die Verfasserschaft Bruschs nicht unbekannt blieb, erschien bald eine gegen ihn gerichtete Epigramm-Sammlung mit dem Titel: In Casparem Bruschium Schlackenwaldensem poetam Iaruatam (sic) quorundam epigrammata. Der Verfasser der sehr böseartigen und auch für die Sitten des 16. Jahrhunderts äußerst derben und groben Epigramme ist nicht bekannt. Er muß Brusch recht gut gekannt haben, vielleicht von seiner Tübinger Studentenzeit her; der Vorwurf, daß er in Tübingen ein Trunkenbold gewesen sei, ist noch der geringste.

Mit dem Jahr 1541, dem Aufenthalt in Regensburg und durch seine Auseinandersetzungen mit Egk und anderen (katholischen) Theologen scheint Kaspar Brusch in eine neue Phase seines Lebens eingetreten zu sein. Er schwankte ja zeitlebens zwischen den Konfessionen; er übte herbe Kritik an den Mißständen und Schwächen der alten Kirche, u. a. an den Zuständen in manchen Klöstern, doch hielt er sich gegenüber reformatorischen Eiferern ebenfalls zurück. Diese unentschiedene Haltung war wohl nur in der Generation zwischen dem Beginn der Reformation und dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 sowie dem Abschluß des Konzils von Trient möglich und dann nicht mehr denkbar (es sei denn auf der Grundlage gewisser aufklärerischer Haltungen); sie ist für Brusch charakteristisch. In kaum einer seiner vielen Schriften fehlen Invektiven gegen verkommene Mönche, die den reichen Klosterbesitz vergeuden, anstatt ihn zum eigentlichen Zweck, nämlich für wissenschaftliche Arbeit und zur Förderung der Künste, zu verwenden; trotzdem hielt er enge Beziehungen zu Bischöfen und Äbten aufrecht, genau wie er mit Melanchthon und Osiander in Verbindung war. Trotz seiner Aufenthalte in Wittenberg 1542 und Leipzig 1543 schlug er sich nie eindeutig auf die Seite der Reformation; erst nach 1556, als sich der ihn enttäuschende Ausgang des Tridentinums bereits abzeichnete, scheint er stärker zum Luthertum zu neigen (er wurde dann ja auch protestantischer Pfarrer in Pettendorf), doch verhindert sein früher Tod eine endgültige Aussage über ihn. Es gelang Brusch sogar paradoxerweise, im Dienst und Auftrag des Bischofs von Passau, Wolfgang von Salm, eine der schärfsten reformatorischen Schriften des 16. Jahrhunderts (seine Lorcher Geschichte) zu verfassen, die freilich bei aller Kritik deutlich von einem altkirchlichen

¹⁸ Titel der Schrift: Ad viros aliquot eruditos ac doctos, qui Vormaciensi et Ratisbonensi colloquijs interfuerunt. Epigrammata quaedam in Vtopia nata. Anno Christi M.D.XLI. G. B. S. K. — Mit G. B. waren wohl die Anfangsbuchstaben seines Namens (er schrieb sich stets Gaspar) gemeint.

¹⁹ In Clm. 10368. — Vgl. dazu auch Horawitz: Caspar Bruschius 244 f.

Standpunkt ausgeht²⁰. Er mußte daraufhin zwar seine Stelle am bischöflichen Hof von Passau aufgeben, blieb aber mit Wolfgang von Salm in engem und freundschaftlichem Kontakt und besuchte ihn später noch mehrmals²¹. Andererseits mußte er ein Lehramt in Arnstadt, das er 1544 innehatte, wegen seiner offenen Worte, die zu einem Zerwürfnis mit dem dortigen zelotischen evangelischen Prädikanten führten, bald wieder aufgeben²². So war Bruschi ein Wanderer zwischen zwei Welten, einer der typischsten Vertreter einer Geisteshaltung, der die beiden Konfessionen noch vereinbar, zusammenführbar erschienen²³. Seine humanistische Einstellung und Weltsicht mag ihm diese Haltung allerdings erleichtert haben, doch blieb er im eigentlichen Sinn ein Heimatloser (bezeichnend mag auch sein, daß wir von Bruschi selbst über seine persönlichen Verhältnisse nichts erfahren; nur selten spricht er von seiner Frau, und wovon er eigentlich lebte — Kinder hatte er nicht — bleibt bei seinem unsteten Leben recht unklar)²⁴.

Nach einem kurzen Zwischenspiel als Rektor der Lateinschule in Lindau (1547), wo er nach Beendigung des Schmalkaldischen Krieges eine Schrift an Karl V. verfaßte, trat er 1548 eine größere Alpenreise an, die ihn in die Oberrheingebiete führte, und 1549 ließ er sein *Magnum Opus de omnibus Germaniae episcopatus*²⁵ erscheinen. Damit geriet Bruschi in engen Kontakt mit der Materie, die ihn bis zu seinem Tod fesseln und beschäftigen sollte,

²⁰ Der Titel lautet: *De Laureaco Veteri admodumque celebri olim in Norico ciuitate et de Patauio Germanico ac utriusque loci Archiepiscopis ac Episcopis omnibus, Libri duo* (Basel 1552). Vgl. auch Horawitz: Caspar Bruschi 163 f.

²¹ Vgl. dazu Reichenberger, R.: Wolfgang von Salm. In: Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Bd. 2 (1902). — Hier mag auch sein dauerndes gutes Verhältnis zum Reichenbacher Abt erwähnt werden. Vgl. Ring, H.: Kloster Reichenbach. Diss. München 1911, besonders S. 27—29.

²² Vor allem überwarf er sich mit dem Prediger Johann Lange. Vgl. Horawitz: Caspar Bruschi 92—102. — Auch in Nürnberg gelang es ihm nicht, mit Hilfe des Andreas Osiander, der ihn schätzte, ein Amt zu erhalten.

²³ Typisch für diese schwankende Haltung sein Verhalten im oberpfälzischen Kloster Kastl bei einer Reise im Jahre 1551 (vgl. Horawitz: Caspar Bruschi 128 f.); als er durch Versehen von der Klosterpforte gewiesen wurde, schrieb er dem Abt einen scharfen Brief, der in der Polemik recht reformatorische Züge anklingen läßt. Nach ausführlicher Erklärung und Entschuldigung des Abtes verbrachte er jedoch drei Tage im Kloster und rühmte dessen Gastfreundschaft und die gelehrten Studien der Mönche.

²⁴ Bruschi geht in allen seinen Werken kaum ein auf soziale Dinge; von der Lage der Unterschichten, von den Lebensverhältnissen erfahren wir durch ihn nichts, bedeutendes politisches Verständnis verrät er nicht. Er klagt gelegentlich über mangelnde Freigebigkeit der Reichen den Gelehrten gegenüber; solche Klagen sind aber ein Topos seit der Vagantendichtung des späten Mittelalters, so ernst sie im einzelnen auch gemeint sein können. Tatsächlich ist unklar, woher Bruschi eigentlich seinen Lebensunterhalt bezog — wohl von Gönnern.

²⁵ Genauer Titel: *Magni Operis de omnibus Germaniae episcopatus epitomes Tomus primus. Continens Annales Archiepiscopatus Moguntini ac duodecim aliorum Episcopatum, qui Moguntino Suffraganeatus titulo subsunt. Item Babenbergensis Episcopatus ab omni iugo Archiepiscopali exempti. Authore Gaspare Bruschio Poeta Laureato 1549* (gedruckt in Nürnberg).

die kritische und oft durchaus exakte, historisch strenge Auseinandersetzung mit der Geschichte der deutschen Kirche. Von nun an dienten seine ausgedehnten Reisen durch Deutschland und Österreich mehr und mehr dem Zweck der Materialsammlung für sein geplantes großes Werk. Brusch schreibt selbst, daß er auf seiner Reise 1549, auf der er über Mainz und Trier nach Köln, dann nach Metz, Straßburg und Worms, schließlich nach Basel und an den Bodensee kam, vor allem historische Studien treiben wolle²⁶. Nach jeweils kurzen Aufenthalten in Nürnberg, Wunsiedel und Eger ging er nach Prag, wo er 1550 Ferdinand I. ein Panegyrikon überreichte; danach reist er nach Tirschenreuth in der Oberpfalz und ins Kloster Thierhaupten. Brusch ist bei seinen Studien zur Geschichte der deutschen Klöster von Äbten und Äbtissinnen, die er um Hilfe anging, in der Regel tatkräftig und unvoreingenommen unterstützt worden; das ist überraschend, war doch ein Gutteil der Urkunden und Güterverzeichnisse, die heute ausschließlich historischen Wert haben, damals noch ein juristisch wirksames Beweismittel mit recht realem Wert. Brusch ist es anscheinend in dieser Hinsicht erheblich besser ergangen als etwa zwei Jahrhunderte später dem gelehrten Martin Gerbert von St. Blasien, der bei der Materialsammlung für die *Germania Sacra* sehr gegen das Mißtrauen und Übelwollen der Kloostervorsteher und Archivare zu kämpfen hatte²⁷. 1551 befand er sich in Ingolstadt und schrieb dort sein Gedicht auf die Sonnenfinsternis, das Züge aus prophetischen Texten des 15./16. Jahrhunderts zu enthalten scheint²⁸, wenn auch die äußere Form und die Nomenklatur ganz im humanistischen Sinn geformt und gehandhabt ist. Darauf reiste Brusch nach Oberitalien bis Pavia, kehrte sodann (anscheinend über Regensburg) nach Augsburg zurück, bereiste hierauf oberpfälzische Klöster, wie Speinshart am Rauhen Kulm und Kastl bei Amberg, was ihn zu einer Schilderung in seinem *Iter Bauaricum* veranlaßte²⁹, reiste weiter nach Kallmünz, Pielenhofen an der Naab, nach Pettendorf bei Regensburg, wo er einige Jahre später Pfarrer werden sollte, dann über Regensburg und Passau nach Wien und wohl nach Preßburg. Längere Zeit hielt er sich dann in Österreich, besonders in den Donauklöstern auf³⁰. Es erscheint fast unglücklich, daß er bei so unstetem Leben doch so viel an seinem Werk über die deutschen Klöster arbeiten konnte, daß dieses 1551 in Ingolstadt im Druck

²⁶ In seiner *Chronologia* 706.

²⁷ Vgl. Kraus, Andreas: *Vernunft und Geschichte*. Freiburg 1963, ferner auch Pfeilschifter, G.: *Die St. Blasianische Germania Sacra*. Kempten 1921.

²⁸ Noch näher zu untersuchen wären Einflüsse aus den Predigten und Traktaten des Magisters Johann von Wünschelburg (gestorben um 1470) auf manche Ansichten Bruschs, so in seinem *Idyllion Heroicum in Lunarem Ecclipsin*. Interessant ist in diesem Zusammenhang seine positive Wertung der hochmittelalterlichen „*Visio Tundali militis*“ in der Dedication zu seiner „*Kvrtze Postill Über die Euangelia / Vom Aduent bis auff Ostern*. Verdeutschet durch Gasparem Bruschiuum von Schlackenwald“ (Erfurt 1545). Zu Wünschelburg vgl. den Artikel von Lauchert in der ADB. Bd. 44. Leipzig 1898, S. 320—322.

²⁹ Vgl. Horawitz: Caspar Bruschius 128 f.

³⁰ Ebenda 130—132.

erschien: *Monasteriorum Germaniae Praecipuorum ac maxime illustrium Centuria prima*. Das bedeutende Werk (in dieser Ausgabe sehr selten, in München jedoch vorhanden)³¹ ist bemerkenswert durch die Versicherung strengster Unparteilichkeit bei der gesamten Ausführung, die Brusch an den Anfang stellt; er drückt auch mehrfach seine (sicher nicht ganz unbegründete) Angst aus, die unersetzlichen Monumente und Dokumente der Vergangenheit könnten durch Kriegsläufe und die unruhigen Zeiten zerstört werden und der Forschung für immer verloren sein. Das Werk zeigt Brusch als einen echten besessenen Sammler; er hat zahlreiche Urkunden erstmals bekanntgemacht oder auch völlig abgedruckt, und er hat wenigstens Ansätze zu einer Art historischer Kritik aufzustellen versucht — ein Anliegen dieses Mannes, das bisher noch nicht gewürdigt wurde, das indessen auch kaum Nachwirkungen hatte. Am zweiten Band seiner Klostersgeschichte arbeitete Brusch in all seinen nächsten Lebensjahren, doch konnte er ihn nicht mehr vollenden. Tatsächlich kam der zweite Band (übrigens erheblich verändert, weniger sorgfältig und unkritischer gearbeitet) erst 1692 heraus³².

Nach seinem Aufenthalt in Passau 1553, den wir wegen der Auswirkungen seiner „Lorscher Geschichte“ schon erwähnten, und nach einem kurzen Gastspiel in Basel bis 1554 zog er (wieder über Passau) im Oktober 1554 nach Pfreimd in der Oberpfalz. Landgraf Georg von Leuchtenberg hatte ihn gerufen, um ihm Vorarbeiten für eine Geschichte seines Hauses zu ermöglichen. Die Erlebnisse seiner Reise von der Donau in das nördliche Naabtal und wieder zurück nach Regensburg und Passau verwertete Brusch bei der Abfassung seines Hodoeporikon Pfreymbdense, das zu den echtsten und kunstvollsten Werken des Vielgereisten gehört. Gewidmet ist das poetische Itinerar dem Abt Michael Katzbeck von Reichenbach, bei dem Brusch gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Das kleine Werk ist recht selten geworden; in München befindet sich ein Exemplar, das von Bruschs eigener Hand eine Widmung an Johann Jakob von Fugger enthält³³. Die eigentliche Widmung des Druckes ist auf Seite 2: *Reverendo in Christo patri ac hmaniss. D. D. Mycaeli Kaczbegio Abbati Reichenbacensi literis & uirtute clarissimo: Domino*

³¹ Staatsbibliothek München, 2^o H. mon. 27; daneben handschriftlich (abgeschlossen 1619) in Clm. 1518. In Eichstätt findet sich eine frühe Übersetzung ins Deutsche von Johann Herold: *Chronik oder kurtz Geschichtbuch aller Erzbischoven zu Mayntz* (Frankfurt 1551). Vgl. Suttner, J. G.: *Bibliotheca Eystettensis Dioecisana*. 1866, S. 13.

³² Der Titel lautet: *Supplementum Bruschanum sive Gasparis Brvschii monasteriorum et episcopatum Germaniae praecipuorum ac maxime illustrium Chronicon sive Centuria secunda hactenus nunquam edita* (Wien 1692). Herausgegeben nach dem in Wien lagernden Manuskript von Daniel von Nessel. Brusch betitelte die Handschrift übrigens mit: *Chronicon de uarijs Monasterijs ac Episcopatibus collectum in peregrinatione Pannonica ao. Dnj. 1551 et 1552*. Nessel ist allerdings mit dem Text sehr großzügig umgegangen; vgl. dazu A. Horawitz: *Caspar Bruschius 156 f.*, der sich wiederum auf eine genaue Kollation Kollars stützt. — Ein Auszug aus dem *Supplementum* (über Osterhofen) in Clm. 1730 (Cod. bavar. 730), 1729—32 geschrieben.

³³ In der Handschriftenabteilung der Bayr. Staatsbibliothek, Signatur Cim. 365.

ac Maecenati suo incomparabili S. D. Gaspar Bruschius Poeta laureatus & Comes Palatinus. Ohne Zweifel hat Bruschi, wie auch aus manchen Textstellen des Gedichtes hervorgeht, gegenüber dem gelehrten Abt Katzbeck tiefe Dankbarkeit empfunden; er schildert ihn als Beispiel eines altkirchlich gesinnten, aber humanistisch denkenden Mannes, der so weit über dem Streit der Zeit stand, daß er auch Unentschiedenen wie Bruschi reichliche Unterstützung zukommen ließ.

Auf Seite 5 der Erstausgabe des Hodoeporikon folgt dann der eigentliche Titel der Schrift³⁴; wie in einem Nachsatz angedeutet wird, ließ Bruschi bei dieser Gelegenheit noch einige andere kleine Werke mitdrucken, die als Anhang beigegeben sind, so auf S. 39/40 eine „Marchionum Vobvrgensium vera genealogia ex uarijs annotationibus conciliata in hanc formam“, auf S. 41—50 ein Traktat „De Reichenbacensis Monasterij fundatione ac Abbatibus omnibus Epigrammata“, auf S. 50—57 „De arce Hilckersbergensi“, darauf (S. 57—61) ein „Propempticon ad D. Wolfgangum Comitem a Salm“, das in recht interessanter Weise sein gutes Verhältnis zum Passauer Bischof beleuchtet; hierauf folgen einige Epitaph-Inschriften. Den Schluß bildet (S. 63 unten) eine „Precatio ad Deum Optimum Maximum“, auf die noch kurz einzugehen sein wird. Das Büchlein ist also ein typischer Gelegenheitsdruck der Humanistenzeit, in dem anlässlich der Publikation eines größeren Werkes mehrere ältere, thematisch mit dem Hauptgedicht nur locker zusammenhängende kleine Schriften mit veröffentlicht wurden.

Das Hodoeporikon Pfreymbdense beginnt mit einer kurzen Schilderung der Jahreszeit der Reise (Oktober) und einer rühmenden Erwähnung des Maecenatentums der Landgrafen von Leuchtenberg. Die Reise geht von Passau aus die Donau aufwärts; nur kurz geht Bruschi ein auf Vilshofen, Kinzing und Osterhofen, doch vergißt er hier nicht einen kleinen Exkurs über die frühbayerische Zeit des Ortes (hatte er doch einige Jahre vorher in Osterhofen das vermutliche oder vermeintliche Grab der Hiltrudis öffnen helfen³⁵). Weiterreisend gelangt er ins Kloster Niederaltaich, dessen Namen er nach der Sitte der Zeit von „Eiche“ ableitet mit folgender etymologischer Erläuterung:

Donec ad Altaychum transmisso uenimus Istro

Quod uulgo Altachium dicitur inferius:

Ad ueteres illic quercus (namque inde uidetur)

Vox nata ipsa. . . .

In Niederaltaich wird Bruschi freundlich empfangen und aufgenommen; dennoch rügt er gerade hier am Mönchsleben die Zeitvergeudung durch die vielen vorgeschriebenen Gebete und den Kirchengesang, währenddessen man

³⁴ Der Titel lautet (erste Zeile in griechischen Buchstaben): ODOIPORIKON Gasparis Brvschii Poetae Laureati Pfreymbdense, Topographijs, historijs & antiqvitatibus refertum, Elegiaco carmine scriptum & integra uersuum Chiliade absolutum. Cui accesserunt alia insuper minutiora quaedam poematia. M.D.LIIII. — Das Poem ist in Distichen (Hexameter und Pentameter) abgefaßt, die jedoch sehr oft holperig und unrein klingen.

³⁵ Vgl. auch Horawitz: Caspar Bruschius 179.

durch das Vorantreiben gelehrter Studien ebenfalls, wenn auch auf anderem Weg, Gott dienen könne; eine nicht uninteressante Stelle für die persönliche Religiosität Bruschs. Offensichtlich hat er sich während der ganzen Reise täglich oder doch fast täglich Notizen gemacht; denn er erwähnt bei dem Abschnitt über Niederaltaich, er habe nachts über das Problem des Kirchenbesitzes und seine rechte Verwertung nachgedacht³⁶ (übrigens auch ein Zeichen, wie sehr damals der Gedanke der Säkularisation kirchlichen Gutes das Denken der Zeitgenossen bewegte). — Nach dem Weiterritt über Deggenedorf und Kloster Metten bringt er (im Zusammenhang mit Straubing) die Überlieferung vom Bürgermeister Peter Eck (Eccius, wie ihn Brusch nennt; S. 8—11):

Saepe inter Boios pugnatum est atque Boemos,
Vtraque gens siquidem sceptrata petebat adhuc.
Strubingensis erat tum seu Capitaneus urbis
Consul siue potens Eccius, acer homo . . .

Über vier Seiten hinweg schildert Brusch, wie Eck dazu kam, seinen eigenen Sohn enthaupten zu lassen, als dieser den Feind unvorsichtig angegriffen hatte und dann vor ihm floh; zum Schluß vergleicht er ihn mit dem altrömischen Manlius³⁷. Bemerkenswert, wie sich das noch spärliche Wissen um die Frühgeschichte Süddeutschlands mit antiker Überlieferung vermischt, welche Kontinuität der Geschichtsauffassung des Humanismus hier zutage tritt.

Das Hodoeporikon ist sehr einfach und geradlinig aufgebaut und durchgeführt; nach kurzen Erwähnungen und flüchtigen Schilderungen durchrittener Orte, über die Brusch wenig zu sagen weiß, kommen immer wieder eingeschobene längere Berichte über lokale Ereignisse und Überlieferungen, über Taten ansässiger Adelsgeschlechter oder über eigene Erinnerungen des Dichters; und an letzteren fehlte es ihm bei seinen vielen Reisen nicht. Diese eingeschobenen, an sich nicht zum Thema gehörigen Partien machen den Wert und den Reiz des Gedichtes aus; es sind sorgfältig ausgearbeitete und durchgefeilte kleine Kabinettstücke (die zum Teil, das könnte man aus Stilbrüchen schließen, vielleicht schon beträchtliche Zeit vor dem Hodoeporikon entstanden sind); die eben erwähnte Episode vom „deutschen Manlius“ erreicht geradezu dramatische Wirkung durch die zügige Dialogform, und es ist kaum zuviel vermutet, daß dies ein Anklang an das Theater der Zeit sein könnte, wie es zumindest an einigen höheren Schulen betrieben wurde.

Den Bogenberg schildert Brusch anschließend nur kurz und berichtet recht allgemein von den Grafen von Bogen, den Gründern des Klosters Oberaltaich, das er, freilich aus ganz persönlichen Gründen, weniger hochschätzt (*Ista cuculliferae delubra antiqua cateruae linquens . . .*), dann gelangt er über Pfaffenmünster bei Straubing nach Wörth an der Donau, wo er unvermutet einen Tübinger Studienfreund trifft. Am nächsten Tag reitet er durch nach Reichenbach, eine beachtliche Leistung, wobei er durch einen Forst

³⁶ S. 5: *Talia dumque meus nocturnis cogitat horis.*

³⁷ S. 10: *Commendatur, adhuc Romanus Manlius ille
Qui similis facti nomine nomen habet. . . .*

voller Fußseisen und Wildfallen muß, die Brusch mit seinem Pferd ängstlich zu vermeiden sucht. Dabei kommt er über Brennberg, wozu am Rand des BÜchleins eine Hand des 16. Jahrhunderts mit verblaßter Tinte eingetragen hat „Nostrae Dominae Cella“ (von derselben Hand stehen regelmäßig Randbemerkungen neben den einzelnen latinisierten Ortsnamen, und zwar die deutschen Formen; das Exemplar des Buches in München, Cim. 365, scheint einige Zeit im Kloster Reichenbach gelegen zu haben). Nach dem langen Ritt durch den dunklen Forst kommt Brusch endlich nach Reichenbach (S. 17):

Sole igitur medium coeli signante, subini
 Reichenbacensis splendida tecta domus:
 Sed quid dico domum, quam dicere rectius urbem
 Conueniat, tot enim turribus alta iacet.
 Tot conclauias, tot sublimia & ardua tecta
 Erigit ad superas Caesare digna domos. . . .
 In quo fundator Diepoldus, Marchio magnus
 Arx Voburga tuus, dicitur esse situs.

Mit beträchtlicher Eitelkeit (sein übersteigertes Selbstbewußtsein ist freilich unecht) schildert er anschließend, wie freundlich ihn der Abt aufnahm (S. 17):

Vix ingressus eram muros, quando obuius Abbas
 Occurrit blanda uoce manuque mihi
 Ingenio solers Mychael Kaczbegius, urbe

Chambensi ad syluas & nemora alta satus . . . , worauf an der Tafel heiterer und gelehrter Gespräche gepflogen wird; als Gäste nennt er den Abt des benachbarten Klosters Walderbach, Iannus, sowie neben weiteren Einheimischen einen ungarischen Humanisten Thomas Mannus. Vor allem aber schildert Brusch eine für die Zeit doch wohl ungewöhnliche Unterhaltung, nämlich den Gesang einer verwitweten Adelligen namens Magdalena von Perneck, die durch Böhmen, Österreich und Süddeutschland reiste und als Dank für ihre Gastgeber Lieder vortrug, hauptsächlich wahrscheinlich in Klöstern und an Adelssitzen. Der Bericht ist immerhin bemerkenswert. Brusch dichtet begeistert über ihren Gesang (S. 21):

Sic Boiorum urbes, sic Pannonios quoque nostri
 Et quascunque fere Rhenus & Ister habent:
 Quas colit aeternis munita Boemia Syluis
 Quasque Charinthia, quas Stiria diues habet.

Nach mehrtägigem Aufenthalt in Reichenbach, für das der umhergetriebene Brusch eine Art Heimatgefühl entwickelt haben muß (außer Eger und Passau schildert er keinen seiner vielen zeitweiligen Aufenthaltsorte mit solcher Anteilnahme und Gefühlswärme), reitet er weiter, nun nach Westen, und gelangt nach Bruck (bei Nittenau), etwas trübsinnig und melancholisch ob des Abschieds von Kloster Reichenbach (S. 23):

. . . Talia dumque animo tacitus circum fero, Brugae
 Iam sua monstrabant moenia parua mihi.

Hier in Bruck wurde er allerdings erheblich in seiner Nachtruhe gestört

durch das Singen und Gröhlen betrunkenen Fischer im Wirtshaus, was ihn sehr erbittert; doch kommt er durch das kleine Erlebnis dazu, eine kurze, aber treffende Charakteristik der reich mit kleinen Seen und Fischweihern gesegneten Landschaft der mittleren Oberpfalz zu bringen³⁸. Am nächsten Morgen nimmt Bruschi an einer häuslichen (lutherischen) Andacht der Wirtsfamilie teil; interessant, wie damals die Idee des häuslichen Gottesdienstes (denn darum handelt es sich) unter dem Einfluß der neuen Lehre in die Tat umgesetzt wurde (S. 25):

Hospes ad accensum lumen cum prole sedebat
Cum seruis, paucis ciuibus atque suis.
His Euangelion studiosa uoce legebat
Ex libro, quodam diue Luthere tuo.
Accessi, atque hominis studium admiransque probans
Auditor tanti Patris & ipse fui.
Vtque docere suos sic pergat sedulus, ipse
Exhortatus eum sum quoque uoce mea. . . .

Auch Bruschi hielt also eine kleine Ansprache oder vielmehr Predigt in diesem Kreis. Die ganze Schilderung verrät ohne Zweifel starke Neigung zur neuen Lehre und gewisse Lutherverehrung, eine Haltung, die Bruschi's Verehrung für den altkirchlich gesinnten Abt Katzbeck aber nicht im mindesten beeinträchtigt.

Schon sechs Stunden später gelangt er nach Pfreimd (S. 26):

Arx coniuncta foro, temploque annexa supremo
Illustris, media cernitur urbe sita.
Arx peramoena situ & prospectu liberiore
Vt spaciosa satis, sic speciosa satis.

Brusch beschreibt dann, wie er nach der Ankunft, nach dem Wechseln seiner verstaubten Kleider (toga!) zum Landgrafen eilte, der ihm nach Basel geschrieben und ihn eingeladen hatte, ohne Zweifel ein Zeichen, daß der Humanist in seiner weiteren Heimat kein Unbekannter mehr war. Nach dem Empfang durch den Sohn des Landgrafen Georg, den jungen Georg Ludwig, wurde Bruschi mit der Erstellung eines lückenlosen Stammbaums der Leuchtenberger beauftragt (S. 27):

Historias ueteres me percontatus, eadem
Narrantem audiuit non secus atque Deum.
Ipsa sed & princeps sermones miscuit aptos
Eloquio praestans faemina, diua nurus. . . .

Wie weit die Informationen, die er hier im Gespräch erhielt, von Wert waren, darüber kann sich Bruschi im Gedicht nicht auslassen, es scheint aber doch leise Skepsis mitzuschwingen. Danach besuchte er im Auftrag des Landgrafen die dem Geschlecht gehörigen Burgen Wernberg an der Naab und

³⁸ S. 24 des Hodoeporikon:

Terra potens lacubus, nemorosa, palustris . . .
. . . . Atque ideo multo pisce celebris humus.

Leuchtenberg³⁹; dabei verzichtet er begreiflicherweise nicht auf die bekannte Sage von der Entstehung der Burg Leuchtenberg (S. 28 f.), während er auf Wernberg nur kurz eingeht, jedoch treffend den schönen Blick über das Naabtal hin schildert — Bruschi gehört zu den besten Landschaftsschilderern seiner Zeit, soweit er aus eigener Anschauung und eigener (fast romantischer) Empfindung heraus beschreiben kann; dann wirkt freilich das humanistische Gewand unecht, stilisiert, der Stoff verlangt dann nach der unkomplizierteren Volkssprache. Übrigens hat die Leuchtenberg-Sage bei Bruschi durchaus eigene Züge angenommen⁴⁰. Bruschi lobt die Leuchtenberger sehr ob ihrer Freigebigkeit, als sie ihn beim Abschied reichlich mit Geld versehen, sozusagen als Vorschuß, wie es einem reichen Manne wohl anstehe, und reitet nach einigen Tagen weiter in Richtung Regensburg. Seine nächsten Stationen, Schwandorf und Teublitz, nennt er nur kurz, auch über Nabburg verliert er nur wenige Zeilen⁴¹, dann schildert er seinen Eintritt in Regensburg (Tiberina) und erinnert sich mit gesundem Selbstbewußtsein an seine hier vollzogene Dichterkrönung (S. 32):

Luce sequente in equum rursus feror, & Tiberina
 Ad munita urbis moenia laetus eo.
 Quo ueniens, medio cum Titan curreret axo
 Hospicium subij Carole Quinte tuum.
 In quo cinxisti mea tu Daphnaeide lauro
 Tempora, honoratus carmine saepe meo.

Hier in Regensburg kommt bei der Schilderung, trotz der etwas steifen Distichen, nun plötzlich echtes Gefühl durch: Bruschi erfährt, daß seine verehrte Maddalonia, die Baronin von Perneck, deren Liedvortrag er in Reichenbach gehört hatte, krank in der Stadt sei⁴²; fast zwei Seiten lang schildert er, wie er sich um ihre Pflege, um Ärzte und Medizinen bemühte und schließlich ihre Genesung erlebte. Auf einem Dankesfest, das nun interessanterweise Abt Katzbeck aus Reichenbach in der Donaumetropole — wohl im

³⁹ S. 28: Vidimus iccirco (sic) werdembergensis & arcis
 Sublimes mores muros magnificasque domos.
 Celso in monte sitas, unde est prospectus in agros
 Prataque non procul a praetereunte Nabo.

⁴⁰ Bruschi erzählt, zur Zeit Ottos I. habe in Böhmen ein heidnischer dux et princeps gelebt, der von seiner Frau bekehrt worden sei und daraufhin aus Böhmen habe fliehen müssen; dieser sei in die Gegend des späteren Leuchtenberg gekommen und habe Zuflucht gefunden. Dazu S. 30:

Mons erat in syluis, nemora inter opaca, ubi paruum
 Erexit primum Regulus ipse domum.

Gewisse Anklänge an früh- und hochmittelalterliche Überlieferungen aus Böhmen (Wenzels- und Ludmilla-Legenden) scheinen vorhanden zu sein; vielleicht ist auch ein gewisser Einfluß der Chronik des Cosmas von Prag anzunehmen.

⁴¹ S. 31: Per breue Nabburgum, per Schwandorfumque decorum
 Parua Palatino subdita regna duci . . .

⁴² S. 32: Illic fama meas lugubris uenit ad aures
 Multorum semper fama per ora uolans
 Melpomenen illam misere decumbere nostram
 Cantu hylares quae nos fecerat ante suo.

eigenen Klosterhof, im Absteigequartier des Abtes, wie es ja fast alle größeren bayerischen Klöster und viele auswärtige Bistümer in Regensburg besaßen⁴³ — für die Sängerin, für Bruschi und den Doctor Deliciasus (Official des Regensburger Bischofs) veranstaltete, werden die Gäste wiederum durch Lieder in verschiedenen Sprachen erfreut; mit geradezu rührender Bewunderung schildert Bruschi seine Ergriffenheit, und gibt ungewollt einen Einblick, wie tief damals, inmitten einer unruhigen Zeit und in einer ungesicherten Existenz stehend, dieser Humanist solche Höhepunkte und überhaupt Freundschaft und Geselligkeit erleben konnte.

Einige Tage später trennt sich Bruschi vom Kreis seiner Freunde in Regensburg und eilt, zu seinem Maezen, dem Bischof Wolfgang von Salm, zu kommen (S. 35):

Tandem animum rursus Patauina ad moenia uertem
Ad Maecenatem, qui regit illa, meum
Wolfgangum Comitem Salmensem, quo nihil uno
Pontificum coetus doctius omnis habet.

Dabei spielt allerdings auch die Sehnsucht nach der reichen Bibliothek Salms eine große Rolle; er schreibt, es sei nun hohe Zeit, wieder dem Studium zu obliegen. Straubing, Straßkirchen an der Donau, Plattling und die Überquerung der Isar werden nur je in einer Zeile erwähnt; dann wird er freundlich vom Abt Schregel von Osterhofen empfangen (*Schregelium me hylaris duxit ad usque meum*; S. 37). Nachdem er schließlich über die Vils (in *ualllem paruule Vilse*; S. 37) nach Kloster Aldersbach und nach Ortenburg gekommen war, kam er am nächsten Tag glücklich nach Passau (S. 38):

Luce sequente iterum Patauina ad nostra per Oenum
Incolumis ueni tecta fauente Deo.
Deo Opt. Max. Trino uni soli aeterno ac omnium
Potenti sit gloria & honos in omne aeuum, Amen.

Sein erleichterter Seufzer über seine unversehrte Ankunft war bei den Gefahren einer solchen Reise zu der Zeit nur zu verständlich. Es erscheint mehr als ein Lippenbekenntnis, wenn Bruschi am Schluß des Werkes Gott dankt für seinen Beistand; er war ohne Zweifel ein tiefreligiöser Mensch, der die Verpflichtungen der Religion ernst nahm, wenn er auch zwischen den sich ausbildenden Konfessionen stand (oder sollte man sagen, über den Konfessionen?), und obgleich er, ganz ein Kind seiner Zeit, mannigfachen ungewohnten Gewohnheiten huldigte und dieser Welt durchaus nicht abhold war⁴⁴.

Soweit zur Interpretation des *Hodoeporikon* Pfreymbdense. — Bruschi scheint sich 1554/55 längere Zeit in Passau aufgehalten zu haben; Mitte 1555 war er bereits Pfarrer zu Pettendorf bei Regensburg, wie Briefe an Kaspar von Niedbruck, Königlichen Rat in Wien, bezeugen⁴⁵. Auf seiner Pfarrstelle

⁴³ Dazu jetzt Strobel, Richard, und Sydow, Jürgen: Der „Latron“ in Regensburg. Historisches Jahrbuch 83 (1964) 1–27 (mit Anführung älterer Literatur).

⁴⁴ Vgl. insgesamt A. Horowitz: Caspar Bruschi 184 f.

⁴⁵ Einige Briefe ediert von A. Horowitz im Anhang zu seiner Biographie Bruschi 201 ff.

ist der Unruhige anscheinend etwas zu stiller Arbeit gekommen; er arbeitete zunächst hauptsächlich an einer ungedruckten Schrift, deren Autograph sich in Wolfenbüttel befindet, einer „Chronica a prima mundi aetate“⁴⁶. Weiterhin betrieb er wohl seine Studien zum zweiten Band seiner Klostersgeschichte; denn am 15. November 1557 (nicht 1559, wie einigemal zu lesen) hielt er sich in Rothenburg ob der Tauber auf und blieb hier auf Einladung des Magistrats fünf Tage, um Denkmäler und Urkunden der Stadt zu besichtigen und abzuschreiben. Beim Weiterritt nach Windsheim am 20. November 1557 wurde er unterhalb der „Hohen Leite“ im Forst von Unbekannten durch Kopfschuß getötet; im Dorf Steinach, einige Kilometer nordöstlich von Rothenburg, wurde Bruschi beerdigt. Sein Geld und die Habe, die man bei ihm fand (es handelte sich also nicht um Raubmord), schickte der Rothenburger Magistrat an seine Witwe Kunigunde nach Pettendorf, die am 21. Februar 1558 darüber eine Quittung unterschrieb⁴⁷. Wie schon oben erwähnt, wurde sein Vater, der anscheinend bei seinem Sohn in Pettendorf lebte, sein Nachfolger als Pfarrer bis zu seinem Tod im Jahre 1568. Nach einem allerdings unbestätigten Gerücht sollen Adelige, die das Erscheinen eines angedrohten Pamphlets Bruschi befürchteten, seinen Mord veranlaßt haben; Horowitz weist in seinem biographischen Versuch über den Humanisten die Gewährsmänner nach⁴⁸.

Dieser zu seiner Zeit recht bekannte, geschätzte wie angefeindete Kaspar Bruschi war ein Jahrhundert nach seinem Tod nahezu vergessen; das hat er freilich mit manchem Zeitgenossen gemeinsam. Im 16. Jahrhundert und bis hin zum Dreißigjährigen Krieg waren seine Schriften bekannt und im Umlauf; der große Religionskrieg hat die Überlieferung der Werke Bruschi gestört. Von den vielen Schriften des Humanisten ist uns eine beträchtliche Anzahl nur dem Titel nach bekannt; sehr viele andere Werke kennen wir nur in einem einzigen Exemplar. Immerhin wurde eine größere Anzahl seiner Gedichte in die Sammlung „*Delitiae Poetarum Germanorum Huius Superiorisque aevi illustrium*“ aufgenommen, die 1612 in Frankfurt erschien. (Vorher schon hatte Aphthonius in seinem „*Libellus Progymnasmatum Scholiis* Bl. Lorichij“, Frankfurt 1565, ein Gedicht von Bruschi gebracht.) Sehr eingehend beschäftigten sich Gewold und Hansiz mit ihm, freilich in sehr gehässiger Weise⁴⁹. Einige Briefe wurden abgedruckt in der Sammlung von Fischbeck „*Brevis Commentatio de Praecipuis Doctoribus*“; ein Brief Bruschi

⁴⁶ Das Werk (202 foll.) bringt wiederum starke prophetische Züge; es ist noch nicht ausgewertet.

⁴⁷ Vgl. Büttner: *Materialien zur Ansbachischen Geschichte, Topographie und Rechtsverfassung*. Bd. 1. Ansbach 1807, S. 77—82.

⁴⁸ Vgl. A. Horowitz: *Caspar Bruschi 195—197*. — Ursache des Mordes könnte der Krieg des Albrecht Alcibiades sein, in den Bruschi literarisch eingriff (vgl. Schottenloher, Karl: *Das Regensburger Buchgewerbe im 15. und 16. Jahrhundert*. Mainz 1920; S. 20—27: Kaspar Bruschi und die markgräfliche Winkeldruckerei in Adlersberg).

⁴⁹ Vgl. dazu Jöcher: *Gelehrten-Lexicon*. Bd. 2 (1961) Sp. 975, ferner Jöcher: *Ergänzungsband 2* (1960) Sp. 1792. — Vgl. weiterhin Horowitz 197.

an den Arzt Mergell ist aufgenommen bei Schelhorn, *Amoenitates Literariae* (I, Frankfurt 1730, S. 287—311). Ein relativ umfangreicher (gedruckter wie handschriftlicher) Nachlaß befindet sich in München, Wien und Gotha. In München (Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek) sind zu nennen: Clm. 1009, 1303, 1518, 1730, 10366, 10368, 13255, Cim. 365; dazu im Hauptstaatsarchiv Walds. Kl. Lit. 1½ (Geschichte des Klosters Waldsassen). In Wien ist wichtig Cod. Pal. Vienn. 9737, in Gotha v. a. der Cod. Duc. Goth. 399 (manche Briefe befinden sich sowohl hierin wie in Clm. 10366⁵⁰) und der Cod. Duc. Goth. 366 (mit den Regensburger Epigrammen).

Spätere Jahrhunderte haben den Humanisten kaum mehr gekannt. C. Calvör erwähnt ihn kurz in seiner „*Saxonia Inferior*“ (Goslar 1714, S. 614), ebenso (übrigens sehr anerkennend) David Clement in der „*Bibliothèque Curieuse et Critique*“ (Hannover 1754)⁵¹. Von Interesse ist, daß mehrere Reiseberichte Bruschs, die ja zu seinen besten und lebendigsten Werken gehören (neben dem *Hodoeporikon* v. a. das Werk „*Iter Bauaricum*“), enthalten sind in dem großen „*Reisehandbuch*“ des ausgehenden 16. Jahrhunderts, im *Hodoeporicum* des Nicolaus Reusner, das 1580 in Basel erschien⁵². Aufgenommen wurden das *Iter Bauaricum*, das *Iter Anasianum*, das „*Iter Pfreindanum siue Nariscum*“ (also das *Hodoeporikon* Pfreymbdense, jedoch wesentlich gekürzt, auf die oft kurzen Orts- und Landschaftsschilderungen beschränkt und seiner besten Teile damit beraubt), ferner das *Iter Rheticum*, *Iter Helueticum* und schließlich das *Iter Rhenanum*. Offenbar kamen die beschaulichen und anschaulichen Reiseberichte Bruschs dem damaligen Publikumsgeschmack entgegen. Teile aus dem *Iter Anasianum* (der Name ist von der lateinischen Form des Namens der Enns genommen; Brusch beschreibt in diesem Gedicht eine längere Wanderung in der Umgebung von Linz) wurden wiederum aufgenommen in die Sammlung von Johann Wolf (oder Wolff), *Lectionum memorabilium . . .*⁵³. Recht unsichere Nachrichten über die Biographie von Brusch bringt Zeltner in seiner „*Correctorium in Typographiis Eruditorum Centuria*“ (Nürnberg 1716, S. 95 ff.); er weiß also über dessen Lebensumstände schon nicht mehr genau Bescheid und ist lediglich über seine Tätigkeit in Basel gut unterrichtet. Außer diesen umfangreicheren Nennungen oder Übernahmen gibt es nur gelegentliche Erwähnungen; planmäßig wurde das Leben

⁵⁰ Vgl. Horawitz, Anhang (S. 201 ff.) mit Edition einiger Briefe, vor allem an Kaspar von Niedbruck.

⁵¹ Clement scheint sich auf das Werk von H. Conring: *De Scriptoribus XVI. post Christum natum Seculi* (Breslau 1727) zu stützen, das recht selten geworden ist.

⁵² Nicolaus Reusner (1545—1602), wie Brusch *Poeta laureatus* und *Comes palatinus*. Über ihn Jöcher: *Gelehrten-Lexicon*. Bd. 3 (1961) Sp. 2033 f.

⁵³ Wolf, Johann: *Lectionum memorabilium et reconditarum centenarius decimus sextus*. Bd. 2. Lauingen 1600, S. 564—573 (ad annum 1550): Casparus Bruschi P. L. in Prefatione operum morum manuscriptorum (folgt ein Zitat aus Brusch unter Betonung seines starken Nationalgefühls und seiner Heimatliebe). — Das dreibändige Werk von Wolf ist eine sehr verdienstliche und nützliche Zusammenstellung fast aller Dichter und Schriftsteller bis auf seine Zeit (in Deutschland), das in vielen Fällen heute die einzige Quelle darstellt.

dieses Mannes erst im 19. Jahrhundert erforscht⁵⁴. Bilder von Bruschi, die Horawitz 1874 noch unbekannt waren, sind in der Zwischenzeit zwei zutage gekommen; K. Siegl⁵⁵ bringt die Reproduktion eines Holzschnitts von 1543, aus der Leipziger Zeit Bruschs; ein weiteres Bildnis, übrigens ein recht gutes Aquarell, ist enthalten in Clm. 1518 (fol. 2v) und bisher unveröffentlicht. Darunter steht „Casparis Bruschi vera effigies“; dies besagt allerdings noch nicht viel, weil Clm. 1518 zwar bereits im 16. Jahrhundert begonnen, aber erst im Jahre 1619 abgeschlossen wurde, so daß das Bild kaum zeitgenössisch sein kann. Indessen stimmen auf beiden Abbildungen der Gesichtsschnitt und die Nasenform überein, und der Bildunterschrift darf wohl Glauben geschenkt werden.

Der größte Teil der Bibliothek des Humanisten kam in die Jesuitenbibliothek in Neuburg an der Donau (später Provinzialbibliothek); von dort wurde sie unter Generaldirektor Schnorr von Carolsfeld durch Erwerbung in die Bayerische Staatsbibliothek verbracht⁵⁶. Leider ist es nach den Bränden des Zweiten Weltkrieges nicht mehr möglich, den Bestand dieser Bibliothek heute noch zu bestimmen; nur auf Grund handschriftlicher Einträge konnte ein kleiner Teil von Werken aus dem Besitz von Bruschi nachgewiesen werden. Dazu gehören die *Ecclesiastica Historia siue Metropolis D. Alberti Crantzii Hambvrgensis* (Basel 1547), mit Besitzvermerk Bruschs und mehreren Marginalnotizen, ferner mit einem Vermerk des 17. Jahrhunderts „Societatis Jesu Neoburgi“; den gleichen Vermerk zeigt das Werk des Georgius Agricola, *De ortu & causis subterraneorum* (Basel 1546; fünf weitere Schriften beige-bunden), das merkwürdigerweise auf dem Schnitt des Buches den Verfasservermerk von der Hand Kaspar Bruschs trägt⁵⁷. Ferner hatte er, was ja nicht verwunderlich ist, mindestens ein Exemplar der „Centuria prima“ in seinem Besitz (Signatur 2^o H. mon. 28, mit handschriftlicher Widmung). Unsicher ist das Schicksal eines anderen Werkes, eines Sammelbandes mit den „Avstriados

⁵⁴ Die früheren biographischen Versuche beruhen zumeist auf der ungedruckten Biographie des Jesuiten Schwandtner aus dem 18. Jahrhundert (Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv). Schwandtner geht in der Beurteilung indes wieder stark von Hansiz aus (*Metropolis Laureacensis*). Wiedemann, Theodor: Johann Thurmaier, genannt Aventinus. (Freising 1858), S. 83 ff., steht im Banne dieser Bewertungen. — Erst A. Horawitz (*Caspar Bruschi*) hat sich ein eigenes Urteil über den Humanisten gebildet, wenngleich auch er (S. 3) die Charakterschwächen Bruschs hervorhebt; damit meint er die unsichere und schwankende Haltung Bruschs gegenüber der alten und der neuen Lehre, die jedoch für seine Generation keineswegs atypisch ist und nicht unbedingt auf Charakterfehler hindeutet. Daß vielmehr bei Bruschi eine Entwicklung (hin zum Luthertum, mit vielen Zwischenstufen) festzustellen ist, hat Horawitz selbst noch in einem Anhang zu seinem Werk (S. 263 f.) hervorgehoben; danach wäre Bruschi seit etwa 1556 überzeugter Lutheraner gewesen.

⁵⁵ Siegl 204, die Reproduktion des Holzschnitts. — Vgl. ferner Clemen, Otto: Ein Porträt von Kaspar Bruschi. *JVGDB* 2 (1929) 170—174.

⁵⁶ Dazu Sensburg, Wilhelm: *Die bayerischen Bibliotheken*. München 1926, S. 90 f.

⁵⁷ Signaturen der beiden Werke: L. impr. c. n. m. 1003 (Crantz), L. impr. c. n. m. 1001 (Agricola).

libri dvo“ des Joachimi Mynsingeri Dentati a Frundeck (Basel 1540) und den „Erotica“ des Georgii Sabini Brandenburgensis (Wittenberg 1536); die verschiedenen Schriften tragen alle Widmungen von der Hand Bruschs und die Angabe „Tübingen“, stammen also aus seiner Studentenzeit (eine Widmung an Camerarius); offensichtlich gelangten die Werke aber wieder in den Besitz von Bruschi und wurden wohl schon auf seine Veranlassung hin zusammengebunden (der Ledereinband ist zeitgenössisch; Signatur 4^o P. o. lat. 474). Ein besonders interessantes Stück aus seiner Bibliothek ist ein Einblattdruck (in Folio-Format, jetzt einfach gefaltet; Signatur Einbl. IV. 10 ct) aus Nürnberg (1549), mit einem lateinischen und einem entsprechenden deutschen Gedicht über die Kunst des Druckens (von Bruschi selbst verfaßt); auf der Innenseite links steht von seiner Hand: Gaspar Bruschius poeta à Diuo Carolo coronatus faciebat anno domini 1549; auf der rechten Seite: Norimberga in officina Joannis Montani. Diese Nachweisungen aus seiner Bibliothek sind gewiß spärlich, doch besteht zur Zeit wohl keine Möglichkeit (außer einer ungemein zeitraubenden Durchsicht einer größeren Anzahl fraglicher Werke), den Bücherbestand näher festzustellen. Dabei könnte dies ein wichtiges Hilfsmittel sein, vielleicht über den Umweg über seine bevorzugte Lektüre genauere Einsichten in den Menschen Kaspar Bruschi zu erlangen, den wir hinter dem in allen Werken vorherrschenden Poeta laureatus und dem Gelehrten kaum fassen können; zur Autobiographie hat Bruschi wahrhaftig keine Neigung gehabt. Letztlich wissen wir über sein Leben, seine Lebensführung und seine wirklichen Ansichten über den Religionsstreit seiner Zeit sehr wenig, wir können höchstens seine lange Zeit schwankende Haltung konstatieren.

Indessen gibt vielleicht einen gewissen Einblick in seine persönliche Frömmigkeit seine einfach geschriebene und überzeugende Precatio ad Deum Optimum Maximum, mit der er sein Hodoeporikon Pfreymbdense beschließt. Er ist dankbar, weil er seinen Weg glücklich zurücklegen konnte; zugleich ist er von Wehmut über seine ungesicherte Lage und sein Leben erfüllt (S. 63 des Hodoeporikon):

Pauper & ulceribus squalens, & spretus ubique
Diuitis ut iacuit Lazarus ante fores:
Cuius nemo hominum curauit nota precesque
At curavit eas, qui regit astra, tamen.
Sic multi nimium misera hac aetate iacemus
Ante ipsas Regum Pontificumque domos
Qui cum neglecti frustra clamemus ad illos,
Tu nostri curam suscipe magne Deus.

GEISTIGE BEZIEHUNGEN ZWISCHEN BÖHMEN UND SACHSEN ZUR ZEIT DER REFORMATION

Teil 2: Pfarrer und Lehrer im 17. Jahrhundert

Von Siegfried Sieber

Die Lage zu Beginn des 17. Jahrhunderts

Helmut Kretzschmar schreibt in seiner Sächsischen Geschichte¹: „Die Nachbarschaft Böhmens ist nicht nur für die Glaubensentwicklung im benachbarten Sachsen, sondern auch für Formung des politischen Gedankengutes im Lande und in den breiten Schichten der Bevölkerung durch die Jahrhunderte hindurch von Bedeutung gewesen.“ Damit wird angespielt sowohl auf die Einflüsse aus hussitischem Gedankengut als auch auf den Zustrom glaubens-treuer Menschen nach der Schlacht am Weißen Berge, der jahrzehntelang anhielt, Menschen, die doch irgendwie teilgenommen hatten an der Empörung gegen Kaiser Ferdinand II., am revolutionären Akt der Einsetzung einer selbstgewählten Regierung.

War, wie im Teil 1² dargelegt, Kursachsen als Heimat der Reformation im 16. Jahrhundert Ziel und Ausgangsland vieler nach Böhmen gekommener Geistlicher gewesen, so tritt ab 1620 eine Umkehrung ein: Viele Hunderte von Pfarrern und Lehrern müssen Böhmen als Flüchtlinge verlassen, und ein großer Teil von ihnen findet Aufnahme in Sachsen und den bald danach an Kursachsen angeschlossenen Lausitzen. Sie bringen aus ihrem religiösen und politischen Erleben geistige Anregungen in sächsische Städte und Dörfer, hatten bereits gegenüber dem allzu strengen Luthertum in Sachsen Beziehungen zu den Utraquisten, auch zu Calvinisten und im Zusammenleben mit noch katholischen Teilen der Bevölkerung auch schon gewisse gegenseitige Duldung Andersgläubiger erlebt, wie sehr sich inzwischen auch der von Jesuiten geführte Glaubenskampf verschärfte.

Gerade die Lausitz nahm viele Vertriebene auf; denn als bisheriges Nebenland war sie ja eng mit Böhmen verbunden, wurde aber 1623 dem sächsischen Kurfürsten als Pfand überlassen und 1635 im Prager Frieden endgültig mit Kursachsen verbunden. Sie blieb daher von der Gegenreformation verschont.

Zum Verständnis der Vorgänge in Böhmen, etwa seit 1600, die schließlich

¹ Kötzschke-Kretzschmar: Sächsische Geschichte. Bd. 2 von Helmut Kretzschmar. Dresden 1935, S. 43.

² Sieber, Siegfried: Geistige Beziehungen zwischen Böhmen und Sachsen zur Zeit der Reformation. Teil 1: Pfarrer und Lehrer im 16. Jahrhundert. Bohemia-Jahrbuch 6 (1965) 146—172.

zur Vertreibung der lutherischen Geistlichen und nachher vieler Tausender von Nichtkatholiken geführt haben, sei ein knapper Überblick über jene Jahre gegeben, die wir uns ungemein reich an Spannungen und Kämpfen zu denken haben. Trotz Widerstrebens durch den eigensinnigen schwachen Kaiser Rudolf II. war ein großer Teil Böhmens noch vor der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert lutherisch geworden, woran die aus Kursachsen gekommenen Pfarrer und Lehrer stärksten Anteil hatten. Der altheimische Utraquismus begann allmählich im Luthertum aufzugehen, da er durch Berührung mit den sächsischen Lutheranern, besonders auch durch das Studium junger Leute in Wittenberg sich gewandelt hatte³.

Auf Grund des Augsburger Religionsfriedens von 1555 mit seinem im Wortspiel *cuius regio, eius religio* aufgefangenen Schlagwort war König Ferdinand I. als Landesherr Böhmens berechtigt, die Religionsverfassung seines Landes zu bestimmen. Er wies als böhmischer König bereits 1555 die evangelischen Geistlichen aus, hatte damit aber wenig Erfolg. Das Luthertum drang weiter in Böhmen ein, freilich nur durch die Hintertür der Kirchenpatronate: Protestantisch gesinnte Adelige als Inhaber der Kirchlehen setzten an Stelle verstorbener katholischer Pfarrer evangelische Pastoren ein, ohne sich um den Landesherrn oder den Bischof zu kümmern⁴. In Ferdinands I. Mandaten wurden diese zwar als „unordentliche“, „ungeweihte“, „beweihte“ Priester abgelehnt, aber unter dem duldsamen Maximilian II. bekamen die Patronatsherren wieder freie Hand. Auch königliche Städte beriefen Geistliche, die heirateten und in Deutschland, besonders in Wittenberg oder Jena, ordiniert wurden. Eger z. B. sandte regelmäßig seine Geistlichen zur Ordination nach Jena⁵, holte Superintendenten aus Leipzig und Dresden. So hielt Magister Johann Salmuth, Archidiakon in Leipzig, 1580 zwei Probedpredigten in Eger, verlangte einen Kaplan als Gehilfen und 100 Gulden mehr als angeboten, kündigte aber sogleich wieder⁶. Daher wurde Magister Paulus Preschner, Pfarrer in Dresden, 1581 Superintendent in Eger⁷. Man wünschte damals, daß Einheimische im Lande studierten, um sie besser überwachen zu können⁸.

Allerdings hatte gerade Eger dadurch, daß sich diese Reichsstadt zurückhielt, die rasche Ausbreitung von Luthers Lehre zeitweise behindert. Zuerst hatte in der mit Sachsen in engster Fühlung stehenden Silberstadt St. Joachimsthal und im sonstigen Besitz der Grafen Schlick schon etwa 1522 die Reformation begonnen, stärker nach der Augsburger Konfession 1530. Aber mancherorts kam sie bis etwa 1565 nicht recht vorwärts. Viele Pfarreien, die vom Kreuzherrenorden zu besetzen waren, das Stift Tepl und das Deut-

³ Czerwenka, Bernhard: Geschichte der Evangelischen Kirche in Böhmen. Bd. 1 (1869); Bd. 2 (1870), hier Bd. 2, S. 464.

⁴ Ebenda 391.

⁵ Ebenda 491.

⁶ Gradl, Heinrich: Die Reformation im Egerlande. Eger 1893, S. 112.

⁷ Ebenda 115.

⁸ Czerwenka II, 562.

sche Haus in Eger mit ihren Pfarrstellen blieben dem Katholizismus erhalten. Die Stadt Pilsen wehrte sich bis zu ihrer Eroberung 1619 gegen die Reformation, und in Mies und Tachau behaupteten sich die Kreuzherren noch lange. Im Egerland und Elbogener Kreis machte die Reformation seit 1565 stärkere Fortschritte, so daß zu Beginn des 17. Jahrhunderts nur noch wenige Pfarreien wie Elbogen, Königsberg, Maria Kulm mit katholischen Geistlichen besetzt waren.

Alarmzeichen für die vorwärtsdrängenden freiheitlich gesinnten Bewohner Böhmens war die Unterdrückung der Reformation in Steiermark 1598 durch den Habsburger Ferdinand. Wie dort wurden später in Böhmen nicht-katholische Geistliche binnen acht Tagen verjagt und ihre Bücher verbrannt. Die Gegensätze in Böhmen prallten schon scharf aufeinander. Einerseits gingen die Jesuiten und Spanier, die von Katholiken ins Land gerufen worden waren, gegen die Protestanten vor. Denn 1561 erhielt das seit den Hussitenkriegen verwaiste Erzbistum Prag wieder einen Erzbischof; 1562 wurde die von den Jesuiten errichtete Lehranstalt zur Universität erhoben — neben der Karlsuniversität, die von den Utraquisten beherrscht war — und hieß fortan das „Clementinum“⁹. Hier wirkte seit 1556 Petrus Canisius, der führende deutsche Jesuit. Andererseits setzten Feudalherren, z. B. Peter Wok von Rosenberg, ein Feind der Jesuiten, evangelische Priester in katholische Kirchen¹⁰. 1601 erging ein scharfes Mandat¹¹, 1603 ein weiteres von Rudolf II.¹²: Alle in den Städten angestellten Priester, die nicht von einem katholischen Bischof geweiht oder die verheiratet sind, sollen nicht geduldet werden. Daher vertrieb der katholische Georg von Lobkowitz aus Stadt und Herrschaft Komotau evangelische Geistliche. Als aber die Herrschaft an Lienhart von Stambach kam, setzte dieser an Stelle katholischer evangelische Prediger ein¹³. Eine Gegenreformation versuchte Stift Tepl 1585; ähnlich Heinrich von Pisnitz 1601—1604 für seine Herrschaften Hartenberg und Schönbuch. So wurde Pfarrer Friedrich Rohrer in Gossengrün 1604 von Jesuiten aus der Pisnitzschen Herrschaft Hartenberg binnen sechs Stunden verjagt¹⁴. Dem Pfarrer Johann Teubel (Taubel, Teubelius) zu Seeberg wurde 1611 vom Gutsherrn Brandt, der sich auf Grund seines Patronatsrechtes dazu für befugt hielt, die Kirche versperrt¹⁵.

Als Rudolf II. 1608 die Stände nach Prag berief, war deren Mehrheit protestantisch. Sie erzwang den Majestätsbrief, durch den außer den schon immer zugelassenen Utraquisten auch Lutheraner und Pikarden begünstigt wurden, Religionsfreiheit, ein Konsistorium und Defensoren zugestanden erhielten und in die Prager Universität eindringen. Auch Calvinisten machten

⁹ Wandruszka, Adam: Die Sudetenländer und der deutsche Westen in der Neuzeit. *Bohemia-Jahrbuch* 3 (1962) 218.

¹⁰ Czerwenka II, 477.

¹¹ Ebenda 508.

¹² Ebenda 517.

¹³ Ebenda 519f.

¹⁴ Gradl 155.

¹⁵ Ebenda 184.

sich besonders in Prag, Kuttenberg, Königgrätz, Saaz, Laun und Leitmeritz bemerkbar¹⁶. In allen Kirchen Sachsens wurde damals das *Te deum laudamus* gesungen und Gott für den Majestätsbrief gedankt¹⁷.

Es soll hier nur kurz angedeutet werden, wie bereits 1611 kriegerische Auseinandersetzungen drohten, als der Habsburger Leopold ein Heer bei Passau sammelte und sein Söldnerführer Ramée am 16. 2. 1611 die Kleinseite von Prag besetzte, und daß auch Matthias heranzog, den Majestätsbrief bestätigte und zu Rudolfs Nachfolger gekrönt wurde. In diesen Jahren griff das Luthertum weiter stark um sich. Die Verbindung mit Sachsen war eng, und Geistliche daher waren sehr gesucht. Bezeichnend für deren Einströmen nach Böhmen ist ein Landtagsbeschuß von 1615, daß nach Ableben der deutschen Pfarrer und Lehrer nur böhmische angestellt werden sollten¹⁸. Er bezog sich nur auf Pfarreien, wohin innerhalb der letzten zehn Jahre lutherische Prediger berufen worden waren, und war durchaus deutschfeindlich, wurde aber nie wirksam. Als Höhepunkt dieser Entwicklung des Luthertums kann die Hundertjahrfeier der Reformation am 31. Oktober 1617 gelten.

Im selben Jahr hatte sogar Ferdinand (II.), als Matthias ihn zum Erben vorschlug, in seinem Krönungsrevers den Majestätsbrief anerkannt¹⁹. War gegen Ferdinand auch begründetes Mißtrauen wach, so schien staatsrechtlich das „Evangelium“ gesichert. Erst die Ereignisse des Jahres 1618, der „Fenstersturz“, Ferdinands Absetzung am 19. August 1619 und die Wahl des „Winterkönigs“ Friedrich von der Pfalz brachten zwar scheinbar einen Abschluß, bedeuteten aber in Wirklichkeit einen Wendepunkt. Sachsens Einfluß wurde durch den der Pfälzer Calvinisten zurückgedrängt und das Land verhängnisvoll in den Krieg gerissen, bis die Schlacht am Weißen Berge den Beginn der Protestantenvverfolgung auslöste.

Deucers Liste^{19a}

Im Herbst des Jahres 1617 bereitete Magister Johann Deucer (Deutzer), von dem etwa zwanzig Druckschriften bekannt sind, darunter „Ein new sehr nützlich bergkbuch“ (1616), ein Buch vor: „Thesaurus Sacrorum bibliorum sacro sanctae theologiae“, das dann 1618 in Leipzig erschien (Standort Predigerseminar Wittenberg, Bibliothek, Sig. LCV 118). Deutzer stammt aus Stadt Kemnath in der Oberpfalz, hat zwischen 1570 und 1656 gelebt, 1597–1602 in Jena studiert, in der Bergstadt Graslitz sich bergbauliche Kennt-

¹⁶ Czerwenka II, 571.

¹⁷ Meltzer, Christian: Chronik von Buchholz. Hrsg. von Harms zum Spreckel. Mittl. d. Ver. f. Gesch. v. Annaberg 6 (1928) 382.

¹⁸ Czerwenka II, 599.

¹⁹ Wierer, Rudolf: Das böhmische Staatsrecht und der Ausgleichsversuch des Ministeriums Hohenwart-Schäffle. Bohemia-Jahrbuch 4 (1963) 61.

^{19a} Ich verdanke die Kenntnis der Listen sowie die Angaben über Deucers Lebenslauf Herrn Dr. jur. Alfred Riedl in Amberg, auf den ich schon bei Teil 1 hinwies. Dr. Riedl hat mich überdies durch viele Angaben und Berichtigungen außerordentlich unterstützt und dadurch zu großem Dank verpflichtet.

nisse erworben und ist 1602 oder 1603 nach Schlaggenwald, dem Mittelpunkt des böhmischen Zinnbergbaus, gekommen. 1624 dort ausgewiesen, hat er sich wahrscheinlich mit seiner Familie in Rößnitz bei Plauen aufgehalten, wie ja in jener Zeit all die vielen Vertriebenen irgendwo unterschlüpfen. Im Juni 1625 wurde er von Hof mit vier Fahrzeugen nach seinem neuen Dienstort Weihenzell abgeholt.

Um für seine theologischen Bücher recht viele Leser und Abnehmer zu gewinnen, widmete er den „Thesaurus“, einer großen Zahl Geistlicher und Lehrer in Böhmen. Die seinem Buch vorangestellte Pfarrerliste umfaßt 180, die Liste der Lehrer für sein 1618 gedrucktes Buch „Postilla quorundam evangeliorum dominicalium“ 60 Namen. Sie sind für unsere Untersuchungen und für die Geschichte der Reformation in Böhmen überhaupt von hohem Wert, da sie angeben, in welchem Ort die Betreffenden als Pastoren oder Lehrer im Jahre 1617 tätig waren. Allerdings ist Deucer in der Schreibweise nicht ganz zuverlässig. Manche Namen sind falsch geschrieben, oder sonstige Irrtümer stellen sich heraus. Die Pfarrer, denen er sein Werk widmet, amtieren vorwiegend in den Kreisen Pilsen, Saaz, Elbogen, dem Egerland und Prag. Angelegt sind beide Verzeichnisse eigenartigerweise alphabetisch nach den Vornamen der Betreffenden, beginnen also mit Adam Moller oder Andreas Kind und enden mit Zacharias Brunswick oder einem Wolfgang.

Es soll nun versucht werden, aus den beiden Listen Namen herauszustellen, die anderswo, z. B. bei Grünberg²⁰ und Pescheck²¹ usw., bezeugt sind und Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen verdeutlichen. Die Lehrerliste enthält auffälligerweise die Namen von 25 Männern in Nürnberg (norico), darunter 4 Rektoren, 4 Kantoren und 16 Ludimoderatoren, ein Zeichen für die engen Beziehungen, die zwischen Schlaggenwald und Nürnberg bestanden, wie sich das ja aus der Bergbaugeschichte ergibt²². Die übrigen 35 verteilen sich auf 24 böhmische Orte. Schlaggenwald, wo Deucer weilte, steht mit 4 Namen an der Spitze (Konrektor Valentin Multz, Kantor Augustin Rapold, die Lehrer Bernhard Jahn und Bartholomäus Crinesius). Auch die benachbarten Bergstädte Schöfeld (Kantor David Nicolai, Lehrer Andreas Popp) und Lauterbach (Lehrer Valentin Kuzler) sowie St. Joachimsthal (Rektor Jakob Knospel, Konrektor Esaias Beck, Kantor Michael Keiner) sind gut vertreten. Aus Schlackenwerth ist Rektor Andreas Kind genannt. Mit je zwei Namen erscheinen Falkenau (Kantor Bartholomäus Dittel, Ludimoderator Martin Fischer), Podersam (Kantor Johann Hackbeil, Lehrer Bartholomäus Blecher), Elbogen (Rektor Georg Götz, Kantor Simon Pfritzscher), Karlsbad (Lehrer Johann Vespinus, Kantor Matt-

²⁰ Grünberg, Reinhold: Sächsisches Pfarrerbuch. 2 Bde. 1940. (Da Grünbergs Pfarrerbuch alphabetisch angelegt ist, erübrigt sich die Angabe von Seitenzahlen.)

²¹ Pescheck, Christian Adolph: Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Preisschrift der Jablonowski-Gesellschaft. Leipzig 1857.

²² Sieber, Siegfried: Der böhmische Zinnbergbau in seiner Beziehung zum sächsischen Zinnbergbau. Bohemia-Jahrbuch 5 (1964) 137—160.

häus Handel) und Buchau (Kantor Hiob Christophorus Rudner, Ludimoderator Heinrich Müller). In Neustadt bei Tachau wirkte damals Abraham Raick, in Königswart Konrad Sack, in Schirleschin (= Tschernoschin) David Steinfelt, in Theusing Georg Albert, in Eger Rektor Johann Hauer²³, in Sandau Magister Johann Auroid (während auf der Pfarrerliste ebenda sein gleichnamiger Sohn als Pfarrer auftritt), in Petschau Johann Franck, in Haid Johann Bauer, in Engelhaus Johann Rupert, in Plan Martin Müller, in Puschwitz Oswald Klugel, in Kaaden Samuel Henel „cum collegiis“, in Tüppelsgrün Stephan Bachmann, während Deucers Pfarrerliste für Tüppelsgrün gleichzeitig Pfarrer Jacob Bachmann nennt. In Neudek gibt es nach der Lehrerliste 1617 den Ludimoderator Georg Bachmann. Jakob Bachmann war der Vater von Stephan und Georg. Die Lehrerliste nennt Georg Albert als Lehrer in Theusing, die Pfarrerliste kennt Johann Albert als Pfarrer in Hohenzetlich und Mattheus Albert als Pfarrer in Wotsch. Samuel Apel, Pfarrer zu Itwa (?), steht neben Peter Apelt, der 1584 Schulpforta besuchte und später Pfarrer in Brozaneck bei Melnik war²⁴. Magister Georg Götz (Gozanus) wird von Deucer als Rektor in Elbogen und als Diakonus ebenda genannt, wohl deshalb, weil der Titel des Pfarrers in der Hauptkirche von Elbogen dem von den Kreuzherren eingesetzten Geistlichen vorbehalten war. Ob Valentin Multz, Konrektor in Schlaggenwald, in Beziehung zu setzen ist mit Stephan Mulsius, Hostau, auf Deucers Pfarrerliste? Auch möchte man Conrad Saccus (Sack), den Ludimoderator in Königswart, verbinden mit Pfarrer Michael Saccus in Ottenreit (= Ottenreuth bei Plan). David Steinfelt, Lehrer in Schirleschin (= Tschernoschin), kam nach Meltzer²⁵ aus Schlaggenwald als Pastor nach Neudorf im Erzgebirge, wo er 1631 starb.

Ob einige dieser Lehrer aus Sachsen stammten oder nach Sachsen flüchteten, ließ sich nur in wenigen Fällen feststellen. So ist nach Grünbergs Sächsischem Pfarrerbuch erfaßbar Andreas Kind, laut Deucer Rektor in Schlackenwerth. Er ist 1578 im damals kursächsischen Gräfenhainichen bei Bitterfeld geboren, wo der Vater Bürger war. Andreas besuchte die Gymnasien Magdeburg, Braunschweig und 1609 die Universität Leipzig. Auch in Marburg, Straßburg und Helmstedt war er Student. Als Schulmann war er in Einbeck und Gräfenhainichen tätig. Um 1617 wurde er Konrektor in Schlackenwerth, bald danach Rektor, wie Deucer ihn nennt. 1623 nach Turtsch im Kreise Saaz berufen und bald danach vertrieben, ist er 1625 in Görlitz faßbar, wo er 36 Kreuzer Almosen erhielt. 1628 taucht er als Diakonus in Stollberg im Erzgebirge auf, 1633 als Pfarrer in Ebersdorf bei Chemnitz. 1652 wurde er abgesetzt, weil „unverträglich“, wirkte aber 1655—1665 wieder als Pfarrer

²³ Gradl 188.

²⁴ Scheuffler, Johannes: Der Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Osterreich 6—24 (1885—1903), hier 7 (1886) 195.

²⁵ Meltzer: Buchholz 251.

in Schönerstädt bei Rochlitz in Sachsen²⁶. Samuel Henel, von Deucer in Tüppelsgrün erwähnt, stammte aus Schlackenwerth und ist 1663 als Pastor in Wolkenstein im Erzgebirge gestorben²⁷. Mit ihm gehört wohl kaum Johann Hänel aus Sommerfeld, Niederlausitz, zusammen, der zuerst in Arnsdorf bei Friedland, 1616—1624 in Maffersdorf Pfarrer war, dann nach Seidenberg ging und 1640 in Zittau starb²⁸.

Zu Kantor David Nicolai in Schönfeld sei gestellt Johann Nicolai (Nickerle), geboren 1585 in Theusing. Er bezog 1605 die Universität Leipzig, wurde 1616 Pfarrer in Engelhaus bei Karlsbad und 1622 von dort vertrieben. Sofort suchte er in seiner Heimat Theusing Unterschlupf. 1624 auch hier verjagt, fand er 1625 in Ringethal bei Waldheim als Pfarrer, 1633 in Frankenberg als Archidiakonus neue Pfründen. 1636 abgesetzt, wurde er Pfarrer in Arzberg bei Halle a. d. S. Dort ist er 1640 gestorben²⁹. Neben Hiob Rudner, Kantor in Buchau, möchte man Martinus Ruthner stellen, 1613 bis 1617 Pfarrer in Karlsbad³⁰. Vielleicht ist Bernhard Jahn (Janus), Ludimoderator in Schlaggenwald, verwandt mit Johannes Jahn aus Schneeberg, Pfarrer in Platten (siehe später diesen).

Die Zusammenstellung von Männern, die Deucer in seiner Lehrerliste nennt, erfolgte, weil Deucer, wie erwähnt, die Namen nicht immer ganz richtig wiedergibt, aber auch, weil oftmals Brüder oder Vettern mit verwandten Namen in verschiedenen Orten geistliche Ämter inne hatten.

Die Liste der Pfarrer weist mehr Verbindungen nach Sachsen auf. Sie soll i. a. alphabetisch durchgesprochen werden.

Adler, Thomas, stammte aus Adorf in Sachsen, wurde 1596 in Wittenberg ordiniert, bekam das Rektorat in Elbogen und wurde danach Subdiakon. Sein in Elbogen geborener Sohn Zacharias Adler, der 1618 die Universität Leipzig bezog, konnte nach seinem Studium nicht nach Böhmen zurückkehren, wurde Pfarrer in Schöneck im Vogtland und starb dort 1658³¹.

Ein Fabian Adler war in Flöhau bei Podersam Pastor³².

Agricola, Veit = Vitus Bauer, nach Deucer Diakonus in Bruck bei Plan, ist um 1585 dort geboren, hat 1605 in Leipzig studiert, wäre nach Deucer 1617 in seiner Vaterstadt Diakonus gewesen und wurde dann Pfarrer in Bruck. 1624 vertrieben, erhielt er 1635 eine Stelle als Diakonus in Markneukirchen im Vogtland, wurde 1648 Pfarrer und ist 1651 gestorben. Seine Töchter waren mit Planer Bürgern verheiratet, die 1624 katholisch und deren Söhne später katholische Geistliche wurden.

²⁶ Pescheck 148. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 189, 219.

²⁷ Pescheck 27.

²⁸ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 117.

²⁹ Grünberg. — Pescheck 42. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 215.

³⁰ Scheuffler, Johannes: Die evangelisch-lutherischen Pfarrer in Karlsbad vor der Gegenreformation. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 15 (1894) 38 f.

³¹ Grünberg.

³² Ebenda.

Andreä, Johann, ist 1583 in Waldheim in Sachsen als Sohn eines Pfarrers geboren. 1603 bezog er die Universität Wittenberg, 1606 die Leipziger, wo er 1608 Magister wurde. Als kaiserlicher poeta laureatus wurde er 1608 Konrektor in Annaberg, 1612 Pfarrer in Ehrenfriedersdorf, 1615 Bergprediger in Annaberg. Dann übernahm er mit Bewilligung des Kurfürsten von Sachsen das Pfarramt in Kaaden. Hier erwähnt ihn Deucer. 1622 vertrieben, flüchtete er nach Annaberg, erhielt 1624 das Pfarramt Geyer und ist 1638 dort gestorben. Die letzten fünf 1622 in Kaaden gehaltenen Predigten ließ er 1630 drucken. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde er 1633 von Wallensteinern gefangen, nach Schwarzenberg verschleppt und gab an Gold und Geschmeide für 400 Taler her, um sich zu „ranzionieren“³³.

Andreä, Adam, erwähnt Pescheck³⁴ als Exulanten aus Kaaden, dann als Schulrektor in Chemnitz. Es ist wohl der Sohn des Vorigen.

Johann Andreä war in Kaaden Nachfolger von Magister Schreiter, Johann³⁵. Dieser war Sohn des Stadtrichters und Hüttenschreibers Schreiter in Annaberg. 1578 geboren, wurde er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und der Universität Leipzig, die er 1596 bezog, ausgebildet, ging 1604 als Rektor nach St. Joachimsthal, danach 1608 als Diakonus nach Annaberg. Als Stiftungssuperintendent nach Wurzen berufen, ist er dort Dompropst geworden und 1638 gestorben³⁶.

Schreiter, Philipp, sein Bruder, wurde 1586 geboren, war von 1600—1606 in Meißen auf der Fürstenschule, studierte in Leipzig, übernahm 1608 eine Schulmeisterstelle in St. Joachimsthal, kehrte 1615 als Hospitalprediger in seine Heimatstadt zurück, wurde 1617 Bergprediger und starb 1621³⁷.

Becker, Justus, nach Deucer Pfarrer zu Udritsch. Ein Justus Becker soll um 1632 Pfarrer in Reichenau bei Görlitz gewesen sein³⁸.

Ein Johannes Becker von Schwaden ist nach Pirna geflüchtet³⁹. (Vgl. Kaspar und Christian Becker, Boh Jb 6 <1965> 160.)

Betulius. Deucers Liste enthält dreimal den Namen Betulius.

Daniel Betulius stammt aus Stollberg im Erzgebirge⁴⁰, nach Gradl aus Wunsiedel⁴¹. Er wurde 1578 Kantor an der Lateinschule in Eger, übersetzte seinen Namen Birkner in Betulius, wurde Pfarrer zu Trebendorf, dann in Frauenreuth. Da er der Melancholie verfiel, bekam er seinen Sohn Daniel

³³ Lehmann, Christian: Das Erzgebirge im Kriegesleid. Kriegschronik. Hrsg. von Bönhoff. Mittl. d. Ver. f. Gesch. v. Annaberg 4 (1911) 76. — Meltzer, Christian: Chronik von Schneeberg. 1716, S. 1191.

³⁴ Pescheck 52.

³⁵ Meltzer: Schneeberg 1191.

³⁶ Grünberg.

³⁷ Ebenda.

³⁸ Schmidt, Arthur: Das Evangelium in Gablonz und Umgebung. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 15 (1894) 101 ff., hier S. 119.

³⁹ Pescheck 37.

⁴⁰ Riegger: Archiv der Geschichte und Statistik insbesondere von Böhmen. 1782, S. 243.

⁴¹ Gradl 151.

als Substitut, starb aber 1610. Daniel bekam die Pfarre Nebanitz und 1613 die Pfarre Wildstein, wo Deucer ihn nennt. Der zweite Sohn, Johann Ludwig, dem das Wittenberger Stipendium für Egerer Kinder nicht weitergegeben wurde, weil es dem Sohn des Egerer Superintendenten Renner zugute kam⁴², hatte nach Deucer 1617 die Pfarre in Neuenkirchberg (= Neukirchen bei Wildstein) inne. Ein Matthäus Betulius saß 1617 als Pfarrer in Fröhfuß.

Blum. Auch dieser Name ist dreifach bei Deucer vertreten: Christoph Blum war Pastor in Klum bei Luditz, Samuel Blum desgleichen in Krasch, Tobias Blum im Erzgebirgsstädtchen Platz. Dieser stammte aus Udritsch, um 1585 geboren. Er studierte 1605 in Leipzig und kam 1615 als Pfarrer nach Platz. Vertrieben, taucht er als Pfarrer in Mittelseida bei Marienberg auf und starb dort 1642 an der Pest⁴³.

Deucer ist mit seinen Namen zuweilen ungenau. Sein Bleischmid heißt richtig Beilschmid, Sebastian, Pastor in Haslau. Er stammte aus Eger. 1584 wird dort ein Christian Beilschmid erwähnt⁴⁴. In Annaberg war er Substitut und kam 1584 nach Trebendorf anstelle des Valentin Schmid (Faber), der Kaplan in Dippoldiswalde im Osterzgebirge gewesen und 1583 auf nur ein Jahr nach Trebendorf gekommen war⁴⁵. Peilschmidt, Schwiegersohn des Superintendenten Prescher in Eger, wurde 1591 nach Haslau berufen⁴⁶, wo ihn Deucer erwähnt. Im Mai 1620 ist er gestorben. Sein Nachfolger wurde Daniel Betulius 1591—1601⁴⁷, s. o.

Brusch. Von dieser Pfarrerrfamilie nennt Deucer Abraham Brusch sen., gestorben 1623, 72 Jahre alt, als Archidiakonus in Eger. Nach Riegger⁴⁸ war Abraham Brusch Sohn des Balthasar Brusch von Albenreuth, katholischer Pfarrer und Schloßkaplan in Künsberg. Er wurde 1555 als lutherischer Geistlicher vom Ortsherrn Leonhard von Thein berufen. Sein Sohn Abraham Brusch jun., Pastor in Treunitz, war 1601 Subdiakon, wurde 1602 Pfarrer in Nebanitz. Der zweite Sohn Adam Brusch bekam 1618 die Pfarre Frauenreuth⁴⁹, wird aber von Deucer noch nicht erfaßt. 1627, als bereits die Vertreibung der Geistlichen aus Eger in Gang war, versuchte Subdiakon Adam Brusch wenigstens noch eine kleine Kirche in Eger für die Protestanten offen zu halten, aber auch die Nikolaikirche wurde für die protestantischen Pfarrer gesperrt⁵⁰.

Brüschenk, Magister Adam, von Kemnat⁵¹, erscheint bei Deucer als Diakonus in Eger. Er war 1602 Subdiakon in Eger, danach Pfarrer in Treben-

⁴² Ebenda 122.

⁴³ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 65.

⁴⁴ Riegger 243.

⁴⁵ Gradl 121.

⁴⁶ Ebenda 130. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 216.

⁴⁷ Gradl 122.

⁴⁸ Riegger 236.

⁴⁹ Gradl 203.

⁵⁰ Ebenda 248.

⁵¹ Riegger 243.

dorf⁵². 1616 hatte er Streit mit Superintendent Renner. Doch setzte sich seine Gemeinde für ihn ein⁵³. Sein Sohn, Georg Brüschenk, bekam das nach Stadtschreiber Holdorf genannte Stipendium, so lange er in Wittenberg studierte. Magister Adam Brüschenk übernahm 1623 die Pfarre Trebendorf.

Bursch. Ob Michael Bursch, Pastor in Birlaß (= Bergles bei Buchau), und Samuel Bursch, Altenzetzlitz, beide von Deucer genannt, mit Balthasar Pursche zusammengehören, der aus Kaiserswalde in Böhmen stammt, 1609 Pfarrer in Oppach bei Löbau, 1635 in Hainewalde in der Lausitz war und 1642 an der Pest gestorben ist⁵⁴?

Canisius, Philipp, nach Deucer Pfarrer in Eisendorf, lebte 1629 als Flüchtling in Klingenthal, wo er einen Sohn taufen ließ. Hier seien genannt Vater und Sohn Hund, da Canisius wohl seinen Namen übersetzt hat. Johann Hund, geboren 1588 in Joachimsthal, wo sein Vater Johannes Hund Pfarrer war. (Siehe Teil 1 unter Joachimsthal, Boh Jb 6 (1965) 153 f.). Später war der Vater Pfarrer in Abertham, gestorben 1623⁵⁵.

Corvinus, Daniel, nach Deucer Pfarrer in Benitz, ist vielleicht verwandt mit Johann Raabe⁵⁶, der sich auch Corvinus nannte. Dieser wurde 1600 in Böhmisches-Leipa geboren, bezog 1623 die Universität Leipzig, wurde dort 1629 Magister und trat 1633 das Pfarramt in Höfgen bei Grimma an. Er starb 1657.

Crusius, Johann, war nach Deucer Pfarrer in Kuttienplan. Sein Vater könnte Thomas Crusius sein, der aus Altenberg stammte, Fürstenschüler in Meißen war, 1564—1568 Rektor in Bensen und 1566—1587 Pfarrer in Fürstenwalde im Osterzgebirge. Ein Thomas oder Theodor Crusius war bis 1623 Pfarrer in Pablowitz bei Plan, lebte zehn Jahre im Exil in Zittau und starb 1633⁵⁷. Magister Paul Crusius aus Leipa war ab 1661 Pfarrer in sächsischen Orten⁵⁸; Simon Crusius aus Leipa, geboren 1607, war 1629—1678 Kollege am Zittauer Gymnasium.

Dörffel. Deucers Nikolaus Dörffel ist der Vater von zwei aus Böhmen nach Sachsen gekommenen Pfarrern. Nikolaus selbst war 1617 Pfarrer in Neudorf bei Tachau, vorher Pfarrer in Schönwald, wo 1596 sein Sohn Christoph geboren wurde. Dieser bezog 1617 die Universität Leipzig, wurde 1618 Pfarrer in Neudorf, also offenbar Nachfolger seines Vaters, 1620 Diakonus in Haid und 1623 Pfarrer daselbst. 1624 mitten in der Predigt von Kommissaren und Musketieren überfallen, mußte er binnen sechs Tagen Böhmen verlassen. Er floh mit seinem Bruder Friedrich und Weib und Kindern zuerst nach Vohenstrauß, bekam 1630 die Pfarre Oelsnitz im Vogtland und wurde 1633 Superintendent daselbst. Gestorben ist er 1662. Sein Bruder

⁵² Gradl 151.

⁵³ Ebenda 200.

⁵⁴ Grünberg.

⁵⁵ Ebenda. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 6 (1885) 129.

⁵⁶ Peschek 61.

⁵⁷ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 185; 24 (1903) 213. — Peschek 72.

⁵⁸ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 161.

Friedrich Dörffel ist 1609 in Neudorf geboren. 1629 bezog er die Universität Leipzig, wurde Magister, 1638 Rektor in Plauen, 1644 Landdiakon in Plauen und starb 1672. Sohn des Christoph Dörffel ist Georg Christoph, geboren 1620 in Neudorf. Von Plauen aus sandte ihn sein Vater 1635—1639 nach Schulpforta und 1639 auf die Universität Leipzig. In Schwend bei Plauen wurde er 1643 Pfarrer, zehn Jahre später in Geilsdorf bei Plauen. Gestorben ist er 1668⁵⁹. Sein Sohn Georg Samuel erregte durch seine Schrift über den Kometen des Jahres 1680 Aufsehen als Astronom. Er war Schüler des Hevelius.

Dresler, Christophorus, Pfarrer in Preßnitz, und Dreßler, Theophilus, Pastor in Tschernoschin (Dekanat Tepl), beide in Deucers Liste, lassen Verbindungslinien ziehen zu Johann Dresser. Er stammte aus Straßburg, war in Puschwitz bei Saaz bis 1624 Pfarrer. Nach seiner Ausweisung wurde er 1625 Schulmeister in Panitz nahe Altenburg und 1633 Pfarrer in Gablenz bei Crimmitschau. Er starb 1638⁶⁰.

Fabritius, Sebastian, Pfarrer in Frohnau bei Falkenau, war vielleicht ein Sohn des Johann Fabricius aus St. Joachimsthal, der 1553 Diakon in Schlackenwerth, 1564 Pfarrer in Platten war⁶¹ (vgl. 1. Teil). Hingewiesen sei auf Samuel Fabricius aus Zethau bei Frauenstein im Erzgebirge. Dessen Vater nennt sich noch Schmiedel. Samuel war von 1603 bis zur Gegenreformation Pfarrer in Gebirgsneudorf bei Brüx, danach in Flöha im Erzgebirge, wo er 1633 starb⁶². Elias Fabricius, erst Substitut seines Vaters in Zethau, war 1603 Pfarrer in Niklasberg bei Graupen⁶³. Esaias Fabricius, Pfarrerssohn aus Voigtsdorf im Erzgebirge, Sohn des Kilian Fabricius, war 1579 Pfarrer in Katharinaberg. 1588 mußte er nach Gebirgsneudorf flüchten. Er scheint also irgendwie mit Samuel Fabricius zusammenzugehören⁶⁴. Vor 1602 ist er gestorben. Ein Schulmeister Johann Fabritius war 1548—1553 in Teplitz tätig⁶⁵.

Faber, Valentin, den Deucer in Albereit (= Neu Albenreuth) vermerkt, stammte nach Riegger⁶⁶ aus Dresden und war 1582 im Egerlande tätig. Ein Johann Faber ist 1558 in Dresden geboren. Er war 1581 in Leukersdorf bei Tetschen Pfarrer, dann „Schuldiener“ in Weesenstein bei Dresden, 1586 Pfarrer daselbst, wurde 1591 nach Altenberg versetzt und ist 1613 gestorben⁶⁷ (vgl. Teil 1. Boh Jb 6 <1965> 163.)

Fischer. Deucers Theodor Fischer ist wohl dem 1586 in Theusing geborenen dieses Namens gleichzusetzen, der 1602 die Universität Leipzig

⁵⁹ Grünberg. — Pescheck 55.

⁶⁰ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 23 (1902) 90.

⁶¹ Grünberg.

⁶² Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 23 (1902) 98.

⁶³ Ebenda 15 (1894) 180.

⁶⁴ Wagner, Eduard: Die Bergstadt Katharinaberg. Erzgebirgszeitung. Teplitz 1928, H. 10.

⁶⁵ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 211.

⁶⁶ Riegger 243.

⁶⁷ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 163.

bezog. Er dürfte 1617 in Schlackenwerth gewesen sein, mußte aber 1632 wieder fliehen und kam mit den Sachsen 1631 als Pfarrer nach Lichtenstadt. Erst 1636 erscheint er als Diakonus in Lößnitz im Erzgebirge, wurde 1638 Archidiakonus in Waldenburg in Sachsen und starb 1663⁶⁸.

Fleischmann. Ob Wolfgang Fleischmann, nach Deucer 1617 in Maiersgrün, der 1611 erwähnte Stipendiat der Holdorfschen Stiftung in Eger war? Grünberg nennt zwei Johann Fleischmann. Der Vater des 1580 in Herwigsdorf bei Zittau geborenen war Pfarrer. Nach Besuch des Zittauer Gymnasiums wurde er 1605 Pfarrer in Oberseifersdorf, 1612 Diakonus in Leipa, 1619 Pfarrer in Jungbunzlau. 1622 vertrieben, trat er als böhmischer Prediger in Zittau auf. Pescheck⁶⁹ erzählt: Er kam mit neun Amtsbrüdern, darunter vielen tschechischen, nach Zittau, lebte vier Jahre in großer Armut, erhielt 1626 die Pfarre in Reichenau bei Zittau und starb 1652. Unter den mit ihm Gekommenen galt er als bester. Die tschechisch-sprachigen Vertriebenen bekamen einen Saal in der Zittauer Neustadt, baten später um eine Kirche und erhielten einen Raum im ehemaligen Kloster, der 1691 eingeweiht wurde. Pescheck⁷⁰ nennt alle dort tätigen Prediger. Auch der andre Johann Fleischmann, 1582 in Zittau geboren, dort Gymnasiast und 1602 Student in Leipzig, soll nach 1617, nachdem er als Pfarrer von Taubenheim abgesetzt worden war, in Leipa Pfarrer gewesen sein, wohl Nachfolger des vorigen (vgl. hier unter Böhmisches-Leipa).

Flachs, Christophorus, war nach Deucer 1617 in Pfraumberg Pfarrer. Nach Pescheck⁷¹ wurde er aus Hostau vertrieben und erhielt die Pfarrei Teichwolframsdorf bei Werdau. Außerdem erwähnt Deucer noch Johann Flachß aus Neustadtl bei Tachau und Leonhard Flachß aus Planes, der wohl im benachbarten Lechowa bei Weseritz Pfarrer war.

Frank. Neben Justus Franck in Ledau, der 1576 in der Jenenser Matrikel als „Planensis“ geführt wird, und dem Lehrer Johann Frank in Petschau, die auf Deucers Listen vorkommen, sei Kaspar Franke erwähnt, gewesener Rektor von Graupen, der in Bernstadt in der Lausitz gestorben ist⁷². Niklas Frank, Pfarrer zu Nebanitz, „starb bei seinen Kindern im Elende zu Liebenstein, ward begraben zu Hohenburg im Bayreuthischen im Jahre 1630“⁷³.

Fürgang, Christophorus, von Deucer für Theusing angegeben, wurde auch Feuergang genannt. Er ist in Oelsnitz als Pfarrerssohn geboren. Schon sein Vater Andreas war 1562 nach Bensen als Pfarrer gegangen (Teil 1, S. 169). Christoph war von 1585 an Pfarrer in Theusing, wurde 1623 vertrieben und lebte dann sechs Jahre als Flüchtling in seiner Heimat Oelsnitz,

⁶⁸ Grünberg.

⁶⁹ Pescheck 67. — Scheuffler: Nachträge zu Wolkans Studien. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 6 (1885) 40—45, hier S. 40.

⁷⁰ Pescheck 68.

⁷¹ Ebenda 56.

⁷² Ebenda 82.

⁷³ Riegger 270.

bis er 1629 die Pfarre in Netzschkau im Vogtland erhielt. Dort ist er 1634 gestorben⁷⁴. Er gilt als Dichter und Chronist. Sein Sohn Sebastian Fürgang ist 1594 in Theusing geboren, bezog 1614 die Universität Leipzig, war erst Rektor in Eger, 1629 Rektor in Plauen, wurde 1635 Archidiakonus daselbst und starb 1650. Der zweite Sohn, Johann Sebastian Fürgang, ebenfalls 1594 in Theusing geboren, wurde Magister und 1653 Diakonus in Adorf im Vogtland. Er starb 1662⁷⁵.

Gallus. Deucer nennt einen Pfarrer Balthasar Gallus aus Falkenau. Er mußte am 22. August 1624 zusammen mit Pastor Schiener Falkenau verlassen, kam 1631 während des sächsischen Vormarsches zurück, starb aber im März 1632 in Bleistadt. Ihm sei zur Seite gestellt Wenzel Galli, geboren in Backöfen (= Bukow) in Böhmen. Er war 1621 Diakonus in Jitschin, danach in Kosteletz und Pfarrer in Turnau und geriet in den Verdacht des Calvinismus. Nach Zittau geflüchtet, ernährte er sich durch Unterrichten, wurde 1627 böhmischer Priester in Zittau und starb 1674⁷⁶.

Garth, Helwig, hebt Deucer unter den Männern, denen er sein Buch gewidmet hat, besonders hervor. Er nennt ihn „Theologiae Doctor et Superintendentus Ecclesiae Lutheranae Pragensis excellentissimus et celeberrimus“. Garth wird im Abschnitt „Prag“ behandelt.

Goldner, Johann, nach Deucer in Frauenreuth, hatte in Jena studiert, war 1599—1601 Subdiakon in Eger, wo er das Bürgerrecht besaß. Er zog nach Wittenberg⁷⁷. Außer ihm erwähnt Deucer Heinrich Goldner, Künsberg, Wolfgang Goldner, Königswart. Vielleicht gehört hierher noch Adam Goldner, geboren 1599 in Liebenstein bei Eger, wo sein Vater Pfarrer war. 1615 bezog er die Leipziger Universität, wurde Kantor in Lichtenberg, nach 1626 Pfarrer in Oberfranken, zuletzt in Kitzingen. Von dort vertrieben, erlangte er 1634 das Pfarramt Kürbitz bei Plauen. Er starb 1636⁷⁸. Zu den Goldners könnte man noch Johann Auroid stellen, den Deucer als Pastor in Sandau und zugleich auf der Lehrerliste als Lehrer daselbst erwähnt. Vielleicht hat Goldner selbst oder Deucer den Namen latinisiert.

Götz, Georgius, Magister (Gozenus oder Gözeanus) kommt auf der Lehrerliste als Rektor in Elbogen, auf der Pfarrerliste als Diakonus daselbst vor.

Hanakampf, Christophorus, laut Deucer Pastor in Kriegern, wird von Pescheck⁷⁹ Christoph Hanakampf von Leneschitz genannt. Als Flüchtling bekam er in Görlitz 36 Kreuzer.

Höckner, Peter, laut Deucer in Klösterle, war dort Nachfolger seines Vaters (oder Bruders) Matthias Höckner, der als erster lutherischer Geistlicher in Klösterle gewirkt hat, nachdem Leo Vitzthum auf Neuschönburg

⁷⁴ Pescheck 57f.

⁷⁵ Grünberg.

⁷⁶ Pescheck 67, 73.

⁷⁷ Gradl 143. — Riegger 243, 262.

⁷⁸ Grünberg.

⁷⁹ Pescheck 148.

(gestorben 1577) seinen Besitz Klösterle, Niklasdorf und Brunnersdorf reformiert hatte⁸⁰. Eine kirchliche Rechnung besagt, daß am 22. August 1620 ein Bote aus St. Joachimsthal „dem Herrn Pfarrer einige Sachen heruntergetragen“. Wie dieser Nachfolger Peter Höckners hieß, geht nicht aus der Mitteilung hervor. Am 7. Januar 1623 „mußte Herr Pfarrer von hinnen weichen“. Bei seinem Abschied sind 15 Schock aufgegangen und verzehrt worden, und Martin Grambs, „der den Herrn Pfarrer in Joachimsthal geführt“, erhielt 1 Schock 30 Groschen⁸¹. Matthias Höckner hatte noch Niklasdorf als Filiale versorgt. Später war dort Hans Schettler Pfarrer, 1583 Georg Nüsselius aus Schlettau (vgl. Teil 1 unter Schlaggenwald), 1595—1605 Melchior Ollitzsch, ebenfalls aus Schlettau im Erzgebirge, 1605—1614 Georg Sartorius aus Ehrenfriedersdorf. In Bettlern bei Klösterle werden als lutherische Pfarrer verzeichnet: Michael Schirmer 1579/81 und Johann Molitor 1581, in Roschwitz Johann Döber 1605—1621⁸².

Hoff, Georg von, laut Deucer in Schönficht 1617 Pfarrer, ist der Sohn von Johann von Hofe, der, aus Hof in Bayern stammend und vielleicht danach benannt, 1554 Rektor in Buchholz im Erzgebirge, später Diakonus daselbst und 1565 Pfarrer in Oberwiesenthal wurde. Er trat 1569 das Pfarramt in Elbogen an und ist 1600 dort gestorben (vgl. Teil 1 unter Schlaggenwald-Elbogen)⁸³. Georgs Bruder Johann von Hof der Jüngere erstickte mit Frau und drei Kindern in einem Keller beim Einmarsch der Wallensteiner unter General Holk in Oelsnitz im August 1632.

Hofmann, Kaspar, den Deucer in Kaaden erwähnt, stammte aus Annaberg, geboren 1572. Nach Besuch der Universität Wittenberg 1599 wurde er 1596 Succentor am Gymnasium Freiberg, kam 1601 als Bakkalaureus in seine Heimatstadt zurück, wurde 1604 Diakonus in Frauenstein im Erzgebirge, 1615 in Frankenberg. Danach war er Pfarrer in Kaaden. Er ist offenbar vertrieben worden, bekam die Pfarre Ehrenfriedersdorf und starb 1627 in Annaberg⁸⁴.

Hofstetter, Johann, von Deucer als Pastor in Buchau genannt, ist der Sohn des Egerer Superintendenten Magister Johann Hofstetter⁸⁵. Der Vater stammte aus Kreuzberg und war Diakonus in Jena, wo 1592 erwähnter Sohn geboren ist. Der Vater war Weimarerischer Stipendiat gewesen, mußte daher vom kurfürstlichen Administrator in Torgau „ausgebeten“ werden, als er in Eger 1593 Superintendent werden sollte. Der Sohn studierte in Jena und erwarb die Magisterwürde. 1613 trat er als Substitut in Zschelief ein, wohin ihn sein Vater geholt hatte. Er wurde danach Pfarrer in Bergles bei Buchau und 1616 Hofprediger beim Grafen Vels in Buchau. 1622 von dort vertrieben, bekam er 1623 das Archidiakonat in Eger, und als Superintendent Magister

⁸⁰ Langhammer, Rudolf: Die Burgen des mittleren Egertales und die Stadt Klösterle. Klösterle 1934, S. 183 f.

⁸¹ Ebenda 184.

⁸² Ebenda.

⁸³ Grünberg.

⁸⁴ Ebenda.

⁸⁵ Gradl 134.

Georg Renner in Eger verstorben war, wurde der Sohn, wie vordem der Vater, Superintendent von Eger⁸⁶. Hier hielt er, als die Kommissare ihn ausgewiesen, am 12. Dezember 1628 seine Abschiedspredigt, flüchtete ins Vogtland und lebte zwei Jahre in Oelsnitz als Privatmann, bekam aber 1630 die Stelle als Superintendent von Annaberg, wo er schwere Kriegsjahre miterlebte und am 12. Januar 1645 inmitten solcher Kriegswirren starb, daß sein Leichnam erst nach 14 Tagen beerdigt werden konnte⁸⁷.

Huber, David, nach Deucer Pastor in Schabogluck. Er könnte ein Sohn des Wenzel Huber aus Schneeberg sein, der 1575 Lehrer in Abertham, später Pfarrer in Arnsfeld war (vgl. Teil 1, Abertham).

Klein, Georg, Magister in Tachau. Ein Magister Klein von Skřiwan ist 1622 in Zittau gestorben⁸⁸.

Kretzschmar, Johann, den Deucer als Pastor in Heinrichsgrün nennt, ist 1574 in Glauchau geboren als Sohn des Amtsschössers. Er studierte in Königsberg 1596, in Leipzig 1600, wurde 1603 Lehrer, dann 1608 Diakonus in Graslitz und übernahm 1609 die Pfarre Heinrichsgrün. Anfang 1620 kam er nach Mariakulm, mußte diese den Kreuzherren gehörige Pfarrei 1621 verlassen, wurde im gleichen Jahr Erster Pfarrer in Graslitz, aber im Herbst 1628 vertrieben. Bis Herbst 1629 hielt er sich im nahen Klingenthal auf, wo er die Gründung einer Pfarrei auf sächsischem Boden betrieb, um von da die Graslitzer Bergleute zu betreuen. Danach wurde er Pfarrer in Theuma im Vogtland. Er bekam 1634 die Pfarre Leubnitz bei Plauen, ging danach als Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale, wo er bis zu seinem Tode am 9. 8. 1647 in Oberkotzau wirkte⁸⁹. Wohl nicht verwandt mit ihm sind Kaspar und Georg Kretzschmar. Kaspar Kretzschmar stammt aus Kratzau in Böhmen, um 1589 geboren, wurde 1611 Pfarrer in Seifersdorf bei Gabel in Böhmen, 1616 zu Seifhennersdorf in der Lausitz, und kam 1619 nach Böhmen zurück als Pfarrer von Wartenberg. Hier wurde er 1624 vertrieben⁹⁰. Georg Kretzschmar war Bäckerssohn aus Stollberg im Erzgebirge. 1605 geboren, auf der Fürstenschule Grimma 1623—1626 ausgebildet, erwarb er in Leipzig die Magisterwürde und kam 1631 als Diakonus in die Bergstadt Platten. Hier mußte er weichen und übernahm 1633 das Diakonat in Kirchsberg bei Zwickau, wo er 1679 starb⁹¹.

Leipolt, Johannes, nach Deucer Pfarrer in Owest (vielleicht Lobs bei Falkenau?). Mit ihm gehören vielleicht zusammen Leibolt Christophorus und Leipolt Johannes, beide in „Räbitz“, wie Deucer angibt. Er meint damit Marktredwitz im Fichtelgebirge, das damals als Enklave im Markgräflisch Kulmbachischen Gebiet zur Reichsstadt Eger gehörte.

⁸⁶ Grünberg.

⁸⁷ Ebenda. — Gradl 233. — Hering, Karl Wilhelm: Geschichte des Sächsischen Hochlandes. 3 Teile. Leipzig 1828, hier Teil 3, S. 156.

⁸⁸ Pescheck 72.

⁸⁹ Grünberg.

⁹⁰ Pescheck 72.

⁹¹ Grünberg.

Longolius (Longelius), Michael, nach Deucer Pfarrer in Boreslau bei Teplitz. Geboren 1560, ist er 1628 als Flüchtling heimatlos gestorben und in der Kirche zu Geising feierlich begraben worden. Pfarrer Teichmann hielt die Predigt, und bei der Trauerfeier war „eine Anzahl seiner ehemaligen Amtsbrüder aus Böhmen in ihrem Jammer zu sehen“, die in Geising oder Altenberg ersten Unterschlupf nach ihrer Flucht gefunden hatten, darunter Johann Beck, Johann Bockens und Jakob Nessel⁹². In Sachsen kommt eine Pfarrerrfamilie Longolius vor.

Lew, Valentin. Nach Deucer Pfarrer zu Neudek, heißt er bei Grünberg Valentin Löwe. Er ist 1572 in Adorf im Vogtlande geboren. Sein Vater war Schuhmacher. Er besuchte das Gymnasium Schlaggenwald, 1590 die Universität Leipzig, 1594 die zu Wittenberg. Im gleichen Jahre wurde er Pfarrer in Bleistadt, 1598 in Neudek und ging dann als Pfarrer nach Karlsbad bis 1624. In Eger Diakonus geworden⁹³, mußte er 1628 mit den anderen Geistlichen die Stadt verlassen⁹⁴. Er bekam dann die Pfarre in Kürbitz bei Plauen und starb 1630 (vgl. Teil 1 unter Schlaggenwald).

Macasius, Johann, nach Deucer Pastor in Lichtenstadt, ist der Sohn seines gleichnamigen Vaters, der auch Pastor war und aus Villach stammte. Er studierte 1604 in Wittenberg und 1605 in Jena. Mit Georg Machon aus Prag hat er nichts zu tun. Wenzel Machaun war 2. Prediger zu St. Henrici in Prag. Ein Exulantensohn Georg Machon aus Prag war 1692—1704 Pfarrer in Lomnitz bei Radeberg in Sachsen⁹⁵.

Malesius (Malz) Andreas, wird von Deucer als Pastor in Koschlann (= Kožlan) genannt. Pescheck erwähnt einen Geistlichen Milesius aus Melnik⁹⁶. Im Namen ähnlich ist noch Malsius, Johann, nach Deucer in Glaucha, richtig aber in Laucha bei Preßnitz tätig. Er stammte aus Laucha, studierte 1603 in Wittenberg, wurde 1611 Rektor im Erzgebirgsstädtchen Wolkenstein und 1615 Pfarrer in seinem Heimatort. Vertrieben, kam er als Diakonus 1625 in Waldheim unter und wurde 1628 Pfarrer in Niederebersbach bei Großhain. Dort starb er 1633⁹⁷. Sein 1617 in Laucha geborener Sohn Christian Malsius konnte 1632—1637 die Fürstenschule Grimma und danach die Universität Leipzig besuchen. Böhmen war ihm natürlich verschlossen. Er wurde 1644 Pfarrer in Gröbern bei Meißen. Dort starb er 1680⁹⁸.

Michael, Bernhard, nach Deucer 1617 Diakonus in Eger, nach Gradl⁹⁹ Pfarrer in Nebanitz. 1611 kam er, laut Riegger¹⁰⁰, nach Oberlohma und war bis zur Vertreibung 1628 dort Pfarrer.

⁹² Pescheck 43. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 193.

⁹³ Gradl 233.

⁹⁴ Ebenda 255.

⁹⁵ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 78.

⁹⁶ Pescheck 74.

⁹⁷ Grünberg.

⁹⁸ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 158.

⁹⁹ Gradl 174, 255.

¹⁰⁰ Riegger 270.

Moller, Adam, nach Deucer, Müller nach Grünberg, ist 1575 in Schlackenwerth geboren, besuchte das Gymnasium zu Schlaggenwald und 1595 die Universität Wittenberg. In Rabenstein in Böhmen wurde er 1598 Diakonus, in Podersam, wo Deucer ihn nennt, 1598 Pfarrer. 1622 wurde er aus Rabenstein vertrieben, 1627 aus Bäringen und bekam dann 1628 die Pfarre zu Markersbach bei Schwarzenberg im Erzgebirge. Dort ist er 1658 gestorben¹⁰¹.

Münch (Mönch), Samuel, nach Deucer 1617 in St. Joachimsthal tätig, ist 1582 in Schlackenwerth geboren. Er besuchte die Leipziger Universität ab 1600, wurde 1609 Katechet in Paunsdorf bei Leipzig und 1610 Diakonus in St. Joachimsthal. Dort 1624 verjagt, bekam er 1626 das Archidiakonat in Frankenberg. 1628 ging er an die Kirche St. Johannis in Leipzig und starb 1637¹⁰². Meltzer schreibt, die Pastoren Jacob Schober, Diakonus Gregor Richter und Diakonus Paul Mönch hätten St. Joachimsthal verlassen müssen¹⁰³. Nach Pescheck wurden sie am 22. August 1623 abgesetzt. Die Ratsherren veranstalteten unter der Bürgerschaft am 18. November eine freiwillige Kollekte und verteilten sie unter die Pastoren, gaben außerdem dem Pastor Primarius 6 und jedem der Diakonen $4\frac{1}{2}$ Scheffel Korn und vieles andere zum Geschenk. Ob Samuel Mönch in Verbindung zu bringen ist mit Paul Mönch? Auffallend ist, daß er drei Jahre nach ihm in Frankenberg Diakonus wird. Geboren ist er 1595 in Neustadtl in Böhmen, wurde 1615 Schulmeister in Kreibitz, 1619 Pfarrer in Lerin, 1623 desgleichen in Tetschen. 1629 taucht er in Frankenberg als Diakonus auf, wird 1633 Pfarrer in Frankenstein bei Flöha und ist 1649 gestorben¹⁰⁴. (Vgl. bei Prag Jakob Mönch). Scheuffler nennt Samuel Mönch Simon Mönch¹⁰⁵.

Münchmeier, Georg, wird von Deucer als Diakonus in Zettlitz erwähnt. Er stammte aus Karlsbad, geboren 1591, wo sein Vater 1548—1598 Pfarrer war, besuchte das dortige Gymnasium und das zu Eger sowie die Universitäten Leipzig und Wittenberg. 1616 kam er nach Zettlitz, 1618 nach Schlackenwerth, wurde 1624 verjagt und half sich als Privatlehrer weiter, bis er 1633 in Annaberg Hospitalprediger wurde. Dort starb er 1666¹⁰⁶.

Mylius, Johann, nach Deucer Pastor in Königswart, 1606 in der Jenaer Matrikel als „Annaberger“ aufgeführt, ist wohl der Vater von Johann Adam Mylius, geboren um 1609 in Falkenau als Pfarrerssohn. Damit wäre für den Vater also Falkenau als Pfarrei vor Königswart gesichert. Johann Adam Mylius bezog 1629 die Universität Leipzig und erscheint 1638 als Pfarrer in Kynitzsch bei Grimma. Hingewiesen sei auch auf den schon erwähnten Johann Adam Moller (Mylius) aus Schlackenwerth¹⁰⁷.

Neidhardt, Michael, nach Deucer Pfarrer in Liebenstein, stammt aus

¹⁰¹ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 65.

¹⁰² Grünberg.

¹⁰³ Meltzer: Buchholz 413.

¹⁰⁴ Grünberg.

¹⁰⁵ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 166.

¹⁰⁶ Grünberg. — Scheuffler: Pfarrer in Karlsbad 39.

¹⁰⁷ Grünberg.

Falkenstein im Vogtland, wo er 1592 als Pfarrerssohn geboren wurde. 1609 studierte er in Leipzig, wurde dann Pfarrer in Liebenstein bei Eger, kam 1620 als Pfarrer nach Brambach im Vogtland, wo er 1621 zwei Leichenpredigten verfaßte, und ist 1669 gestorben¹⁰⁸.

Nicolai (Nickerle), Johann, heißt bei Deucer Nickerläus. Geboren um 1585 in Theusing, studierte er 1605 in Leipzig und wurde 1616 Pfarrer in Engelhaus bei Karlsbad (Deucer schreibt Engelsburg). 1622 von dort vertrieben, kam er zwar gleich in Theusing als Pfarrer an, wurde aber 1625 auch dort ausgewiesen. Er hatte Glück, sofort in Ringethal bei Rochlitz ein Pfarramt antreten zu können, wurde 1633 Archidiakonus in Frankenberg, aber 1636 abgesetzt. Zuletzt war er 1636—1640 Pfarrer in Arzberg bei Halle¹⁰⁹. Zu ihm ist vielleicht Matthias Nicolai, nach Deucer Pfarrer in Donawitz bei Karlsbad, zu stellen. Dieser wird 1574 in der Jenenser Matrikel als „Monachpergensis“ (Münchberg, Oberfranken) bezeichnet.

Nizelius, Samuel, nach Deucer Diakonus in Schönfeld, könnte zusammengehören mit dem Schlaggenwalder Georg Nucelius, geboren 1559, seit 1603 Pfarrer in Schlaggenwald (vgl. Teil 1). Ein Johann Nucelius (Nucleus = Nußkern) war 1584 Diakonus in Ehrenfriedersdorf¹¹⁰, ein Georg Nüsselius aus Schlettau wurde oben als Pfarrer von Niklasdorf bei Klösterle erwähnt.

Opitius, Johannes, steht auf Deucers Liste als Pfarrer von Jamny. 1599 nennt ihn die Jenenser Matrikel „Lauchensis“ (Laucha bei Preßnitz). Ein Balthasar Opitz, Pfarrer zu Schönau, ist nach Sebnitz geflüchtet¹¹¹.

Otfar, Georg, wird von Deucer als Pfarrer in Lochading (Lochotin) genannt. Er war Pfarrerssohn aus Sörnewitz bei Meißen, geboren 1583, wurde 1599—1603 auf der Fürstenschule Meißen ausgebildet, studierte ab 1603 in Leipzig und trat 1612 das Pfarramt zu Rabenstein bei Luditz an. Im selben Jahr soll er nach Deucer in Lochading gewesen sein, 1617 aber auch das Pfarramt Hennersdorf im Osterzgebirge übernommen haben. 1635 wurde er dort entlassen¹¹².

Pitterlin (Pitterling), Kaspar, wird von Deucer als Pfarrer in St. Katharina bei Pfraumberg angegeben. Ein Daniel Bitterlein, um 1570 Diakonus in Frauenreuth, könnte der Vater des Kaspar sein¹¹³. David Pitterlin wird von Deucer als Pastor in Großen Kirsch bei Weseritz genannt.

Pistorius, Erasmus, stammt, laut Jenenser Matrikel 1599, aus St. Joachimsthal. Zu diesem, den Deucer als Pfarrer in Abertham feststellt, seien weitere dieses Namens angeführt, die auch aus St. Joachimsthal kommen und deren Vater Pfarrer war: 1. Elias Pistorius, geboren 1590. Er besuchte Schulpforta und war 1622 Rektor in St. Joachimsthal. Hier beauftragten ihn

¹⁰⁸ Ebenda.

¹⁰⁹ Ebenda. — Pescheck 42.

¹¹⁰ Meltzer: Schneeberg 1289.

¹¹¹ Pescheck 40.

¹¹² Grünberg.

¹¹³ Riegger 263.

die ausgewiesenen Geistlichen, die Kinder zu taufen und an Sonntagen Evangelien und Episteln zu lesen, wofür der Rat ihm wöchentlich 1 Gulden bewilligte. Nachdem die Bergstädte von Ferdinand II. mehrfach Bedenkzeit zum Übertritt erhalten hatten, wurden 1630 Soldaten geschickt, die den Glaubenswechsel erzwingen sollten. Elias Pistorius mußte weichen, bekam auf Anordnung des Kurfürsten das Rektorat in Marienberg und wurde 1633 Pfarrer in Olbernhau, wo er 1646 schwer unter dem Krieg litt¹¹⁴. Er starb 1664¹¹⁵. Sein Sohn Israel wurde sein Nachfolger. 2. Elias Pistorius, geboren 1607 in St. Joachimsthal, 1633 Pfarrer in Rabenau bei Dresden, gestorben 1674. 3. Theophilus Pistorius, geboren 1615 in St. Joachimsthal, besuchte 1635 die Universität Leipzig, war 1657 Pfarrer in Zschopau, 1670 Superintendent in Delitzsch und starb 1679. 4. Elias Pistorius, geboren 1616 in St. Joachimsthal, Student in Leipzig 1641, Pfarrer in Kühnhaide bei Marienberg ab 1643, desgleichen ab 1663 in Reinsberg bei Meißen. Im gleichen Jahre wurde er Hofprediger und Konsistorialassessor in Merseburg und starb dort 1668¹¹⁶.

Kaspar Pistorius aus Katharinaberg in Böhmen war zehn Jahre evangelischer Pfarrer zu Bethlem (wohl Bettlern) bei Kaaden, danach zu Perutz bei Raudwitz, wurde vertrieben, kam als Substitut des Pfarrers Paul in Schwarzenberg unter und erhielt endlich das Pfarramt Zöblitz. Sein krankes Bein mußte am Knie abgelöst werden, und er erhielt einen Substituten, der ihm nach seinem Tode 1630 nachfolgte¹¹⁷.

Prätorius, Kaspar, laut Deucer 1617 in Michelsberg Pfarrer, ist 1590 in Preßnitz geboren, besuchte 1609 die Universität Leipzig und wurde in Michelsdorf bei Plan Pfarrer. 1625 wurde er vertrieben. Als Bergmann verkleidet, verbarg er sich vor Verfolgern. Der Steiger der Grube, wo er sich aufhielt, gab, um die nach ihm Suchenden irre zu führen, ihm eine Maulschelle und rief: „Was hast Du hier aufzuschnappen, packe Dich und verichte Deine Arbeit!“ Der Geohrfeigte, so meinten die Verfolger, konnte nicht der Pfarrer sein. So entkam er. Der Steiger entschuldigte sich später wegen der Schelle. 1633 wurde Prätorius Pfarrer in Cranzahl bei Annaberg, wo sein Bildnis hängt¹¹⁸. Meltzer erwähnt die lateinischen Verse von ihm:

Addo meum nomen, Caspar Prätorius, olium

Pastor in aede sacra, quae Michaelis erat.

Tempore in hoc tristi Christi afflictissimus Exul

Buchholzi vivens prosperiora peto.

Anno 1632 d. 24. Februar

Seine Gattin Rosina starb 1631 in Buchholz.

Prätorius, Gregor, den Deucer für St. Joachimsthal angibt, nennt sich

¹¹⁴ Lehmann: Kriegschronik 181.

¹¹⁵ Hering III, 192, 230.

¹¹⁶ Grünberg.

¹¹⁷ Hering III, 170. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 6 (1885) 138.

¹¹⁸ Pescheck 55. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 174. — Schultze: Chronik der Parochie Cranzahl. 1884. — Meltzer: Buchholz 251.

meist Gregor Richter. Er soll aus Gersdorf stammen, war 1623 Pfarrer in Breitenbrunn, Sachsen, kam von da ins nahe Abertham und schließlich als Archidiakon hinunter nach St. Joachimsthal, wo er mit Schober und Münch weichen mußte. Nach Grünberg ist er 1633 oder 1636 auf sächsischer Seite in dem Grenzzipfel von Jugel gestorben. Er mußte also 1617 schon mal in St. Joachimsthal als Diakon tätig gewesen sein¹¹⁹. Elias Richter in Platten ist vermutlich sein Sohn, geboren 1597 in St. Joachimsthal. Er studierte 1615 in Leipzig, wurde Magister und war ab 1622 Pfarrer in Raschau im Erzgebirge, wo er 1678 starb¹²⁰. Samuel Richter gehört nicht zu dieser Familie. Er ist als Sohn eines Schneiders 1591 in Pirna geboren. 1609—1615 schulte ihn St. Afra in Meißen. Er studierte in Wittenberg und wurde 1619 von Rudolf von Büнау als Diakon nach Tetschen berufen. 1625 vertrieben, wurde er Diakon in Zschopau, 1633 Pfarrer daselbst und starb 1678¹²¹.

Rabenstein, Paul, nach Deucer in Schlaggenwald Pastor, stammt aus Hartenstein im Erzgebirge, geboren 1583. Er bezog 1603 die Universität Leipzig, wurde 1606 Magister und kam 1608 nach Schneeberg als Substitut von Michael Zechendorf¹²² und wurde auch bald Diakon in Schneeberg. 1615 nennt er sich Ecclesiae Schlackkovoaldensis Pastor et Consistorio ibidem Direktor designatus. 1624 vertrieben, sandte er zuerst seine Frau Johanna, geborene Hahn, eine gebürtige Schneebergerin, mit den Kindern nach ihrer Heimatstadt¹²³. In Eibenstock unterstützte er den Pfarrer Samuel Pufendorf, den Großonkel und Paten des später berühmten Naturrechtslehrers und Geschichtsschreibers, und wäre gern dessen Substitut geworden¹²⁴. Endlich kam er 1625 als Pfarrer in seiner Heimat Hartenstein unter. Sein Bruder Simon Rabenstein war 1614—1632 Pfarrer in Beutha nahe Hartenstein, er wurde, als er sich vor Wallensteinern in den Wald geflüchtet, von diesen tödlich verwundet.

Rebentrost. Diese Pfarrerrfamilie ist erfaßbar von Kilian Rebentrost an, einem Schulmeister, der 1552 Diakon in Neustädte im Erzgebirge und dann Pfarrer in Platten auf dem Gebirgskamm war. Seine Söhne sind Johann, David, Kilian d. J. 1. Johann Rebentrost, von Deucer in Liebeschitz vermerkt, ist 1572 in Platten geboren, besuchte die Universität Leipzig 1592, Wittenberg 1596, wurde 1599 Lehrer in St. Joachimsthal, dann Prediger in Schaboglück bei Karlsbad, mußte dann also nach Liebeschitz gegangen sein. 1620 vertrieben, wurde er 1626 Hilfsgeistlicher für Pfarrer Zeuner in Drebach im Erzgebirge. Als dieser 1629 starb, bekam Johann

¹¹⁹ Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Schneeberg 495.

¹²⁰ Ebenda 429. Dort weiters über seine Angehörigen.

¹²¹ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 214.

¹²² Meltzer: Schneeberg 326.

¹²³ Loesche, Georg: Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Ein Beitrag z. Gesch. d. Dreißigjährigen Krieges u. d. Gegenreformation auf archivalischer Grundlage. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus im ehemaligen Österreich 42—44 (1923) 326.

¹²⁴ Oettel, Johann Paul: Alte und neue Historie von Eibenstock. 1748, S. 32.

Rebentrost das Pfarramt. Er ist 1660 gestorben. 2. Daniel Rebentrost, 1577 in Platten geboren, besuchte die Leipziger Universität, wurde 1599 Pfarrer in Dobritschan in Böhmen (nach Pescheck S. 46 in Litschkau bei Saaz), 1601 Pfarrer in Liebeschitz. Da Deucer für beide Brüder 1617 Liebeschitz angibt, wird wohl Johann in Schaboglück gewesen sein. Nach Vertreibung hatte er sich in Preßnitz mit 600 Gulden angekauft. Als er auch dort vertrieben wurde, flüchtete er nachts nach Annaberg¹²⁵. 1624 wurde er Pfarrer in Jöhstadt nahe Preßnitz auf sächsischer Seite. Dort starb er 1657. 3. Kilian (II.) Rebentrost, geboren 1582 in Platten, studierte 1603 in Leipzig und wurde 1607 Diakonus in Platten. Als er 1624 flüchten mußte, begab er sich mit seiner Frau und sieben Kindern nach Annaberg; er war drei Jahre Exulant, bevor er 1627 als Bergprediger in Annaberg ein Amt erhielt. Er starb 1661¹²⁶. 4. Theophilus Rebentrost, Sohn des Johann, kam 1605 in St. Joachimsthal zur Welt. Als er 1623 die Universität Leipzig bezog, war ihm Böhmen schon verschlossen¹²⁷. So wurde er 1643 Pfarrer in Schlagwitz bei Glauchau und 1644 in Wolkenburg an der Mulde. Er ist 1670 gestorben. 5. Samuel Rebentrost, Sohn Johanns, geboren 1605 in St. Joachimsthal, studierte 1628 in Leipzig, wurde 1645 Pfarrer in Reichenhain bei Chemnitz und starb 1684. 6. David Rebentrost, Sohn Johanns, 1614 in St. Joachimsthal geboren, studierte ab 1631 in Leipzig Theologie und Medizin. Da die Ausübung seines geistlichen Berufes in St. Joachimsthal unmöglich war, betätigte er sich in seiner Heimatstadt als Stadtphysikus. 1647 kam er zu seinem Vater nach Drebach, unterstützte ihn im geistlichen Amt, übte aber auch eine Arztpraxis aus. 1660 folgte er seinem Vater im Pfarramt nach. Er errichtete ein Laboratorium. Dem Kurfürsten soll er an dem Straßengasthof Heinzebank bei Marienberg ärztliche Hilfe geleistet und sich dafür seltene Pflanzen aus Dresden ausgebeten haben. Die Krokuspflanzen in seinem Pfarrgarten vermehrten sich so stark, daß heute Drebach durch seine im Frühling herrlich blühenden Krokuswiesen berühmt ist¹²⁸. 1703 ist er gestorben. 7. Samuel (II.) Rebentrost, Sohn des Daniel, wurde 1623 in Liebeschitz geboren. Nachdem er ab 1640 in Leipzig studiert hatte, wurde er 1651 Magister, 1675 Pfarrer in Jöhstadt im Erzgebirge, wo bis 1657 sein Vater Pfarrer gewesen war. Er starb 1701¹²⁹.

Deucer vermerkt auch Melchior Rebentisch, Pastor in Görsch, sodann Johann Rebhun in Karlsbad und Salomon Rebhun in Kirchenbirk bei Karlsbad. Vater des Salomon Rebhun war Johann Rebhun, geboren um 1548 in Großzöbern bei Plauen. Er wurde Pfarrer in Stein in

¹²⁵ Pescheck 45.

¹²⁶ Grünberg. — Pescheck 48.

¹²⁷ Ebenda. — Zu den Rebentrosts vgl. noch Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 167, 170; 20 (1899) 59f.; 24 (1903) 186. — Familienalbum der Familie Rebentrost in Aue im Erzgebirge.

¹²⁸ Pollmer, K. H.: Was war es eigentlich mit Rebentrost? Glückauf, Kulturspiegel des Kreises Aue (1962) H. 4.

¹²⁹ Grünberg, wo auch alle anderen Rebentrost behandelt sind.

Böhmen, 1578 Diakonus in Markneukirchen im Vogtland und 1585 in Eichigt im Vogtland. Hier wurde 1587 der von Deucer erwähnte Salomon Rebhun geboren. Johann Rebhun starb 1605. Salomon bezog 1608 die Universität Leipzig, wirkte ab 1611 als Pfarrer in Lauterbach in Böhmen und kam 1615 nach Kirchenbirk. 1624 vertrieben, erlangte er im gleichen Jahre eine Diakonusstelle in Plauen, ging aber 1626 nach Gattendorf in Oberfranken. 1669 ist er gestorben. Magister Johann Rephun wird von Pescheck¹³⁰ als „Geistlicher von Karlsbad“ vermerkt, der 1625 die Pfarrei Kulmitsch bei Weida übernahm. Die Leichenpredigt auf ihn enthält die Geschichte der Familie Rebhun, die aus Niederösterreich stammt.

Reich, Benjamin und Reich, Josua, werden von Deucer genannt, ersterer in Scheublichen (= Scheibenradisch), letzterer in Wobora. Von beiden sagt Pescheck: „vertriebene Geistliche mit ihren beiden Söhnen, welche 1628 in Klingenthal sterben.“ Benjamin Reich wird in den Almosenbüchern der Stadt Graslitz 1639 als „schon verstorben“ genannt. Josua, der vermutlich in der Nähe von Klingenthal wohnte, erhielt noch 1639/40 im protestantischen Graslitz Unterstützungen.

Reiling, Michael, nach Deucer in Mautz, dürfte gleichzusetzen sein mit Michael Röling. Dieser ist 1582 in Glashütte im Osterzgebirge geboren. Er besuchte die Fürstenschule Meißen, ab 1604 die Universität Leipzig und wurde dann Pfarrer in Bleiswedel. Am 11. Juli 1624 vertrieben, bekam er die Pfarre Wilschdorf bei Pirna und starb 1633¹³¹.

Reinhold, Kaspar, den Deucer für Eger angibt, ist Kaspar Reinel, geboren 1590 in Eger, wo er 1613 Rektor wurde. Im gleichen Jahr erhielt er die Pfarre Nebanitz. 1617 erwarb er in Jena die Magisterwürde. 1620 kam er als Pfarrer nach Haslau. Nach seiner Vertreibung aus Haslau wurde er erst 1637 Pfarrer in Rottmannsdorf bei Zwickau, 1639 Pfarrer in Ebelsbrunn nahebei, 1650 Pfarrer in Bischofsgrün in Oberfranken. Gestorben ist er 1671¹³².

Roth, Nicolaus, Magister, erscheint 1599 in Matrikeln der Universität Jena als Nicolaus Rhotius aus Altenberg. Er war nach Deucer 1617 Diakonus in Schlaggenwald. Ein Johann Roth, geboren 1597 in Karbitz in Böhmen, wo sein Vater Pfarrer war, wirkte als Pfarrer in Neustadtl in Böhmen. Vielleicht sind die beiden Brüder; zugleich ist damit für Karbitz ein Pfarrer Roth nachgewiesen. Johann Roth war nach seiner Vertreibung Diakonus in Altenberg im Erzgebirge und 1633 Pfarrer in Sadisdorf im Osterzgebirge. Er starb 1643 in Altenberg¹³³. Ein Pfarrer Heinrich Rothe war nach Geising geflüchtet¹³⁴. Ein aus Kamenz stammender Egidius Rothe studierte in Leipzig 1604, war Pfarrer in Sacharsan (= Zahořan) in Böhmen, erhielt aber

¹³⁰ Pescheck 56. — Zu Rebhun noch Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 143.

¹³¹ Pescheck 43. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 190.

¹³² Grünberg. — Pescheck 51. — Gradl 192.

¹³³ Grünberg. — Pescheck 762.

¹³⁴ Ebenda 43.

schon 1613 das Archidiakonats in seiner Vaterstadt und wurde dort 1632 Pastor Primarius. Er starb 1654¹³⁵.

Rüdinger, Paul, nach Deucer Magister Paul Rüdiger (!) in Landeck, ist im Jahre 1600 in Wittenberg ordiniert worden¹³⁶. Er stammte aus Rudersdorf bei Sömmerda in Thüringen, war in Magdeburg, Leipzig und (1591) in Jena ausgebildet worden und wurde Pfarrer in Olbersdorf bei Teplitz, wo 1602 sein Sohn Gottfried geboren ist. Gottfried Rüdinger bezog das Gymnasium Freiberg, wurde auf der Universität Leipzig zum Dichter gekrönt, war zunächst ab 1628 Pfarrer in Burgholzhausen in Thüringen und ab 1637 in Hosterwitz bei Dresden¹³⁷. Pescheck¹³⁸ erwähnt Pfarrer Jeremias Rüdiger in Reichenberg, dessen Tochter nach der Vertreibung in Bernstadt in der Lausitz lebte¹³⁹.

Renner, Magister Georg, wird von Deucer richtig als Superintendent in Eger bezeichnet. Er starb dort 1624¹⁴⁰. Sein Sohn Georg Christoph erhielt 1614 das Stipendium in Wittenberg, 1620 die Pfarrei Nebanitz, wurde später Kondiakon in Eger und Pfarrer in Trebendorf. Von dort wurde er 1628 ausgewiesen¹⁴¹.

Saltzberger, Paul, nach Deucer in Liboritz Pfarrer, wird wohl zu Paul Saltzburger gehören, der aus Schneeberg stammte. Dieser war 1550 Diakonus in Lößnitz bei Aue, 1555—1558 Pfarrer in Neukirchen bei Chemnitz, 1596 Pfarrer in Retschitz bei Komotau und heißt 1598 „gewesener Pfarrer“. In Retschitz folgten ihm Matthäus Vincentius 1606—1623 und Caspar Genczmer, der 1624 vertrieben wurde¹⁴². Meltzer¹⁴³ nennt Paul und Laurentius Saltzburger aus Schneeberg, die studierten. Ein Paul Saltzburger wurde 1574 für Willomitz bei Saaz in Wittenberg ordiniert¹⁴⁴.

Schererz, Sigismund, nach Deucer in Karlsbad, heißt bei Grünberg Scherer, bei Pescheck Schererz. Er wird im Abschnitt „Prag“ behandelt.

Schintler, Johann, nach Deucer in Luck Pfarrer, stirbt 1630, 85-jährig, als Exulant in Oberwiesenthal. Vgl. dazu Christoph Schindler unter den Prager Geistlichen.

Schober, Jacob, wird von Deucer für St. Joachimsthal verzeichnet. Er ist dort um 1594 geboren, studierte 1614 in Leipzig und wurde Pfarrer in seiner Vaterstadt, zuletzt war er Oberpfarrer. Mit den Diakonen Gregor Rich-

¹³⁵ Grünberg. — Pescheck 763.

¹³⁶ Buchwald, Georg: Beiträge zur Kenntnis der evangelischen Geistlichen und Lehrer Österreichs aus den Wittenberger Ordiniertenbüchern seit dem Jahre 1573. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 24 (1903) 238.

¹³⁷ Grünberg.

¹³⁸ Pescheck 82.

¹³⁹ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 183; 24 (1903) 211.

¹⁴⁰ Riegger 240.

¹⁴¹ Gradl 216, 233.

¹⁴² Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 23 (1902) 96.

¹⁴³ Ebenda 24 (1903) 229. — Buchwald: Beiträge 16 (1895) 192. — Meltzer: Schneeberg 594.

¹⁴⁴ Pescheck 29.

ter und Paul Münch (siehe diese oben) am 22. August 1623 abgesetzt, begab er sich mit ihnen am 6. März 1626 nach Oberwiesenthal, um ihren Gemeindekindern möglichst nahe zu sein. Im selben Jahre erhielt Schober das Pfarramt in Waldheim in Sachsen. Dort ist er 1632 gestorben¹⁴⁵.

Schönbach, Daniel, wirkte nach Deucer in Neuharscheditz (= Na-
hořetitz). Ein Stephan Schönbach war 1521 in St. Joachimsthal tätig.
Er starb 1552 als Superintendent in Rochlitz (vgl. Teil 1).

Seltrostreich, Samuel, nach Deucer Pastor in Schönfeld bei Schlag-
genwald. Hier sei hingewiesen auf Joseph Seldenreich aus St. Joachimsthal,
1568 Diakonus in Platten, gestorben 1585 in Plauen (vgl. Teil 1)¹⁴⁶.

Sextus, Nicodemus, nach Deucer Pfarrer in Schlaggenwald, wird 1599
in der Jenenser Matrikel als aus Elbogen gebürtig bezeichnet. 1606 unter-
schreibt er als Pfarrer von Schlaggenwald die Konkordienformel. Er ist der
Vater des 1608 geborenen Joachim Sextus¹⁴⁷. 1624 verließ die Familie
Sextus Kaaden. Nicodemus starb 1641 in Kürbitz bei Plauen im Exil. Der
Sohn wurde in Leipzig Magister, ging 1623 als Feldprediger, 1634 als Diakon
an die Katharinenkirche in Zwickau und war später Archidiakonus an der
Marienkirche ebenda. Er starb 1676.

Ursinus, Jakob, nach Deucer Pastor in Jechonitz, stammte aus Schleiz
und studierte 1587 in Jena. Er sei neben Elias Ursinus aus Delitzsch
gestellt, der nach 1611 Rektor der Salvatorschule in Prag war¹⁴⁸. Auch
könnte man an Gabriel Bär denken, da jene Männer gern ihre Namen
latinisierten. Bär war Pfarrerssohn aus Gahlenz bei Flöha im Erzgebirge.
Er studierte 1605 in Leipzig, wurde Magister und 1614 Pfarrer in Erlbach in
Sachsen. 1616 zog er als Pfarrer in Willanitz (?) in Böhmen ein. Dort ver-
trieben, bekam er 1623 die Pfarre Lockwitz bei Dresden, 1629 die zu Rein-
hardsgrimma im Osterzgebirge. Er starb 1629 in Dresden¹⁴⁹.

Theobald, Zacharias, d. Jüng., Magister, stammte aus Schlaggen-
wald, sein Vater, Zacharias Theobald d. Ält., aus Michelsberg bei Plan. Der
Jüngere war 1621 Pfarrer in Heiligenkreuz bei Hostau¹⁵⁰, wie auch Deucer
angibt. Er flüchtete nach Nürnberg und starb dort als Pfarrer von Krafthof.
Von ihm erschien ein lateinisches Buch über die Hussitenkriege. (Vgl. seine
Monographie von Dr. Richard Klier).

Wagner, Wolfgang, nach Deucer Pastor in Lauterbach bei Schlag-
genwald. Hier liegt nahe, an Wolfgang Wagner aus Komotau zu denken.
Er war Patron in Dörnthal bei Olbernhau und wurde 1589 nach Sayda im
Erzgebirge berufen. Wegen des Exorzismusstreites abgesetzt, aber von Hein-
rich von Schönberg auf Purschenstein gastfreundlich aufgenommen, kam er
nach dem Tode von Kurfürst Christian I. wieder ins Amt und starb 1593.

¹⁴⁵ Grünberg.

¹⁴⁶ Ebenda. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 59.

¹⁴⁷ Ebenda 24 (1903) 194. — Grünberg. — Pescheck 168.

¹⁴⁸ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 72.

¹⁴⁹ Ebenda 24 (1903) 229. — Grünberg.

¹⁵⁰ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 74.

Er könnte der Vater des Lauterbacher Pastors sein¹⁵¹. Erwähnt seien noch folgende des Namens Wagner: Magister Kaspar Wagner siehe unter „Prag“. Magister Heinrich Wagner ist als Bäckerssohn in Waltsch bei Kaaden geboren. Ausgebildet in Schlaggenwald, Tabor, Königgrätz war er eine Zeitlang Lehrer an der Schule St. Petri zu Prag. Nach seiner Vertreibung studierte er in Wittenberg, wurde 1632 Pfarrer zu Frankleben bei Merseburg und starb 1674¹⁵². — Jakob Wagner war seit 1565 Pfarrer zu Treunitz¹⁵³. Ein Kantor Martin Wagner aus Kuttendorf ist 1639 als Exulant in Zittau gestorben¹⁵⁴.

Zephel, Adam, laut Deucer Pfarrer in Saar, stammte aus Falkenau, geboren um 1584. Sein aus Adorf stammender Vater war Stadtschreiber in Falkenau. Adam besuchte das Gymnasium in Schlaggenwald und 1604 die Universität Leipzig, 1605 die Universität Wittenberg. 1608 wurde er Pfarrer in Frühbuß bei Graslitz. Hier entstanden bis 1610 drei in Sachsen gedruckte theologische Werke. Als Pfarrer aus Saar 1624 vertrieben, erhielt er 1628 das Pfarramt Reichenbach bei Kamenz. Er starb 1641¹⁵⁵. Von Martin Zephel, geboren 1600 in Karlsbad, heißt es, daß sein Vater dort Pfarrer war. Er bezog 1617 die Leipziger Universität und wurde Magister. Ob er um 1620 in Böhmen war, ist nicht bekannt. 1628 wurde er Pfarrer in Topfseifersdorf bei Rochlitz, 1641 in Remse an der Mulde. Er starb 1658¹⁵⁶. Deucer erwähnt noch Johann Zephel in Walcha (= Welchau bei Karlsbad). Nach dem Konkordienbuch von Jena 1606 wurde er dahin berufen. Da auch er aus Adorf gebürtig ist, dürfte er mit Kilian Zephel verwandt sein.

Zimmermann, Johann d. Jüng., laut Deucer in Maschau tätig, ist um 1595 in Karlsbad geboren. Er studierte ab 1615 in Leipzig, kam um 1620 nach St. Joachimsthal, war nach der Vertreibung 1624 Pfarrer in Pöhl im Vogtland, 1644 in Limbach im Vogtland. Er starb um 1655¹⁵⁷. Sein gleichnamiger Vater stammte aus St. Joachimsthal und wurde 1599 in Jena für die Pfarrei Mohr im Saazerland ordiniert. 1624 lebte er als armer alter Exulant in Pöhl bei seinem Sohne. Zwei andere Pfarrer namens Zimmermann sind in der Zittauer Gegend beheimatet: Martin Zimmermann (Tectander) ist 1553 in Zittau als Pfarrerssohn geboren, besuchte die Fürstenschule Meißen 1567—1573, studierte dann in Leipzig und wurde 1580 Pfarrer in Gabel in Böhmen. 1601 Secundus, 1623 Primarius in Bautzen und starb 1631¹⁵⁸. Sein in Gabel um 1586 geborener Sohn Heinrich Zimmermann wurde in Leipzig Magister, war 1607 Sonnabendprediger in Leipzig, später Pfarrer in Halle¹⁵⁹.

¹⁵¹ Hering III, 254.

¹⁵² Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 222.

¹⁵³ Riegger 237.

¹⁵⁴ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 158.

¹⁵⁵ Grünberg. — Pescheck 89, 92.

¹⁵⁶ Ebenda 42. — Grünberg.

¹⁵⁷ Ebenda.

¹⁵⁸ Ebenda.

¹⁵⁹ Ebenda. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 8 (1887) 110.

Übersicht der bei Deucer angeführten, bisher noch nicht erwähnten Geistlichen in alphabetischer Folge:

Aner, Kaspar, Pastor in N. bei Kaaden. Er heißt vielleicht Ahner(t). N. ist wohl Niklasdorf.

Antizenus, Simon, Pastor in Franau (= Frohnau?).

Arnold, Martin, Diakonus in Lanz bei Falkenau.

Avenarius, Johann, Pastor in Falkenau (vgl. dazu Johann Habermann = Avenarius, der 1558 in Falkenau tätig war: Teil 1 bei Eger).

Baumann, Daniel, Pastor in Scheles.

Beitler, Thomas, Pastor in Haid bei Tachau.

Bittner, David, Pastor in Königsberg.

Böler, Samuel, Pastor in Neudorf (bei Kutttenplan oder welches? Vielleicht heißt er Peler).

Boltz, Georg, Pastor in Schönwald (vermutlich bei Hauenstein).

Braun, Caspar, Pastor in Strojeditz.

Braun, Georg, Pastor in Kornhaus bei Saaz.

Breinl, Wolfgang, Pastor in Haid bei Schlackenwerth (s. unten bei Schlackenwerth).

Brombach, Christophorus, Pastor in Hokau bei Podersam.

Brunswick, Zacharias, Pastor in Biela, vermutlich bei Pilsen.

Chemnitius, Leonard, Pastor in Diesau (= Tissau).

Christophoridus, Tobias, Pastor in Podwora (?).

Comitus, Nikolaus, (Graf?), Pastor in Kralowitz.

Columäria, Johannes, Pastor in Opotschna bei Saaz.

Cuno, Michael, Pastor in Teckoa (= Dekau bei Saaz).

Droll, David, Pastor in Bleistadt.

Dummernit, Heinrich, Pastor zu Netzschinitz (= Netschenitz) bei Saaz.

Durr, Johann, Pastor in Rabenstein bei Luditz.

Fickenwirt, Christophorus, Pastor in Neuasthein (Neu-Rohlau?).

Fickenwirt, Michael, Pastor in Liebentz (= Lippenz) bei Saaz.

Fischbach, Caspar, Pastor in Petschau.

Flemming, Johann, Pastor in Willomitz bei Kaaden.

Foenix, David, Pastor in Rakonitz.

Fritzsch, Albert, Pastor in Withositz (= Wittoseß) bei Saaz.

Gebhard, Matthäus, Pastor in Schelief (= Tschelief bei Tepl).

Georgi, Christian, Diakonus in Graslitz.

Georgidus, Wenzeslaus, Pastor in Schmallitz (?).

Geier, David, Pastor in Wußlau (= Wusleben, Dekanat Tepl).

Gottfried, Martin, Pastor in Graslitz.

Gröttner, Thomas, Pastor in Sonnenberg im Erzgebirge.

Haerites, Johann, Pastor in Dusckau (= Tuschkau bei Pilsen).

Händel, Lorenz, Pastor in Leneschitz bei Saaz.

Haß, Tobias, Pastor in Netzscheding (= Netschetin bei Luditz).

Heberlin, Sebastian, Pastor in Schönthal bei Theusing.

Hirsch, Balthasar, Pastor in Ganawah (?).
 Horzizenus, Johann Gregor, Pastor in Spiritz (Welprschitz).
 Keilhau, Johann, Diakonus in Albereit (= Neu Albenreuth).
 Leischner, Johann, Pastor in Goßlau.
 Leuffer, Johann, Pastor in Sangerberg.
 Loß, Johann, Pastor in Reschwitz bei Buchau.
 Luscina, Lorenz, Pastor in Teplitz.
 Lutz, Georg, Pastor in Scheltzsch (= Scheles?).
 Matthäus, Elias, Pastor in Zettlitz.
 Mesenus, Markus, Pastor in Oneschau (?).
 Mochius, Simon, Pastor in Zwetwa (= Zwetbau).
 Polydorus, Wenzeslaus, Diakonus in Ledetz.
 Radecker, Christophorus, Pastor in Scherub (?).
 Reuter, Abraham, Pastor in Leskau bei Tepl.
 Ringer, Johann, Magister, Pastor in Chodau.
 Rockstroh, Johann, Pastor in Schönwald bei Tachau.
 Rorarius, Johann, Pastor in Skrwana (= Skurnian bei Pilsen).
 Schimmer, Michael, Pastor in Lanz.
 Schlosser, Nicolaus, Pastor in Dotterwies.
 Schlosser, Peter, Pastor in Schüttenhofen.
 Schmichaeus, Jeremias, Pastor in Mänoding (= Manotin).
 Schmid, Zacharias, Diakonus in Haid bei Pfraumberg (?).
 Schobius, Ambrosius, Pastor in Thomaschlag bei Plan.
 Schönninger, Johann, Pastor in Perglas (= Bergles bei Buchau).
 Steltzner, Paul, Pastor in Burscha (= Purschau).
 Stephanit, Johann, Pastor in Kriegern.
 Sußlich, Thomas, Diakonus in Preßnitz.
 Sydericus, Paul, Pastor in Lukau.
 Telonius (Zöllner?), Johann, Pastor in Maleschitz bei Pilsen.
 Volckmar, Christophorus, Pastor in Duschowitz bei Saaz.
 Vesselin, Johann Bonus, Pastor in Lukau.
 Vincentius, Matthäus, Pastor in Reheschitz (= Reschwitz?).
 Warinus, Nicolaus, Pastor in Ledetz bei Saaz.
 Wolf, Caspar, Pastor in Radenitz bei Kaaden.
 Wustmann, Gregor, Pastor in Bonna (= Punnau).
 Zwelffer, Johann, Pastor in Plan.
 Zwelffer, Urban, Magister, Pastor in Bruck (bei Plan).

Deucers Schreibung der Namen, besonders auch der Ortsnamen, erschwert etwas die Zuweisung der einzelnen Geistlichen zu böhmischen Orten. Auch hat er vielleicht mehr Namen latinisiert als schon die Betreffenden selbst es taten. Immerhin geht aus der Liste deutlich hervor, wie viele böhmische Orte mit lutherischen Geistlichen besetzt waren. Recht bemerkenswert ist weiter, daß fast ausschließlich Männer mit deutschen Familiennamen (manche lateinisch umgeformt) beteiligt waren. Es wäre wünschenswert, wenn Deucers Liste Anregung gäbe, weiterhin die Reformationsgeschichte von

Böhmen aufzuhellen. Allerdings läßt der letzte, rein alphabetisch angeordnete vorstehende Abschnitt Beziehungen zu Sachsen nicht erkennen, wiewohl diese gewiß vorhanden waren.

Prager Geistliche und Lehrer

Scheuffler hat sehr verdienstvoll den „Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen“ dargestellt und damit eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen versucht wie vorliegende Arbeit. Doch behandelt er neben den sächsisch-böhmischen Beziehungen ja auch Geistliche aus andern Teilen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, aus Ungarn, Mähren, den Alpenländern. Ferner bezieht er seine eigene Zeit, Ende des 19. Jahrhunderts, mit ein, in der die evangelische Bewegung im Habsburger Staate neu Fuß faßte, und das geht nicht immer ohne Polemik ab. Sehr ausführlich werden auf den Seiten 66—82 des 20. Jahrganges des Jahrbuchs der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich (1899) die Prager Geistlichen der Jahre vor 1620 behandelt. Deshalb kann im folgenden darauf verwiesen und manches kurz gefaßt werden. Aber im Rahmen unserer Untersuchung ist es unerläßlich, auf die Prager Vorgänge einzugehen. Sie zeigen die engen Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen in Fragen der Reformation besonders deutlich.

Große Teile Böhmens waren im Laufe des 16. Jahrhunderts vom Luthertum ergriffen worden, und, wie im 1. Teil gezeigt wurde, waren aus Sachsen stammende Geistliche mit Vorrang daran beteiligt. Gewöhnlich erfolgte die Ordination neu antretender Diakone oder Pfarrer für böhmische Orte in Wittenberg¹⁶⁰. Graslitzer Geistliche wurden stets in Sachsen ordiniert, die Visitation für diese Bergstadt und die Schulinspektion gehörte nach Plauen, seit 1578 nach dem schönburgischen Glauchau¹⁶¹. Als zeitweise gegen Ende des 16. Jahrhunderts im albertinischen Sachsen das orthodoxe Luthertum überbetont wurde, trat bald die Universität Jena, die von den Ernestinern als Gegengewicht gegen die 1547 von ihnen verlorene Lutheruniversität Wittenberg gegründet worden war, stärker hervor; sie wurde z. B. von Eger regelmäßig in Anspruch genommen. Die schon in den ersten Abschnitten dieser Arbeit behandelten Geistlichen sind in der Mehrzahl in Leipzig immatrikuliert gewesen, nicht, wie im 16. Jahrhundert, in Wittenberg. In einer für Sachsens religiöse Entwicklung höchst wichtigen Angelegenheit, den Versuchen des Dr. Nikolaus Crell, der 1589—1591 kursächsischer Kanzler war und großen Einfluß auf den schwachen Kurfürsten Christian I. ausübte, nach dessen Tode aber gestürzt und gefangen gesetzt wurde, fiel die letzte Entscheidung in Prag, wohin von Dresden aus die Akten an das böhmische Appellationsgericht gesandt worden waren. Er wurde zum Tode verurteilt. Kirchenpolitisch hatte er sich dem Calvinismus genähert¹⁶² und dadurch die

¹⁶⁰ Buchwald: Beiträge 18 ff. (1897 ff.).

¹⁶¹ Loesche 393.

¹⁶² Kretzschmar II, 40.

Lutheraner gegen solchen „Kryptokalvinismus“ aufgebracht. Verbunden war damit die Abkehr von Crells Politik, auch Außenpolitik, mit dem Einschwenken auf die Habsburger Linie, wodurch Sachsen darauf verzichtete, seine großen Erfolge in Böhmen weiter auszunutzen. Daher scheiterten Graf Joachim Schlicks Bemühungen, den sächsischen Kurfürsten statt des calvinischen Friedrich V. von der Pfalz zur Annahme der böhmischen Königskrone zu bewegen¹⁶³.

Bis zur Unterzeichnung des Majestätsbriefes hatten die Konfessionisten (Augsburgische Konfession usw.) in Prag folgende Kirchen inne: Teynkirche, Bethlehem, St. Nikolaus, St. Kastullus, zum heiligen Kreuz, St. Martin, St. Gallus, St. Egidius, St. Michael — sämtlich in der Altstadt; Fronleichnam, St. Peter, St. Nikolaus, St. Heinrich, St. Clemens, St. Adalbert, St. Michael, St. Stephan, St. Wenzel — in der Neustadt; St. Nikolaus, St. Johannes — auf der Kleinseite. 1610 begann der Bau dreier Kirchen: der Dreifaltigkeitskirche auf der Kleinseite, der Salvatorkirche in der Altstadt, Simon und Juda in der Neustadt^{163a}.

Zunächst, als der Majestätsbrief Rudolfs II. in Böhmen einen gewaltigen Aufschwung des Luthertums zur Folge hatte, sandte Sachsen einen seiner angesehensten Geistlichen nach Prag, um die Protestanten Böhmens zu beraten, Dr. Matthäus Hoë von Hoënegg. Er stammte aus Wien, geboren um 1580, hatte in Wittenberg studiert und war seit 1602 dritter Hofprediger des Kurfürsten Christian II. 1603 wurde er Superintendent in Plauen und dann Direktor der evangelischen Stände in Böhmen. Vom 15. Mai 1611 bis 8. April 1613 weilte er in Prag, um dort das lutherische Schul- und Kirchenwesen einzurichten. So weihte er am 13. November die Prager Salvatorschule als Gymnasium nach sächsischem Vorbild ein und predigte auch bei der Grundsteinlegung der Salvatorkirche am 17. Juli 1611. Bis zu deren Einweihung wurde deutscher lutherischer Gottesdienst in der Kreuzkirche in der Altstadt Prag gehalten, wo Hoë predigte. Der sächsische Gesandtschaftssekretär Dr. Seuß unterstützte ihn¹⁶⁴. Organist an der Salvatorkirche war Valerius Otto aus Leipzig, der 1592—1595 die Fürstenschule Pforta besucht hatte¹⁶⁵. Als Lehrer an der Salvatorschule wurden aus Leipzig berufen: Rektor Elias Ursinus (s. o.) aus Delitzsch bei Leipzig; Prorektor Magister Johann Turca, Primarius Magister Peter Aibler, dazu die Magister Kaltbrunn und Knorr¹⁶⁶. Christoph Schindler war 1619/20 an der Schule tätig. Sein Vater war Steiger in Schneeberg, wo Christoph 1595 geboren wurde. Nach Besuch des Gymnasiums Schneeberg bezog er die Universitäten Altdorf und Leipzig und studierte Jura. In Prag wurde er Advokat vor Prager Räten

¹⁶³ Ebenda 44.

^{163a} Preiß, Horst in: Das Spendenbuch für den Bau der protestantischen Salvatorkirche in Prag. Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer. Hrsg. von Rudolf Schreiber. 1956, S. 149.

¹⁶⁴ Czerwenka II, 565. — Schreiber: Spendenbuch.

¹⁶⁵ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 72.

¹⁶⁶ Ebenda.

und dem Appellationsgericht. Nach dem „Fenstersturz“ führte er als Anwalt der Stadt Aussig deren Sache vor Landständen und Direktoren und erwirkte ihr freie Religionsausübung, so daß die Evangelischen die Stadtkirche erhielten. Helwig Garth, dessen Tischgenosse er war, bewog ihn, Theologie zu studieren, und stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung. Auch nahm er an den Disputationen mit Jesuiten und Kapuzinern teil. An der Salvatorkirche wurde er Sextus und 1620 Diakonus in Aussig. Einen Ruf nach Kaaden lehnte er ab. Als am 18. März 1621 kaiserliche Kommissare nach Aussig kamen, vertrieben sie ihn sofort. Er begab sich zunächst nach Prag, wo er Augenzeuge der Hinrichtung protestantischer Führer wurde. Am 7. August 1621 traf er in seiner Vaterstadt Schneeberg ein und predigte da gelegentlich. Auf Hoës Vorschlag berief ihn Abraham von Schönberg auf Frauenstein 1622 als Diakonus dahin. 1625 wurde er im nahen Clausnitz Pastor, 1634 in Wolkenstein. Nach dem Tode seines Schwiegervaters Magister Fabian Heiden wurde er 1644 als Pfarrer in Schneeberg eingeführt und starb 1669 in Schneeberg. Rektor Magister Vogelhaupt in Schneeberg verfaßte ein ganz bergmännisch eingestelltes Gedicht auf seinen Tod:

So macht Herr Schindler Schicht! Er hat bei fünfzig Jahren
die Fundgrub heilger Schrift mit großem Fleiß befahren . . .¹⁶⁷.

In Böhmen verlor in dieser Zeit der altbewährte Utraquismus an Boden. In Prag ging ihm eine Kirche nach der andern an die Lutheraner verloren, zuerst St. Adalbert, dann St. Egidius und St. Michael¹⁶⁸. Aber auch auf dem Lande in den freien und königlichen Städten fiel die Bevölkerung den Lutheranern zu¹⁶⁹. Calvinisten gab es außer in Prag in den Städten Kuttenberg, Königgrätz, Saaz, Laun, Leitmeritz usw. Als 1609 das Konsistorium eingerichtet worden war¹⁷⁰, wurden viele Kirchen in Prag, darunter die Teinkirche, lutherisch. Der Brüderunität wurde die Bethlehemskirche eingeräumt¹⁷¹. 1611 waren in Prag Altstadt 8 Kirchen evangelisch, in Neustadt 9, auf der Kleinseite 3. Verschiedentlich entstanden sowohl in Prag als auf dem Lande neue Kirchen¹⁷². So wurde in Prag am 5. Oktober die Salvatorkirche eingeweiht. Inzwischen war an Hoës Stelle Dr. theol. Helwig Garth getreten, den Deucer so rühmt. 1579 geboren, Pfarrerssohn aus Hessen, hatte er in Marburg, Straßburg, Tübingen und Wittenberg studiert. 24 Jahre alt war er Superintendent in Oschatz geworden, 1609 ebenso in Freiberg. Auf Hoës Rat sandte ihn der Kurfürst von Sachsen nach Prag, als Inspektor und Pastor der lutherischen Gemeinde der Altstadt und als Assessor des Konsistoriums¹⁷³. Seine Kirchweihpredigt für St. Salvator wurde 1615 in Freiberg gedruckt. Die Vesperpredigt in dieser neuen Kirche hielt Magister David

¹⁶⁷ Grünberg. — Pescheck 50. — Meltzer: Schneeberg 310—313.

¹⁶⁸ Czerwenka II, 474.

¹⁶⁹ Ebenda 557.

¹⁷⁰ Ebenda 579.

¹⁷¹ Ebenda 586.

¹⁷² Ebenda.

¹⁷³ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 69.

Lippach¹⁷⁴. Garths Acta colloquii Pragensis de missa erschienen 1618 in Wittenberg. Er war von den Jesuiten zu einer Disputation aufgefordert worden, woran Erzbischof Peter Pázmány in Gran und P. Andreas Neubauer, kaiserlicher Hofprediger, teilnahmen, während Garth von Johann Jessenius, dem Rektor der Universität, sowie Magister Fabian Nathusius, Diakonus an der Salvatorkirche, unterstützt wurde. Gestorben ist Garth am 25. November 1619, ein Jahr vor dem Zusammenbruch des böhmischen Luthertums, und Lippach hielt ihm die Grabrede. Garths Frau war Sabine, die Tochter des Wittenberger Generalsuperintendenten Professor Dr. Ägidius Hunnius, der so viele junge Theologen aus Böhmen ordiniert hatte¹⁷⁵. Lippach wurde später Superintendent im damals kursächsischen Neustadt a. d. Orla und starb 1654¹⁷⁶. Sein Diakonus an St. Salvator war Magister Fabian Nathusius (Nathus). Ursprünglich 1586 Kantor und Schulkollege in Torgau, kehrte er nach seiner Flucht aus Prag nach Sachsen zurück und erscheint 1625 in Leipzig¹⁷⁷. 1613 wurde auf der Kleinseite die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit eingeweiht. Pfarrer war damals Magister Tobias Winter, 1577 Zögling in Schulpforta, dann in Bensen tätig, ab 1598 in Prag.

Weitere Prager Geistliche und Lehrer der Jahre bis 1621 mögen alphabetisch folgen.

Adam (Adami), Victorin, etwa 1565 geboren, Geistlicher zu St. Adalbert in Prag, flüchtete nach Zittau und starb dort 1645 als Exulant. Seine erste Gattin wurde unterm Galgen begraben. Seine Tochter Susanna, die als Kind die Prager Blutbühne gesehen, wurde Gattin von Martin Fellmer (s. d.)¹⁷⁸.

Aibler (Ailker, auch Alber), Peter, geboren 1585 in Oelsnitz im Vogtland, besuchte 1607 die Universität Leipzig, wurde 1610 Magister und Geckrönter Dichter, 1611 kam er als Rektor nach Prag und gab ein Programm des neu eingeweihten Gymnasiums heraus. 1613 wurde er Pfarrer in Tschochau bei Aussig. Von dort vertrieben, kam er nach Schönfeld bei Dresden und starb 1648¹⁷⁹.

Chocholius, Johann, Prediger zu St. Adalbert, flüchtete nach Pirna, wo ihm ein Kind starb¹⁸⁰.

Clemens, Adam, aus Pilsen, war Prediger zu St. Galli in der Altstadt und Konsistorialassessor. Er gehörte mit zu den Geistlichen, die Erlaubnis erhielten, die Gefangenen vor der Hinrichtung zu trösten. Zusammen mit den Prager Geistlichen Samuel Martini und Johann Hertwitz kam er als Flüchtling nach Altenberg¹⁸¹.

¹⁷⁴ Pescheck 127.

¹⁷⁵ Buchwald siehe Anm. 160.

¹⁷⁶ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 70.

¹⁷⁷ Pescheck 60, 117.

¹⁷⁸ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 79.

¹⁷⁹ Grünberg. — Czerwenka II, 587. — Pescheck 167.

¹⁸⁰ Ebenda 37.

¹⁸¹ Ebenda 39. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 80. — Czerwenka II, 632.

Corvinus, Johann, Priester der Brüder-Unität, hielt bei der Krönung Elisabeths am 7. November 1619 die Predigt¹⁸². (Vgl. oben Liste Deucer Corvinus und Raabe.)

Crinitius, Siegmund, 1614—1619 lutherischer Pfarrer an der Teinkirche und Konsistorialassessor. Seine Tochter tauchte in Zittau auf¹⁸³.

Cruppius, Paul, Magister aus Patzow in Böhmen, daher „Pakowsky“, war 1615 Konrektor in Prag Neustadt, 1617 Pfarrer zu Groß Laukow (?), wo er 1623 vertrieben wurde. In Zittau fand er als böhmischer Prediger Zuflucht. Er hatte in Königsberg und Prag studiert. Bei seinem Tode 1668 hinterließ er seine Bücher der Zittauer Stadtbibliothek. Luthers Katechismus übersetzte er ins Tschechische. In Dresden mußte er seine Rechtgläubigkeit beweisen. Bei einem Besuch in Turnau in Böhmen wurde er gefangen und kam erst auf Bitten des Kurfürsten los. Mit den sächsischen Truppen erschien er nochmals in Prag¹⁸⁴.

Dicastus (Richter), Georg, war 1608 Prediger zu Proßnitz in Mähren. 1619 als lutherischer Prediger nach Prag berufen, war er zunächst in St. Stephan, dann an der Teinkirche tätig und wurde Administrator des Konsistoriums sub utraque. Am 4. November 1619 krönte er den „Winterkönig“, entging aber der Todesstrafe und flüchtete nach Zittau, wo er 1630 begraben wurde¹⁸⁵.

Domeslicky, Johann Lunak, aus Pisek, war Pfarrer an der St. Ägidienkirche zu Prag. 1622 ging er nach Wittenberg. Von seiner Rückkehr nach Prag siehe unten¹⁸⁶.

Fellmer, Martin, ist 1588 zu Backöfen (= Bakow) bei Jungbunzlau geboren. 1612 war er Diakonus in Prag, 1614 Pfarrer in Chotěboř, 1616 Pfarrer in Bohdanetsch, wo er sehr mißhandelt wurde, 1622 in Böhmischaicha¹⁸⁷. 1624 vertrieben, wurde er 1625 Pestprediger in Zittau, kehrte aber 1632 nochmals als Pfarrer nach Böhmen zurück, und zwar nach Böhmischa-Leipa. Ab 1634 war er Pfarrer in den Lausitzer Orten Großhennersdorf und Seifhennersdorf und starb 1674¹⁸⁸. Er war 62 Jahre lang Prediger. Da er tschechisch konnte, kamen aus Rumburg, nachdem dort 1624 zwei lutherische Geistliche fortgemußt hatten, drei Jahre lang Lutheraner zu ihm nach Seifhennersdorf. Unter dem Schutze sächsischer und schwedischer Soldaten ging er dann nach Rumburg, mußte aber wieder fliehen. Von seinen fünf Söhnen stammen sächsische Pfarrer ab.

Gottschick, Magister, Prager Geistlicher, der 1634 in Pirna lebte. Ein Kind von ihm wurde dort begraben¹⁸⁹.

¹⁸² Ebenda 620. — Pescheck 61.

¹⁸³ Ebenda 78. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 75.

¹⁸⁴ Ebenda 135. — Czerwenka II, 587, 646. — Grünberg. — Pescheck 67, 123.

¹⁸⁵ Ebenda 71, 136. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 75.

¹⁸⁶ Ebenda 54, 77.

¹⁸⁷ Schmidt 101 ff.

¹⁸⁸ Grünberg. — Pescheck 73. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 6 (1885) 130; 20 (1899) 79.

¹⁸⁹ Ebenda 81. — Pescheck 37.

Hänichen, Daniel, 1566 als Sohn des Zöblitzer Pfarrers geboren, besuchte er die Gymnasien Freiberg, Braunschweig, Hannover und ab 1584 die Leipziger Universität, wo er Magister wurde. Er begann 1588 als Schulmeister in seiner Vaterstadt, wurde 1592 dort Pfarrer, im gleichen Jahre Archidiakonus in Marienberg, 1600 Pfarrer in Mittweida, 1602 Superintendent in Annaberg, 1610 Hofprediger in Dresden. 1618 lud ihn Graf Peter von Schwarzenberg ein, die Hofpredigerstelle in Prag anzunehmen. Er starb dort aber schon am 2. Oktober 1619. H. hat viele Schriften verfaßt¹⁹⁰. Die Grabrede hielt ihm in Prag Magister Caspar Wagner.

Hertwitz, Johann, Magister, Prediger an St. Stephan. Er war 1621 mit zugelassen als Beistand für die gefangenen Aufständigen. Ausgewiesen, floh er 1622 nach Altenberg und weiter nach Wittenberg, lebte dort zehn Jahre und bekam die Pfarrei Dabrun bei Wittenberg. Zuletzt war er bis 1657 Prediger an der böhmischen Kirche in Dresden. Auch er weilte 1632 nochmals in Prag¹⁹¹.

Holomuczansky (oder Olomuczansky), Stefan, aus Kauřim, war Geistlicher zu St. Peter in Prag Neustadt und Assessor des protestantischen Konsistoriums in Prag. Er ist 1634 in Dresden als Exulant gestorben¹⁹².

Jaksch, Veit, 1596 in Wittenberg ordiniert¹⁹³, war Pastor in St. Gallus in der Altstadt Prag und gehörte zu denen, die die Opfer des Blutbades trösteten. 1622 nach Dresden geflüchtet, spricht er 1642 von „zwanzigjährigem Exil“. Von ihm stammt ein „Prognosticum in tempora huius saeculi“¹⁹⁴. Ein Wenzel Jaksch von Chninitz, ordiniert in Wittenberg 1596¹⁹⁵, ist nach Pirna geflüchtet. Dessen Witwe heiratete 1637 den Flüchtling Hermann Netolitzky, früher Pfarrer in Plan¹⁹⁶.

Janda, Matthias, ist von Prag nach Pirna geflüchtet. Er ließ Schriften drucken¹⁹⁷.

Krocinowsky, Matthias, nennt sich „Kollege an der Teinkirche“. Er war Pfarrer in Polna bei Deutschbrod, in Nimburg, in Reichenau, 1631/2 an der Teinkirche. Nach seiner Vertreibung lebte er bis 1648 in Zittau¹⁹⁸.

Lippach, David, Magister, schon als Prediger an der St. Salvatorkirche erwähnt, betete in seiner Predigt am 10. Juni 1621 für die zur Hinrichtung Verurteilten und hielt am 14. Juni nach der Hinrichtung eine „Dankagung“¹⁹⁹.

¹⁹⁰ Grünberg. — Meltzer: Buchholz 500. — Hering III, 169.

¹⁹¹ Czerwenka II, 632, 646. — Pescheck 27, 39, 145.

¹⁹² Ebenda 29. — Czerwenka II, 646. — Scheuffler: Zug d. österr. Geisl. 20 (1899) 78.

¹⁹³ Buchwald: Beiträge 23 (1902) 189.

¹⁹⁴ Pescheck 37. — Scheuffler: Zug d. österr. Geisl. 20 (1899) 77.

¹⁹⁵ Buchwald: Beiträge 23 (1902) 188.

¹⁹⁶ Pescheck 20, 54.

¹⁹⁷ Ebenda 37, 169.

¹⁹⁸ Ebenda 123, 138. — Scheuffler: Zug d. österr. Geisl. 20 (1899) 65, 77.

¹⁹⁹ Molnar, Th.: Die Exekution in Prag im Jahre 1621. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 7 (1886) 174 ff.; 8 (1887) 113 ff.

Martini, Samuel, Magister, war Pfarrer an der Teinkirche, Administrator des Konsistoriums, Kurator der Universität. Geboren 1593 als Sohn des Pfarrers Magister Peter Martini in Hořowitz, Kreis Beraun, ausgebildet in Saaz, Laun und auf der Universität Prag, wurde er Rektor in Wodňan bei Budweis, 1612 dort Pfarrer und 1615 Pfarrer in Litne (Liten bei Beraun?). In Prag war er Adjunkt von Pfarrer Rosacius an St. Nikolai, Kleinseite, 1618 Pfarrer zu St. Castullus und St. Crucis majoris. 1621 flüchtete er mit seiner Familie mitten im Winter übers Erzgebirge nach Altenberg und weiter nach Wittenberg. Als Begleiter einer Adelsreise 1626 in England geadelt, als Martini de Drazowa, wurde er nach seiner Rückkehr in Pirna Prediger der böhmischen Exulanten. 1628 überließ der Kurfürst diesen die dortige Nikolai-kirche. Nach erneuten Versuchen in Prag, 1631/2, wirkte er in Pirna bis 1639. Auf dem Leichenstein stand „Theologus inter Bohemos excellentissimus“. Seine Schriften sind teils lateinisch, teils tschechisch geschrieben. Sein Gesangbuch „Enchiridion“ wurde von andern Geistlichen bekämpft. Böhmi-sche Brüder wollte er lutherisch machen²⁰⁰.

Martius. Ein Pfarrer dieses Namens soll an St. Adalbert in Prag gewesen sein²⁰¹.

Matig, desgleichen Geistlicher bei St. Veit in Prag²⁰².

Matthiades, Johann, war nach Czerwenka²⁰³ an St. Martin in Prag tätig.

Mönch, Jakob, war 1564 Diakonus, ein Jahr später Archidiakonus in Dohna bei Pirna. Abgesetzt, ging er nach Böhmen. 1570—1584 war er Pfarrer in Neustadt bei Leipa, 1595 in Algersdorf bei Leipa. 1610 kam er als Pfarrer nach Kuttendorf, 1611 nach Prag Neustadt. 1615 wurde er Schloß-prediger der Gräfin Anna Slawata, geborenen Schlick, in Leipa. Obwohl vom Schlag getroffen, wurde er 1621 mißhandelt. Trotz eines zweiten Schlag-anfalls im Winter 1622 vertrieben, kam er am 7. Januar 1623 sterbend nach Stolpen in Sachsen²⁰⁴.

Niesner. Die Frau eines Kirchners dieses Namens von Prag starb in Pirna²⁰⁵.

Nissel, Wenzel (Nissolius), Pfarrer zu St. Adalbert in Prag, wurde 1621 vertrieben. In Pirna wurde ein Kind von ihm begraben. In Geising nahm er am Begräbnis des Longolius (s. d. oben) teil²⁰⁶.

Rosacius (Johann Rosak Horschowsky) war Pfarrer zu St. Nikolai auf der Kleinseite in Prag und 1621 Tröster der Verurteilten. Er hatte an die Erklärung der Defensoren vom 20. Mai 1618, die von allen Kanzeln Prags verlesen wurde, ein Gebet angeschlossen, um den Segen Gottes für den schwe-

²⁰⁰ Pescheck 31, 33.

²⁰¹ Ebenda 38.

²⁰² Ebenda 126.

²⁰³ Czerwenka II, 553.

²⁰⁴ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 158. — Pescheck 38.

²⁰⁵ Ebenda 37.

²⁰⁶ Ebenda 37, 43.

ren Kampf der Stände um die evangelische Freiheit zu erleben. Als Flüchtling weilte er in Zittau²⁰⁷.

Scherer, Siegmund (auch Schererz genannt, vielleicht als Bergmannsname): Sein Vater war Bergarbeiter in Annaberg. Geboren 1584, studierte Siegmund ab 1604 in Leipzig und verfaßte Kirchenlieder. 1607 begann er als Diakonus in Arnsfeld bei Annaberg, kam 1609 als Pfarrer nach Schlaggenwald und 1616 nach Karlsbad. Dort erwähnt ihn Deucer. Dann war er Rektor in Tachau und wurde 1619 Pfarrer an der Salvatorkirche. Als er mit seinen Amtsbrüdern am 29. Oktober 1622 Prag verlassen mußte, verfaßte er sein „Vale Pragense“, das im gleichen Jahr in Braunschweig gedruckt wurde. Er begab sich nach Schandau. In Dresden freundlich aufgenommen, taucht er 1623 als Exulant in Leipzig auf und wird dann Superintendent in Lüneburg. Gestorben ist er 1639. Eine seiner Schriften heißt „Patientia sanctorum“²⁰⁸.

Wagner, Kaspar, Magister von der Dreifaltigkeitskirche in Prag, kam nach Sachsen, ging aber bald nach Neubrandenburg und ist dort gestorben²⁰⁹ (vgl. unter Sebastiansberg).

Winter, Tobias, von Deucer erwähnt als Superintendent in Prag. Er stammte aus Zeitz, besuchte ab 1577 Schulpforta und war Pfarrer in Bensen. Seit etwa 1598 war er in Prag und ist dort gestorben²¹⁰.

Wrbensky (Verbenius), Victorin, Magister, war Pfarrer in Deutschbrod und in Prag an St. Nikolai in der Altstadt. Er war gelehrter Schriftsteller und Verfasser vieler Schriften. Mit Rosacius (s. o.) tröstete er die gefangenen Patrioten. 1621 flüchtete er nach Zittau und starb dort vor 1631. Seine Tochter heiratete dort, und seine Witwe starb ebenfalls in Zittau²¹¹.

Aufregende Zeiten im Leben dieser Prager Evangelischen waren der Einzug Friedrichs V. von der Pfalz, der Bildersturm, den dessen Begleiter Abraham Scultetus im Veitsdom anstiftete, die Schlacht am Weißen Berge, die Hinrichtung der Führer des Aufstandes gegen die Habsburger, wobei in der langen Haft der Verurteilten viele der Geistlichen als Tröster das tiefe Leid der Männer und ihrer Familien mit trugen, endlich der Beginn der Vertreibung. Am 13. März 1621 erhielten zuerst alle reformierten Professoren der Universität, Lehrer an Schulen, Prediger der reformierten Gemeinde und Brüderpriester in Prag den Befehl, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen²¹². Von ihnen dürften sich nur wenige nach Sachsen gewandt haben, das gegen reformierte Zuzüglinge mißtrauisch war. Den Lutheranern in Prag war noch eine Frist von neun Monaten beschieden. Erst am 13. 12. 1621, also im Winter mit seinen Unbilden, vor Weihnachten, erhielten alle evangelischen Prediger

²⁰⁷ Ebenda 72. — Czerwenka II, 608, 630. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 70, 80.

²⁰⁸ Pescheck 29, 60, 170. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 142; 20 (1899) 73. — Ders.: Pfarrer in Karlsbad 39.

²⁰⁹ Pescheck 29. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 73.

²¹⁰ Ebenda.

²¹¹ Ebenda 77. — Pescheck 73, 169. — Czerwenka II, 630.

²¹² Ebenda 632.

den Befehl, binnen drei Tagen die Stadt, innerhalb acht Tagen Böhmen zu verlassen. Sachsen erhob am 21. Dezember 1621 dagegen Beschwerde²¹³. Als Ausgewiesene werden genannt: Georg Dicastus, Wenzel Witek, Magister Johann Langmann, alle von der Teinkirche; Verbenius von St. Niklas; Magister Samuel Martini von St. Castellus; Jakob Jakobides von St. Martin; Veit Jaksch von St. Gallus; Johann Lunacius von St. Ägidi mit dem Diakon Johann Varschovius; Magister Jakob Jakobäus von St. Michael — alle in der Altstadt; Veit Fagellus von St. Heinrich; Magister Tobias Adalbert von St. Clemens; Magister Matthäus Ethesius von St. Adalbert; Matthias Janda von St. Michael; Nikolaus Mařik von St. Adalbert; Johann Hertwitz von St. Stephan; Adam Clemens von St. Wenzel — alle aus der Neustadt Prag; von der Kleineseite Johann Rosacius von St. Nikolaus²¹⁴. Ein Vergleich mit oben behandelten Namen ergibt, daß nur einige davon unter den nach Sachsen Geflüchteten erscheinen. Viele mögen sich nach Nürnberg, Franken, in protestantische Reichsstädte oder nach Norddeutschland gewandt haben²¹⁵.

Inzwischen hofften viele der Vertriebenen zurückkehren zu können. Bestärkt wurden sie in diesem Glauben, als der sächsische Kurfürst 1621 für Ferdinand II. das Egerland unterwarf, wodurch dort für den Protestantismus bis zum Jahre 1627 noch einige Jahre Frist gewonnen wurde²¹⁶. Ein zweites Mal schien die Rückkehr nach der Schlacht bei Breitenfeld gesichert. Denn im September 1631 rückten kursächsische Truppen abermals ins Egerland ein, Kurfürst Johann Georg I. erschien vor Prag und zog am 20. November dort ein. Sogleich kehrten 70 evangelische Geistliche nach Prag zurück. Aber keiner von ihnen, sondern der sächsische Feldprediger Martin Pelargus (Storch) hielt den ersten Gottesdienst in der wieder protestantischen Salvatorkirche^{216a}. Martini (s. o.) wurde Pfarrer an der Teinkirche und Direktor des protestantischen Konsistoriums, Kurator der evangelischen Universität. Seine Assessoren waren Adam Clemens (St. Wenzel), Johann Rosacius (St. Nikolaus), Magister Paul Cruppius (St. Heinrich), Johann Hertwitz (St. Stephan) und Stephan Holomuczinsky (St. Peter). Die Jesuiten waren gewichen, die Universität wurde erneut evangelisch²¹⁷.

Zu den zurückgekehrten Geistlichen gehörten Matthäus Przibislawski, der in der Prager Neustadt die Pfarre St. Stephan übernahm²¹⁸, und Wenzel Machaon als dritter Prediger in St. Heinrich. Gefangen und verbannt, flüchtete er nach Zittau. Lunak Domeslizky wurde 1632 erneut aus der Ägidienkirche vertrieben. Er starb in Wittenberg²¹⁹. Matthias Crocinus war 1631/2 Prediger an der Teinkirche. Er flüchtete nach Zittau und starb 1648. Desgleichen

²¹³ Loesche 391.

²¹⁴ Czerwenka II, 637.

²¹⁵ Pescheck 16.

²¹⁶ Gradl 255. — Lehmann: Kriegschronik 27.

^{216a} Preiß 154.

²¹⁷ Czerwenka II, 646.

²¹⁸ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 78.

²¹⁹ Ebenda 77.

flüchtete Johann Landsmann (Langmann), dritter Geistlicher zu St. Nicolai, Kleinseite, nach Zittau²²⁰.

Martini hielt die Gedächtnispredigt, als die abgeschlagenen und bis dahin aufgespießten Köpfe der 1621 hingerichteten 27 Männer in der Teinkirche beigesetzt wurden. 70 evangelische Geistliche waren dabei zugegen²²¹. Erwähnt seien noch Janda (s. o.), Magister Daniel Alginus, der bis 1621 Pfarrer in Wrana bei Laun gewesen war, Matthäus Pirynäus, vorher Pfarrer in Bezdinecz (= Bezděditz) bei Beraun, der schon einmal nach Pirna geflüchtet war²²². Am 15. Mai 1632 kapitulierte der sächsische Befehlshaber nach Beschießung durch die neue kaiserliche Armee. Wallenstein zog in Prag ein²²³. Die lutherischen Prediger hatten sich in der Salvatorkirche versammelt. Diese wurde besetzt und die Geistlichen kamen ins Gefängnis. Am 30. Mai mußten sie alle aus der Stadt, nachdem sie nur fünf Monate erneut hier hatten wirken können.

Die Flucht der Ausgewiesenen nach Sachsen

Als in Prag und vielen anderen böhmischen Orten die lutherischen Pfarrer und Lehrer weichen mußten, ergaben sich als nächste Ziele für die, die aus Sachsen stammten oder dorthin Beziehungen hatten, das Erzgebirge, das Elbtal und die Lausitz. Trotz der Unbilden des Winters schlugen sich manche über St. Joachimsthal nach Oberwiesenthal durch, um weiter Annaberg und Buchholz zu erreichen. Andre überschritten das Erzgebirge auf dem Nollendorfer Paß und trafen in Altenberg ein. Elbabwärts erreichten andre Schandau, Pirna und Dresden²²⁴. Ein Hauptziel wurde Zittau. In Dresden bildete sich eine Art antihabsburgischer Emigrantenregierung der geflüchteten Adligen, die vom Kurfürsten Hilfe erhofften. Die Pfarrer meinten wohl, in Hoë von Hoënegg einen Mittler zu finden, und als sie darin enttäuscht wurden, wuchs ihr Haß gegen ihn.

Viel Elend ward offenbar, als immer neue Scharen flüchtiger Geistlicher mit Frauen und Kindern in Sachsen eintrafen. In Oberwiesenthal kommunizierten zwölf böhmische Pastoren bei dem dortigen Pfarrer Heinrich Rühel, der aus St. Joachimsthal stammte, in Annaberg und Naumburg die Schule besucht hatte, seit 1586 in Wittenberg, wie viele aus Böhmen, studiert hatte und 1596 dort für Oberwiesenthal ordiniert worden war²²⁵. Seine geflüchteten Amtsbrüder halfen ihm, die Menge der über die Grenze herüber kommenden Kommunikanten zu versorgen. Noch 1627 waren zwölf Geistliche in Oberwiesenthal²²⁶.

²²⁰ Ebenda 75.

²²¹ Ebenda 76.

²²² Ebenda 80.

²²³ Czerwenka II, 646.

²²⁴ Pescheck 42.

²²⁵ Buchwald: Beiträge 23 (1902) 193.

²²⁶ Lehmann, Christian: Landchronik. Handschr. in d. Univ.Bibliothek Leipzig Rep VI, Nr. 29, S. 76. — Vgl. dazu Sieber, Siegfried: Neu entdeckte Aufzeichnungen Christian Lehmanns. Sächsische Heimatblätter (Dresden 1963) H. 1.

Auf eine Anfrage des Annaberger Rates an den Kurfürsten antwortete dieser am 19. November 1622: „So viel nur die Geistlichen, welche deswegen, daß sie ihrer Dienste erlassen, herausweichen, betrifft, sind wir zufrieden, daß man dieselben uff eine Zeitlang mit den Ihrigen einnehme²²⁷.“ Meltzer notiert ab 1622 neun Geistliche, die sich als Exulanten in Buchholz aufhielten²²⁸. Die Chronik von Thum erzählt: „1624 sind 30 vertriebene Pfarrer, Schulmeister, Kirchendiener, Studenten, die oft in schrecklicher Weise ausgeplündert und verwundet waren, durch Thum gezogen.“ Solche Durchzüge dauerten bis nach 1627 an. Vom 13. Februar 1627 bis zum 17. Juni 1628 wurden in Thum 31 vertriebene Pfarrer durch kleine Gaben unterstützt²²⁹. Noch bis zum Ende der 30er Jahre kamen Exulanten. Denn weitere kaiserliche Edikte vom 24. Juli und 25. September 1623 betrafen die Vertreibung der Prädikanten²³⁰. Bedürftige geistlichen Standes erbaten an Kirchtüren Almosen und wiesen dazu Zeugnisse vom Konsistorium vor. Armer Prediger und Lehrer nahmen sich besonders ihre geistlichen Amtsbrüder in Sachsen an und überließen ihnen manche Amtshandlungen. Auch wurden Kirchenkollekten für Exulanten gesammelt und 1622 eine Exulantenkasse gegründet²³¹. Syrauer Armenrechnungen verzeichnen Almosen an vertriebene Pastoren²³². Veit Jaksch aus Prag (s. o.) rühmte die Huld des Kurfürsten, der die Verfolgten „freundlich in sein Kurfürstentum“ einlud²³³. Viele Exulanten dankten für Hilfe in lateinischen Versen.

Nach den Kaiserlichen Edikten von 1623 waren binnen kurzem die meisten böhmischen Städte und Herrschaften ohne Geistliche. Örtlich sorgten Lehrer noch für kirchliche Betreuung, Taufen usw.²³⁴. Obwohl Ferdinand aus habsburgischen Landen katholische Priester und Ordensleute aus Westfalen, vom Rhein, aus Bayern heranzog²³⁵, dauerte es lange, bis überall der Katholizismus wieder durchdrang, und den ausgewiesenen Pfarrern folgten ja bald auch Bürger, Bauern und Handwerker in die Verbannung. Um 1627, zur Zeit der „Verneuerten Landesordnung“ vom 10. Mai 1627²³⁶, womit ein Umsturz der böhmischen Verfassung erfolgte und der habsburgische Absolutismus sich voll entwickelte, unterstanden viele böhmischen Städte wieder katholischen Geistlichen²³⁷. Für andere fehlte es an Pfarrern; sie wurden notdürftig von benachbarten Pfarreien aus betreut, oftmals zwei oder drei durch einen

²²⁷ Pescheck 18.

²²⁸ Meltzer: Buchholz 249.

²²⁹ Schneider, Paul: Thum während des Dreißigjährigen Krieges. In: Gemeinverständl. wiss. Aufsätze. Hrsg. vom Erzgebirgszweigverein Chemnitz. Bd. 2. Chemnitz 1896, S. 86.

²³⁰ Loesche 391.

²³¹ Pescheck 19.

²³² Ebenda 58.

²³³ Ebenda 16.

²³⁴ Czerwenka II, 641.

²³⁵ Wandruszka 220.

²³⁶ Wierer 55.

²³⁷ Czerwenka II, 643.

Pfarrer. Noch 1650 waren im Elbogener Kreis zwei Drittel der Pfarrstellen nicht besetzt. Im Erzgebirge gab es noch 1671 und sogar bis 1680 ganze Gemeinden an der Grenze zu Sachsen, deren Einwohner in ihrer Mehrheit Protestanten waren und erst durch Zwang, Einquartierung von Soldaten usw., katholisch gemacht wurden. Z. B. wurden die Bewohner der Herrschaft Graslitz erst zwischen 1671 und 1676 durch Zwang genötigt, die Messe zu besuchen und sich damit als wieder katholisch auszuweisen, soweit sie nicht lieber nach Sachsen auswanderten. Die Bergstadt Frühbuß wurde erst zwischen 1681 und 1684 katholisch. Als allerletzte Lutheraner auf böhmischer Seite des Erzgebirges wanderten Bergleute 1728 von Graupen nach Böhmischem Zinnwald aus. Sie wandten sich außer nach dem sächsischen Zinnwald nach Altenberg, Geising, Lauenstein, gründeten Neu Georgenfeld, Gottgetreu und Rudolphsdorf²³⁸.

Es sollen im folgenden einige Städte behandelt werden, von denen aus der Zug der Geistlichen nach Sachsen gut verfolgbar ist.

Eger. Hier mußte am 12. Dezember 1627 Superintendent Johann Hofstetter (s. o.) seine letzte Predigt halten. Nach vergeblichem Versuch, eine kleine Kirche in Eger für die Protestanten zu behalten, kam am 5. September 1628 vom Kaiser der Befehl, die Prädikanten aus Stadt und Kreis Eger ohne Abschiedspredigt und Komitat innerhalb dreier Tage fortzuschaffen. Die meisten Landpfarrer um Eger waren schon am 2. Februar 1628 weggezogen, als letzter der alte Nikl Frank mit einem Viaticum vom Rat der Stadt²³⁹. Bis zum 20. September 1628 verließen dann folgende Geistliche ihre Wirkungsstätten: Superintendent Hofstetter, Archidiakon Löw (s. o.), Kondiakon Christian Renner, Subdiakon Adam Brusck, Pfarrer Ägidius Brandner von Nebanitz, Pfarrer Bernhard Michl von Oberlohma, Pfarrer Abraham Brusck von Dreinz, Pfarrer Adam Brüschenk von Albenreuth, Pfarrer Johann Goldner von Frauenreuth, Pfarrer Niklas Frank von Mühlbach, Pfarrer Kaspar Reinl von Haslau, Pfarrer Daniel Betulius von Wildstein und Pfarrer Heinrich Goldner von Kinsberg²⁴⁰. Die meisten sind oben nach der Liste Deucers schon behandelt. Viktorin Polant war schon 1625 aus Eger exuliert. Er bekam eine Pfarre in Roßwein in Sachsen²⁴¹. Der Pfarrer von Klinghart, Georg Martius, wurde ebenfalls 1628 vertrieben. Er ist 1597 in Asch geboren, wo sein Vater Ratsherr war, empfing die Dichterkrönung und wurde 1622 Pfarrer in Klinghart. Bei der Flucht kam er mit seinem Weibe und drei kleinen Kindern nach Asch und wurde im nahen Brambach auf sächsischer Seite Organist. 1631 zog er als Feldprediger mit den sächsischen Truppen in Eger ein und hielt auf Befehl des Kurfürsten in der wieder protestantisch gemachten Hauptkirche die Dankpredigt, den 100. Psalm zugrunde legend. Von Holks Soldaten vertrieben, war er 1632 ohne Amt, wurde 1633 Pfarrer in

²³⁸ Hammermüller, Martin: Um Altenberg, Geising und Lauenstein. Werte der deutschen Heimat 7 (1964) 128, 134, 147, 174, 184.

²³⁹ Gradl 252.

²⁴⁰ Ebenda 255.

²⁴¹ Pescheck 54.

Beiersdorf bei Werdau und ist dort 1679 gestorben. Aus vier Ehen wuchsen ihm 18 Kinder heran. Er galt als guter Dichter und Disputator. Sein in Klinghart 1628 geborener Sohn Georg Sigismund Martius wurde Magister und ab 1655 Pfarrer in Orten bei Werdau. Er ist 1712 gestorben²⁴².

Schlaggenwald. Wie schon im 1. Teil ausgeführt, war dieser Mittelpunkt des Zinnbergbaus eine ausgeprägt protestantische Stadt. Die lutherischen Geistlichen daselbst sind von Scheuffler²⁴³ ausführlich behandelt worden. Da Deucer in Schlaggenwald wohnte, nennt er dort die Geistlichen Rot, Sextus, Rabenstein und die Lehrer Rappold, Jahn, Crinesius, Multz (s. o. unter Deucers Liste). Erst nach Abfassung von Deucers Liste wurde Magister Martin Löscher in Schlaggenwald Konrektor. Er ist geboren 1595 in Markneukirchen in Sachsen, wo sein Vater Pfarrer war, studierte ab 1612 in Leipzig, wurde 1620 in Straßburg Magister neben Sebastian Fürgang (s. d.), nach dessen Weggang er im September 1624 Rektor in Schlaggenwald wurde. 1625 mußte er die Stadt verlassen, ging als Diakonus in seine Vaterstadt, betätigte sich ab 1634 als Feldprediger und wirkte von 1635 an in Rabenstein bei Chemnitz als Pfarrer bis zu seinem Tode 1677.²⁴⁴ Sein Sohn Samuel war Säugling, als seine Eltern flüchteten²⁴⁵.

Schlackenwerth. Hier begann die Gegenreformation am 24. August 1624. Pfarrer Praunelius (Breinl), der aus dem nahen Falkenau stammte und 23 Jahre das Pfarramt in Schlackenwerth verwaltet hatte, entwich nach Thüringen²⁴⁶. Georg Mönchmeyer, laut Deucers Liste Diakonus in Zettlitz, kam 1618 als Diakonus hierher²⁴⁷. Konrektor in Schlackenwerth war seit 1615 Magister Wenzeslaus Fehrmann. Geboren in Dresden, Sohn eines Lehrers an der Kreuzschule, wurde er nach seiner Vertreibung Diakonus in Eilenburg bei Leipzig und starb 1637 an der Pest²⁴⁸. Die in Schlackenwerth geborenen Georg Kühn, Samuel und Adam Seling sind im 1. Teil behandelt. Ein Christoph Seling, geboren 1633 in Schlackenwerth, bezog 1656 die Leipziger Universität, wurde Magister, Subdiakon in Großenhain und starb 1662²⁴⁹.

In den Bergstädten des Erzgebirges hielt sich der Protestantismus noch einige Zeit, obwohl kaiserliche Beamte und die von Ferdinand II. neu eingesetzten Besitzer der Herrschaften am Gebirgsrand sich mit der Rekatholisierung beeilten. So erließ Dr. Georg Landherr für die Kreise Elbogen, Saaz, Rakonitz, katholische Tauf- und Begräbnisordnungen, und im Kreise Saaz trieb Dominik von Clara lutherische Prediger fort²⁵⁰.

²⁴² Ebenda 45. — Grünberg.

²⁴³ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 188.

²⁴⁴ Grünberg.

²⁴⁵ Pescheck 56.

²⁴⁶ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 192.

²⁴⁷ Grünberg.

²⁴⁸ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 193.

²⁴⁹ Grünberg.

²⁵⁰ Pescheck 45.

St. Joachimsthal. Dessen Reformationsgeschichte ist dargestellt von Pescheck „Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Böhmen“, Bd. 2 (1844). Die bereits in unserem 1. Teil betonte Schlüsselstellung der Stadt im „Tal“ wird besonders deutlich an den aus St. Joachimsthal stammenden, in Wittenberg ordinierten Geistlichen²⁵¹. 1551 war Michael Eyben aus St. J. Kantor zu Wilsdruff, wird Pfarrer; 1539 Ambrosius Fischer aus St. J. ordiniert als Pfarrer zu Gottesgab; 1548 Bartholomäus Reibolt aus St. J. ordiniert in seiner Heimatstadt; 1548 Johann Hirß vom „Thal“, Bakkalaureus in Kaaden, ordiniert als Pfarrer in Preßnitz; 1550 Johann Salater, Bakkalaureus in St. J., wird dort Pfarrer; 1551 Gregorius vom Thal wird Pfarrer in Dotterwies; Georg Patzschka aus St. J., ordiniert als Pfarrer in Luckenwalde; 1552 Bartholomäus Beyer aus St. J., Schulmeister in Abertham, wird ordiniert als Pfarrer in Ottenreuth; 1553 Andreas Richter aus St. J., Schulmeister in Preßnitz, wird Pfarrer von Maschau; 1553 Johannes Fabritius aus St. J., Schulmeister in Tepitz, wird Pfarrer in Schlaggenwald; 1557 Christoph Brenner aus St. J. wird Diakonus „geinder Czane“ (?).

Unter den in St. J. Tätigen war Johann Schreiter (von Erzstein) ab 1597 Bakkalaureus und 1604 Rektor. Er stammte aus Annaberg, geboren 1578 als Sohn des Stadtrichters und Hüttenschreibers. Er besuchte das Annaberger Gymnasium und bezog 1596 die Leipziger Universität. 1601 wurde er Magister, 1617 Doktor. Nach seiner Lehrerzeit in St. J. kam er 1608 als Diakonus nach Annaberg, ging aber wieder nach Böhmen, 1615 als Pfarrer nach Kaaden. 1617 nach Wurzen als Superintendent berufen, wurde er 1633 dort Dompropst und starb 1638²⁵². Meltzer erwähnt seine Abschiedspredigt in Kaaden²⁵³. Sein Bruder Philipp Schreiter, geboren 1586, war 1600—1606 auf der Fürstenschule zu Meißen, studierte in Leipzig und wurde 1608 Schulmeister in St. J. Dann kam er als Bergprediger nach Annaberg und starb dort 1621²⁵⁴.

Der kaiserliche Rat und Hauptmann, Christoph Graf von Grünberg, befahl am 12. August 1623, alle nichtkatholischen Priester abzuschaffen, ließ am 19. die Kirche schließen und setzte am 22. die Geistlichen ab. Die davon Betroffenen, Jacob Schober, Gregor Richter und Paul Münch, sind im Zusammenhang mit Deucers Liste behandelt. Dr. Georg Landherr, Dominikaner, der St. J. katholisch machen sollte, stieß auf heftigen Widerstand, und auf Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen gewährte Kaiser Ferdinand II. noch bis 1627 Bedenkzeit. Sie wurde mehrfach verlängert. Der Kurfürst schrieb auch an die evangelischen Reichsfürsten, sie sollten Fürsprache einlegen. Als 1625 Graf Michna mit Jesuiten nach St. J. kam, entwichen die noch dort wohnen-

²⁵¹ Buchwald, Georg: Die Bedeutung der Wittenberger Ordiniertenbücher 1537—1560 für die Reformationsgeschichtsforschung Österreichs. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 16 (1895) 29—34, hier S. 32—34.

²⁵² Grünberg.

²⁵³ Meltzer: Buchholz 326.

²⁵⁴ Grünberg.

den evangelischen Geistlichen nach dem nahen Oberwiesenthal. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Wechselfällen wirkte aufschiebend, besonders das Jahr 1631 mit dem Vordringen der Sachsen. Um 1650 folgte die Austreibung der Bergleute und Bürger, die nicht katholisch werden wollten, und bald darauf die Gründung der Exulantenstadt Johannegeorgenstadt dicht an der Grenze auf sächsischem Boden²⁵⁵.

Aus St. J. stammten noch Peter Hentzel, geboren 1586. Er studierte 1606 in Leipzig, wurde 1612 Pfarrer in Oßling bei Kamenz und starb 1649. Valentin Lehmann ist 1594 in St. J. geboren. 1637 floh er von da, wurde anschließend Diakonus in Sayda und starb dort 1674²⁵⁶. Pfarrer in St. Joachimsthal war auch Pauly Teubner gewesen, später Ludimoderator in Scheibenberg²⁵⁷. Ein Pastor Schmiedler aus St. J. ordinierte 1631 in Platten den Pfarrer Jahn (siehe Platten!)²⁵⁸.

Erzgebirgische Bergstädte

Die meisten sind im 1. Teil behandelt, einige kommen bei Scheuffler vor. Hier seien etliche erwähnt.

Eine Bittschrift der Gewerken und Verleger der Bergleute in den Bergstädten Platten und Gottesgab, die bis 1547 bzw. 1554 kursächsisch waren, und St. Joachimsthal vom 14. August 1624 sowie ein Schreiben des Kurfürsten vom 18. Juni 1625 an den Kaiser wenden gegen Vertreibung der Lehrer hier im Gebirge ein, daß ja der Kurfürst vertragsgemäß Anteil am dortigen Bergbau hatte und die Geistlichen mitbesoldete. Die Gefahr, daß die Bergleute um ihres Glaubens willen abwandern und die Bergwerke dadurch zugrundegehen würden, der Kurfürst als Teilhaber also geschädigt würde, wird dem Kaiser gegenüber stark betont. Tatsächlich ist das ja bald in vielen Bergbauorten eingetreten²⁵⁹.

Platten hatte²⁶⁰ von 1533 bis 1624 elf Pfarrer und von 1562—1613 acht Diakone gehabt. Einige davon wurden im 1. Teil behandelt, andere, wie Georg und der 1624 vertriebene Kilian Rebentrost, nach Deucers Liste. Johann Jahn stammte aus Schneeberg, wo sein Vater Lehrer war. 1604 geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das zu Magdeburg und studierte in Leipzig. Von 1631 bis 1635 war er Pfarrer in Platten. Als der sächsische Kurfürst 1635, um die Überflutung und Ausplünderung seines Landes durch kaiserliche Truppen zu beenden, mit dem Kaiser den Prager Frieden schloß und dabei die seit 1620 besetzte Lausitz endgültig erhielt, hätte er mindestens für die Protestanten in den Bergstädten Erleich-

²⁵⁵ Sieber, Siegfried: Exulanten. Glückauf! Zeitschr. d. Erzgebirgsvereins (1962) H. 1 u. 2.

²⁵⁶ Grünberg. — Pescheck 53. — Hering III, 258.

²⁵⁷ Lehmann, Christian: Chronik von Scheibenberg. Handschr. in d. Univ.Bibliothek Leipzig.

²⁵⁸ Pescheck 51.

²⁵⁹ Loesche 395.

²⁶⁰ Scheuffler: Zug d. österr. Geisl. 20 (1899) 56.

terungen durchsetzen können. Das Gegenteil trat ein. Nach diesem Friedensschluß wurde den Plattenern ernstlich befohlen, katholisch zu werden, und Jahn mußte am 5. September 1635 den Kirchenschlüssel auf dem Rathaus niederlegen²⁶¹. Statt des lutherischen Lehrers Elias Richter, der ausgewiesen wurde, übernahm der katholische Johannes Richter die Schule. Ein Theophilus Richter, vielleicht der Sohn des Elias, geboren in Platten, wurde Kantor in Geyer und 1665—1691 Diakonus in Ehrenfriedersdorf²⁶². Jahn, 1635 vertrieben, weilte zwei Jahre in Dresden, bekam 1637 das Pfarramt Kürbitz bei Plauen, verlor aber durch Kriegsdrangsale Hab und Gut und wandte sich 1642 nochmals nach Platten, wohin infolge des Krieges und des schwedischen Vormarsches der Einfluß des Kaisers nicht mehr reichte. Er besaß dort ein Haus. Nach dem Kriege mußte er 1650 erneut weichen, zog zuerst in den nächsten sächsischen Ort Jugel, dann nach Schneeberg und starb dort 1651. Die Gedächtnispredigt auf ihn hielt der Exulant Christoph Schindler (s. Prager Geistliche). Sie wurde 1653 in Zwickau gedruckt. Er selber verfaßte einen „Schrift- und Sternhimmel“ und einen „Katechismus-Stern“ sowie eine hebräische Grammatik²⁶³. Sein in Platten geborener Sohn Magister Johann Jahn d. J. war von 1685—1716 Pfarrer in Aue, wo ein lebensgroßes Bild von ihm vorhanden ist, und dessen Sohn Daniel folgte bis 1733²⁶⁴.

Da es im Gebirge sehr an katholischen Geistlichen mangelte, wurde nach 1625 von Schlackenwerth aus Platten samt Gottesgab und Abertham und vielen kleinen Bergwerks- und Waldorten von einem einzigen Priester betreut. In Platten half der lutherische Schulmeister Elias Richter aus. Jahns Predigten, Austeilung des Abendmahls, Taufen, Trauungen mußten im Geheimen, oft bei Nacht, geschehen, in Jahns Haus, der Wohnung eines Bürgers oder in Gebäuden der sächsischen Glashütte Jugel²⁶⁵. 1625 ließen viele Plattener Einwohner ihre Kinder in den sächsischen Orten Oberwiesenthal, im noch protestantischen Gottesgab, auch in Abertham oder Graslitz taufen oder dort trauen. 1629 kam Pfarrer Erasmus Pistorius (s. o.) von Abertham herüber nach Platten und traute und taufte in Bürgerhäusern. Am 17. Januar 1630 wurde die Teilnahme an auswärtigen kirchlichen Handlungen den Plattenern untersagt und das lutherische Lesen in der Kirche verboten. Aber 1631, nach dem Vormarsch der sächsischen Truppen und nach Vertreibung der katholischen Geistlichen, übertrug der in St. Joachimsthal neu eingesetzte Superintendent Daniel Schmiedler das Pfarramt Platten an Jahn²⁶⁶.

Bäringen (oft Perniger genannt). Hier war 1632 Samuel Metzler Prediger. Geboren 1607 als Sohn des gleichnamigen Diakonus zu Schlettau²⁶⁷,

²⁶¹ Jahn, Robert: Auf der Platt. 1932, S. 32.

²⁶² Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 62.

²⁶³ Ebenda 60. — Pescheck 50. — Grünberg. — Meltzer: Schneeberg 597.

²⁶⁴ Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Schneeberg 231.

²⁶⁵ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 62.

²⁶⁶ Neue Sächs. Kirchengalerie, Ephorie Schneeberg 432.

²⁶⁷ Meltzer: Buchholz 401.

hatte er in Leipzig studiert. Über seine Vertreibung berichtet Christian Lehmann²⁶⁸: Kroaten fielen von Neudek her in Bäringen ein und schossen auf die Bürger. Metzler floh nach Buchholz, verbarg sich in einem Stall, wurde aber doch von den plündernden Wallensteinern gefunden und gequält, bis er sich mit 50 Reichsthalern „ranzionierte“. Er wurde 1637 Pfarrer in Cranzahl bei Annaberg, und Lehmann berichtet weiter von ihm: Ein wilder Pfaffe war in Weinberg (Weipert), der die Leute vom Felde in die Kirche trieb. Sie waren früher über die Grenze nach Cranzahl zu Beichte und Abendmahl gekommen. Metzler ging nach Weipert und stellte ihn zur Rede. Jener schlug ihn mit dem Stecken über den Kopf, daß er blutete. Metzler starb 1677. Er soll erblindet sein²⁶⁹.

Katharinaberg. Der Pfarrer von Katharinaberg, Simon Weber, ließ sich 1621 in Seiffen, auf sächsischer Seite, nieder und starb dort 1633^{269a}. Melchior Teucher aus Katharinaberg war 1586—1592 Schulmeister auf der Saigerhütte Grünthal bei Olbernhau, dann Pfarrer in Olbernhau und starb 1624²⁷⁰. Aus Katharinaberg stammte auch Elias Becker, Sohn des im 1. Teil erwähnten Kaspar Becker. Er studierte ab 1604 in Leipzig, war 1622—1629 Rektor in St. Joachimsthal, danach Rektor in Marienberg und 1633 Pfarrer in Olbernhau. Er starb 1664²⁷¹. (Vgl. auch in Deucers Liste „Pistorius“).

Sebastiansberg. Nach Daniel Kalbersberger aus Schlaggenwald, der 1561—1565 Rektor war und am 4. September 1565 in Wittenberg als Pfarrer für Sebastiansberg ordiniert wurde, waren hier zwei gebürtige Sachsen tätig²⁷²: Christoph Seidemann aus Schneeberg und Lazarus Gilbert aus Ehrenfriedersdorf. Seidemann hatte die Schulen zu Eisenach und Annaberg besucht und in Leipzig studiert. 1568—1570 war er Rektor in Sebastiansberg. Dann wurde er in Wittenberg als Diakonus ordiniert. Nach ihm waren Kaspar Wagner (1591—1597) (vgl. unter den Prager Geistlichen) und Wolfgang Vogel (1594—1615) als Geistliche hier. Es folgte Christoph Rainer aus Brüx, 1615—1619 in Sebastiansberg tätig, danach 1625—1632 Diakonus in Frauenstein in Sachsen²⁷³. Lazarus Gilbert, wie sein Bruder Gregor in Ehrenfriedersdorf geboren (1574), besuchte 1588—1594 Schulpforta, wurde in Königswalde bei Annaberg Lehrer, desgleichen 1608 in Zöblitz. 1611 bekam er die Pfarre Tannenberg bei Annaberg, ging aber 1617 als Pfarrer nach Sebastiansberg. Möglicherweise ist er dort vertrieben worden, denn er taucht 1622 als Diakonus in Annaberg auf und wird 1637 dort Archidiakonus. Er stirbt 1644²⁷⁴.

²⁶⁸ Lehmann: Landchronik 252 (vgl. Anm. 257).

²⁶⁹ Grünberg.

^{269a} Dietrich, Alfred: Erzgebirgische Exulantendörfer. Obersächsische Heimatstudien. H. 4. 1927, S. 22.

²⁷⁰ Hering III, 161.

²⁷¹ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 6 (1885) 138.

²⁷² Ebenda 23 (1902) 91.

²⁷³ Grünberg.

²⁷⁴ Hering III, 179.

Niklasberg (vgl. 1. Teil). Elias Fabricius ist schon erwähnt. Sein Nachfolger dürfte Valentin Witzschel gewesen sein. 1593 in Altenberg geboren, wo sein Vater Bergfaktor war, wurde er Fürstenschüler in Grimma 1608—1613, studierte in Leipzig und kam wohl 1618 nach Niklasberg. Dort 1619 verjagt²⁷⁵, fand er in Brand-Erbisdorf bei Freiberg Anstellung als Diakonus, kam 1620 nach Reinhardtsdorf bei Pirna, 1638 nach Schmiedefeld bei Bischofswerda, wo er 1641 starb²⁷⁶.

Platz. Für hier wurde David Peler (Pelerus) aus Schneeberg, nachdem er 1570—1572 Kantor in Komotau, danach Rektor in Willomitz gewesen war, 1573 als Pfarrer ordiniert. Er gehört vielleicht mit Samuel Beler nach Deucers Liste zusammen. Als Pfarrer in Platz werden noch erwähnt: Samuel Schwartz 1586—1590, Ambrosius Flader, zur Oberwiesenthaler Pfarrfamilie Flader gehörig, und Balthasar Rubaum 1592—1597. Als letzter ist der in Deucers Liste erwähnte Johann Tobias Blum hier gewesen²⁷⁷.

Weitere böhmische Städte

Elbogen. Andreas Mohr (Morus) stammte aus Oelsnitz im Vogtland, geboren um 1596. Er studierte in Leipzig ab 1612, wurde 1617 Magister und leitete dann als Rektor die Schule in Elbogen. Vertrieben, bekam er 1624 die Pfarre Markneukirchen im Vogtland. Er starb 1648²⁷⁸. Jeremias Olischer kam aus Elbogen, geboren 1612. Sein Vater war Tuchmacher und Ratsherr. Er sandte den Sohn auf das Gymnasium Plauen und die Universität Leipzig (1629), wo er die Magisterwürde erwarb. 1643 wurde er Pfarrer in Lengfeld im Vogtland, 1644 in Reichenbach i. V. und starb dort 1678. Nach Pescheck ist ein Balthasar Olischer als Knabe aus Elbogen exiliert und Pfarrer in Reichenbach geworden. Das ist wohl nur Vornamensverwechslung²⁷⁹.

Komotau (vgl. Teil 1). Letzter lutherischer Pfarrer war hier Johann Pflesser. Er stammte aus Wellerswalde bei Oschatz, wo sein Vater Pfarrer war. Geboren 1588, gelangte er über die Fürstenschule Grimma und das Gymnasium Freiberg 1607 zur Universität Leipzig und wurde 1617 Nachfolger seines Vaters in Wellerswalde. 1623 kam er als Pfarrer nach Komotau. Nach seiner Vertreibung erhielt er 1627 die Pfarre Neuhausen bei Olbernhau. Er starb schon 1628 oder 1629²⁸⁰.

Sporitz bei Komotau. Michael Eberhard, geboren in Lichtenstein bei Glauchau, besuchte das Gymnasium in Halle, die Universitäten Wittenberg und Leipzig (1602) und wurde Lehrer in Eidlitz, 1611 Diakonus in Sporitz.

²⁷⁵ Pescheck 44.

²⁷⁶ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 180.

²⁷⁷ Ebenda 20 (1899) 64.

²⁷⁸ Grünberg. — Pescheck 56, 168.

²⁷⁹ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 8 (1887) 101.

²⁸⁰ Dietrich 23. — Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 130 nennt ihn Plösser, ebenso Hering III, 261.

Dort vertrieben, fand er Unterschlupf in Wolkenstein, erst als Diakonus 1633, dann als Pfarrer²⁸¹. Auch Elias Fischer wird als Pfarrer in Sporitz genannt. 1645 war er Pfarrer in Niederzwönitz, 1655 in Tannenberg und starb im gleichen Jahre²⁸².

Brüx. Ein Wolfgang Schreiber wird als Pfarrer in Brüx angegeben, der 1635 Pfarrer in Nassau im Erzgebirge war. Gestorben 1645. Rektor in Brüx war Christoph Knorr, geboren 1591 in Plauen, wo sein Vater Festungsbaumeister war. Außer dem dortigen Gymnasium besuchte er das zu Görlitz, studierte ab 1609 in Leipzig und wurde 1616 Rektor in Brüx. 1619 ging er als Pfarrer nach Wilenz, im gleichen Jahr nach Eidlitz. Von dort wurde er 1624 vertrieben, war 1630—1662 Pfarrer in Neuhausen bei Olbernhau und 1663 Pfarrer in Sayda, starb aber bald. Hering²⁸³ berichtet, er habe sich besonders um Protestanten im nahen Böhmen gekümmert. Pescheck²⁸⁴ erzählt: Er taufte in Wäldern in Böhmen und benutzte Baumstämme als Taufische.

Seesitz bei Aussig. Oswald Gottwald (bei Pescheck fälschlich Ottwald), geboren 1541 in Hildburghausen, studierte in Wittenberg und kam 1570 als Diakonus nach Altenberg im Osterzgebirge, 1572 nach Schönfeld bei Dresden. 1593—1609 wirkte er in Seesitz, wo 1903 noch sein Grabstein in der Kirche vorhanden war²⁸⁵. Seine Witwe Magdalena starb 1627 als Exulantin in Pirna. Michael Macht, geboren 1594 in Zeitz, wo sein Vater Schmiedemeister war, besuchte die Fürstenschule Pforta 1609—1615, studierte in Leipzig ab 1616, wurde Magister und bekam 1625 die Pfarre Seesitz. 1624 wurde er vertrieben, flüchtete nach Pirna und übernahm 1626 das Archidiaconat in Frankenberg, ein Jahr danach das Pfarramt daselbst. Gestorben ist er 1664²⁸⁶.

Tetschen. Urban Killer war 1605 bis zur Gegenreformation hier tätig. Er stammte aus Görlitz²⁸⁷. Der bei Deucer behandelte Samuel Mönch blieb bis 1629²⁸⁸. Unter schwedischem Schutz war Georg Eger hier. Er stammte aus Radeberg bei Dresden, geboren 1590. 1616 wurde er Pfarrer in Rengersdorf am Queiß, dann in Böhmen. 1617 kam er nach Rennersdorf bei Löbau, 1619 war er in Bischdorf bei Löbau Pfarrer, 1631 in Rückersdorf bei Pirna, 1637 Diakonus in Neustadt bei Pirna. 1639 kam er nach Tetschen. 1641 erscheint er in Crostau bei Bautzen und stirbt dort 1665²⁸⁹. Aus Tetschen stammte Friedrich Lindner, geboren um 1590. Nach Besuch der Universität Leipzig wurde er Diakonus in seiner Vaterstadt und 1619 Pfarrer in Bertsdorf in der Lausitz. Er starb 1629. Samuel Richter, 1591 in Pirna

²⁸¹ Grünberg.

²⁸² Ebenda.

²⁸³ Hering III, 256. — Dietrich 23.

²⁸⁴ Pescheck 53.

²⁸⁵ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 205.

²⁸⁶ Ebenda. — Pescheck 37. — Grünberg.

²⁸⁷ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 213.

²⁸⁸ Ebenda.

²⁸⁹ Ebenda. — Grünberg. — Paudler, E.: Lehrer und Seelsorger der Reformationszeit. MNEKl 18 (1895) 11.

als Sohn eines Schneiders geboren, besuchte die Fürstenschule St. Afra in Meißen 1609—1615, studierte in Wittenberg und wurde vom Besitzer der Herrschaft Tetschen, Rudolf von Büнау, 1619 als Diakonus nach Tetschen berufen, aber 1625 vertrieben. Als Diakonus in Zschopau, ab 1633 als Pfarrer dasselbst, hat er bis 1678 gelebt²⁹⁰.

Kreibitz. Elias Walther aus Oederan, Pfarrerssohn, kam 1619 nach Crostau, im gleichen Jahr nach Kreibitz. Er soll dort 1620 grausam getötet worden sein. Doch erscheint 1620—1627 ein Pfarrer gleichen Namens in Taubenheim in der Lausitz²⁹¹. Martin Tieftrunk, Rektor in Kreibitz bis 1615, dann Geistlicher in böhmischen Orten, wurde 1622 vertrieben und erhielt das Pfarramt in Niemeck (bei Belzig oder bei Bitterfeld). Sein Sohn Johann Tieftrunk ist 1610 in Kreibitz geboren, besuchte die Kreuzschule Dresden, die Fürstenschule Pforta, studierte 1640 in Leipzig und wurde Pfarrer in Großwaltersdorf bei Freiberg. Er starb 1684²⁹¹. Auch muß es in Kreibitz einen Pfarrer Siebenhaar gegeben haben; denn 1616 wurde dort Malachias Siebenhaar als Pfarrerssohn geboren. Nach dem Besuch der Gymnasien Bautzen, Görlitz und Zerbst wurde er 1643 Konrektor und Kantor in Tangermünde, 1649 Kantor am Gymnasium Magdeburg, 1651 Pfarrer in Nischwitz, 1656 Diakonus in Magdeburg²⁹². Aus Kreibitz stammte ferner Christoph Legeler. 1603 geboren, besuchte er Schulen zu Bautzen, Stendal, Hildesheim und die Universität Wittenberg. 1633 war er ein halbes Jahr Rektor in Rumburg, entkam aber über die Grenze nach Sohland und starb dort 1639²⁹³.

Böhmisch-Leipa. Theophil Lehmann, 1584 in Hainichen in Sachsen als Pfarrerssohn geboren, besuchte St. Afra zu Meißen und die Universität Wittenberg (ab 1604). In Leipa begann er 1609 als Diakonus und wurde 1611 Pfarrer. 1619 legte er infolge eines Streites mit dem Rat, samt seinem Diakonus Fleischmann und dem Schulmeister Heinrich Holzhammer, die Ämter nieder. Er verließ die Stadt und wendete sich nach Tetschen, dann nach Prag, wo Helwig Garth ihn als Vikar verwendete. 1619 wurde er Pfarrer in Wischnitz, flüchtete 1620 nach Komotau und lebte dort anderthalb Jahre ohne Amt. 1621 wurde er Pfarrer in Siebenlehn bei Freiberg, 1627 Frühprediger an St. Petri zu Freiberg und 1628 Amtsprediger zu St. Nikolai. Er starb, wie zuvor sein Sohn und seine Tochter, 1632 an der Pest, seine Frau einen Tag nach ihm²⁹⁴. Sein in Leipa geborener Sohn Michael Gottlieb (Theophilus) besuchte die Fürstenschule Meißen, war in der Pfalz, 1638—1642 als Feldprediger bei den Schweden, Geistlicher in Hamburg, Pfarrer in Zittau und starb 1663²⁹⁵. Jakob Mönch ist unter den Prager Geistlichen behandelt, desgleichen Martin Felmer und Johann Fleischmann bei Deucers

²⁹⁰ Grünberg.

²⁹¹ Ebenda.

²⁹² Ebenda. — Pescheck 60. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 154.

²⁹³ Ebenda 23 (1902) 100.

²⁹⁴ Grünberg.

²⁹⁵ Ebenda. — Ausführlich Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 161.

Liste. Der letzte Diakonus von Leipa war Magister Georg Laurentius (Lorenz). Hier 1591 als Sohn eines Bürgers geboren, besuchte er die Gymnasien Zittau und Hildesheim, studierte ab 1614 in Leipzig, wurde Magister und 1620 in Leipa angestellt. Am Vormittag des Neujahrstages 1622 verlas er die Abschiedspredigt des Jakob Mönch, hielt im Mittagsgottesdienst seine eigne und verließ seine Vaterstadt. In Zittau stand er dortigen Geistlichen zur Seite, wurde 1627 deutscher Kaplan in Löbau und Pfarrer in Lawalde. Wenige Tage nach seiner Frau starb er 1632 an der Pest²⁹⁶. Johann Rabe (Corvinus) aus Leipa und Magister Paul siehe die Deucersche Liste! Der Sohn des Leipaer Schulmeisters Heinrich Holzhammer, Augustin Holzhammer, geboren 1593 in Leipa, wurde 1614 Pfarrer in Spitzkunnersdorf in der Lausitz, 1634 in Lissa bei Görlitz und starb 1635. Paul Mücke (Micanus) aus Leipa war Pfarrer von Dauba, flüchtete 1632 nach Zittau und wurde 1636 Pfarrer von Radmeritz bei Görlitz²⁹⁷.

Kratzau. Hier wirkte Matthäus Greif aus Erfurt 1585—1587 als Pfarrer, ging dann in die Oberlausitz nach Seidenberg und starb als Pfarrer in Linda 1624. Henning Arndt war 1612—1624 der letzte lutherische Pfarrer hier. Außerdem wirkte 1602—1606 Zacharias Keimann (Keymann) als Rektor in Kratzau. 1572 in Bunzlau geboren, wurde er 1606 Pfarrer in Pankraz und Schönbach. Hier soll er schon 1607 vertrieben worden sein. 1617 in Oberullersdorf (Lausitz) untergekommen, mußte er 1628 auch von da fliehen, lebte dann in Zittau und half in Amtshandlungen. Er starb 1633 an der Pest. Sein in Pankraz geborener Sohn ist der berühmte Zittauer Rektor und Liederdichter Christian Keimann. (Meinen Jesum laß ich nicht)²⁹⁸.

Aus Kratzau stammte Christoph Lichtner, 1592 geboren, Sohn des Stadtrates und kaiserlichen Steuereintnehmers Jakob Lichtner und seiner Frau Sarah geborene Kaul aus Reichenberg. Er besuchte die Schule zu Kratzau, desgleichen zu Zittau, und mit seinem Bruder zusammen zu Freiberg, zuletzt das Gymnasium Görlitz. 1611—1613 studierte er in Leipzig. Sieben Jahre war er Kantor in Kratzau. 1621 trat er das Pfarramt Niemes an, mußte es aber 1627 verlassen. Nach Zittau geflüchtet, bekam er die Pfarrei Zodel in der Niederlausitz, war danach in Görlitz Diakonus, Archidiakonus, 1644 Pastor Primarius. Er ist 1653 gestorben. Sein Bruder Jakob Lichtner, 1589 geboren, war 1618—1623 Tertius am Zittauer Gymnasium und starb 1623²⁹⁹. Johann Georg Greif, 1586 in Kratzau als Sohn des erwähnten Pfarrers Matthäus Greif geboren, wurde Substitut seines Vaters in Linda, 1608 bis zu seinem Tode 1622 Pfarrer in Horka/Oberlausitz³⁰⁰. Kaspar Kretschmar aus Kratzau war in Seifersdorf bei Gabel, dann 1616 bis 1619 in Seifhennersdorf, Lausitz, Pfarrer, dann 1620—1623 Pfarrer in Wartenberg bei Gabel, von wo er flüchten mußte³⁰¹. David Vietze aus Kratzau, 1614

²⁹⁶ Ebenda. — Pescheck 19.

²⁹⁷ Ebenda 92, 136. — Scheuffler: Zug d. österr. Geisl. 6 (1885) 198.

²⁹⁸ Ebenda 15 (1894) 186.

²⁹⁹ Ebenda 11 (1890) 152.

³⁰⁰ Ebenda 153.

³⁰¹ Ebenda 153. — Pescheck 72. — Grünberg.

geboren, Stiefsohn des Pfarrers Henning Arndt, begleitete ihn ins Exil und wurde nach Besuch der Schulen Lauban, Bautzen, Zittau und Halle Pfarrer in Schlesien³⁰².

Rumburg. Hier wirkte Diakonus Zöckl, 1579 nach Eibau in der Lausitz versetzt. Ab 1592 war Johann Christian Wagner Geistlicher, der 1595 als Pastor nach Oppach ging, dann Diakonus in Zittau wurde. Ihm folgte Johann Gebler, der 1599—1602 in Küpper bei Lauban wirkte. Sein Nachfolger Balthasar Opitz ist 1616 gestorben. Aus Rumburg vertrieben wurden³⁰³ Pfarrer Friedrich Klinger, gebürtiger Rumburger, 1651 Pfarrer in Taubenheim, und Kantor Georg Kaiser, der Pfarrer in Schönbach bei Kamenz wurde. Diakonus Förster ist 1631 nach Seifhennersdorf geflüchtet³⁰⁴.

Schluckenau. Zu den Ausführungen im 1. Teil seien einige Namen ergänzt: Matthäus Schulze (Scultetus), 1591 in Schluckenau geboren, kam über die Gymnasien Görlitz, Bautzen und die Universitäten Frankfurt a. d. O. (1610) und Leipzig (1612) zuerst als Lehrer 1613 nach Georgswalde. 1627 vertrieben, wurde er 1631 Pfarrer zu Crostau bei Bautzen. 1632 wagte er sich wieder nach Schluckenau, mußte 1635 abermals weichen, übernahm die Pfarre Oppach bei Löbau und 1639 die zu Sohland an der Spree. Er ist 1642 gestorben³⁰⁵. Matthias Loße (Lossius) ist 1579 in Schluckenau geboren, war Pfarrer in Wernsdorf, flüchtete nach Seifhennersdorf und erhielt 1636 die Pfarre Dürrhennersdorf bei Löbau. Er starb 1651³⁰⁶. 1615 war Michael Bauden in Dürrhennersdorf Pfarrer³⁰⁷, Sohn des Schluckenauer Pfarrers Johann Bauden (Teil 1). Aus Schluckenau stammt auch Balthasar Marschner, um 1599 geboren. Er bezog 1619 die Universität Leipzig, wurde 1621 Diakonus in Schluckenau. Nach seiner Vertreibung 1624 ist er erst 1631 als Pfarrer in Weida wieder feststellbar, übernahm 1642 die Pfarre in Löbnitz im Erzgebirge, wurde 1645 Schloßprediger in Hartenstein und starb 1669³⁰⁸. Andreas Kaiser, aus Schluckenau vertrieben, wurde Pastor in Taubenheim. Johann Mildner aus Schluckenau war Pastor in Ruppersdorf bei Löbau³⁰⁹.

Deutsch Gabel. Hier wirkte noch im 16. Jahrhundert Magister Bruno Quinos aus Querfurt in Thüringen. Zu Wittenberg 1549 ausgebildet, war er erst Lehrer in Halle, dann in seiner Heimatstadt. Als Feldprediger der Grafen Barby kam er mit nach Ungarn und Frankreich. 1569—1571 war er Pfarrer in Quedlinburg, abgesetzt trat er 1575 in Zittau das Archidiakonat

³⁰² Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 153.

³⁰³ Wolkan, Rudolf: Studien zur Reformationsgeschichte Nordböhmens. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 5 (1884) 103 ff., hier S. 134.

³⁰⁴ Scheuffler: Nachträge 40—45.

³⁰⁵ Grünberg. — Pescheck 168.

³⁰⁶ Ebenda 90. — Grünberg.

³⁰⁷ Paudler 18 (1895) 5.

³⁰⁸ Meltzer: Schneeberg 1494.

³⁰⁹ Wolkan: Studien 140.

an, hatte aber Streit und wurde abermals abgesetzt. 1579 kam er nach Gabel, kehrte 1580 nach Zittau zurück und kam 1582 nochmals nach Gabel. Von ihm stammt die „Sterbekunst“: „Disce mori“, die oft gedruckt worden ist. Sein Nachfolger Zimmermann (Tectander) ist bereits behandelt, und David Sutorius ist im 1. Teil erwähnt. Letzter protestantischer Geistlicher in Gabel war Gregor Roscher. Er stammte aus Zittau, 1577 geboren, war 1609—1613 Pfarrer in Spitzkunnersdorf, sodann in Gabel. Hier mußte er 1623 weichen. Roscher lebte neun Jahre in Zittau als Exulant und starb dort 1632³¹⁰.

Friedland. Magister Wolfgang Günther ist 1585 in Glashütte im Osterzgebirge als Sohn des Pfarrers geboren. Er besuchte die Gymnasien Zittau und Dresden, 1605 die Universität Leipzig, wo er den Magistertitel erwarb und wurde 1611 Pfarrer in Mügeln bei Falkenberg. 1615 trat er als Pfarrer und Superintendent in Friedland die Nachfolge von Magister Martin Nüßler an. 1624 wurde er mit fünfzehn seiner Geistlichen vertrieben. Er begab sich nach Zittau und kaufte sich dort an. Er wie andere Pfarrer aus der Gegend von Friedland und Reichenberg hielten über die Grenze Verbindung mit ihren Gemeinden. Manche versuchten unter schwedischem Schutz die Rückkehr³¹¹. Günther wurde 1627 Inspektor in Spandau, 1633 Pfarrer in Herwigsdorf bei Zittau und starb 1636. Seine Abschiedspredigt aus Friedland, die er auf freiem Felde vor mehr als 2000 Gemeindeangehörigen über den Abschied des Apostels Paulus von Ephesos gehalten hatte, wurde 1626 in Dresden gedruckt, wie überhaupt die vielen damals in Sachsen erscheinenden Schriften der Exulanten zeigten, welchen Anteil man in Sachsen, dem Mutterland der Reformation, an den Vorgängen in Böhmen nahm³¹². Zugleich mit Günther wurde sein Diakonus Josua Düring (Düringer) vertrieben. Er ist 1594 in Wartenberg in Böhmen geboren, war 1618—1624 in Friedland tätig, erhielt 1629 die Pfarre Burkersdorf in der Oberlausitz und starb 1642³¹³. Unter schwedischem Geleit wurde 1645 Magister Bartholomäus Trautmann aus Greifenberg als Pfarrer und Inspektor der siebzehn Kirchen der Gegend von Friedland eingesetzt. Er hatte in Breslau die Schule besucht, in Leipzig studiert und war 1641 Pfarrer in Ottendorf in Schlesien gewesen, bevor er nach Friedland kam. Aber am 10. Oktober 1649 mußte er seine „Valet- und Gesegnungspredigt“ halten, die als „Vale Fridlandicum“ gedruckt wurde. Nach Pfarrerjahren in Schlesien bekam er 1667 das Pfarramt in Rengersdorf in der Oberlausitz³¹⁴. Aus Friedland stammte Augustin Major, geboren 1587. Er wurde Pfarrer in Beiersdorf in der Oberlausitz 1611—1614, danach in Kemnitz bei Bernstadt und starb dort 1660.

³¹⁰ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 8 (1887) 111. — Pescheck 72. — Paudler 17 (1894) 345.

³¹¹ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 8 (1887) 106 ff. — Schmidt 131.

³¹² Grünberg. — Pescheck 87. — Schmidt 129. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 8 (1887) 107.

³¹³ Grünberg. — Pescheck 74. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 8 (1887) 108.

³¹⁴ Ebenda 107.

Arnsdorf bei Friedland. Hier war Friedrich Mücke aus Görlitz bis 1604 Pfarrer; er ging dann nach Troitschendorf bei Görlitz. Paul Hartmann aus Mähren war 1618—1622 Pfarrer, nachdem er vorher Kantor in Seidenberg in der Lausitz gewesen war. 1622 zog er nach Weißkirchen bei Kratzau. Dort 1624 vertrieben, starb er 1633 mit Frau und drei Kindern an der Pest in Lichtenberg bei Reichenau. Im Exil schrieb er 1630 „Figlina sacra oder geistliche Töpferarbeit“ mit Bezug auf die Bibel und widmete das Buch den Töpferinnungen der Lausitzer Sechsstädte. Durch solche Widmungen und durch Unterricht verdienten sich geflüchtete Geistliche ein wenig. So unterrichtete er den Sohn des Georg Weise, Christian, dessen Nachkomme der Dichter Christian Weise ist³¹⁵.

Asch. Hier im äußersten nordwestlichen Zipfel Böhmens hielt sich das Luthertum auch über die Gegenreformation hinaus. Den im 1. Teil behandelten Geistlichen der Stadt seien noch angefügt: Der Rektorssohn aus Markneukirchen Daniel Fugmann, geboren 1568. Er war 1598—1600 Diakonus in Glauchau, sodann bis 1610 Pfarrer in Asch. Weshalb er dort vertrieben wurde, ist unbekannt. Ab 1611 war er Pfarrer in Planitz bei Zwickau und starb 1628. Sein Vorgänger in Planitz, Johann Engelhard aus Zwönitz, Sohn eines Zimmermanns, war Schüler von St. Afra in Meißen, wirkte ab 1581 als Pfarrer in Schönberg, Kreis Oelsnitz, wurde 1603 Diakonus in Zwickau und danach in Planitz Pfarrer. Dieser übernahm das Pfarramt Asch und wirkte dort bis zu seinem Tode 1636³¹⁶.

Alphabetische Liste der bisher noch nicht erfaßten vertriebenen Geistlichen und Lehrer

Abrode, Nicolaus, 1624 als Pfarrer von Wetzwalde vertrieben, war nach Sommerau geflüchtet, von wo aus er seiner früheren Gemeinde noch diente. Er starb 1625³¹⁷.

Adalbert, Tobias, Magister, war als Exulant bis 1639 in Pirna tätig.

Algin, Daniel, Magister, kam 1631 nach Pirna. Dort starb ihm ein Kind³¹⁸.

Aldrovinus, Magister, begrub ein Kind in Pirna³¹⁹.

Arndt, Hennig, war Pfarrer in Grottau und Kratzau gewesen, kam 1624 mit seinem Sohne nach Marklissa. Auch sein Stiefsohn Vietze flüchtete mit ihm³²⁰.

Assulini, Pfarrer von Kuttenberg, starb 1628 in Zittau³²¹.

³¹⁵ Ebenda 6 (1885) 132. — Pescheck 117.

³¹⁶ Ebenda 45. — Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 6 (1885) 132 ff.

³¹⁷ Pescheck 90.

³¹⁸ Ebenda 31.

³¹⁹ Ebenda 37.

³²⁰ Ebenda 150.

³²¹ Ebenda 137.

Barth, Georg, als Pfarrer aus Wisoka geflüchtet³²².

Bäcker, Johann, letzter lutherischer Geistlicher in Schwaden, flüchtete nach Kriechwitz bei Pirna und starb 1636, seine Tochter Eusebia im Jahr darauf³²³.

Bäßler, Daniel (auch Peßler), geboren 1586 in Crimmitschau, wo der Vater Messerschmied war. 1618 war er Pfarrer in Netzschernitz (= Netschelnitz), 1622 Hofprediger in Protitz (?); von dort 1626 vertrieben, wurde er im gleichen Jahre Diakonus in Sayda im Erzgebirge, 1630 Pfarrer nahebei in Dörnthal und starb 1634³²⁴.

Basilides, Nikolaus, war Pfarrer in Leitmeritz, flüchtete bereits um 1590 nach Geising und ist dort 1596 gestorben³²⁵.

Beck, Johann, war 1628 in Geising bei dem Begräbnis des Pfarrers Longolius anwesend, einer der dorthin geflüchteten Pfarrer³²⁶.

Behem, Christoph, 1601—1624 Pfarrer in Pomeisl bei Saaz; flüchtete nach Sachsen und lebte dort mit seiner Frau in großer Armut. Sein 1602 in Pomislaw (= Pomeisl) geborener Sohn Jakob Böhme besuchte die Schulen zu Schlackenwerth, Eger, Dresden, Torgau und die Universität Leipzig. Die Not seines Vaters zwang ihn, sich zehn Jahre lang mit Zeitungsschreiben, Buchdruckkorrekturen usw. fortzuhelfen. 1633 wurde er Magister und kam dann in sächsische Pfarrämter³²⁷.

Bersemann, Peter, stammte aus Annaberg, geboren 1583. Sein Vater war Buchbinder. Nach Besuch der Fürstenschule Meißen und ab 1602 der Universität Leipzig wurde er 1610 Tertius in Annaberg, danach Konrektor daselbst, 1614 Pfarrer in Nikolsdorf (Nixdorf bei Rumburg), von wo er 1622 vertrieben wurde. 1625 bekam er die Pfarre Arnfeld bei Annaberg, 1636 die zu Marbach bei Nossen, 1643 zu Zwönitz. Dort ist er 1664 gestorben³²⁸.

Bezdecky (Bezdickey), Johann, als Pfarrer von Kopidlno geflüchtet³²⁹.

Biertiegel, Gabriel, verwaltete 1610—1614 die Superintendentur der Herrschaften Friedland, Reichenberg und Seidenberg. Er suchte wohl in der Lausitz Zuflucht³³⁰.

Bockens, Johann, ist 1601 in Wittenberg ordiniert worden³³¹. Er war 1628 unter den nach Geising geflüchteten Geistlichen³³².

Bucutvi, Andreas, Pastor in Warnsdorf, ist 1639 geflüchtet³³³.

³²² Ebenda 73.

³²³ Ebenda 37.

³²⁴ Ebenda 53. — Hering III, 258. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 177.

³²⁵ Ebenda 162.

³²⁶ Pescheck 43.

³²⁷ Ebenda 42. — Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 60.

³²⁸ Ebenda 66. — Grünberg.

³²⁹ Pescheck 73.

³³⁰ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 201.

³³¹ Buchwald: Beiträge 24 (1903) 262.

³³² Pescheck 43.

³³³ Wolkan: Studien 137. — Paudler 18 (1895) 8.

Buder, Michael, Kantor von Georgswalde, war mit seinem 1620 dort geborenen Sohn 1631 geflüchtet. Dieser bekam später die Pfarre Friedersdorf bei Zittau³³⁴.

Codebrianus, Daniel, ein geflüchteter Pfarrer, der zweimal im Zittauer Kirchenbuch als Bräutigam erscheint³³⁵.

Conrady (Kuntz) war in Neustadt bei Friedland 1614—1617 Pfarrer, vorher in Leuba, Oberlausitz, dann in Bernstadt, wo er Ende 1614 auf Befehl des Kaisers Matthias weichen mußte³³⁶.

Compan, Matthias, wird von Pescheck exilierter Pfarrer von Kuttenberg genannt³³⁷.

Crincius, Peter, Pfarrer von Jungbunzlau, war 1630 Exulant in Zittau³³⁸.

Crocinius (Crocinosky), Matthäus, war Prediger in Jungbunzlau, Polna, Nimburg und Reichenau gewesen. Im Exil in Zittau gab er ein Buch heraus „Carceres Crociniani“ (1636). Die Augsbürgische Konfession übertrug er 1644 ins Tschechische. Eine „Harmonia confessionis bohemicae augustanae“ war bereits 1631 vorangegangen. Er ist 1648 gestorben³³⁹.

Cröner (Kühnert), Wolfgang, stammte wahrscheinlich aus Pfraumberg bei Tachau. Er war Kantor in Annaberg, 1569—1574 Pfarrer in Oberwiesenthal, danach Pfarrer in Plan³⁴⁰.

Crusius (Krause), Kaspar, wurde 1624 aus Plan vertrieben³⁴¹.

Crusius, Theodor (nach Pescheck 72 auch Thomas), war Pfarrer in Pablowitz und starb 1633 nach zehnjährigem Exil in Zittau^{341a}.

Czernowitzky, Paul, Pfarrer von Dobrowitz, war nach Zittau geflüchtet und starb 1633³⁴².

Dentulius, Daniel, lebte lange Zeit in Zittau, wo er 1641 starb. Er wird als Pfarrer von Laukau und Reichenau bezeichnet³⁴³.

Dentulius, Thomas, Pfarrer zu oder bei Kuttenberg³⁴⁴.

Döber, Johann, geboren um 1574 in Dettelbach am Main, besuchte das Gymnasium Kitzingen und die Universität Wittenberg. In Olbernhau 1602 Schulmeister, wurde er 1603 Prediger in Felixburg bei Kaaden. Nach seiner Vertreibung amtierte er seit 1629 in Einsiedel bei Chemnitz³⁴⁵.

Dohle, Martin, aus Böhmen vertriebener Pfarrer, lebte in Torgau³⁴⁶.

³³⁴ Wolkan: Studien 138. — Pescheck 84. — Paudler 18 (1895) 8.

³³⁵ Pescheck 74.

³³⁶ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 179.

³³⁷ Pescheck 74.

³³⁸ Ebenda 136.

³³⁹ Ebenda 168. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 180.

³⁴⁰ Ebenda 20 (1899) 54.

³⁴¹ Ebenda 15 (1894) 179.

^{341a} Paudler 18 (1895) 10.

³⁴² Pescheck 74.

³⁴³ Ebenda 137.

³⁴⁴ Ebenda 74.

³⁴⁵ Grünberg. — Hering III, 195.

³⁴⁶ Pescheck 168.

Dohnert, Georg, war aus Leitmeritz 1626 nach Pirna geflüchtet³⁴⁷.

Dresser, Johann, aus Straßburg, war Prediger in Puschwitz bei Pordersam, wurde vertrieben, übernahm 1625 das Schulmeisteramt in Ponitz, kam 1633 nach Zwickau und wurde im gleichen Jahre Pfarrer in Gablenz bei Werdau. Er starb 1638³⁴⁸.

Dröschel, Christian, Sohn eines Pfarrers (!) in Graupen, um 1587 geboren, besuchte das Gymnasium in Freiberg und ab 1607 die Universität Leipzig. 1615 wurde er Pfarrer in Gartitz bei Aussig. Nach seiner Ausweisung kam er 1625 als Pfarrer nach Lomnitz bei Dresden³⁴⁹. Gestorben ist er wahrscheinlich 1639.

Dürrbeck, Johann, war ein Schneiderssohn aus Freiberg, um 1590 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1607 die Leipziger Universität, wo er 1618 die Magisterwürde erwarb. Bis 1621 war er als Pfarrer in Obergeorgenthal tätig, bekam im gleichen Jahr das Diakonat in Döbeln und wurde 1635 Pfarrer in Leuben bei Lommatsch. Er starb 1643³⁵⁰.

Eber, Georg, böhmischer Exulant, wurde 1641 Pfarrer in Crostau bei Bautzen³⁵¹.

Eberhard, Johann, geboren in Oederan, studierte in Leipzig ab 1616 und wurde Prediger in Klostergrab. Bekanntlich wurde dort vom 11. bis 13. Dezember 1617 die Kirche zerstört, der Auftakt zum Dreißigjährigen Krieg. Eberhard war dann 1621 Pfarrer in Gränitz bei Freiberg, 1623 Diakonus in Pirna und starb 1632³⁵².

Eger, Georg, aus Radeberg, war erst Pfarrer in Rengersdorf am Queiß, 1617 in Rennersdorf bei Löbau, dann kurze Zeit Pfarrer in Böhmen. Seit 1619 in Bischdorf bei Löbau tätig, wurde er hier 1630 vertrieben³⁵³.

Engelmann, Johannes (Joachim?), Lehrer in Warnsdorf, kam nach Herwigsdorf bei Löbau³⁵⁴.

Engler, Georg, Pfarrerssohn aus Burkhardtsdorf bei Chemnitz, ward 1596—1603 auf der Fürstenschule Grimma gebildet und wurde Pfarrer in Böhmen. Nach seiner Vertreibung bekam er 1628 das Diakonat in Rochlitz und starb 1663 als Pfarrer zu Doberschütz bei Eilenburg, wo er seit 1638 wirkte³⁵⁵.

Exner, Melchior, Magister, ist nach Pescheck³⁵⁶ dreimal aus Böhmen geflüchtet.

Facilides, Victorin, stammte aus Meseritsch in Mähren. Er wurde

³⁴⁷ Ebenda 37.

³⁴⁸ Ebenda 45. — Grünberg.

³⁴⁹ Ebenda.

³⁵⁰ Ebenda.

³⁵¹ Pescheck 91.

³⁵² Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 149.

³⁵³ Ebenda 7 (1886) 188.

³⁵⁴ Wolkan: Studien 137. — Paudler 18 (1895) 11.

³⁵⁵ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 188.

³⁵⁶ Pescheck 41.

Pfarrer in Brodetz in Böhmen, danach in Jechnitz, von wo er 1624 vertrieben wurde. Er half sich als Privatlehrer. Von 1635 bis zu seinem Tode 1637 war er Hospitalprediger in Pirna³⁵⁷.

Feige, Christoph, Exulant, war 1633—1635 Diakon in Reichenbach in Sachsen³⁵⁸.

Flöschner, Simon, war 1589/90 Pfarrer in Karlsbad³⁵⁹.

Frazi, Pfarrer aus Hostromirz (= Ostromeč), weilte 1630 in Zittau³⁶⁰.

Fürbach (Feuerbach), Friedrich, aus Walthersdorf bei Zittau, war 1599 Pfarrer in Morchenstern³⁶¹.

Gensel, Friedrich, Bäckerssohn aus Annaberg, war 1599—1603 auf der Fürstenschule Pforta, studierte 1605 in Leipzig und erwarb die Magisterwürde. 1610 wurde er Pfarrer in Wistritz bei Kaaden, kam 1613 nach Krumhermersdorf bei Zschopau und begab sich 1618 nach Ungarn³⁶².

Georgines, Matthias, Magister, ein Geistlicher aus Teplitz, war 1636 erst Hilfsprediger in Pirna, 1639 tschechischer Prediger in Dresden, wo zunächst privater Gottesdienst für Flüchtlinge mit tschechischer Sprache stattfand, später böhmische Pfarrer angestellt wurden, denen die Johanniskirche (später böhmische Kirche genannt) eingeräumt wurde. Eine tschechische Schule für Flüchtlingskinder bestand schon seit 1622³⁶³.

Gerlach, Melchior, geboren 1595 in Bautzen als Sohn des Rektors, bildete sich auf den Gymnasien Zittau und Bautzen und auf der Universität Wittenberg. 1618 wurde er Pfarrer in Strahwalde bei Löbau, 1622 in Brandeis an der Elbe in Böhmen. 1624 von dort ausgewiesen, bekam er 1625 die Pfarre Burkersdorf bei Zittau und 1629 die zu Seifhennersdorf. Unter dem Schutz sächsischer Soldaten ging er nach Rumburg und versorgte die Lutheraner. Zuletzt wurde er 1637 Archidiakon in Luckau (Niederlausitz). Im selben Jahr raffte ihn die Pest weg. Sein Sohn Melchior Gerlach d. J., geboren 1623 in Brandeis, flüchtete als Knabe mit dem Vater. In Breslau, Thorn, Danzig, Hermannstadt geschult, studierte er in Leipzig, 1649 wurde er Pfarrer in Calbitz bei Oschatz und starb 1702³⁶⁴.

Gerstmann, Onuphrius, Pfarrer in Röchlitz bei Reichenberg, mußte 1624 mit 14 anderen Geistlichen der Herrschaften Reichenberg und Friedland Böhmen verlassen³⁶⁵.

Goltammer, Georgius, ein Exulant, war 1630—1638 Pfarrer von Scheibenberg im Erzgebirge. Vielleicht ist er ein Sohn des Georg Goldammer, der in Tetschen gewirkt hat und 1583 in Dohnau gestorben ist (vgl. Teil 1)³⁶⁶.

³⁵⁷ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1896) 194; 15 (1894) 173.

³⁵⁸ Pescheck 58.

³⁵⁹ Scheuffler: Pfarrer in Karlsbad 39.

³⁶⁰ Ebenda.

³⁶¹ Schmidt 117.

³⁶² Grünberg.

³⁶³ Pescheck 37, 74.

³⁶⁴ Ebenda 41, 90, 149. — Grünberg.

³⁶⁵ Schmidt 129.

³⁶⁶ Grünberg. — Pescheck 41, 90, 149.

Gottschald, Wenzel, kam 1637 von Leitmeritz nach Pirna³⁶⁷.

Gottschalk, Peter, stammte aus Prenzlin in Pommern. Er war Pfarrer in Otterschlack (= Ottenschlag) in Böhmen, wurde 1632 vertrieben, half ab 1634 als Substitut in Arnsfeld bei Annaberg und wurde dort 1636 Pfarrer. Er starb wahrscheinlich 1639³⁶⁸.

Grimm, Kaspar, ab 1616 Pfarrer bei Eger, flüchtete nach Wittenberg und war später Pfarrer in Windischleuba bei Altenburg³⁶⁹.

Grotius, Tobias, Magister, aus Joachimsthal stammend, wurde 1664 Pfarrer in Wachau bei Radeberg³⁷⁰.

Grundmann, Jakob, Pfarrerssohn aus Staucha bei Oschatz, geboren 1591, in Halle, Wismar und Leipzig gebildet, übernahm 1618 das Diakonat in Sandau in Nordböhmen, flüchtete nach Pirna und wurde 1627 Pfarrer in Hosterwitz bei Dresden. Dort starb er 1636³⁷¹.

Haddik, Johann, ein „gelehrter Mann“, lebte 1637 als Exulant in Wittenberg³⁷².

Halecius, Johann, floh 1624 von Nimburg nach Zittau. Er ließ eine Predigt deutsch und tschechisch drucken³⁷³.

Hänel, Johann, aus Sommerfeld in der Lausitz, war Prediger in Mafersdorf und flüchtete 1624 nach Seidenberg³⁷⁴.

Hänichen, Georg, um 1589 in Mittelsaida im Erzgebirge als Pfarrerssohn geboren, wurde 1619 Pfarrer in Atschau und nach der Vertreibung in Mochau bei Leisnig. 1655 emeritiert, starb er im gleichen Jahre in Freiberg³⁷⁵.

Hanisius, Jakob, Pfarrer in Sellnitz in Böhmen, über die Grenze nach Seiffen geflüchtet, ist 1636 gestorben³⁷⁶.

Heisch, Andreas, Geistlicher aus Reichenberg, wurde 1624 als 83 jähriger vertrieben. Er stammte aus Triebel in der Niederlausitz, besuchte das Gymnasium Freiberg, war sechs Jahre Rektor in seinem Heimatort, studierte in Wittenberg und wurde dort 1572 für Reichenberg ordiniert. Seinen Abschied von der Gemeinde nach 52 jähriger Tätigkeit schildert Scheuffler³⁷⁷. Heisch, Friedrich, Sohn des vorigen, wurde 1610 in Wittenberg für die Pfarre Reinowitz bei Gablonz ordiniert. 1612—1614 war er Diakonus in Friedland, entging aber der Vertreibung, da er bereits 1619 in der Lausitz ein Pfarramt übernommen hatte³⁷⁸.

Hermann, Adam, Organist von Prag, starb in Pirna³⁷⁹.

³⁶⁷ Ebenda 37.

³⁶⁸ Grünberg.

³⁶⁹ Pescheck 146.

³⁷⁰ Ebenda 41.

³⁷¹ Ebenda 37.

³⁷² Schmidt 117.

³⁷³ Pescheck 72. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 180.

³⁷⁴ Schmidt 117.

³⁷⁵ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 6 (1885) 131.

³⁷⁶ Dietrich 23.

³⁷⁷ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 23 (1902) 93.

³⁷⁸ Ebenda 95.

³⁷⁹ Pescheck 73.

Hermann, Abraham, als Pfarrer aus Böhmen vertrieben, amtierte 1624—1631 zu Crostau bei Bautzen³⁸⁰. Vielleicht ist er derselbe Abraham Hermann, den Pescheck als Pfarrer in Leutersdorf, Oberlausitz, angibt³⁸¹.

Hermann, David, vertriebener Pfarrer, war 1635—1663 Pfarrer in Wendischossig³⁸².

Herpestus (Herbst) fand auf seiner Flucht Unterkunft in Geising. Dort wurde ihm 1627 ein Sohn Paulus geboren. Der Vater wurde Lehrer in Großenhain³⁸³.

Hesse, Johann, geboren um 1600 in Großmilkau bei Rochlitz, war Pfarrer in Hainpach in Böhmen und starb 1652 in Großmilkau³⁸⁴.

Heugel, Erasmus, geflohener Pfarrer, gelangte nach Sebnitz³⁸⁵.

Himicenus, Philipp, 1632 nach Zittau geflüchteter Pfarrer³⁸⁶.

Holfeld, Nikolaus, aus Schandau. Da er 1591 Schulpforta besucht hat und in Böhmen Pfarrer gewesen ist, könnte er mit zu den Vertriebenen gehören³⁸⁷.

Hubel, Daniel, kam von Tabor und hielt sich 1634 in Pirna auf³⁸⁸.

Hübler, Caspar, geboren 1625, war in Graslitz Kantor, wanderte 1655 als Exulant nach Sachsen und liegt in Plauen begraben, wo er 1661 gestorben ist. Sein Bergmannslied „Handstein, Handstein, ihr Gewerken“ wurde in bergmännische Liedersammlungen aufgenommen³⁸⁹.

Hunneberger, Johann Thomas (bei Lehmann Hünenberger, bei Pescheck fälschlich Kannenberger), stammte aus Libotitz bei Saaz, geboren 1605. Er studierte in Leipzig und wurde 1625 Pfarrer in seinem Heimatort. Ein Eintrag in sein Kontobuch vom Jahre 1626 besagt, daß er nach Buchholz geflüchtet war. Dann bekam er die Pfarre Königswalde zugewiesen. Als er hört, daß beim Einfall der Wallensteiner Dorf und Pfarre abgebrannt seien, reitet er von Annaberg hin und trifft im Richtergut das Weib des Richters Rebentisch, das den Brandschaden beklagt. Sie habe nur ein Fässel Bier versteckt erhalten, alles Eßbare hätten Czernins Reiter verzehrt, so daß sie dem neuen Pfarrer keine Ehre antun könnte. Während des Gesprächs kommt ein Rabe mit einem Karpfen im Schnabel, fliegt auf einen Baum, läßt aber seine Beute fallen. Der Pfarrer holt den Fisch, die Frau richtet ihn zu, so bekamen sie eine Mahlzeit³⁹⁰. Nach Meltzer³⁹¹ hatte Hunneberger seinen alten Vater, den früheren Pfarrer in Libotitz, und dessen Frau bei sich. Sie

³⁸⁰ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 189.

³⁸¹ Pescheck 92.

³⁸² Ebenda.

³⁸³ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 189.

³⁸⁴ Grünberg.

³⁸⁵ Pescheck 40.

³⁸⁶ Ebenda 137.

³⁸⁷ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 189.

³⁸⁸ Pescheck 27.

³⁸⁹ Heilfurth, Gerhard: Das Bergmannslied. Kassel 1954, S. 65, 660.

³⁹⁰ Lehmann: Landchronik 298.

³⁹¹ Meltzer: Buchholz 250.

sind 1627 in der Kirche zu Buchholz begraben worden. Der Sohn heiratete in Buchholz Maria Magdalena Bach³⁹² und amtierte bis 1669³⁹³.

Jakobi, Philippus, Magister, Pastor in Eulau in Böhmen, lebte seit 1612 in Buchholz und kaufte sich dort an³⁹⁴.

Jüngling, Michael, Schulmeister, lebte als Exulant in Zittau und starb 1641³⁹⁵.

Kamelius, Anna, Witwe des Pastors Johann Kamelius von Arnsdorf bei Friedland, ist 1655 in Görlitz gestorben³⁹⁶.

Kämmler, Katharina, Witwe des Pastors Wenzel Kämmler von Einsiedel, ist 1672 in Görlitz gestorben³⁹⁷.

Kannenberger, Paul, ist von Höflitz nach Pirna geflüchtet³⁹⁸.

Kapfenberger, Johann, stammte aus Nördlingen, geboren 1577. Er besuchte dort das Gymnasium, studierte ab 1596 in Wittenberg und wurde 1612 Pfarrer in Priesen bei Komotau. Wir finden ihn dann als Diakonus in Wolkenstein und 1631 als Pfarrer in Großolbersdorf bei Marienberg. Er ist 1633 gestorben³⁹⁹.

Kartno muß ein Kantor in Reichenberg gewesen sein. Seine Witwe ist bei Pescheck erwähnt⁴⁰⁰.

Katzian, Matthäus, lebte lange als Exulant in Zittau⁴⁰¹. Vielleicht gehört er mit dem 1601 in Wittenberg ordinierten Martinus Koczian zusammen⁴⁰².

Kaupilius, Johann, Magister, wurde 1621 von Kommissar Michna aus Schlan vertrieben. Den Gewaltakt seiner Vertreibung schildert Scheuffler. K. flüchtete ins Erzgebirge und starb 1623 an der Pest⁴⁰³.

Kelner, Thomas, war Pfarrer in Drum und Graber gewesen. Sein Sohn ist 1636 in Zittau gestorben. Thomas lebte weiter in Zittau, dort starb ihm ein Kind und seine Gattin Marie 1642. Er selbst starb 1648⁴⁰⁴. Pescheck erwähnt noch einen Pfarrer Kelner von Birkstein, dessen Grabmal einen Kelch zeigte⁴⁰⁵.

Kirchner, Johann, ist 1587 in Annaberg als Sohn eines Lehrers geboren. Er besuchte 1604 die Universität Leipzig, wurde 1613 Pfarrer in Horatitz und heiratete 1614 die Tochter des Superintendenten Magister Albinus

³⁹² Ebenda 121, 212, 393.

³⁹³ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 167.

³⁹⁴ Meltzer: Buchholz 250, 382.

³⁹⁵ Pescheck 74, 137.

³⁹⁶ Ebenda 148.

³⁹⁷ Ebenda 148.

³⁹⁸ Ebenda 37.

³⁹⁹ Grünberg.

⁴⁰⁰ Pescheck 74.

⁴⁰¹ Ebenda 73.

⁴⁰² Buchwald: Beiträge 24 (1903) 263.

⁴⁰³ Pescheck 37. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 194.

⁴⁰⁴ Pescheck 72, 137.

⁴⁰⁵ Ebenda 129.

in Annaberg. Die Hochzeitsrede hielt Magister Johann Schreiter, der Pastor in Kaaden wurde⁴⁰⁶. Nach seiner Vertreibung erhielt Kirchner 1623 die Pfarre Hermannsdorf bei Annaberg und starb 1648⁴⁰⁷. Sein Sohn Johann Theodor Kirchner, geboren 1617 zu Horatitz, flüchtete als Kind mit seinen Eltern, kam 1631 auf die Fürstenschule Meißen, studierte ab 1643 in Leipzig und wurde Magister. 1647 übernahm er das Pfarramt Mildenaу bei Annaberg und starb 1653⁴⁰⁸.

Von Kindermann, dem Pfarrer von Georgenthal, stellte Pescheck ein Grabmal in Zittau fest⁴⁰⁹.

Kladowsky, Johann, Magister, verlor in Pirna ein Kind⁴¹⁰.

Kninsky, Johann, trug 1625 in Zittau in ein Stammbuch ein: olim minister verbi dei in Bohemia⁴¹¹.

Koch, Michael, aus Leubingen bei Eckartsberga, Magister, wurde 1592 Pfarrer in Wowora bei Laun (= Wobern), 1606 in Oederan und starb 1631. Sein Sohn Michael Koch, 1592 in Wobern geboren, studierte in Leipzig und bekam 1618 die Pfarre Malteis (?) in Böhmen. Nach seiner Ausweisung erhielt er 1621 die Pfarre Technitz bei Leisnig, 1627 zu Döben bei Grimma. Er starb 1630 an der Pest⁴¹². Dessen Bruder, Andreas Koch, 1593 in Wobern geboren, war 1608—1614 Fürstenschüler zu Pforta, kam aber offenbar nicht mehr zu einem Amt in Böhmen. Zuerst war er Diakonus in Hainichen, dann ab 1626 Pfarrer in Waldkirchen bei Zschopau, 1633 in Eppendorf bei Flöha. Er starb 1664⁴¹³.

Dem Magister Kochalka aus Leitmeritz starb in Pirna ein Kind⁴¹⁴.

Kranich, Johann, kam 1624 als Flüchtling von seiner Pfarre Barschkowitz (?) nach Zittau⁴¹⁵.

Krincy, Matthias, wurde aus Schlan vertrieben⁴¹⁶.

Kröll, Andreas, war 1611—1619 Pfarrer in Reichenau und starb dort 1619⁴¹⁷.

Kunad, Johann, geboren 1560 in Grimma als Sohn des Superintendenten. Er besuchte dort 1573—1579 die Fürstenschule, dann die Universitäten Leipzig und Wittenberg und wurde Magister. 1583 ging er als Pfarrer nach Böhmen, übernahm 1585 das Pfarramt Görkau, 1587 das Pfarramt Körbitz, 1588 das Pfarramt Priesen. 1591 kam er als Pfarrer nach Göttersdorf, zuletzt 1595 nach Kralup. Schon 1599 dort ausgewiesen, bekam er in Sachsen das

⁴⁰⁶ Meltzer: Buchholz 386.

⁴⁰⁷ Grünberg.

⁴⁰⁸ Ebenda.

⁴⁰⁹ Wolkan: Studien 138. — Pescheck 74.

⁴¹⁰ Ebenda 37.

⁴¹¹ Ebenda 117.

⁴¹² Grünberg.

⁴¹³ Ebenda.

⁴¹⁴ Pescheck 37.

⁴¹⁵ Ebenda 19.

⁴¹⁶ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 195.

⁴¹⁷ Schmidt 119.

Archidiakonats in Marienberg und wurde 1606 dort Pfarrer. 1638 ist er gestorben⁴¹⁸.

Kutnauer. Die Witwe des Rektors von Schlan starb 1637 in Zittau⁴¹⁹.

Kuttler, Andreas, war Pfarrer in Morchenstern bei Gablonz, lebte lange als Flüchtling in Zittau, wurde schwedischer Feldprediger und Assessor beim schwedischen Kriegskonsistorium in Schweinfurt, starb aber 1650 in Zittau, seine Witwe Dorothea ebenda⁴²⁰.

Landsmann, Magister, war Flüchtling in Zittau⁴²¹.

Lange, Georg, war Pfarrer von Grottau. Seine Tochter Anna heiratete 1629 in Görlitz⁴²².

Langhans, Martin, 1584 in Kamnitz als Sohn eines Rathsherrn geboren, war zwei Jahre Rektor in Wernstadt bei Aussig, wurde 1606 Diakonus in Kamnitz, 1617 Substitut in Reinhardtsgrima in Sachsen, 1629 Pfarrer zu Lockwitz bei Dresden und starb 1641⁴²³.

Langmann. 1638 starb in Zittau ein Kind des vertriebenen Pfarrers Langmann⁴²⁴.

Lehmann, Siegmund, war Exulant, dann Pfarrer in Kottmarsdorf bei Löbau⁴²⁵.

Leonhard(i), aus Kautz in Nordböhmen vertrieben, hielt 1626 in Neuhäusen dem an der Pest gestorbenen Pfarrer Nahrhammer die Leichenrede⁴²⁶. Er hielt sich in der Gegend von Seifen auf, wo er 1631 zuletzt genannt wird⁴²⁷.

Leubner, Michael, Pfarrer zu Wittig, wurde 1624 vertrieben. Seine Witwe Helena starb in Zittau 1633, im Jahr darauf ihre Tochter Anna⁴²⁸.

Leutenbeck (Lauterbeck), Albert, geboren 1580 in Annaberg, war 1605 Rektor in Oberwiesenthal, 1609 Lehrer in Annaberg. Bis zu seiner Vertreibung 1621 wirkte er als Pfarrer in Böhmen. 1628 wurde er Rektor in Buchholz, 1634 Pfarrer daselbst und starb 1666⁴²⁹.

Libischer, Gregor, Lehrer in Seifersdorf bei Wartenberg in Böhmen, starb 1630 oder 1631 als Exulant in Eckartsberg bei Zittau⁴³⁰.

Löchel, Christoph, war Rektor in Friedland. Seine Witwe Maria heiratete 1655 in Görlitz⁴³¹.

Lochmann, Johann, aus Zittau, geschult in Breslau und Wittenberg,

⁴¹⁸ Grünberg. — Pescheck 54. — Hering III, 223. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 189.

⁴¹⁹ Ebenda 24 (1903) 195. — Pescheck 74.

⁴²⁰ Schmidt 117.

⁴²¹ Pescheck 74.

⁴²² Ebenda 148.

⁴²³ Grünberg.

⁴²⁴ Pescheck 137.

⁴²⁵ Ebenda 91.

⁴²⁶ Hering III, 261. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 147. — Die Angaben von Pescheck 55 stimmen nicht.

⁴²⁷ Dietrich 23.

⁴²⁸ Pescheck 136.

⁴²⁹ Meltzer: Buchholz 147. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 189. — Pescheck 51. — Grünberg.

⁴³⁰ Pescheck gibt S. 74 1630, S. 84 1631 an.

⁴³¹ Pescheck 148.

war Rektor in Kreibitz und Holan bei Leipa und wurde 1617 Pfarrer in Wikwitz bei Schlackenwerth⁴³².

Lohse, Matthias, aus Warnsdorf, flüchtete 1631⁴³³.

Lorenz, Simon, aus Beelitz in der Mark (oder Belitz bei Teterow), 1576 geboren, wurde 1607 in Kněžitz in Böhmen Pfarrer. 1624 vertrieben, wollte er in seinen Heimatort zurück, brach sich nahe Leipzig ein Bein, blieb nach seiner Heilung im St. Georgen Hospital in Leipzig als Lehrer der Waisenkinder, wurde 1628 Hospitalprediger und lebte noch 1636⁴³⁴.

Lucius, Johann, geboren 1590 in Dresden als Pfarrerssohn, erwarb in Leipzig die Magisterwürde, wurde 1620 Pfarrer in Tschachwitz in Böhmen, nach seiner 1621 erfolgten Ausweisung Pfarrer an der Annenkirche in Dresden, 1627 Diakonus an der Dresdner Kreuzkirche und starb 1652⁴³⁵.

Ludwig, Balthasar, geboren 1576 in Scheibenberg, bezog 1596 die Leipziger Universität, wurde Magister und amtierte als Pfarrer in Naumburg. 1608 bekam er die Pfarre Michelsdorf bei Leitmeritz (oder Michelsberg bei Podersam). Vermutlich 1624 wurde er vertrieben und erhielt 1627 die Pfarre in Leuben bei Lommatsch. Gestorben ist er 1635⁴³⁶.

Lunatius, Johann, Kantor an der böhmischen Kirche in Dresden, 1650, war Exulant⁴³⁷.

Machaun, Wenzel. Dessen Witwe Auguste starb 1638 in Zittau⁴³⁸.

Manitius. Die Frau dieses vertriebenen Pfarrers starb in Pirna⁴³⁹.

Martinowski, Peter, war Pfarrer von Jitschin gewesen und kam 1634 nach Pirna⁴⁴⁰.

Matthiades, Paul (oder Johannes), geboren 1593, war in Kuttendorf 1622—1623 Pfarrer, flüchtete dann nach Zittau und war als Schriftsteller sowie für Exulanten geistlich tätig. Er starb 1668⁴⁴¹.

May (Majus), Johann, geboren um 1598 in Niedergrund bei Georgen-
thal, wo der Vater Pfarrer war (!). 1618 studierte er in Leipzig. 1620 war er Pfarrer in Berzdorf in Böhmen, darauf in Wiese, von wo er 1624 vertrieben wurde. Nach dem nahen Lausitzer Städtchen Seidenberg geflüchtet, hielt er bis 1630 in der dicht an der Grenze gelegenen Schloßkapelle zu Ostrichen Gottesdienst für seine früheren Gemeindemitglieder. 1630—1646 war er Pfarrer in Weigsdorf bei Löbau. Seine Kirche wurde 1630 von den Kaiserlichen versiegelt, 1631 von den Schweden wieder geöffnet. Auch die Herrschaft Friedland wollte ihm 1638 die Kirche schließen⁴⁴².

⁴³² Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 225.

⁴³³ Wolkan: Studien 137.

⁴³⁴ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 147.

⁴³⁵ Grünberg.

⁴³⁶ Ebenda. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 174.

⁴³⁷ Pescheck 19.

⁴³⁸ Ebenda 137.

⁴³⁹ Ebenda 37.

⁴⁴⁰ Ebenda 37.

⁴⁴¹ Ebenda 37.

⁴⁴² Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 6 (1885) 137.

Mayer, Wolf, 1588 Pfarrer von Meiersgrün bei Sandau, flüchtete nach Eibenstock und heiratete dort⁴⁴³.

Megander, Christoph, war Magister, Pfarrer in Bensen und flüchtete nach Pirna. Ein Kind von ihm liegt dort begraben⁴⁴⁴.

Meyler, Tobias, Hauslehrer beim Grafen Victorin Schlick auf Schön-
lind, stammte aus Forchheim im Erzgebirge, geboren 1560, besuchte die Schu-
len zu Annaberg und Marienberg, ohne auf die Universität zu gehen, wirkte
als Hauslehrer, übernahm 1586 das Schulamt in Zöblitz, legte es aber frei-
willig nieder, um eine bürgerliche Nahrung anzufangen. Er starb 1633 an
der Pest⁴⁴⁵.

Mirus, Johann, geboren 1575 in Oschatz, studierte ab 1595 in Leipzig,
wurde Pfarrer in Neurohlau, dann bis 1624 in Donawitz bei Karlsbad. Nach
der Vertreibung erhielt er 1634 das Pfarramt Wittgensdorf bei Chemnitz,
das er bis zu seinem Tode 1658 inne hatte⁴⁴⁶.

Sein Sohn Christian Mirus ist noch in Neurohlau geboren, etwa 1624.
Er studierte ab 1641 in Leipzig, wurde 1648 Magister und übernahm 1655
das Pfarramt Döhlen bei Dresden. 1674 emeritiert, starb er 1678⁴⁴⁷.

Mohler, Georg, geboren 1585, war Pfarrer in Schochen in Böhmen.
Offenbar wurde er vertrieben, denn er taucht 1627 als Pfarrer von Seifers-
dorf bei Dresden auf. Dort starb er 1650⁴⁴⁸.

Morgenstern, Simon, war seit 1607 Kantor und Rektor in Dippoldis-
walde, danach Pfarrer in Böhmen. Nach seiner Vertreibung erhielt er 1626
das Pfarramt Possendorf bei Dresden, wo er 1628 gestorben ist⁴⁴⁹.

Moller (Möller), Pfarrer in Rosewitz, verlor auf der Flucht in Pirna Weib
und Kind durch den Tod⁴⁵⁰.

Nessel, Jakob, lebte als exilierter böhmischer Pfarrer in Geising. Sein
Sohn wurde im Kriege von Soldaten erschossen⁴⁵¹.

Netolizky, Zacharias Hermann, war Pfarrer in Plan gewesen.
1637 verheiratete er sich in Pirna mit der Witwe von Wenzel Jaksch⁴⁵² (s. o.).

Origines. Die Frau dieses Pfarrers starb in Pirna⁴⁵³.

Pacovius, Ambrosius, Exulant, hat sich in Zittau in ein Stammbuch
eingetragen⁴⁵⁴.

Palingenius, Siegmund, geflüchteter Pfarrer⁴⁵⁵.

⁴⁴³ Pescheck 54.

⁴⁴⁴ Ebenda 37.

⁴⁴⁵ Hering III, 179.

⁴⁴⁶ Grünberg. — Scheuffler: Pfarrer in Karlsbad 39.

⁴⁴⁷ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 191.

⁴⁴⁸ Grünberg.

⁴⁴⁹ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1896) 191.

⁴⁵⁰ Pescheck 37.

⁴⁵¹ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1896) 190.

⁴⁵² Pescheck 123.

⁴⁵³ Ebenda 37.

⁴⁵⁴ Ebenda 117.

⁴⁵⁵ Ebenda 73.

Pauli, Ambrosius, stammte aus Stolpen in Sachsen, besuchte das Gymnasium zu Roßleben und die Universität Leipzig ab 1587. 1600 wurde er in Wittenberg zum Pfarrer von Schönwald bei Kulm ordiniert. Nach seiner Vertreibung 1625 war er Pfarrer in Ulbersdorf bei Sebnitz, 1635 in Lichtenhain bei Sebnitz. Er starb 1652⁴⁵⁶.

Pesold, Berthold, als Pfarrer von Selcha (?) vertrieben, ließ 1624 mit seiner Frau Apollonia eine Tochter taufen und verkaufte sein in Buchholz erworbenes Haus 1631 wieder für 50 Speziestaler⁴⁵⁷.

Pesold, Clemens, aus Eger, dort 1604 Subdiakon, erhielt das Holdorf-sche Stipendium und eine Zulage von 30 Gulden⁴⁵⁸.

Peterwagen, Zacharias, aus Langenbruck bei Reichenberg, wurde 1624 vertrieben⁴⁵⁹.

Petri, Adam, Magister, stammte aus Schneeberg und war Schulmeister in Böhmen⁴⁶⁰.

Pitschmann, Georg, Pfarrer in Georgenthal, zog schon 1616 nach Seidenberg in der Lausitz⁴⁶¹.

Pflacher, Georg, 1590 geboren, war Exulant, wurde Schulmeister in Scheibenberg und 1636 in Buchholz begraben⁴⁶².

Pospischil, Paul, Pfarrer von Rozdialowitz starb 1633 in Zittau⁴⁶³.

Portenwäntig (Portenreiter), Andreas, Pfarrer von Türnitz, floh nach Geising und starb 1630⁴⁶⁴.

Profelt, Georg, aus Kamnitz nach Zittau geflüchtet, wurde der Großvater des Dichters Christian Weise⁴⁶⁵.

Pucklirisch (Bucklinisch, Bockfleisch), Joseph, geboren 1599 in Theusing, wo der Vater Bürgermeister war, besuchte die Gymnasien Schlaggenwald und Eger, wurde 1622 Diakonus in Theusing und 1623 vertrieben. Zunächst behalf er sich seit 1625 als Informator in Oederan, danach ebenso in Chemnitz 1628. Erst 1631 bekam er die Stelle als Diakonus in Waldheim. Er ist 1645 gestorben⁴⁶⁶.

Pursche, Balthasar, stammte aus Kaiserswalde, geboren nach 1580, kam schon 1609 als Pfarrer nach Oppach bei Löbau und 1635 nach Hainewalde in der Lausitz. Er starb 1642 an der Pest⁴⁶⁷.

Ranzner, Kaspar, wurde in Brunnersdorf 1574 geboren, besuchte Schulen in Dresden und die Universität Wittenberg. 1600 wurde er für Brun-

⁴⁵⁶ Buchwald: Beiträge 24 (1903) 248. — Pescheck 37. — Grünberg.

⁴⁵⁷ Meltzer: Buchholz 250.

⁴⁵⁸ Riegger 243.

⁴⁵⁹ Schmidt 451.

⁴⁶⁰ Meltzer: Schneeberg 601.

⁴⁶¹ Wolkan: Studien 138.

⁴⁶² Meltzer: Buchholz 251.

⁴⁶³ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 23 (1902) 98.

⁴⁶⁴ Pescheck 73. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 218.

⁴⁶⁵ Pescheck 72.

⁴⁶⁶ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 24 (1903) 215.

⁴⁶⁷ Grünberg.

nersdorf in Wittenberg ordiniert. Meltzer nennt ihn „gewesenen Pfarrer zu Lobetitz“. Er starb in Buchholz 1625⁴⁶⁸.

Rappius, Johann, geboren 1571 in St. Joachimsthal, studierte in Leipzig und wurde 1606 Pfarrer in Brunnersdorf bei Kaaden, also wohl der Nachfolger von Ranzner. Nach seiner Flucht bekam er 1626 die Pfarre Grünberg bei Dresden. Er starb 1639⁴⁶⁹.

Razgy, Johann, war Pfarrer zu Jeseney gewesen und in die Lausitz geflüchtet⁴⁷⁰.

Riedel, Jacob, Pfarrer von Ullersdorf, flüchtete nach Seidenberg, kehrte 1636 mit den Schweden zurück nach Ullersdorf, konnte aber nur kurze Zeit bleiben. Er ist 1674 gestorben⁴⁷¹.

Rilligius, Heinrich, wurde schon 1605 aus Böhmen vertrieben. Er erhielt damals in Schandau 3 Groschen Almosen⁴⁷².

Rivius, David, aus Böhmen stammend, war 1630—1640 Pfarrer in Taubenheim an der Spree, soll aber 1640 wieder nach Böhmen gezogen sein⁴⁷³.

Röscher, Johann, aus Wolkenstein im Erzgebirge, 1589 geboren, war als Pfarrer in Böhmen tätig⁴⁷⁴.

Rostoczky, Elias, Pfarrer von Rozdialowitz, lebte als Flüchtling in Görlitz und starb 1667. Seine Witwe und seine Tochter starben 1674⁴⁷⁵.

Rovalla, von diesem Pfarrer aus Wellwara (= Welwarn) verzeichnet Pescheck ein in Pirna gestorbenes Kind⁴⁷⁶.

Rüdel, Kaspar, um 1553 in Wolkenstein im Erzgebirge geboren, besuchte Schulpforta, wurde 1578 Kantor in seiner Vaterstadt, 1584 Diakonus. In Kríma auf der böhmischen Seite des Erzgebirgskammes wurde er 1593 Pfarrer und amtierte noch 1612⁴⁷⁷.

Rüdiger, Elias, aus Georgenthal vertrieben, wurde Schulmeister in Jonsdorf bei Zittau⁴⁷⁸ (vgl. die Rüdigers in Deucers Liste!).

Salesky, Josef, Pfarrer von Rozdialowitz⁴⁷⁹.

Sartorius, Basilius, 1624 aus Reinowitz vertrieben⁴⁸⁰.

Scultetus, Jonas, Pfarrer von Hirschberg bei Niemes⁴⁸¹.

Schaller, Matthäus, war Pfarrer in Wiese bei Friedland, ging 1624 nach Ostrichen und predigte zuweilen im Schloß. Von katholischer Seite drohte man, ihn auf der Kanzel zu erschießen, ihm Mund und Nase abzu-

⁴⁶⁸ Buchwald: Beiträge 24 (1903) 243. — Meltzer: Buchholz 250.

⁴⁶⁹ Grünberg.

⁴⁷⁰ Pescheck 74.

⁴⁷¹ Ebenda 150.

⁴⁷² Ebenda 42.

⁴⁷³ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 191.

⁴⁷⁴ Köhler: Historische Nachrichten von Wolkenstein. Schneeberg 1781, S. 164f.

⁴⁷⁵ Pescheck 148.

⁴⁷⁶ Ebenda 37.

⁴⁷⁷ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 11 (1890) 157.

⁴⁷⁸ Wolkan: Studien 139.

⁴⁷⁹ Pescheck 73.

⁴⁸⁰ Schmidt 129.

⁴⁸¹ Pescheck 73.

schneiden, ihn lebenslang einzukerkern. Er bekam dann die Pfarre Weigsdorf bei Löbau⁴⁸².

Schaller, Thomas, Hofprediger eines Schlosses in Böhmen, später Superintendent in Meiningen⁴⁸³.

Scherzer, Adam, Professor aus Eger, war in Leipzig tätig⁴⁸⁴.

Schlechte, Georg, floh von Saditz (= Sadschitz?) nach Pirna⁴⁸⁵.

Schmidichen, Josef (Josua), aus Zittau, 1596 geboren und Schüler des dortigen Gymnasiums, wurde Rektor in Oschitz bei Reichenberg. Gleichzeitig mit dem Pfarrer vertrieben (1624?), wurde er Schulmeister in Oberseifersdorf bei Zittau, 1636 Pfarrer. Er wird auch als Lehrer in Seidenberg (Lausitz) angegeben⁴⁸⁶.

Schönfelder, Joachim, Geistlicher, flüchtete aus Georgenthal nach Zittau⁴⁸⁷.

Schramm, Nicolaus, von Leipa, war Pfarrer von Habichtstein⁴⁸⁸.

Schubek, Abraham, war Lehrer in Friedland. Dessen Tochter Corona war nach Zittau geflüchtet und starb 1648⁴⁸⁹.

Schulze, Matthias, gebürtig aus Schluckenau, wurde 1631 Pfarrer zu Crostau bei Bautzen, später zu Sohland, zuletzt zu Oppach⁴⁹⁰.

Schuricht, Abraham, geboren 1591 in Ortrand bei Großenhain, wo der Vater Quästor war, besuchte die Gymnasien Bautzen, Zittau und die Universität Leipzig (1610). Als Pfarrer begann er 1618 in Christofsgrund bei Reichenberg und war dann in Markersdorf bei Gabel bis 1624 tätig. Er flüchtete nach Zittau, stand in Reichenau seinem kränklichen Bruder als Substitut bei und übernahm nach dessen Tode 1626 das Pfarramt. Im nahen Türchau wirkte er von 1634 bis zu seinem Tode⁴⁹¹.

Schurig, Egidius, aus Mügeln bei Oschatz gebürtig, gekrönter Dichter, war 1620 Lehrer in Willomitz bei Saaz, wurde 1622 vertrieben und erhielt 1623 das Rektorat in Leisnig. 1630 wurde er Pfarrer in Reinsdorf nahebei, 1638 in Sitten bei Leisnig und starb 1653⁴⁹².

Schurig, Johann, Pfarrer in Weißbach, flüchtete nach Ullersdorf im Erzgebirge⁴⁹³.

Schütze, Nikolaus (Sagittarius), ab 1615 Pfarrer, wurde 1624 aus Gablonz vertrieben⁴⁹⁴.

⁴⁸² Ebenda 88, 92, 150.

⁴⁸³ Ebenda 169.

⁴⁸⁴ Ebenda 60.

⁴⁸⁵ Ebenda 37.

⁴⁸⁶ Ebenda 72, 150. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 184.

⁴⁸⁷ Wolkan: Studien 138.

⁴⁸⁸ Pescheck 72, 180.

⁴⁸⁹ Ebenda 74, 148.

⁴⁹⁰ Wolkan: Studien 138.

⁴⁹¹ Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 197; 15 (1894) 172.
— Pescheck 19, 90.

⁴⁹² Grünberg.

⁴⁹³ Pescheck 94.

⁴⁹⁴ Schmidt 115.

Schwarzbach, Andreas, Magister, war bis 1624 Pfarrer in Reichenau bei Reichenberg⁴⁹⁵.

Seelinger, Joachim, Pastor im Exil, starb 1630 zu Buchholz⁴⁹⁶. Vielleicht gehört er zu den Schlackenwerther Selings (vgl. Teil 1 und hier unter Schlackenwerth!).

Senftleben, Elias, war Pfarrer zu Reinowitz bei Gablonz⁴⁹⁷.

Sequenides, Georg, aus Chotěboř, Dechant von Leitmeritz, kam 1630 nach Pirna. Dort starb seine Frau⁴⁹⁸.

Sidericus, Paul, geboren 1580, Pfarrer von Rust bei Podersam, flüchtete 1624 und war später Pfarrer in Altenburg. Er starb 1660⁴⁹⁹. Es ist wohl derselbe wie in Deucers Liste der Pastor von Lukow.

Siegmann, Johann, „deutscher Schulhalter zu Laun“, ist nach Zittau geflüchtet, wo er 1644 noch lebte⁵⁰⁰.

Simon, Lorenz, geboren 1576 in Beelitz in der Mark, bildete sich auf dem Gymnasium Jüterbog, der Universität Wittenberg ab 1595 und wurde 1607 Pfarrer in Kněžitz in Böhmen. 1624 wurde er vertrieben, wirkte zuerst als Waisenlehrer, ab 1625 als Prediger in Leipzig, studierte dort nochmals und wurde 1629 Magister. 1631 emeritiert, starb er 1634 in Leipzig⁵⁰¹.

Skrincy, Peter, Pfarrer zu Jungbunzlau, flüchtete nach Zittau⁵⁰².

Smolinsky. Die Frau dieses Pfarrers von Nosan (?) starb in Pirna⁵⁰³.

Spatenka, Johann, Pfarrer von Poděbrad, lebte lange in Zittau und starb dort 1642⁵⁰⁴.

Stemberg, Andreas, flüchtete von Malmitz (= Malenice?) nach Pirna⁵⁰⁵.

Stiller, Caspar, geboren um 1571 in Leipzig, studierte dort ab 1591 und wurde 1599 Magister. Zuerst 1603 Diakonus in Freistadt in Schlesien, 1613 in Herwigsdorf bei Löbau, kam er 1616 als Pfarrer nach NeustadtI in Böhmen (bei Tachau?) und wurde 1628 vertrieben⁵⁰⁶.

Stransky, Paul, Magister und Stadtschreiber von Leitmeritz, geboren in Zap bei Altbunzlau, studierte in Prag, wurde eingekerkert, flüchtete 1627 nach Pirna und wurde Lehrer am Gymnasium zu Thorn⁵⁰⁷.

Taborsky, Matthäus, Pfarrer von Tabor, starb in Zittau 1632⁵⁰⁸.

⁴⁹⁵ Pescheck 73.

⁴⁹⁶ Meltzer: Buchholz 251.

⁴⁹⁷ Pescheck 37.

⁴⁹⁸ Ebenda 37.

⁴⁹⁹ Ebenda 64.

⁵⁰⁰ Ebenda 74. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1894) 157.

⁵⁰¹ Grünberg.

⁵⁰² Pescheck 72.

⁵⁰³ Ebenda 37.

⁵⁰⁴ Ebenda 137. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 20 (1899) 65 nennt ihn Georg.

⁵⁰⁵ Pescheck 37.

⁵⁰⁶ Grünberg.

⁵⁰⁷ Pescheck 33.

⁵⁰⁸ Ebenda 73.

Thaddäus, Johann, 1591 in Wittenberg ordiniert, war Prediger in Böhmen, flüchtete 1630 nach Zittau, wo man ihn wegen Verdacht des Calvinismus kränkte. 1630—1652 war er hier zweiter böhmischer Prediger. Er gab eine *Ethica christiana* heraus⁵⁰⁹. Die Witwe eines andern vertriebenen Geistlichen Thaddäus (Thädel) starb 1638 in Zittau⁵¹⁰.

Tornicius, Martin, ist von Lindenau 1627 nach Pirna geflohen⁵¹¹.

Vicentus, Mattheus, Pfarrer in Retschitz in Böhmen, flüchtete in die Gegend von Seiffen, wo er 1633 starb⁵¹².

Wagner, Martin, Kantor von Kutenberg, starb 1639 in Zittau⁵¹³.

Weber, Nikolaus, geboren 1597 in Grimma. Sein Vater war Rektor der Fürstenschule. Diese Anstalt besuchte der Sohn 1611—1617, danach die Leipziger Universität und erwarb 1620 die Magisterwürde. 1620 wurde er Diakonus in der böhmischen Zinnbergbaustadt Schönfeld. 1621 übernahm er das Pfarramt in Neustädtel bei Schneeberg, wurde 1630 Pfarrer in Schwarzenberg und starb 1657⁵¹⁴.

Weiß (Albinus), Johann, geboren 1541 in Zwickau, wurde Pastor in Klinghart. Hier verjagt, kam er 1591 als Pfarrer nach Schwand bei Plauen und starb 1618⁵¹⁵.

Wendelius, Jacob, Pfarrer von Stránow, kam 1628 nach Zittau⁵¹⁶.

Wernel, Florian, Magister, kam von Strakonitz nach Pirna 1631⁵¹⁷.

Winkler, Abraham, Archidiakonus, zog 1639 mit 1500 Exulanten im Gefolge des schwedischen Heeres mit Obrist Stahlhans nach Böhmen. Viele von ihnen kamen um⁵¹⁸.

Winkler, Paul, Pastor und Senior im Kreise Chrudim, lebte 24 Jahre als Exulant in Zittau und starb etwa 1650, seine Witwe Anna gleich danach⁵¹⁹.

Zeidler, Johann, Magister, 1593 in Lobendau bei Schluckenau als Sohn des letzten lutherischen Pfarrers (!) geboren, besuchte das Gymnasium zu Bautzen, wurde 1624 Pastor daselbst und 1631 Primarius. 1640 ist er gestorben! Sein Vater war zuvor Pfarrer in Zeidler bei Rumburg gewesen. Möglicherweise nannte sich die Familie danach⁵²⁰.

Ziegler, Christoph, Magister, 1586 in Bischofswerda geboren, verbrachte er die Jahre 1598—1604 als Schüler Schulpfortas und studierte in Wittenberg. 1611 wurde er Lehrer am Gymnasium in Zittau, 1612—1624 war

⁵⁰⁹ Ebenda 97, 170. — Grünberg. — Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 7 (1886) 110. — Buchwald: Beiträge 19 (1898) 112.

⁵¹⁰ Pescheck 137.

⁵¹¹ Ebenda 37.

⁵¹² Dietrich 23.

⁵¹³ Pescheck 137.

⁵¹⁴ Meltzer: Schneeberg 215. — Grünberg.

⁵¹⁵ Ebenda.

⁵¹⁶ Pescheck 37.

⁵¹⁷ Ebenda 37.

⁵¹⁸ Ebenda 32.

⁵¹⁹ Ebenda 138.

⁵²⁰ Scheuffler: Zug d. österr. Geistl. 15 (1895) 170; 24 (1903) 233.

er Pfarrer in Oschitz bei Reichenberg. Von da in die Oberlausitz geflüchtet, wurde er 1625 Pfarrer zu Hainewalde, 1631 Archidiakonus in Zittau und starb 1632 an der Pest. Er war poeta laureatus und verfaßte 1617 zum Reformationsjubiläum eine Schrift über die Reformation, gedruckt in Leipzig 1618⁵²¹.

Zschacki, Adam, ist 1627 als Flüchtling nach Pirna gekommen⁵²².

Ziedezki, Magister in Prag Neustadt; seine Frau ist in Pirna gestorben⁵²³.

Schlußbetrachtungen

Erschütternde Schicksale tauchen vor uns auf, wenn wir erfahren, daß viele der aus Böhmen Ausgewiesenen in Sachsen nur mit Mühe ihr Leben fristeten. Oft steht bei obigen Angaben: Kind begraben; Frau verloren; früh gestorben. Viele sind der in den Kriegsjahren überall hin verschleppten Pest leicht erlegen, da sie durch die Flucht geschwächt waren oder in ihrem Zufluchtsort sich nur mühsam forthalfen. Viele mußten von Almosen leben. So erhielten in Görlitz 1624 mehrere Geistliche Almosen aus dem Kirchenärar: Gregor Gaudelin, Wenzel Gallas, Johann Zadolsky, Johann Stribrsky je 36 Kreuzer, Melchior Hornel von Oschitz 18 Kreuzer, Martin Fischer, gewesener Pfarrer von Wildschitz, Daniel Ambrosius, Johann Kinicky je 36 Kreuzer, Kaspar Zedlitz von Hühnerwasser, Thomas Becker 24 Kreuzer (1625), Heinrich Kilian, Ulrich und Wilhelm Pannier 26 Kreuzer, Magister Fabian Gippan aus Brandeis 36 Kreuzer⁵²⁴. Wieviel Not läßt sich daraus ablesen! Wie wenige der Flüchtlinge werden Geld und Geldeswert haben mitnehmen und auf langem Fluchtweg erhalten können! Selten hören wir, daß der eine oder andere in der Stadt, wohin er entkommen, sich angekauft hat. Kam noch Krankheit unterwegs hinzu, so gerieten die ausgewiesenen Prediger und Lehrer oft in eine hilflose Lage und waren ganz auf Güte und Mildtätigkeit in Sachsen angewiesen. Außer den sächsischen Pfarrern nahmen sich auch Amtsleute ihrer an. Vor anderen wird der Schwarzenberger Amtmann Veit Dietrich Wagner als „lieber Erbarmer armer Exulanten“ gerühmt.

Buchwald hat das Tagebuch des Wenzel Altwasser veröffentlicht⁵²⁵. Dieser stammte aus Oels in Schlesien, war Sohn eines Schneiders und ursprünglich katholischer Pfarrer. 1609 wurde er in Breslau lutherisch und begründete seinen Übertritt in einer 1611 erschienenen lateinisch und deutsch abgefaßten Schrift. Bis 1616 blieb er in Oels, studierte in Prag, übernahm das evangelische Pfarramt Bergreichenstein und 1621 die Pfarre Schüttenhofen, wurde aber 1622 vertrieben „mit Einziehung eines guten Vermögens, welches sich auf 1500 Gulden erstreckte.“ Vieh, Getreide, Hausrat und Vorrat nebst

⁵²¹ Pescheck 87. — Scheuffler: Zug d. österr. Geisl. 15 (1895) 183.

⁵²² Pescheck 37.

⁵²³ Ebenda.

⁵²⁴ Ebenda 148.

⁵²⁵ Buchwald, Georg: Wenzeslaus Altwasser. Tagebuch. Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich 12 (1891) 55—71.

der Bibliothek von 4000 Gulden Wert blieb auf seinem Pfarrhof St. Moritz in Schüttenhofen. Er flüchtete zunächst in die Oberpfalz und erhielt vielerorts Geschenke, auch Kollekten. Dann zog er wiederholt durch Sachsen, war in Plauen, Zwickau, Chemnitz und Dresden. In der Residenz beschenkten ihn die Kurfürstin, Hoë von Hoënegg und andere. Er versuchte, seine Familie „und meinen Plunder“ aus Böhmen herauszubekommen und schickte von der Grenze Boten an seine Frau in Schüttenhofen, die inzwischen einen Sohn geboren hatte. Von Zwickau aus unternahm er Streifzüge, um Geld oder eine Anstellung zu bekommen. 1627 endet das Tagebuch. Dann ist Altwasser verschollen. Sein Nachlaß liegt in der Zwickauer Ratsschulbibliothek. Wie vielen Vertriebenen mag es ähnlich ergangen sein!

Erstaunlich ist, wie rasch es immerhin gelingt, einen sehr großen Teil der Vertriebenen als Lehrer oder Pfarrer in Sachsen unterzubringen. Das ist ein rechtes Ruhmesblatt für das damalige Kursachsen. Einige Exulanten, die nach Wittenberg zogen, hofften gewiß, von dort aus leichter für eine freiwerdende Stelle ordiniert werden zu können. Manche studierten nochmals, z. B. auch in Leipzig.

Bei Betrachtung der Lebensläufe fällt auf, wie viele und welche ferne Gymnasien die jungen Leute aus Sachsen und Böhmen aufsuchten, was doch nur mit langen Fußmärschen durchzuführen war: Bis nach Straßburg, Breslau, Thorn, Hermannstadt, Braunschweig, Wismar usw. wanderten sie, wechselten öfter die Gymnasien. Die drei sächsischen Fürstenschulen Meißen, Grimma und Pforta spielten eine Hauptrolle bei der Ausbildung von Geistlichen, die sich in Böhmen betätigten. Jedenfalls hat Sachsen nach Böhmen viele begabte Männer entsandt, wie umgekehrt viele junge in Böhmen geborene Studenten auf den sächsischen Universitäten feststellbar sind. Wittenberg und Jena waren die Stätten, wo viele dieser Geistlichen ordiniert worden sind. Durch die Exulanten erhielt Sachsen einen bemerkenswerten Zuwachs an geistig hochstehenden Männern, dazu leidgeprüfte Familien, die auf der Flucht und in bitterer Not sich bewähren mußten. Böhmen dagegen verarmte.

Alle diese Austreibungen, betrachtet an den Mauren in Spanien, den hier behandelten Geistlichen aus Böhmen, den Hugenotten aus Frankreich und wieder 1945 an Millionen Menschen, zeigen dasselbe Ergebnis, ohne daß bisher die richtigen Lehren daraus gezogen worden wären: Vertreibung schadet dem Lande, aus dem beste, standhafte Kräfte weichen müssen, und nützt dem Staate, der die Verjagten, Beraubten aufnimmt. Ganze Geschlechter von Geistlichen, Lehrern, Wissenschaftlern, Dichtern sind auf diese Weise in Kursachsen heimisch geworden und haben das geistige Leben stark beeinflußt, so daß der kulturelle Wiederaufbau Sachsens nach dem Großen Kriege schneller vorwärts ging als anderswo. Leipzig und Dresden, selbst Zittau wurden Stätten der Literatur und Musik, besonders im 18. Jahrhundert. Unter den hier behandelten Geistlichen waren ja nicht wenige musikalisch begabte, als Kantoren tätige. Dabei sind die alsbald dem Zug der Geistlichen folgenden glaubenstreuen Bauern, Handwerker, Kaufleute hier noch nicht berücksichtigt, die viel Gewerbefleiß und wirtschaftliche Tüchtigkeit mit-

brachten. Wenn Kursachsen, vom Großen Krieg entsetzlich verwüstet, sich schon im Laufe des 17. Jahrhunderts erstaunlich rasch erholte und sich gegen 1700, dem Zeitalter Augusts des Starken, einer Blütezeit der Wirtschaft, Kultur und Kunst erfreuen konnte, so hat der Zustrom aus Böhmen, der auf 150 000 Vertriebene geschätzt wird, starken Anteil daran. Anfangs wanderten nur, wie hier gezeigt wurde, die Geistlichen aus. Der protestantische Adel flüchtete dann, Bürger und Bergleute folgten. Die Landbevölkerung durfte nicht fort. Am stärksten wirkte sich die Fluchtbewegung in Orten nahe der sächsischen Grenze aus, wie St. Joachimsthal, Platten, Abertham, Bäringen (Gründung von Johanngeorgenstadt 1654), in der Herrschaft Graslitz, wo zwischen 1671 und 1676 zwei Drittel der gesamten Bevölkerung nach Sachsen übersiedelten, in Katharinaberg und Sebastiansberg, von wo aus allein 6 Exulantendörfer in Sachsen gegründet wurden⁵²⁶.

Wie stark Sachsens Anziehungskraft noch lange nach dem verhängnisvollen Einschnitt vom Jahre 1620 auf junge geistige Kräfte in Böhmen wirkte, läßt sich daran erkennen, daß noch immer Schüler und Studenten aus böhmischen Orten nach sächsischen Schulen und Hochschulen kamen. Einige Beispiele finden sich schon oben. Ein paar weitere sollen statt vieler hier erwähnt werden:

Adler, Zacharias, geboren in Elbogen, besucht 1618 die Universität Leipzig, wird Pfarrer in Schöneck im Vogtland und stirbt 1658⁵²⁷. (Er ist wohl der Sohn des Thomas Adler aus Adorf, ordiniert 1596 in Wittenberg, Rektor, danach Subdiakon in Elbogen⁵²⁸.)

Franze, Johann Christoph, geboren 1629 in Rumburg, 1659 Pfarrer in Taubenheim an der Spree, danach Pfarrer in Schlesien⁵²⁹. Er starb 1681.

Grotzsch, Georg, geboren 1636 in St. Joachimsthal, wo sein Vater Senator war, besuchte das Gymnasium Annaberg, 1653 die Universität Leipzig, 1657 die zu Jena, wurde 1658 Magister, 1661 Pfarrer in Langenreichenbach bei Torgau, 1666 in Wachau bei Dresden, 1669 in Wahrenbrück bei Liebenwerda und starb 1673⁵³⁰.

Junge, Andreas, geboren 1639 in Reichenberg, bezog 1660 die Leipziger Universität, wurde 1668 Magister, 1671 Pfarrer in Ebersbach in der Lausitz und starb 1695⁵³¹.

Kögler, Franz, geboren 1641 in Schönkind. Sein Vater verließ als Exulant Böhmen. Der Sohn empfing auf der Fürstenschule Meißen 1655—1661 gute Grundlagen für seine Bildung. Auf der Universität Leipzig wurde er Magister und war ab 1668 in Zschoppach bei Leisnig Pfarrer, seit 1672 nahebei in Geringwalde und ist 1696 gestorben⁵³².

⁵²⁶ Dietrich.

⁵²⁷ Grünberg.

⁵²⁸ Buchwald: Beiträge 23 (1902) 188.

⁵²⁹ Grünberg.

⁵³⁰ Ebenda.

⁵³¹ Ebenda.

⁵³² Ebenda.

Latzschkow, Samuel Christoph, geboren um 1619 in Potworow, studierte ab 1632 in Leipzig, wurde 1637 Pfarrer in Steinbach bei Borna und ertrank 1662⁵³³.

Ruprecht, Christoph, geboren 1619 in Eger (oder Priesen), studierte ab 1639 in Leipzig und wurde 1643 Pfarrer in der Nähe von Borna. Er starb 1654 in Erla bei Borna⁵³⁴.

Schroll, Johann, geboren 1620 in Heinrichsgrün am böhmischen Erzgebirgsabhang, bezog 1637 die Universität Leipzig, wurde 1654 Diakon, 1662 Pfarrer in Staucha bei Oschatz und starb 1706⁵³⁵.

Hingewiesen sei noch darauf, daß ab 1620 nicht nur deutsche Protestanten aus Böhmen vertrieben wurden, sondern auch Geistliche der Brüder-Unität, Prediger in böhmischer Sprache. Gegenüber den im 16. Jahrhundert ausschließlich deutschen Namen der Geistlichen und Lehrer treten bei der Vertreibung um 1622 häufig tschechische auf; denn das Luthertum hatte auch Innerböhmen erfaßt, und auch von dort studierten junge Männer in Sachsen. Nach der Flucht bildeten sich in Zittau, Pirna und Dresden „böhmische“ Gemeinden, gingen aber im Laufe der Zeit in ihrer deutschen Umgebung auf.

Der große Aderlaß nach 1620, verschlimmert durch den Dreißigjährigen Krieg und die Pest jener Jahre, hat Böhmen sehr geschadet. Die Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen wurden gegenüber dem Jahrhundert zwischen Reformation und Austreibung der Protestanten geringer, blieben hauptsächlich wirtschaftlicher Art. Doch lohnt es, den Schicksalen der damals von der Ausweisung Betroffenen nachzugehen, von denen lange Zeit der kulturelle Austausch der beiden Nachbarländer getragen wurde.

⁵³³ Ebenda.

⁵³⁴ Ebenda.

⁵³⁵ Ebenda.

GEORG RITSCHEL, LEHRER UND GEISTLICHER

Ein böhmischer Vertriebener im England Cromwells*

Von Roger Howell

Die politischen Ereignisse des 17. Jahrhunderts brachten eine enge Verbindung zwischen England und Böhmen zustande. Obgleich es schon vor der Schlacht am Weißen Berge beträchtlichen Verkehr zwischen den zwei Ländern gegeben hatte¹, führte sie nachher der beiden gemeinsame Protestantismus zu noch näheren Beziehungen. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zogen zahlreiche böhmische Vertriebene nach England; der bekannteste unter ihnen war der Künstler Wenceslaus Hollar, aber es gab auch noch andere von Bedeutung, wie zum Beispiel den Humanisten und Dichter Jan Sictor². Obgleich es zwischen böhmischen Gebildeten und den englischen Universitäten mindestens seit dem frühen 14. Jahrhundert Kontakte gegeben hatte³, scheint es, daß wenige von den Verbannten der Weg nach Oxford oder Cambridge führte. 1635 erwähnte Comenius einige mährische Studenten, die damals in England wohnhaft waren⁴; bedeutender als diese aber ist Georg Ritschel, ein heute kaum noch beachteter Philosoph und Lehrer, der neben Hollar der bedeutendste unter den Vertriebenen ist, die den Weg nach dem zur Zeit der englischen Revolution gegründeten puritanischen Staat fanden⁵.

Nach seinem ersten Biographen wurde Georg Ritschel am 13. Februar 1616, als Sohn des Bauern Georg Ritschel und dessen Ehefrau Gertrud, in dem Dorf Deutschkahn (Bez. Aussig) in Nordböhmen geboren⁶. Deutschkahn war

* Der Inhalt dieses Aufsatzes wurde zuerst in der Czechoslovak Society of Arts and Sciences in America, am 11. September 1964, an der Columbia University, New York, vorgetragen. Die Veröffentlichung wurde durch ein „Shell Assist to the Faculty Research Fund of Bowdoin College“ möglich gemacht.

¹ Über Böhmen und England vor der Schlacht am Weißen Berg s. Wellek, R.: Bohemia in English Civilization. Central European Observer 15 (1937) 21—22, 53—54, 107—108; Wellek, R.: Bohemia in Early English Literature. Slavonic Review 21 (1943) 114—126.

² Über Sictors Laufbahn und Schriften s. Young, R. F.: A Czech Humanist in London in the Seventeenth Century: Jan Sictor Rokycansky 1593—1652. London o. J.

³ Siehe Young, R. F.: Bohemian Scholars and Students at the English Universities from 1347 to 1750. English Historical Review 38 (1923) 72—84.

⁴ Ebenda 75, wo Opera Didactica. Bd. 1, S. 404 zitiert wird.

⁵ Young, R. F.: A Bohemian Philosopher at Oxford in the Seventeenth Century: George Ritschel of Deutschkahn. London 1925 ist der einzige neuere Historiker, der eine ausführliche Untersuchung über Ritschel angestellt hat, wenigstens soweit mir bekannt ist. Ich bin seiner Arbeit für einen großen Teil der Ausführungen in diesem Aufsatz sehr zu Dank verpflichtet.

⁶ Wood, A.: Athenae Oxonienses. Hrsg. v. P. Bliss. Bd. 4. London 1813—1820, S. 124. Wood ist eine sehr wichtige Quelle für Ritschel. Er scheint große Sorgfalt

ein grundherrschaftliches Gut der Stadt Tetschen. Der Hauptgutsbesitzer in dieser Gegend, der auch die Herrschaft Tetschen inne hatte, Graf Rudolph von Bünau, war ein lutherischer Adliger, der auch in Sachsen begütert war. Georg Ritschel stammte aus einem altansässigen deutsch-böhmischen Bauerngeschlecht. Ritschels Vater besaß den Bauernhof Deutschkahn Nr. 1⁷. Entgegen der Annahme von Young ist festzustellen, daß Ritschels Vater keinesfalls Freisasse oder Lehensmann des Grafen Rudolph von Bünau war, denn in dieser Gegend waren nur vereinzelte Dorfrichterhöfe Freibauerngüter. Der Bauernhof Deutschkahn Nr. 1 war ein mit Erbrecht ausgestatteter, der Stadt Tetschen grundherrschaftlich zugehöriger Hof⁸. Darüber hinaus ist wenig über die Familie bekannt, außer einer wichtigen Verwandtschaft, die offenbar eine Beziehung zu dem späteren Abschnitt von Ritschels Laufbahn hatte. Sein Vater soll mit einer Frau Butler aus Newcastle upon Tyne verschwägert gewesen sein. Die Butlers waren eine bedeutende Kaufmannsfamilie aus dem wichtigen kohlenhandeltreibenden Zentrum und hatten außerdem enge Beziehungen zu der puritanischen Bewegung im Norden Englands^{8a}.

Schon früh scheint der junge Ritschel auffallende geistige Anlagen gezeigt zu haben. Im Jahre 1633 ging er auf die Universität Straßburg, die damals unter den böhmischen und mährischen Protestanten als ein bevorzugtes Zentrum für ihr Studium galt und allgemein als eine der fortschrittlichsten europäischen Universitäten unter lutherischem Einfluß betrachtet wurde⁹. Zusammen mit mehreren anderen Böhmen ließ er sich Ende Januar in der philosophischen Fakultät einschreiben. Während seines Studiums in Straßburg bekam Ritschel eine stark traditionsgebundene Ausbildung; noch 1640 wurde die Universität von der peripatetischen Tradition beherrscht, und von dem dort angestellten Professor der Naturphilosophie wurde immer noch gefordert, den Unterricht auf Aristoteles' „Physik“ zu gründen¹⁰. Die Ergebnisse dieser Ausbildung in der aristotelischen Methode sind in allen erhal-

beim Sammeln seiner Materialien angewendet zu haben, und schrieb an Dr. Cantar und Rev. John March, einen ehemaligen Schüler Ritschels, um weitere Auskunft über diesen zu erhalten. — Clark, A.: *The Life and Times of Anthony Wood*. Bd. 3. Oxford 1888—1895, S. 175, 349. — Lee, Sidney: *Dictionary of National Biography*. Bd. 18. London 1896, S. 327.

⁷ Wunsch, Franz J.: *Geschichtliches über Deutschkahn*. BHAKB 16 (1936) 26—31.

⁸ Young: Ritschel 4. — Diese Berichtigung verdanke ich Herrn Dr. Hanke vom Collegium Carolinum.

^{8a} *Memoirs of the Life of Mr. Ambrose Barnes*. Hrsg. v. W. H. D. Longstaffe. Durham 1867, S. 56. Barnes war einer der aktivsten unter den Newcastler Puritanern; er war der Schwager von Frau Butler und ein tätiger Sittenlehrer und einer der politischen Hauptfiguren in der Stadt während des Interregnums. Über seine Laufbahn siehe mein im Erscheinen begriffenes Buch: *Newcastle and the Puritan Revolution*.

⁹ Young, R. F.: *Comenius in England*. London 1932, S. 1.

¹⁰ *Ebenda*. Dies ist durchaus nicht ungewöhnlich. Viele Universitäten verhielten sich gegenüber den neuen wissenschaftlichen Entwicklungen zurückhaltend, da diese ihre aristotelische Tradition schwächten. Ähnliche Zustände existierten auch an der aufgeklärten kalvinistischen Universität Leiden und in Padua sowohl als auch an den englischen Universitäten.

tenen Werken Ritschels auffallend. Seine philosophischen Werke zeigen eine deutliche aristotelische Neigung und Befangenheit so wie eine Genauigkeit in der Aufstellung von Begriffsbestimmungen. Es scheint, daß Ritschel ungefähr sieben Jahre in Straßburg geblieben ist; dann ergriff ihn die Bitterkeit religiöser Leidenschaften, die während des Dreißigjährigen Krieges ausgebrochen waren. Nach der Schlacht am Weißen Berge wurde Böhmen, das schon hauptsächlich protestantisch gewesen war, durch den zweifachen Druck von Zwang und Propaganda zu dem katholischen Glauben bekehrt. Schon 1621 waren einige evangelische Geistliche ausgewiesen worden. Kaiserliche Verordnungen, promulgiert von Ferdinand II. im Mai 1624 und Juli 1627, brachten diesen Prozeß zum Abschluß; unter den Bedingungen dieser Verordnungen wurde der Katholizismus die einzige Religion, die außer dem Judentum in Böhmen und Mähren geduldet wurde; diese Bedingungen übten nicht nur auf den Wohnort sondern auch auf den Besitz von Gütern Einfluß aus¹¹. Diese beiden Vorschriften waren natürlich schon erlassen worden, bevor Ritschel nach Straßburg ging, aber während eines beträchtlichen Teiles der Kriegszeit waren sie in der Gegend um Deutschkahn nicht durchgeführt worden, weil diese mehrmals durch die protestantischen Schweden besetzt worden war. 1640 aber war der Kaiser in der Lage, die Durchführung der Verordnungen zu erzwingen. Verbunden mit dem Tode des Vaters zwang diese Tatsache den jungen Studenten, ein Glaubensbekenntnis zu machen. Nach Anthony Wood legte er „einen sehr überzeugenden Beweis für seinen protestantischen Eifer ab“, indem er zugunsten seines Bruders, der katholisch wurde, auf seinen Anteil an den Erbgeldern verzichtete¹².

Außer seiner Entscheidung für den protestantischen Glauben, die ihm eine Rückkehr nach Böhmen unmöglich machte, sind Ritschels unmittelbare Reaktionen auf die neue Lage in seiner Heimat ungeklärt. Wood und die Berichte, die unmittelbar von ihm hergeleitet sind, behaupten, daß Ritschel nach Oxford zog, wo er am 3. Dezember 1641 als Leser in der Bodleian Bibliothek zugelassen wurde¹³. Sein Name fehlt jedoch in der Universitäts-

¹¹ Denis, E.: *La Bohême depuis la Montagne Blanche*. Bd. 1. Paris 1903, S. 71, 83, 89. Um Comenius' Bemerkungen über die Verordnungen zu finden, s. Young: *Comenius in England* 26.

¹² Wood: *Athenae Oxonienses* IV, 124. Es besteht ein gewisser Widerspruch zwischen Woods Aussage, nach der Ritschel dem Bruder seinen Anteil an den „Familienländereien“ gegen ein Reisegeld abtrat, und dem Bericht in: *Memoirs of Ambrose Barnes* 56, welcher erwähnt, daß er dem Bruder die „Ländereien“ ohne Vorbehalt verkaufte. Beide irren jedoch, wenn sie annehmen, Ritschel habe seinen Anteil an den „Familienländereien“ abgetreten; denn bei dem väterlichen Besitz handelte es sich um einen Bauernhof, der nach dem in dieser Gegend herrschenden Recht jeweils dem jüngsten Sohn geschlossen zufiel, während die nichterbenden Kinder durch Erbgelder entschädigt wurden. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Hanke vom Collegium Carolinum.

¹³ Wood: *Athenae Oxonienses* IV, 124. Unter den Berichten, die sich an Wood halten, sind Brand, J.: *History of Newcastle*. London 1789. — Hornby, H.: *Account of Newcastle upon Tyne*. MSS Duke of Northumberland. Alnwick Castle 187 A/200—203. Über Woods Zuverlässigkeit s. Anm. 6.

matrikel jenes Jahres und dieser Umstand läßt an der Behauptung zweifeln, daß Ritschel schon 1641 in Oxford war; die einzige Notiz über ihn in der Matrikel trägt das Datum vom 3. Dezember 1646¹⁴. Seine Grabinschrift, die in einer älteren Geschichte über Newcastle erhalten ist, gibt an, daß er erst 1644 in Oxford war, aber auch das verdient kein Vertrauen, da feststeht, daß er 1644 nicht in England war¹⁵. Die Sache muß unentschieden bleiben, aber die vorhandenen Dokumente scheinen auf eine Verwechslung von Daten hinzuweisen, da das Datum vom 3. Dezember für die beiden Jahre, 1641 und 1646, erwähnt ist. Die nächsten sicheren Spuren Ritschels finden sich auf dem Kontinent. Es ist möglich aber nicht beweisbar, daß Ritschel 1641 nach Oxford ging; denn während des kurzen Friedens in jenem Sommer scheint das Land in einer wundervollen Stimmung gewesen zu sein. Für Stephen Marshall war es ein herrliches Jahr, während dessen Gott mehr für England getan hatte als in den vorhergegangenen 80 Jahren; es war auch das Jahr, in dem das „lange Parlament“ den Vorschlag neu belebte, Dury und Comenius nach England zu locken¹⁶. Aber die Bande zwischen Comenius und Ritschel waren damals noch nicht geschmiedet; fest zu behaupten, daß Ritschel 1641 in England gewesen ist und dann, als das Versprechen des Sommers einem bitteren politischen Streit und dem Ausbruch des Bürgerkriegs wich, noch einmal nach dem Kontinent ausgewandert ist, dürfte die vorhandenen Zeugnisse zu stark belasten.

Ritschel kann 1641 und 1642 in den Vereinigten Provinzen nachgewiesen werden. Er erscheint in Den Haag, Amsterdam und Leiden. Dort, während er dem Sohn des Prinzen von Siebenbürgen als Privatlehrer diente, ist es möglich, daß er mit Christian Rave bekannt wurde, dem berühmten Orientalisten, der später Fellow und Bibliothekar von Magdalen College, Oxford, wurde¹⁷. Jedenfalls war Ritschel 1642 in Dänemark, bei Raves Bruder Johann, wohnhaft¹⁸. Während dieser Zeit war Ritschel zum ersten Mal mit der praktischen Seite der Pädagogik ernstlich beschäftigt. Nachdem er seine Lehrerstelle aufgegeben hatte, verband er sich mit Johann Rave, um junge Adlige an der Akademie in Sorøe zu unterweisen. Die Begegnung mit Rave übte einen tiefen Einfluß auf Ritschel aus. Ohne Zweifel war diese von beträchtlicher Wichtigkeit für die Formulierung seiner eigenen Lehrmethode

¹⁴ Young: Ritschel 6.

¹⁵ Brand: History of Newcastle I, 93. Ritschel war von Dezember 1644 bis zum Juni 1645 in Elbing. Patera, A.: Jana Amosa Komenského Korrespondence. Prag 1892, S. 93, 101. Vgl. auch S. 124, wo angegeben wird, daß Ritschel Oxford auch im Oktober 1646 noch nicht besucht hat.

¹⁶ Siehe Trevor-Roper, H.R.: Three Foreigners and the Philosophy of the English Revolution. Encounter 14/Nr. 2 (1960) 3—20, besonders S. 13.

¹⁷ Über C. Rave siehe Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 27. S. 396—397. 1642 hat Rave mindestens einige Zeit in London verbracht, war aber anscheinend vor Jahresende auf den Kontinent zurückgekehrt. Young: Ritschel 6 vermutete, daß sie sich möglicherweise in Leiden kennenlernten. Rave ließ sich 1637 dort einschreiben, aber er hatte Leiden in der Zeit zwischen 1637 und 1642 verlassen.

¹⁸ Über J. Rave siehe Allgemeine Deutsche Biographie 397—398.

und für die Gestaltung seiner Erziehungsbegriffe. In dieser Hinsicht war Rave ein ausgezeichneter Weggenosse. Dieser wurde später unter dem Großen Kurfürsten zum obersten Schulinspektor ernannt und half mit, die Grundlagen des preußischen Volksschulwesens zu schaffen.

Von noch größerer Bedeutung war die Tatsache, daß Rave mit zweien der damals fortgeschrittensten pädagogischen Denker Umgang hatte: Comenius und Samuel Hartlib. 1644 lud Comenius Rave und seinen jungen Kollegen Ritschel ein, ihm als Assistenten zur Seite zu stehen, um das Material für sein didaktisches und pansophisches Werk vorzubereiten. Rave scheint das Angebot sofort angenommen zu haben; Ritschel zögerte eine kurze Zeit lang, aber etwas später, im gleichen Jahre, folgte er Rave nach Elbing¹⁹. Ritschel hatte die Aufgabe, an den metaphysischen Teilen des Entwurfes zu arbeiten. Er blieb ein halbes Jahr in Elbing und hielt sich in demselben Haus auf, wo Comenius wohnte. Dann reiste er nach England, um dort in den Bibliotheken zu arbeiten. Er ging zuerst nach London, wo er mit einem von Comenius' englischen Gönnern, Lord Hutton, in Berührung kam²⁰. Er hatte beträchtliche Schwierigkeiten, seine Korrespondenz mit Comenius fortzusetzen. Dieser beklagte sich in einem Brief an Ritschel: „Even the process of our communicating with each other is very awkward and unsuccessful, for all that I have worked for your convenience. Your double letter, dated June and July, finally found me around the beginning of December. The next dated 21 October, in which you wrote that you would expect a reply within two months . . . was eventually delivered on 19 December as the second month was just expiring²¹.“ Ritschel brannte darauf, nach Oxford zu kommen. „You write that you are so fired with a desire to see Oxford and gain access to the libraries and thereby increase our treasures with some choice observations, that you prefer to refuse a glittering opportunity²².“ Als Ritschel endlich spät im Jahre 1646 in Oxford ankam, richtete er sich in Kettle Hall häuslich ein und war anscheinend Mitglied von Trinity College; nach Wood wurde Ritschel „ein ernsthafter und fleißiger Student“ in der Bodleian Bibliothek²³. In den vorhandenen Dokumenten der Universität und des Trinity College hinterließ er außer der Erwähnung seines Namens in der Universitätsmatrikel der Bodleian Bibliothek keine Spur. So etwas ist nicht überraschend. Erstens sind die Urkunden dieser Zeit unvollkommen überliefert und spiegeln damit die schwankenden Zustände des Zeitalters wider; zweitens war er wahrscheinlich als Gasthörer zugelassen, da er schon Mitglied der Universität Straßburg war²⁴.

Das Leben des jungen Gelehrten war nicht leicht. Sein englischer Gönner Hartlib war selbst öfters in Geldverlegenheiten und konnte daher Ritschel

¹⁹ Patera: J. A. Komenského Korrespondence 93.

²⁰ Ebenda 114.

²¹ Ebenda 123.

²² Ebenda 124.

²³ Wood: Athenae Oxonienses IV, 125.

²⁴ Young: Ritschel 9, Anm. 4.

nur in beschränktem Maße unterstützen²⁵. Es scheint, daß diese Geldverlegenheiten schon vorhanden waren, bevor Ritschel nach Oxford ging. Am 24. Mai 1646 schrieb Comenius an seine Gönner in England und empfahl Georg Ritschel ihrer Freigebigkeit „now working and in want in their midst“²⁶. Im Januar 1647 schickte Comenius selbst 50 Imperials an Ritschel, obgleich er zugab, daß er das Geld mit einiger Schwierigkeit zusammengeschartt hatte. Gleichzeitig schrieb er an die Geistlichkeit der holländischen Kirche und legte ihnen nahe, dem jungen Mann „endeared to me by his singular gifts of intellect“ beizustehen²⁷. Geld aber war nicht das einzige Problem, das der Vollendung von Ritschels metaphysischen Arbeiten im Wege stand. Eine gewisse Verstimmung gerade über die Natur der vorliegenden Arbeit wuchs rasch zwischen ihm und Comenius. Comenius selbst sah die Metaphysik mehr als Kunst denn als Wissenschaft an; was er von Ritschel verlangte, war ein Stück Arbeit, deren wesentliches Resultat leicht eingeordnet und für junge Studenten vereinfacht werden konnte²⁸. Eine der ersten Andeutungen des Zwiespalmes zeigte sich im Januar 1647, als Ritschel sich weigerte, Comenius' Vorschlag nach Elbing zurückzukehren zu folgen. Ende Januar schrieb Comenius an Ritschel, daß er wahrscheinlich keine weitere Geldhilfe bekommen würde. „I can manage no more at present and have no more to promise you. Accordingly, I not only set nothing in the way of your looking to your advantage; rather I urge this upon you“²⁹. Der entscheidende Bruch kam im Juni. Im Frühling 1647 schickte Ritschel Comenius einen Teil des Manuskripts der Arbeit, mit der er beschäftigt war. Es war bei weitem nicht das, was Comenius erwartet oder gewollt hatte. Er schrieb an Ritschel zurück und äußerte seine Enttäuschung: „I am pleased with your accuracy, of which I see you make a point, but the work seems to contain more verbosity than is fitting if we wish it to be suited to youth and the schools. Nor does it seem to have that ease of expression which we want if it is to have a ready impact. For you are aware that the intention was to write a metaphysics not for the learned, but for the young and for the general public“³⁰.

Ritschels Antwort auf Comenius' kritische Bemerkungen war, daß er das Werk selbständig drucken ließ; es ging gegen seinen akademischen Stolz,

²⁵ Über Hartlib's Geldverlegenheiten siehe: British Museum Sloane MS 654. Lfg. 350.

²⁶ Hartlib, Dury, and Comenius: Gleanings from Hartlib's Papers. Hrsg. v. G. H. Turnbull. London 1947, S. 372.

²⁷ Patera: J. A. Komenského Korrespondence 125, 126—127.

²⁸ Vgl. ebenda 123, 129. — Ritschel, G.: *Contemplationes Metaphysicae ex Natura Rerum et rectae Rationis Lumine deductae*. Oxford 1648, Vorwort, S. 3.

²⁹ Patera: J. A. Komenského Korrespondence 129.

³⁰ Ebenda 139. Der wachsende Zwiespalt zeigte sich nebenbei auch in der Mißachtung, die Ritschel Cyprian Kinner zeigte, der als Assistent sein Nachfolger wurde. Ritschel scheint skeptisch gewesen zu sein gegenüber den Versuchen, Sachen durch Bilder und Modelle darzustellen, was so charakteristisch für Comenius' Lehrmethoden war. Es ist auch klar, daß er Kinner für sehr oberflächlich hielt. Vgl. Hartlib, Dury, and Comenius 432.

den Vorschlag anzunehmen, die Arbeit zu vereinfachen. 1648 ließ er seine Arbeit in Oxford unter dem Titel „Contemplationes Metaphysicae“ drucken, anscheinend in einer niedrigen Auflage. Sie war zwei Mitgliedern des erlesenen Kreises um Hartlib gewidmet. Der erste davon war Sir Cheney Culpepper, ein wohlhabender Gutsbesitzer aus Kent, ein Graduierter von Oxford und Mitglied des „Inner Temple“; Culpepper war ein Mann, den Comenius hoch achtete, und außerdem mit Sir Robert Boyle befreundet³¹. Der zweite war Nicholas Stoughton, gleichfalls Graduierter von Oxford und Mitglied des „Inner Temple“; er war einer von jenen, die Comenius gebeten hatte, Ritschel beizustehen³². Ritschels Ruf als Philosoph hängt von diesem einzigen Werk ab. Es besteht kein Zweifel darüber, daß Comenius' kritische Bemerkungen gerechtfertigt waren; die „Contemplationes Metaphysicae“ waren bei weitem zu ausführlich und verwickelt, um als Einführungslehrbuch benutzt zu werden. Ritschel war einer jener Intellektuellen, die unfähig sind, Deutlichkeit der Begriffsbestimmung mit Einfachheit des Ausdrucks zu verbinden; Schärfe und Klarheit seiner Begriffsbestimmungen, über die Leibnitz später ein günstiges Urteil fällte³³, waren durch die allgemeine Verwicklung der ganzen Anordnung beeinträchtigt. Das Werk ist aber nicht ohne Interesse, besonders in Bezug auf die Frage der Wirkung des Aristoteles auf die philosophische Spekulation. Im wesentlichen hält das Werk an der aristotelischen Tradition fest; dies ist weiter nicht verwunderlich, wenn man Ritschels eigene Vergangenheit und die in Oxford herrschende Atmosphäre in Betracht zieht. Doch auch die Verteidiger Oxfords behaupteten, daß ihr Festhalten an Aristoteles keine verständnislose Vergötterung sei, wie Seth Ward sich ausdrückte: „Though we do very much honour Aristotle for his profound judgement and universall learning, yet are we so farre from being tyed up to his opinions, that persons of all conditions amongst us take liberty to discent from him and to declare against him, according as any contrary evidence doth ingage them, being ready to follow the Banner of Truth by whomsoever it shall be lifted up“³⁴. Ritschel selbst blieb nicht ganz unberührt von dem neuen wissenschaftlichen Denken seiner Zeit. Im Vorwort, wenngleich nicht auch in Texte selbst, bezieht er sich mit offener Billigung auf Bacons „De Augmentis Scientiarum“, das 1623 gedruckt worden war, wie auch auf die philosophischen Abhandlungen von Herbert von Cherbury. Auf der anderen Seite gibt es keinen Beweis dafür, daß er mit Descartes' Werken bekannt war, doch ist es möglich, daß er Keplers Abhandlung „De Harmonia Mundi“ gelesen hat³⁵. Es scheint also, als spiele Ritschel eine interessante und nicht ganz unbedeutende Rolle beim Übergang von der aristo-

³¹ Young: Comenius in England 43, Anm. 3.

³² Hartlib, Dury, and Comenius 372.

³³ Kvacala, J.: Korrespondence Jana Amosa Komenského II. Prag 1902, S. 153. Leibnitz' Achtung vor Ritschel war so hoch, daß er diesen in einem Satz mit Plato, Aristoteles, Descartes, und Hobbes erwähnte.

³⁴ Ward, S.: Vindiciae Academiarum Containing Some Brief Animadversions upon Mr. Webster's Book, stiled the Examination of Academies Oxford 1654, S. 2.

³⁵ Young: Ritschel 13, Anm. 7.

telischen Tradition zu den neuen Formen des wissenschaftlichen Denkens, dem er eine kurze aber günstige Erwähnung gewidmet hatte.

Die Aufnahme von Ritschels magnum opus war gemischt. Es scheint in England sehr wenig Interesse erweckt zu haben. Dies ist kaum verwunderlich angesichts der niedrigen Auflage und ihrer allgemeinen aristotelischen Form zu einer Zeit, die durch eine deutliche Reaktion gegen Aristoteles und ein lebhaftes Interesse für die neuen wissenschaftlichen Entwicklungen gekennzeichnet war³⁶. Auf der anderen Seite scheint es eine begeisterte Aufnahme in Deutschland gefunden zu haben. Dies ist von Interesse, weil es deutlich zeigt, daß Ritschel seine geistigen Verbindungen mit dem Kontinent nicht aufgab, auch nachdem er mit Comenius gebrochen hatte. Noch 1671 schickte Ritschel Magnus Hesenthaler, einem deutschen Professor, eine neubearbeitete Auflage der „Contemplationes Metaphysicae“ zu, um sie in Deutschland wieder drucken zu lassen³⁷. Anscheinend verursachten die deutschen Ausgaben des Werkes Leibnitz' Hinneigung zu Ritschel³⁸. Die Verbindungen, die Ritschel mit dem Kontinent weiterhin pflegte, wurden hauptsächlich durch die Person von Hesenthaler aufrechterhalten, und dieser scheint die Verhandlungen über den festländischen Druck von allen Werken Ritschels geleitet zu haben.

Die Drucklegung seines philosophischen Hauptwerkes hat das dringende Problem von Ritschels Unterhalt nicht gelöst. Dafür wurde aber am 29. August 1648 gesorgt, als er Oxford verließ, um die Stelle des Schulleiters der Grammar School in Newcastle upon Tyne anzunehmen. Die Umstände, die ihn nach Newcastle zogen, sind nicht mit völliger Sicherheit festzustellen, aber einige Vermutungen können gemacht werden. Es ist schon erwähnt worden, daß Ritschel väterlicherseits mit einer prominenten Kaufmannsfamilie dieser Stadt verwandt war. Ferner hatte Newcastle eine alte Sympathie zu den verbannten böhmischen Protestanten; die Stadt hatte 1620 zu dem freiwilligen Beistand für den König von Böhmen beigetragen³⁹. Mehrere Kaufleute aus Newcastle standen in Handelsbeziehungen zum „Eastland“ Gebiet, besonders mit Elbing, dem Ort, der für das Zusammenkommen von Comenius, Dury und Hartlib von einiger Bedeutung gewesen war⁴⁰. Endlich scheint es, daß einige enge Verbindungen zwischen dem Verwaltungskörper der Stadt

³⁶ Siehe z. B. Webster, John: *Academiarum Examen* (1654) oder Dell, William: *Right Reformation of Learning, Schools, and Universities* (1646). Es finden sich aufschlußreiche Bemerkungen über diesen Punkt in Schlatter, R.: *The Higher Learning in Puritan England*. *Historical Magazine of the Protestant Episcopal Church* 23 (1954) 167—187.

³⁷ *Analecta Comeniana*. Hrsg. v. J. Kvacala. Dorpat 1910, S. 148.

³⁸ Über Leibnitz und Ritschel, siehe besonders ebenda 147, 148, 149—150. — Kvacala: *Korrespondence J. A. Komenského II*, 151—152, 153.

³⁹ *Calendar of State Papers Domestic, 1619—1623*. S. 140. Siehe auch Tynemouth (Northumberland) Vestry Book 1. Lfg. 38, das im Jahre 1658 einen Beitrag urkundlich notiert, eingegangen für „the distressed protestants in Poland and 20 ffamilies Bannished out of Bohemia“.

⁴⁰ Es ist von einigem Interesse, daß mindestens zwei von der Newcastler puritanischen Geistlichkeit in schwierigen Zeiten nach dem „Eastland“ Gebiet gingen; Dr. Robert Jenison um 1640 und Samuel Hammond im Jahre 1660.

Newcastle und Samuel Hartlib bestanden haben. Hartlibs Sohn, Samuel jun., wurde einer der Stadtadvokaten⁴¹, und es scheint sicher, daß Hartlib über die freie Stelle an der Grammar School um Rat gefragt wurde, weil ein anderer der berücksichtigten Bewerber, Hezekiah Woodward, jener bemerkenswerte Vertreter des Elementarunterrichtes und Genosse Hartlibs war⁴².

Das Schulwesen im Norden Englands und in Newcastle insbesondere war durch den englischen Bürgerkrieg hart und nachteilig beeinflusst worden, wie der Newcastler Buchhändler William London bemerkte: „These counties recorded for Honour, have not yet been worthy to be branded with anything that could truly stick to them so much, as the present want of Studious Gentlemen . . . I reckon learning . . . to be that which the misery of these tempestuous winds of a Civil War . . . hath made too great a stranger to these parts“⁴³. Am Ende des Krieges war die Schule in einem äußerst verfallenen Zustand, die Gebäude stürzten ein und die schulischen Anforderungen waren gering. Der erste Schulleiter nach dem Kriege versuchte, die Lage zu verbessern, aber er machte wenig Fortschritte und war gezwungen, sich aus gesundheitlichen Gründen zurückzuziehen. Dies war die Lage, die Ritschel vorfand. Seine Wahl ist in gewissem Maße rätselhaft. Oberflächlich betrachtet scheint es klar, was für einen Mann die Newcastler Stadtbehörde suchte; schließlich war es eine puritanische Stadtbehörde, die theoretisch von Royalisten und Anglikanern befreit und dem Parlament treu war. Einer ihrer einflußreichen Aldermänner, Thomas Ledgard, hatte verlangt, daß der neue Schulleiter nicht nur gelehrt und tüchtig, sondern auch dem Parlament wohlgeneigt sein sollte⁴⁴. Die Wahl sollte in Verbindung mit der Stadtgeistlichkeit gemacht werden, und der bedeutendste unter diesen, der ältere presbyterianische Theologe, Dr. Jenison, sollte besonders zu Rate gezogen werden⁴⁵. Für die endgültige Wahl gab es zwei Bewerber: Ritschel und einen Herrn Webb. Die Geistlichen waren zufrieden, daß beide Männer tüchtig waren, aber „taking different circumstances into account“, glaubten sie, daß Webb nützlicher als Ritschel sein würde⁴⁶. Dessenungeachtet wählte der Gemeinderat Ritschel und lobte ihn als „a man of learning and other abilities euery way able to execute and discharge the said place to the good of the schoole and contentment of this corporation“⁴⁷.

⁴¹ Für Urkunden über Hartlib als Stadtadvokaten, schon wie 1651, siehe Newcastle City Archives R 5/1/3.

⁴² Über Woodward, siehe Dictionary of National Biography. — Wood: Athenae Oxonienses III, 1034—1037; Masson, D.: Life of John Milton. Bd. 3. London 1871—1880, S. 230—231, 293—296. Die Wahl des Schulleiters wird auch besprochen in meinem Aufsatz „Newcastle's Regicide: The Parliamentary Career of John Blakiston.“ Archaeologia Aeliana (1964).

⁴³ London, W.: A Catalogue of the Most Vendible Books in England. London 1658. Sign. B 1—1 v.

⁴⁴ Newcastle City Archives. Common Council Book 1645—50. Lfg. 176.

⁴⁵ Ebenda: Lfg. 267.

⁴⁶ Ebenda: Lfg. 268.

⁴⁷ Extracts from the Newcastle upon Tyne Common Council Minute Book 1639—1656. Hrsg. v. M. H. Dodds. Newcastle 1920, S. 93.

Der Einwand der Geistlichkeit gegen Ritschel dürfte religiöse Gründe gehabt haben. Obgleich Ritschel auf Wunsch der Stadtbürgermeister nachher mehrmals in Newcastle predigte⁴⁸, dürften seine religiösen Ansichten den Presbyterianern und Independenten der Gegend nicht ganz entsprochen haben. Im späteren Leben leugnete Ritschel, je ein tätiger Puritaner gewesen zu sein, und der Major Algood, als er 1683 Ritschels Leichenpredigt hielt, betonte, daß der Böhme „an enemie to all innovation in the church“ war⁴⁹. Es scheint glaubhaft, daß Ritschel den lutherischen Grundsätzen, die er sich in der Jugend zu eigen gemacht hatte, treu war und blieb⁵⁰. Nach der Restauration bemerkte er, daß von ihm nie verlangt worden war, das Augsburger Glaubensbekenntnis zu verleugnen⁵¹.

Obgleich seine religiöse Einstellung nicht ganz klar ist, besteht kein Zweifel in Hinsicht auf seine Arbeit für die Schule. Er übernahm die Angelegenheit der Schulbibliothek und kaufte mehrere Bücher für sie⁵². In der Zeit, in der ihre Verwaltung umgestaltet wurde, führte Ritschel übrigens die Aufsicht über die Schule. Die neuen Anordnungen und Schulregeln haben sich nicht erhalten aber Hinweise auf sie in den Verhandlungsberichten des Gemeinderats lassen erkennen, daß dem Rat ernstlich daran lag, den Stand des Schulwesens zu verbessern⁵³. Weiter scheint es, daß er bewirkt hat, daß mehr Geld für die Wiederherstellung der beschädigten Schulgebäude ausgegeben wurde. Es kann wenig Zweifel bestehen, daß er in seiner Amtszeit als Schulleiter sowohl einsichtsvoll als auch erfolgreich war. Dies wird dadurch bezeugt, daß die Anzahl der Schüler seiner Schule, die ihr Studium an Universitäten fortsetzten, zunahm. Es ist unmöglich, den genauen Prozentsatz derer, die weiter studierten, anzugeben, da es keine zeitgenössischen Schulregister gibt, aber es ist bezeichnend, daß, während der 50er Jahre des 17. Jahrhunderts, die Liste von „exhibitioners“ der Stadtbehörde an die Universitäten noch einmal Zeichen der Regelmäßigkeit aufwies. Die Hälfte von den „exhibitioners“ der Stadtbehörde, die zwischen 1637 und 1666 gewählt wurden, fällt in die Zeit, in der Ritschel Schulleiter war⁵⁴.

Im Juli 1657 entschloß sich Ritschel, die Schule zu verlassen. Es ist nicht

⁴⁸ Newcastle City Archives. Common Council Book 1650—9. Lfg. 365. Einmal wurde er auch von der Stadtbehörde über das Stipendium für einen anderen Schullehrer zu Rate gezogen. Ebenda: Lfg. 87.

⁴⁹ Algood, M.: A Sermon Preached at the Funeral of the Reverend and Learned Mr. George Ritschel. London 1684, S. 20.

⁵⁰ Als Ritschel 1645 Lord Hutton besuchte, machte dieser über sein Luthertum Bemerkungen. Patera: J. A. Komenského Korrespondence 114.

⁵¹ Kvacala: Analecta Comeniana 149.

⁵² Newcastle City Archives. Chamberlain's Accounts 1651—2. Lfg. 208 v; 1654—5. Lfg. 210 v.

⁵³ Newcastle City Archives. Common Council Book 1645—50. Lfgn. 351, 355, 363.

⁵⁴ Siehe Laws, A. R.: Schola Novocastrensis. Newcastle 1925, S. 152. Die überwiegende Mehrzahl der Newcastler Studenten, die Universitäten besuchten, gingen lieber nach Cambridge, wohin die Stadt Verbindungen hatte, als nach Oxford, wohin Ritschel ging. Vgl. Register of the Royal Grammar School Newcastle upon Tyne 1545—1954. Hrsg. v. B. D. Stevens. Gateshead 1955, passim.

klar, welche Beweggründe er hatte, dem Lehrberuf zugunsten des Predigeramtes zu entsagen, aber zu dieser Zeit benachrichtigte er den Gemeinderat, daß er bald den Abschied nehmen würde, „to take up the ministerial function“ in der naheliegenden Stadt Hexham⁵⁵. Bis zum August desselben Jahres hatte er seinen neuen Posten gänzlich eingenommen, da er damals eine Glückwunscherklärung an den Lord Protektor, Oliver Cromwell, als „pastor of Hexham“ unterschrieb⁵⁶. Außer dieser Erklärung sind Ritschels frühe Jahre in Hexham dem Historiker unbekannt; erst mit der Restauration können die Fäden seiner Geschichte wieder aufgenommen werden. Bei der Restauration fügte sich Ritschel sofort. Er schien von dem alles umfassenden Grundsatz der anglikanischen Kirche ehrlich angezogen worden zu sein und keine Gewissenszweifel gehabt zu haben, sich zu den 39 Artikeln zu bekennen; er klagte später, daß die deutschen Theologen über die Grundsätze der anglikanischen Kirche schlecht belehrt waren, und gab an, daß er als Mitglied durchaus zufrieden war⁵⁷. Sein glücklicher Weg durch die schwierigen Jahre der Restauration wirft die Frage nach seiner Ordination auf. Es wird nirgends erwähnt, daß er je als Presbyterianer oder als Anglikaner ordiniert wurde, obgleich dieses provisionell von dem Erzbischof von York gemacht worden sein kann⁵⁸. Im Juni 1661 feierte Ritschel seine rückhaltlose Annahme der anglikanischen Kirche mit der Drucklegung seines zweiten und einzigen noch vorhandenen Werkes, der „Dissertatio de Ceremonii Anglicanae“. Es war eine wohlbegründete Verteidigung der Gebräuche der anglikanischen Kirche gegen Anklagen des Götzendienstes und Aberglaubens und enthielt heftige Angriffe auf die Puritaner. Nach der anglikanischen Meinung war es eine wichtige Verteidigung ihres Standpunktes⁵⁹. Das Buch erweckte, wie sein früheres, auch auf dem Kontinent Interesse; innerhalb von zwei Jahren brachte Magnus Hesenthaler eine zweite Auflage davon in Stuttgart heraus.

Über Ritschels letzte Jahre in Hexham, wo er bis zu seinem Tode am 28. Dezember 1683 blieb, ist wenig zu erfahren. Es ist bekannt, daß er mehrere andere Bücher schrieb; leider sind sie nicht erhalten geblieben. Mindestens zwei Manuskriptbände wurden an Hesenthaler geschickt, aber sie scheinen nicht gedruckt worden zu sein; der Hauptgrund war wahrscheinlich der Tod Hesenthalers im Jahre 1681, da Ritschels letzte wirkliche Verbindung mit der festländischen akademischen Tradition, in der er aufgewachsen war, mit dem Tode Hesenthalers aufhörte. Von einem dieser Bände,

⁵⁵ Newcastle City Archives. Common Council Book 1650—9. Lfg. 431.

⁵⁶ Thurloe State Papers. Hrsg. v. T. Birch. Bd. 6. London 1742, S. 431.

⁵⁷ Kvacala: *Analecta Comeniana* 149.

⁵⁸ Siehe Young: Ritschel 15, Anm. 7. Alle Stellungen, die Ritschel innehatte, waren „peculiar“ von York und daher nicht unter der Verwaltung der Durham Diözese. Zur Zeit seines Todes hielt er auch Whitley Chapel und Bywell St. Andrews.

⁵⁹ Bishop Cosin von Durham, dem es auch gewidmet war, nahm es günstig auf. Siehe auch Kennet, W.: *A Register and Chronicle Ecclesiastical and Civil*. London 1728, S. 487, 582. — Durel, J.: *Sanctae Ecclesiae Anglicanae Vindiciae*. London 1669, S. 176, wo Ritschel als ein sehr gelehrter Mann erwähnt ist.

„Ethica Christiana“, ist außer dem Titel nichts bekannt. Der andere, „Exercitationes Sacrae“, bestand aus zweiundzwanzig Aufsätzen, die die theologischen Hauptprobleme der Willensfreiheit, des Determinismus und der übernatürlichen Gnade behandelten. Dieses Werk setzte Ritschels Angriffe auf die Puritaner fort und war besonders gekennzeichnet durch einen eifrigen Versuch, die Lehren der Calvinisten zu widerlegen, besonders die des schottischen Theologen Samuel Rutherfords⁶⁰. Bei seinem Tode hinterließ Ritschel seinem Sohn zwei weitere Manuskripte. Sie scheinen beide unterdrückt worden zu sein⁶¹. Nur der Titel des ersten ist bekannt: „De Fide Catholica“; das zweite war eine Schrift gegen die englischen Quäker. Das letztere war völlig innerhalb der Tradition der Newcastler religiösen Werke um die Mitte des 17. Jahrhunderts⁶². Nach allen Berichten war Ritschel in der Führung der Hexhamer Gemeinde genau so aktiv wie in seinem literarischen Bestreben. Von seiner Ankunft dort bis zu seinem Tode im Jahre 1683 vollendete er eine Laufbahn im Dienst seines neuen Vaterlandes. Auf jedem seiner drei Wissensgebiete — Philosophie, Pädagogik und Religion — hatte er ein Maß an Erfolg, das nicht unbeachtet bleiben sollte. Bis zum Ende zeigte der gewaltige Bischof von Durham, John Cosin, diesem Ausländer, der das Amt in Hexham führte, „venerable respect“, und in seinen letzten Tagen rühmte der Major Algood „his piety which was singular crowned all his other excellencies“⁶³.

⁶⁰ Kvacala: *Analecta Comeniana* 149—150; über Rutherford, siehe *Dictionary of National Biography*.

⁶¹ Brand: *History of Newcastle* I, 93, wo Wood: *Athenae Oxonienses* zitiert wird.

⁶² Für eine Besprechung dieses Punktes siehe mein im Erscheinen begriffenes Buch: *Newcastle and the Puritan Revolution*.

⁶³ Algood: *Sermon* 20.

MUTMASSUNGEN UND GEWISSHEIT ÜBER EINEN
KRIMINALPROZESS VOR DEM STADTGERICHT DER
KLEINSEITE ZU PRAG

A. D. 1773

Von Werner Hülle

Im Herbst 1773 geriet zu Prag der Schauspieler Josef Anton Christ (1744—1823) mit dem Regisseur B seiner Truppe in einen Wortwechsel; als dieser nach ihm schlug, ohrfeigte ihn Christ, zog den Degen und verwundete B an der Schläfe. Da ein unwissender Badergeselle die (harmlose) Wunde für tödlich hielt, wurde Christ in einem Raume neben dem Gerichtssaal im Rathaus der Prager Kleinseite gefangengesetzt. Die Kleinseite auf dem linken Moldau-Ufer war eine der vier Städte¹ Prags und damals Hauptsitz der deutschen Bevölkerung.

In seinen (vergriffenen) Lebenserinnerungen² spricht Christ auch von dem Zustand der böhmischen Strafrechtspflege. Er berichtet folgende — hier etwas gekürzte — Begebenheit (S. 40f.):

„Es war ein Schlossermeister aus Dresden namens Hofmann von der Polizei aufgehoben worden, weil er sich in einem Dorfe, ungefähr eine halbe Stunde von Prag, durch Silberverkauf verdächtig gemacht hatte. Er hatte die Schlüssel zur Silberkammer im Gräflich Brühlschen Palais nachgemacht, mit Hilfe eines Gardesoldaten, sooft selber dort die Wache hatte, die Türen aufgeschlossen und mit ihm in Kompanie Silber gestohlen; er hatte es dann jedesmal nach Böhmen gebracht und hier verkauft, um dann wieder nach Dresden zurückzukehren und das Geld mit seinem Diebsfreunde zu teilen. Bei dem letzten Einbruch hatten sie wohl zuviel genommen; die Polizei war ihnen auf die Spur gekommen. Hofmann hatte sich noch glücklich über die Grenze gerettet, sein Komplize aber war ergriffen worden.

Eines Morgens sagte mir der Gerichtsschreiber Wilde, daß das ganze Kriminalgericht Session habe und man wahrscheinlich diesem Hofmann das Todesurteil sprechen würde.

Meine Kammer befand sich gleich neben der Gerichtsstube. Die Herren Kriminalräte und Assessoren versammelten sich nach und nach. Endlich erschien der Herr Präsident, und ich legte mein Ohr dicht ans Schlüsselloch. Nach einer kurzen Einleitung eröffnete der Herr Präsident den Anwesenden die Ursache ihrer Versammlung, klingelte und befahl, den armen Sünder zu

¹ Altstadt, Neustadt, Kleinseite, Hradschin.

² Schauspielerleben im 18. Jahrhundert. Ebenhausen-München u. Leipzig 1912.

bringen. Unterdessen unterhielten sich die Herren von den Vergnügungen des gestrigen Tages . . . Mitten unter diesen erbaulichen Gesprächen, in welchem sich die Herren durch Erinnerung der gestrigen Schmausereien stärkten, um mit kaltem Blute ein Todesurteil sprechen zu können, klirrten die Ketten, die der Stockmeister dem zu Verurteilenden vor der Türe abnahm. Die Herren Richter gaben sich ein gewaltiges Ansehen. Herein trat ein achtzigzölliger, hagerer Mann mit schwarzem Barte, wie ein Geist, der eben aus dem Orkus kommt und in innerster Zerknirschung sein Urteil erwartet, das ihm sein Gewissen schon lange versinnlicht hat.

„Ihr kennt Euer schweres Verbrechen“, sagte der Herr Präsident, „das Ihr auch schon lange bekannt, und müßt nun, wie billig, Eurer Strafe gewärtig sein.“ Nun wurde das letzte Protokoll verlesen, worin Hofmann den Diebstahl offen bekannte. Er wurde nochmals gefragt, ob er alles eingestehe und zum Zeugnisse der Wahrheit das Heilige Abendmahl darauf nehmen könne. Nachdem Hofmann dies bejaht hatte, sagte der Herr Präsident:

„Meine Herren! Sie kennen den ganzen Vorfall. Ich frage Sie alle, was hat der Delinquent nach unseren Gesetzen verdient?“ Einstimmig sprachen sie im tiefen Tone: „Den Tod.“ „Den Tod durch den Strang nach Urteil und Recht“, sprach der Herr Präsident, und die Herren Kriminalstatisten wiederholten die Worte „nach Urteil und Recht“.

Da fiel der arme Mann auf die Knie. Er habe vier Kinder, die er in der teuren Zeit Anno 1770 nicht zu ernähren imstande gewesen sei. Er habe nicht aus Übermut, sondern aus Hunger und Not gestohlen. Sein Helfer in Dresden wäre ja auch nicht getötet worden, sondern nur auf vier Jahre auf den Bau gekommen. Er wolle ja gern katholisch werden, nur das Leben solle man ihm nicht nehmen. Mir traten die Tränen in die Augen. Aber der Herr Präsident sagte: „Lieber Mann, daß er seiner falschen Religion entsagen und zu unserer einzig-selig-machenden übertreten will, ist löblich, denn er versorgt dadurch seine Seele; aber vom Tode kann ihn das nicht retten. In drei Tagen wird er gehängt.“ Er klingelte und Hofmann wurde abgeführt.

Hier blieb alles eine Weile stille. Endlich unterbrach der Herr Präsident die Ruhe mit der Frage: „Meine Herren! Ist Ihnen nicht erinnerlich, es irgendwo im Jure Theresiano gelesen zu haben, ob ein Dieb nach den Gesetzen des Landes bestraft werden soll, wo er ergriffen worden, oder nach den Gesetzen, wo er den Raub begangen? Was meinen Sie, Herr von B.“

„I hab's Theresianum halt nie g'lesen.“ „So, — und Sie, Herr von U.“ „I waß halt nôt.“ „Und Sie, Herr von S.“ „Am Tage hab' i mein G'schäft und bei der Nacht kann i nôt lesen, 's tun m'r d Augen weh.“ „Und Sie, Herr von F.“ „I waß nix davon.“

So fragte der Herr Präsident die Reihe herum, aber keiner wußte etwas, und mehrere der Herren Assessoren wußten nicht einmal, daß ein Jus Theresianum existiere. „Gott!“ dachte ich in meiner Kammer, „in welche Hände ist der arme Hofmann geraten!“ Der Herr Präsident ließ sich das Buch vom Gerichtsschreiber herlangen; es ist ein zweieinhalb Finger dicker Foliant. Er blätterte doch wenigstens darin herum, gab es aber, da er nicht gleich fand,

was er suchte, dem Gerichtsschreiber wieder hin mit dem Befehl, über Mittag nachzuschlagen und da nachmittag um zwei Uhr wieder Session sei, ihm zu sagen, ob er etwas gefunden habe. So gingen denn die Herren ruhig auseinander, unbekümmert, ob Hofmann gehenkt werde oder ins Zuchthaus käme.

Da alles fort war, klopfte ich an die Thür. Freund Wilde kam ganz verdrießlich, daß er das Mittagessen versäumen und nach Dingen suchen müsse, welche die Herren vom Stadtgerichte doch im Kopfe haben sollten. ‚Lieber Freund,‘ sagte ich, ‚geben Sie mir das Buch, ich habe ja so nichts zu tun, vielleicht kann ich dem armen Teufel das Leben retten.‘

Gesagt, getan, er ging zu Tische und ich übers Buch. Mein Essen kam zwar auch, aber die Begierde, ein Menschenleben zu erhalten, ließ mich nicht an essen denken. Ich fand, noch ehe meine Suppe kalt war, in dem Kapitel de furto gleich paragrapho septimo mit klaren Worten: Ein Dieb soll nach den Gesetzen bestraft werden, die in dem Lande üblich sind, wo er den Diebstahl begangen, nicht aber nach denen, wo er eingefangen worden.

Vor Freuden sprang ich herum. Kaum eine Viertelstunde Zeit hatte ich angewendet, und wie reich ward ich belohnt! Die Herren Beisitzer des hochnotpeinlichen Halsgerichts ließen es sich indessen bei Tisch wohlschmecken, unbekümmert, ob der arme Vater von vier Kindern künftigen Freitag gehenkt werde oder nicht, und kein einziger von ihnen nahm sich die Mühe, ein paar Blätter des Gesetzbuches durchzulesen, welches von der Kaiserin Maria Theresia so weise, milde und gerecht zusammengetragen worden. Aber wie konnten sie das auch — zwischen zwölf Uhr mittags und zwei Uhr nach Tisch.

Man glaube ja nicht, daß ich hier zuviel sage oder aus Humor Anekdoten erzähle; dieser Aktus ging zu Prag auf der Kleinen Seite 1773 gegen das Ende des September oder im Anfang Octobris vor sich; den Tag kann ich nicht mehr genau angeben, weil, Anno 1794, beim Brande des Gräflich Thunischen Hauses mir mein Diarium verloren gegangen.

Als Herr Wilde vom Speisen kam und ich ihm meinen glücklichen Fund zeigte, fiel er mir vor Freuden um den Hals; denn er hoffte Nutzen daraus zu ziehen, wie er auch nicht falsch spekulierte. Denn da ich 1782 wieder nach Prag kam, fand ich ihn auf der Neustadt als Stadtrichter angestellt.

Nachmittags um zwei Uhr versammelten sich die Herren alle wieder. Der Herr Präsident fragte gleich, ob der Gerichtsschreiber nachgeschlagen habe. Dieser sagte, er sei nicht eher zu Tische gegangen, bis er gefunden, was er nun dem Herrn Präsidenten zu zeigen die Freude habe. Der Herr Präsident dankte für seinen Fleiß und versprach, bei vorfallender Gelegenheit seinen ganzen Einfluß für ihn geltend zu machen. Die Stelle des Stadtrichters hatte Wilde größtenteils der Empfehlung dieses würdigen Mannes zu verdanken.

Er klingelte, und Hofmann wurde gebracht. Mit sanftem Tone sprach der Herr Präsident: ‚Lieber Hofmann! Nach dem Gesetz haben Sie den Tod durch den Strang verdient‘ — dem armen Manne schlotterten die Gebeine, und man erlaubte ihm, auf einen Stuhl niederzusitzen —, allein die außerordentliche Huld und Menschenliebe unserer allerdurchlauchtigsten Kaiserin Maria The-

resia und seine Äußerung heute morgen, daß er zu der wahren, allein-selig-machenden römisch-apostolisch-katholischen Religion übertreten wolle, läßt ihn Gnade hoffen. Dahero schenkt ihm unsere gnädigste Monarchin das Leben —.

Hier sank der arme Mann vom Stuhle und lag eine Weile wie tot da. Schon machte man Anstalt, nach dem Chirurgus zu schicken, um ihm eine Ader zu öffnen, als er sich erholte, und in einem Tränenbache sich zu des Herrn Präsidenten Füßen warf. Er ward hierauf (alles aus übergroßer Gnade der Monarchin!) zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

So endigte diese Geschichte noch ziemlich erträglich, die äußerst tragisch hätte ausgehen können, wenn ich nicht das Unglück gehabt hätte, auf dem Rathause gefangen zu sitzen. Alles, was das Schicksal der Menschen betrifft, hängt in einer Kette zusammen . . .

Noch muß ich hier anmerken, daß in Prag der Brauch herrscht, daß am Wenzeslitage alle Jahre ein Gefangener freigelassen wird. Der Gefangene wird auf der Kleinen Seite bei der Jesuitenkirche in eine mit eisernem Gitter verschlossene sehr große Nische gestellt. Vor ihm liegt ein weißes Leintuch, darauf die Vorübergehenden Geld werfen. Diesmal traf es den Hofmann, da er nur zehn Monate im Zuchthause saß und ihm also seines Fleißes und guten Führung wegen drei Jahre und zwei Monate geschenkt wurden. Er bekam so viel Geld zusammen, daß er seine Kinder kommen ließ, nach Ungarn reiste, seine Profession wieder anfang und nach wenig Jahren ein wohlhabender Mann ward. Gott sei ewig gelobt und gepriesen, der mich zum Werkzeug brauchte, einem Unglücklichen das Leben zu erhalten, welchen zum Teil Unwissenheit, zum Teil Faulheit würde hingeschlachtet haben. Doch ich ziehe den Vorhang über diese Geschichte.“

Wer einen alten Prozeßbericht auf seinen rechtshistorischen Aussagewert untersucht, muß danach fragen, ob und in welchem Maße der Autor des Textes die Wahrheit bekunden konnte und wollte. Da die Prüfung der (objektiven) Aussagegültigkeit zum eigentlichen Anliegen dieser Bemühung überleitet, so sei die (subjektive) Ehrlichkeit der Aussage als Vorfeld der Untersuchung vorweg erörtert. Man wird sich also zunächst ein Bild machen von den charakterlichen Eigenarten des Erzählers und von den Zwecken seiner Aufzeichnung, weil diese ihn zu einer unrichtigen Wiedergabe seines Erlebnisses verleiten haben könnten.

Christ, Sohn eines kaiserlichen Archivars zu Wien, wurde von Jesuiten erzogen. Er entließ dem Kloster und trat als Fähnrich in ein österreichisches Husarenregiment ein. Bei Liegnitz (1760) verwundet, ging er nach seiner Genesung zur Bühne und führte von diesem Tage an ein Diarium. Als vielseitiger Schauspieler und Tänzer brachte er es zu hohem Ansehen und feierte nach einem unbehausten Komödiantenleben, das ihn bis an den Hof in Petersburg führte, sein 50-jähriges Berufsjubiläum. Christ war ein gebildeter Mann, der lateinischen, französischen und italienischen Sprache kundig, und genoß das Vertrauen seiner Direktoren, die ihn wiederholt zu schwierigen Geschäft-

ten heranzogen. Seine Selbstdarstellung kennzeichnet ihn als einen überzeugten und graduierten Freimaurer, ehrliebend, pflichtbewußt und wahrhaftig und von ausgleichendem und hilfsbereitem Wesen. Seine Achtung vor religiösen Überzeugungen und ethischen Werten ist unverkennbar. Seinen drei Gattinnen war er ein treuer Lebensgefährte und seinen elf Kindern ein besorgter Vater. Zwei Frauen und einige Kinder trug er zu Grabe; sein Leben war beschattet von familiären Heimsuchungen und finanzieller Drangsal.

Die Kriminalsache, deretwegen Christ damals 25 Tage einsaß, gestattet keine ungünstigen Schlüsse auf seine Aussageehrlichkeit. Unversehens wurde er in einen Streit zweier Kollegen hineingezogen, in dem er das Recht auf Seiten dessen glaubte, dem er zu Hilfe eilte; was der leicht erregbare Mann dann tat, deutet darauf hin, daß sich der seelische Antrieb einer angestauten Empörung unter dem Ausschluß von Gegenvorstellungen sogleich in die Tat umsetzte. Die Sühne für diese Kurzschlußhandlung war für die damalige Strafpraxis sehr milde, wenn auch wirtschaftlich folgenswer. Das Stadtgericht verurteilte ihn, die Regierung wegen der Störung der öffentlichen Ruhe und den Verletzten B wegen des angetanen Schimpfes um Verzeihung zu bitten, das juramentum de non offendendi zu leisten, die gerichtlichen und ärztlichen Kosten — etwa 500 Gulden — zu bezahlen und Prag binnen dreier Wochen zu verlassen.

Fragen wir nach dem Zweck der Niederschrift, so steht wenige Zeilen vor der abgedruckten Stelle die freimütige Antwort: sie solle „ein grelles Licht über die böhmische Justiz verbreiten“. Trotz der sozialkritischen Anlage des Berichts war Christ der feudalen Führungsschicht, von deren Vergnügungssucht oder Bildungsstreben er als Künstler lebte, nicht feindlich gesonnen; vielmehr empfiehlt er sogar seinen Kollegen, in adeligen Häusern zu verkehren, weil sie für einen aufmerksamen Schauspieler eine wertvolle Schule für edles Betragen seien (S. 252). Er selbst hat Einladungen zu den goldenen Tischen der höheren Stände stets als Auszeichnung empfunden, ohne die Fragwürdigkeit der gesellschaftlichen Ordnung zu übersehen. Er war aber kein Freund des aufbegehrenden dritten Standes, vielmehr gut „fritzisch“ gesonnen (S. 83). Nein, Christ wollte das Prager Kapitel seiner lesenswerten Erinnerungen nicht beschließen, ohne noch der unerhörten Begebenheit zu gedenken, in die er hineingerissen wurde und in der er sich als „Bruder“ in der Not bewährte. Er stellt das Licht seiner Nächstenliebe nicht unter den Scheffel. Dazu hatte dieser brave Mann auch keinen Anlaß.

Weder sein Charakter noch sein Motiv geben also einen zureichenden Grund, ihn einer bewußten Entstellung für fähig zu halten. Christ wollte eine richtige Aussage überliefern.

Wesentlich schwieriger ist die Aussagetüchtigkeit unseres Gewährsmannes zu bewerten; dahin gehören die Fragen, ob der Lauscher an der Wand die Vorgänge der „Session“ überhaupt hinreichend verläßlich wahrnehmen, ob er sie auf Grund seiner Erfahrung verstehen und selbst bei gutem Willen zutreffend wiedergeben konnte.

Bei den Begebenheiten im Rathaus handelt es sich um ein eigenes Erlebnis

des Erzählers. Eine günstige akustische Nähe zur Hauptaktion, die sich im wesentlichen in mehreren Zwiegesprächen vollzog, wird man nicht verneinen können, während die Sichtmöglichkeit begrenzt war. Das heiter-liebenswürdige Nachspiel der frühen Begnadigung am Wenzelstage (28. September) kann jedoch wegen der Stadtverweisung, die gegen Christ kurz darauf verhängt wurde, nur auf einem Berichte beruhen, den ihm wahrscheinlich der Stadtrichter Wilde erstattete, als der Schauspieler nach 9 Jahren wieder in Prag auftrat; jener war gleichfalls Freimaurer und seit den Hafttagen, da Christ ihn das Tanzen gelehrt hatte, mit diesem befreundet. Dabei stehe dahin, ob die Almosen nicht dazu dienten, die Prozeßkosten zu begleichen, auf deren gänzliche oder teilweise Vergütung durch den Verurteilten der Magistrat Anspruch hatte, weil der einfache Diebstahl nach dem Hofreskript vom 11. April 1737³ zu den *delictis privatis* zählte; bei den *delictis publicis* wurden der Gemeinde die Kosten aufgebürdet, wenn der Täter vermögenslos war. Das Sammeln von Almosen durch Gefangene zu dem bezeichneten Zweck war üblich.

Die Ereignisnähe betrifft anscheinend auch einen einfachen Geschehensablauf. Richter verurteilen in eingeräumter Unkenntnis der geltenden Rechtsnorm und ohne jede Beratung einen geständigen Dieb kurzweg zum Tode und müssen erst durch einen Häftling auf den Weg des Rechtes zurückgeführt werden. Dem Kenner des gemeinen Inquisitionsprozesses wird aber deutlich, daß es sich um einen vielschichtigen Vorgang handelt, den ein Rechtsunkundiger schwerlich vollständig aufzufassen und darzustellen vermochte. Mißverständnisse des rechtlichen Gehaltes der Szene liegen also nahe.

Christ erlebte das forensische Abenteuer, als er 29 Jahre zählte. Seine Erinnerungen schrieb er mit 74 Jahren; er war dabei allein auf sein Gedächtnis angewiesen, weil er sein Tagebuch inzwischen eingebüßt hatte. Der zeitliche Abstand und der biologische Altersabbau sind allein noch kein hinreichender Grund, den Text als unbrauchbar abzutun. Auch will es nicht viel besagen, daß Christ nach einer Gehirnerschütterung das Gedächtnis „in Unordnung kam“ (S. 135 ff.) und daß ihm mit zunehmenden Lebensjahren das Memorieren schwerfiel (S. 330). Die Merkfähigkeit, die dem Erlernen gilt und beim Schauspieler besonders ausgebildet ist, muß vielmehr von dem Vermögen der Seele, Sinneseindrücke und Erlebnisse aufzuspeichern, unterschieden werden. Alte Leute erinnern sich bekanntlich an Erlebnisse ihrer Jugend besser als an spätere Begebenheiten. Auch Erlebtes kann der Mensch vergessen. Hat es ihn aber bis ins Innerste berührt, so bleiben ihm die Bilder, mögen sie auch an Randschärfe verlieren.

Der Text bietet eine Möglichkeit, die Leistungsfähigkeit dieses Gedächtnisses nachzuprüfen. Das interterritoriale Strafrecht soll die Theresiana im § 7 des Kapitels über den Diebstahl regeln. Dort ist freilich nichts zu finden. Aber Art. 4 § 8 verordnet, daß die Missetat grundsätzlich nach dem Recht

³ Abgedruckt bei Maasburg, M. v.: Die Organisierung der böhmischen Halsgerichte 1765. Wien 1884, S. 78; vgl. auch S. 15 f.

des Tatortes bewertet wird. Wurde sie außerhalb des Geltungsbereiches der Theresiana begonnen, innerhalb desselben aber vollendet, „steht es in der Willkür des Richters, ob er die Strafe nach den Gesetzen des ersten oder des letzten Ortes verfügen will“. Die Vorschrift steht auf S. 6 der amtlichen — von Trattern verlegten — Folio-Ausgabe. Ein flinker Leser konnte sie also, „noch ehe die Suppe kalt war“, entdecken. Die dem Stadtgericht von dem Arrestanten gewährte „Rechtshilfe“ läßt sich also nicht bezweifeln.

Indessen ist zu bedenken, ob nicht die anderen Seiten seiner Begabung, seine künstlerische Phantasie und sein dramatisches Talent, Christ verleitet haben könnten, die Linie eines sachlich genauen Berichtes ungewollt zu verlassen. Dazu wird man psychologische Erwägungen anstellen müssen; denn zwischen der Art sich zu äußern und den Wesenszügen einer Person bestehen Zusammenhänge.

Sprachlich ist der Quelle ein handlungstreibender Tatstil eigen. Noch dem Greis führt die Empörung über das Fehlurteil den Gänsekiel und erinnert uns daran, daß er der Verhandlung nicht mit der Nüchternheit eines Unbeteiligten gefolgt sein dürfte. Die Tatform prägt die Sätze, und die Leideform wird da verwandt, wo sie sinnvoll ist. Gleichwohl drängt sich der Erzähler nicht ungebührlich in den Mittelpunkt des Berichtes. Im hellen Vordergrund stehen der Angeklagte und seine Richter. Christ bleibt im Halbdunkel des Nebenraumes; er tritt aus der Kulisse nur hervor, wo er als *deus ex machina* dem Verhängnis in den Arm fällt oder eines falschen Zeugnisses verdächtigt werden könnte und wo er schicksalsgläubig die Lehre des Erlebnisses zieht. Der Sachbericht wird durch Ichbezogenheit nicht überwuchert.

Das Tribunal weitet sich jedoch für Christ zur Szene. Wie auf den Brettern, die seine Welt waren, schildert er in der Exposition die Charaktere der Hauptakteure. Ein Ringen um die schuldgerechte Sühne der Straftat hebt an. *Blindes Vergeltungsstreben verbindet sich mit feudaler Macht. Der Untergang des „negativen Helden“ scheint zwangsläufig.* Da beginnt das Zwischenpiel der Chargen; sie ergreifen die Partei des neuen Rechtes, sie rufen die Weisheit der milden Kaiserin zur Hilfe für das geschändete Opfer, und steuern die Gegenhandlung zu der überraschenden Wendung. Dann spricht Christ den Epilog und zieht „den Vorhang über die Geschichte“. Und wenn sie nicht gestorben sind, . . .

Für diese Komödie fehlen nicht einmal die „Regieanweisungen“: der zweimalige Kniefall des Angeklagten, sein schlotterndes Gebein, die Tränen des Mitgeföhls und des Glückes, die salbungsvolle Unaufrichtigkeit des Präsidenten, der den Angeklagten später sogar der Anrede in der zweiten Person würdigt, der Freudensprung, die Umarmung durch den Gerichtsschreiber und die Ohnmacht, der Ruf nach dem Aderlaß und das Misereor des märchenhaften Schlusses! Der pathetische Stil des empfindsamen Theaters im ausklingenden Rokoko ist unverkennbar, obwohl Christ auf der Bühne das natürliche Spiel bevorzugte, zu dem der große Lessing die Schauspieler aufgerufen hatte, weil es der Wahrheit am nächsten komme. Es läßt sich nicht übersehen, daß der Bühnenkünstler beim Erzählen der angeborenen Lust zum

Fabulieren und Posieren verfallen ist. Dafür gibt auch der eigene Prozeß einen kennzeichnenden Hinweis. Christ lehnte es nach der Urteilsverkündung sogleich ab, den „Buben“ B einer Abbitte zu würdigen, selbst wenn er Gefahr laufe, nie wieder ein freier Mann zu werden. „Eher würde ich aus Hunger meine 3 Kinder eines nach dem anderen schlachten und essen.“ Zu lange hatte er den Heldenvater spielen müssen, obwohl die ganze Kunst sein Fach gewesen sein soll. Der Präsident überhörte diesen Theaterdonner; freilich soll die grauenhafte Drohung in den großen Hungersnöten des Mittelalters nicht selten verwirklicht worden sein.

Vom Grunde dieser dramatischen Bewegtheit werden die sozialen Gegensätze bewußt ausgeleuchtet. Hager steigt der arme Sünder mit klirrenden Ketten wie ein Geist aus dem finsternen Orkus der Frohnfeste, überantwortet sich reuevoll der Milde seiner Richter und wird zum Strang verurteilt, obwohl der Familienvater nur gestohlen hat, um seine vier Kinder durch die schweren Zeiten der Hungersnot zu bringen, die Kursachsen 1773 — nicht 1770, wie Christ schreibt — befiel; damals sollen dort nahezu 150 000 Menschen umgekommen sein. Auf der lichten Seite des Daseins erscheint der reiche Graf, der in seinem Palais für seine Schätze eigens eine Silberkammer benötigt. Mit dem Leben des Gestrauchelten treiben ihr makabres Spiel die adeligen Richter; ihre Genüßlichkeit wird noch durch ihre Faulheit und Mitleidlosigkeit übertroffen, über die Christ wiederholt die Schale des Hohnes ausgießt. Selbst den freundlichen Gerichtsschreiber Wilde, der abends mit den Gefangenen heimlich spazieren ging, erregt die glückliche Wendung des Prozesses nur, weil er sich Nutzen für seine Laufbahn daraus erwartet. Er täuscht den Präsidenten wie dieser den Verurteilten über die Gründe, die zur Milderung des Spruches führten.

Damit ist die psychologische Situation des betagten Erzählers umrissen. Sie weckt Argwohn an seiner Tüchtigkeit zur Aussage und damit an deren Richtigkeit, soweit sie fremdes Tun und Lassen betrifft. Ob diese Vorbehalte nur die Randerscheinungen entwerfen oder auch den Kern des Berichtes in Frage stellen, wird von seiner juristischen Wahrscheinlichkeit aus zu prüfen sein. Als verfahrensrechtliche Substanz der Erzählung wird man die Behauptung ansehen müssen, im Verlaufe eines Tages habe das Stadtgericht zu Prag wegen des nämlichen Diebstahls zunächst auf Todesstrafe erkannt, nach Überprüfung der Rechtsgrundlage die Fehlentscheidung widerrufen und den Inquisiten zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die Frage nach der inneren Wahrscheinlichkeit der Darstellung fordert ein Eingehen auf das sachliche Recht und auf die Verfahrenslage.

Die Theresiana kannte noch die dem deutschen Recht geläufige Einteilung in den kleinen und den großen Diebstahl. Die Grenze, die in der Carolina noch bei 5 Gulden lag (Art. 160, 161), betrug in der Theresiana schon 25 Gulden. Der dem Grafen Brühl als Eigentümer durch die mehrfachen Entwendungen entstandene Gesamtschaden dürfte den Wert überstiegen haben. Die Theresiana bedrohte den Missetäter eines *furtum magnum* im Art. 94

§ 10 (Nr. 2) mit dem Strang oder mit angemessener Leibesstrafe, „da einige Milderungsgründe vorhanden“. Bei lindernden Umständen, die sie im § 12 beispielhaft aufzählte („und dergleichen“), war „die Todesstrafe gemeiniglich nachzusehen“ und der Dieb nach Beschaffenheit der Tat etwas leichter „mit ganzen oder halben, öffentlichen oder heimlichen Schillingen, mit Land- oder Gerichtsverweisung, Gefängnis oder einer sonst angemessenen Leibesstrafe zu züchtigen“. Zu den Leibesstrafen zählte die Theresiana auch alle Freiheitsstrafen (Art. 6 §§ 1, 10), weil sie mit einer kräfteverzehrenden Arbeitsleistung verbunden waren.

Schon nach den abgestuften Strafandrohungen des heimischen Rechtes brauchte also das böhmische Gericht nicht auf den Strang zu erkennen, wenn es die gerichtsbekannte Hungersnot in Sachsen als Antrieb zu den Nachschlüsseldiebstählen für glaubhaft und als allgemeinen⁴ Milderungsgrund für einen Familienvater bewerten wollte. Der Rückgriff auf das Recht des Tatortes, den die Theresiana im Art. 4 § 8 erlaubte, war also nicht einmal notwendig, wollte man Milde gegenüber dem Reumütigen walten lassen.

In Kursachsen sahen das Landrecht des Sachsenspiegels (2. Buch Art. 13) und die Landeskonstitutionen von 1572 (4. Teil Art. 32 § 1) ebenfalls für das *furtum magnum* (12 Taler, 12 Groschen) die Strafe des Stranges vor. Doch hatten die Fürsten die Constitutiones durch Mandate, Dezesionen, Generale usw. sowohl in den einzelnen Bestimmungen des besonderen Teiles wie im Strafmaß fortgebildet. So bemerkt schon Ehrhardt (1739)⁵: „Es ist mir seit Jahren kein Beispiel bekannt, daß auf den Strang oder höher als auf 10 Jahre Zuchthaus erkannt worden wäre.“ Die Behauptung von Hofmann, sein Missetäter sei nur zu vier Jahren Festungsbau verurteilt worden, widersprach also nicht der kursächsischen Rechtspraxis. Das Vorbringen des Angeklagten muß irgendwie glaubwürdig gewesen sein; denn das Gericht legte es seiner Selbstberichtigung zugrunde, ohne sich weiter zu vergewissern, ob und unter welchen Voraussetzungen eine Freiheitsstrafe nach dem Recht des Tatortes überhaupt statthaft war.

Der gemeine Prozeß ist nur insoweit zu beleuchten, als die Theresiana die Verfolgung und Aburteilung einer niederen Standesperson wegen einer gewöhnlichen Straftat regelt. Nicht zu erörtern sind die Ausnahmen für die Malefizfälle ersten Grades (z. B. Majestätsbeleidigung, gefährliche Zusammenrottung, massenhafte Auswanderung) oder die zweiten Grades (z. B. Gotteslästerung, Ketzerei, Zauberei). Außer Betracht bleiben ferner die Besonderheiten des „befreiten Gerichtsstandes“ der böhmischen Standespersonen. Auch sind die verschiedenen Formen der niederen Gerichtsbarkeit⁶, die der Grundobrigkeit gebührte, hier nicht abzuhandeln; sie ahndete die nicht land-

⁴ Der benannte Milderungsgrund des Notdiebstahls (Art. 94 § 12 Nr. 5) schied aus, weil weder Brot noch Lebensmittel oder Kleidung gestohlen worden waren.

⁵ §§ 353 ff.

⁶ Vgl. Kwiatkowski, E. v.: *Constitutio Criminalis Theresiana*. Innsbruck 1903, S. 132 f. und 129.

gerichtsmäßigen Straftaten mit Geld- oder Leibesstrafen wie z. B. gemeines Fluchen und Schwören (Art. 56 § 3), Hurerei (Art. 81 § 2), Tätlichkeiten ohne tödliche Verletzung (Art. 83 § 15), minderschweren Diebstahl (Art. 94 § 3) und Veruntreuung (Art. 97 § 7).

Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts galten in den österreichischen und den böhmischen Erblanden des Erzhauses verschiedene Strafgesetzbücher für die einzelnen Territorien; mater aller war die Carolina von 1532. Da aber nach Meinung Maria Theresias nichts natürlicher und der Justiz förderlicher war, als daß zwischen verbrüdereten Erblanden ein gleiches Recht gelte⁷, so erließ sie für die Länder der böhmischen Krone wie die österreichischen Kernlande die nach ihr benannte *Constitutio Criminalis* vom 31. 12. 1768. Damit schieden diese Gebiete nicht aus dem gemeinen Rechte aus; denn die Theresiana war nur ein Abschluß jener Epoche, aber noch kein Aufbruch zu neuen rechtspolitischen Zielen. Stofflich war das Gesetz eine Kompilation der in Nieder- und Innerösterreich geltenden Landesgerichtsordnung Ferdinands III. vom 30. 12. 1656 und der Peinlichen Halsgerichtsordnung für das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren und das Herzogtum Schlesien Josephs I. vom 16. 7. 1707. Während die Kommission zunächst ihre Beratungen auf die jüngere Josephina als Modell ausrichtete, entschied die Kaiserin 1761: „Es solle das gute von der Ferdinandea in formali beybehalten und das gute, so sich quoad materiale in der Josephina befindet, der Ferdinandea beigezsetzt, und das materiale internum gegen einander gleich gestellt, folglich aus denen zweyen eine dritte gemacht“ werden.

Das Gesetz trat in den zum Deutschen Reich gehörenden, d. h. böhmisch-österreichischen Erblanden am 1. Jänner 1770 als *Codex universalis* in Kraft. Es galt also zur Zeit des hier geschilderten Prozesses schon mehr als 3 Jahre. Der Foliant lag im Gerichtssaal aus. Gleichwohl wußten „mehrere der Assessores nicht einmal, daß ein *Jus Theresianum* existiere“. Das klingt ungläubhaft, ist es aber nicht.

Der Zustand der damaligen Kriminaljustiz war in allen deutschen Staaten beklagenswert. Die Unwissenheit und Lässigkeit vieler Gerichte und die Einsetzung von Justiz und Verwaltung im absoluten Staate bedeuteten eine schwere Last für die Administration einer gottgefälligen Gerechtigkeit, wie sie gerade die Kaiserin erstrebte. Diese Gebrechen waren auch in Böhmen festzustellen⁸. Träger der hohen Gerichtsbarkeit waren in den königlichen Städten die Magistrate⁹. Sie bildeten ständische, nur mit adeligen Laienschöffen besetzte Gerichte, die mit dem erforderlichen Hilfspersonal¹⁰ aus-

⁷ Kundmachungspatent vom 31. 12. 1768. Einzelheiten über die Vorgeschichte des Gesetzes bei Kwiatkowski 14 ff. Seinem Werk sind auch die wörtlichen Anführungen aus amtlichen Materialien in diesem Abschnitt entnommen.

⁸ Einzelheiten bei Kwiatkowski 6, 13, 77. — Maasburg: Organisation 1 ff.

⁹ Hellbling, Ernst: Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Wien 1956, S. 235. — In Prag gab es vier Magistrate mit eigener Jurisdiktion, die erst 1784 zu einem einzigen vereinigt wurden.

¹⁰ Prag hatte 1764: 4 Stadtrichter, 3 Gerichtsschreiber, 4 Frondienen, 1 Scharfrichter; die Besoldungstabelle bei Maasburg: Organisation 117.

gestattet wurden. Diese Verlassenheit macht die Unsicherheit des Präsidenten und die Antworten der Beisitzer sowie manche Eigenmacht des Gremiums verständlich. Wer von unseren Schöffen oder Geschworenen kennt schon das Gesetz, über dessen Anwendung er auch bei Kapitalverbrechen mitentscheidet? Christ überfordert also das juristische Wissen der „Kriminalstatisten“, die eben mannigfaltigen anderen Berufen nachgingen. Schon Karl VI. (1711 bis 1740) hatte darauf gedrungen, daß sich die Halsgerichte endlich in den Besitz der Josephina von 1707 setzten und daß die Gerichtsobrigkeiten zu dem Amt des Syndikus nur „in jure wohlversierte Leute“ beriefen, und diesen die fleißige Lesung der Josephina „nachdrucksambst eingebunden“. Der Syndikus hatte als Referent den ständischen Laienschöffen, bei deren Auswahl auf eine gute Kenntnis der Landesgerichtsordnung zu achten war, das Recht „mit allem Glimpf und bestem Verstand“ zu erläutern (Josephina Art. II § 5).

Maria Theresia ordnete 1758 aus Anlaß der Besetzung einer erledigten Ratsstelle auf der Ritterbank der böhmischen Appellationskammer zu Prag nunmehr für alle Länder an, künftig müsse jeder Bewerber um einen (landesherrlichen) Dienst, „wobei judicialia zu besorgen seien“, seinem Gesuch „das attestatum des directors study juridici, ob selbe den calculum eminentiae oder wenigstens die notam primae classis erhalten haben“ beifügen. Aber noch 1762 beschwerte sich das Prager Obergericht, „daß man, um die Sache in den ordnungsmäßigen Weg einzuleiten, widerholende Instruction, entweder wegen Richtigstellung des corporis delicti, oder deren sonstigen essentialium“ erteilen müsse. Die Unzulänglichkeiten veranlaßten die Kaiserin schließlich, durch die Pragmatical-Sanktion vom 15. 7. 1765¹¹ die Zahl der Halsgerichte im Königreich erheblich zu vermindern. Die Verwaltung des *juris gladii* blieb nur noch — „wie vorhin“ — den vier Prager Magistraten, dem Akademischen Senat, der Stadt Eger und noch 24 anderen Kreis-Städten¹². Jedes Gericht mußte einen Syndikus anstellen und ihm *ex gremio magistratus* den Tüchtigsten als Criminalassistenten begeben. Beide mußten vom Obergericht geprüft und in *jure et praxi* zu ihrem Amte für tauglich befunden worden sein.

Schon seit der Josephina wurden ferner die Strafgerichte in Böhmen „in einer sehr nachdrücklichen Weise“ (Glaser) von dem Prager Appellationsgericht¹³ überwacht und zur Rechtstreue angehalten. Ferdinand II. hatte es 1548 eingesetzt, weil er den Gesuchen der Untergerichte um Belehrung an die ausländischen Dikasterien (Magdeburg, Leipzig, Nürnberg) entgegenzutreten wollte. Alle Stadt- und Landgerichte Böhmens sollten künftig ihre Urteilsfragen der sog. Appellationskammer vorlegen, die auf dem Schlosse zu Prag in deutscher Sprache verhandelte und ihre Urteile im Namen des

¹¹ Abgedruckt bei Maasburg: *Organisierung* 93 ff.

¹² Anstelle von bisher 380 Städten, Märkten und Dominien.

¹³ Einzelheiten bei Auersperg, Graf von: *Geschichte des kgl. böhmischen Appellationsgerichtes*. 2 Bde. Prag 1805, S. 13—17, 23—25, 28 ff., 49, 56, 94. — Kwiatkowski 108. — Glaser, Julius: *Handbuch des Strafprozesses*. 2 Bde. Leipzig 1883, S. 114. — Hellbling 236. — Peterka, Otto: *Rechtsgeschichte der böhmischen Länder*. 2 Bde. Reichenberg 1923/28, hier Bd. 2, S. 98, 153.

Königs ausfertigte. Schon seit 1628 mußte jeder beim kgl. Oberhof anzustellende Rat, er mochte zum Herren-, Ritter- oder Gelehrtenstande zählen, eine Relation über zwei schwere Fälle aus dem Zivil- und dem Kriminalrecht anfertigen, und zwar seit 1744 nicht allein nach den gemeinen kaiserlichen, sondern auch nach den sächsischen und böhmischen Rechten. Referat und Votum hatte der Bewerber dem Präsidenten und, da dieser kein Rechtsgelehrter war, auch den geschicktesten Räten vorzutragen; über das Ergebnis der strengen Prüfung berichtete der Präsident der Böhmisches Hofkanzlei. Das rechtskundige Prager Obertribunal fällt Endurteile in der Besetzung von wenigstens 9 Räten und wichtige Beweisurteile mit wenigstens 5 Beisitzern. Die Instruktion von 1644 regelte den Gang der Beratung und Abstimmung (Art. 25—29). Das Obergericht durfte jeden Kriminalprozeß cum avocatione actorum „aus erheblicher Ursache“ dem Untergericht entziehen und selbst entscheiden; zu diesem Zwecke hatten die Untergerichte vierteljährlich über die bei ihnen einsitzenden Beschuldigten zu berichten. Außerdem mußten sie „in casibus arduis et dubiis“ bei Verlust der Halsgerichtsbarkeit beim Oberhof um Belehrung über das Beweis- oder Endurteil nachsuchen, die ihnen de casu in casum erteilten Instruktionen befolgen und schließlich die übersandte Entscheidung verkünden (Art. 14, 20 der Josephina). Wo das Halsgericht per expressum selbst Recht schöpfen durfte, stand dem Verurteilten auch in Strafsachen die unbefristete Provokation ans Obergericht offen, sofern dieses nicht schon vorher auf Ersuchen eine Rechtsbelehrung erteilt hatte (Art. 21 der Josephina). Nach einem Bericht des Appellationsgerichtes von 1722¹⁴ baten die Halsgerichte außerhalb der Städte Prags selbst in casibus claris um Belehrung und verzögerten durch ihre Verlegenheit erheblich den Ablauf des Strafverfahrens.

Den Gefahren, die der Gerechtigkeit überall aus dem Laienrichtertum erwachsen können, und den erkannten Schwächen der barocken Rechtspflege war die Staatsführung der Erblande schon frühzeitig entgegengetreten. Dieser rechtsfreundliche Hintergrund macht es unwahrscheinlich, daß der Vorwurf einer trägen Leichtfertigkeit, den Christ gegen die Prager Richter erhebt, in seinem bestürzenden Umfang zutraf.

Die Theresiana wiederholte die Forderung, daß der, so die Criminalia im Gericht vorträgt, ein im Lande angenommener oder vom Obergericht geprüfter und bestellter Rechtsgelehrter sein müsse (Art. 20 § 9). Sie schrieb den Gerichten erster Instanz weiter vor, dieser Referent solle die Akten plenarie „Stück für Stück“ und nicht bloß auszugsweise ablesen (Art. 39 § 4). In der Josephina sucht man noch vergeblich nach einer entsprechenden Weisung für die Beratung bei den Untergerichten, obwohl einige, versehen mit dem Privileg des unbeschränkten Blutbannes, vom Prager Oberhof schon damals unabhängig waren; sie begnügte sich noch mit der Erinnerung, daß des Menschen Blut nicht aus Leichtsinne oder vorgefaßter Meinung vergossen werden dürfe (Art. II § 5).

¹⁴ Erwähnt bei Maasburg: Organisation 2 f.

In ihrem Streben nach Vereinheitlichung von Recht und Rechtsgang hielt die Theresiana fest an der Ausrichtung auf das einem jeden deutsch-slawischen Erblande verordnete Obergericht (vgl. Art. 22). Sie unterschied Halsgerichte mit beschränktem Blutbann (Art. 18 § 3—5) und solche mit unbegrenzter Gerichtsgewalt (Art. 21). Maßgeblich für die jeweilige Entscheidungsbefugnis der mit (mindestens) 7 Rechtsprechern besetzten Richterbank (Art. 20 § 8) war der unterschiedliche Gehalt der landesfürstlichen Beileihung oder anderer wohlhergebrachter Rechtstitel. Die ersteren Gerichtshöfe hatten entweder nur das Recht zur Nachforschung oder auch das der Urteilsfällung; sie mußten dann aber die beabsichtigte Entscheidung samt allen Akten ihrem Obergericht vor der Verkündung zur Bestätigung oder Änderung vorlegen. Die befreiten Halsgerichte hingegen durften grundsätzlich selbständig das Recht schöpfen und ihren Spruch auch ohne Rückfrage vollziehen, es sei denn, sie baten „zur Erleichterung ihres Gewissens“ das Obergericht aus freien Stücken um eine Nachprüfung (Art. 21 § 7). In 3 Fällen mußten bei einem Strafverfahren gegen einen Dieb selbst die freien Malefizgerichte ihre Akten versenden: einmal zur Bestätigung, wenn das Beweisurteil „auf die scharfe Frage ausgefallen war“ (Art. 21 § 5 Nr. 9), zum anderen zur Rechtsschöpfung, wenn das Halsgericht nicht ordentlich besetzt gewesen war, d. h. ohne Berichterstattung durch den verordneten Juristen (Stadtrichter, Syndikus) entschieden hatte (Art. 20 §§ 9 bis 10), letztlich in allen Verfahren, die „nicht allein den Rechtsprechern zweifelhaftig vorkommen, sondern auch an sich selbst nicht klar sind“ (Art. 21 § 5 Nr. 11). Gegen jedes Endurteil — das standgerichtliche des Art. 49 ausgenommen (Art. 42 § 3) — gewährte die Theresiana den Rekurs an die Kaiserin. Er wurde nicht nur als *via gratiae*, sondern auch als *via iustitiae* ausgestaltet. Der befristete Rechtsbehelf zwang das Obergericht, Verfahren wie Urteil vom Rechts- wie Gnadenstandpunkt aus zu überprüfen (Art. 42 § 1, §§ 14 bis 15). Wollte es abhelfen, so war die landesfürstliche Entschließung über die Oberste Justizstelle in Wien einzuholen. Diese war seit 1749 Justizministerium und zugleich Oberster Gerichtshof für Österreich und für Böhmen. Die Instruktion vom 4. 2. 1763¹⁵ ermahnte die Zentralbehörde zu einer gründlichen Vorbereitung der Entscheidung, weil nichts das Ansehen eines Dikasteriums mehr verkleinere, als wenn „vorherige resolutiones bei besserer Einsicht der Sachen wiederum abgeändert werden“.

Vergegenwärtigt man sich die vielfältig schützenden Vorkehrungen der Theresiana, die dem Inquisiten — wie sie meinte — ein redliches Verfahren und einen gerechten Urteilsspruch gewährleisten, so fällt zunächst auf, daß im Gericht kein Stadtrichter mitwirkte; in einem Vielvölkerstaat, wie ihn das Erzhaus regierte, hätte er die keineswegs fernliegende Frage des Präsidenten nach der *sedes materiae* aus dem Gesetz beantworten können. Der Vorsitzende wandte sich vielmehr an den allein anwesenden Gerichtsschreiber. Der Akteninhalt wurde auch nicht Seite für Seite vorgetragen; vielmehr

¹⁵ Maasburg, M. v.: Zur Entstehungsgeschichte der Theresianischen Halsgerichtsordnung. Wien 1880, S. 28.

ward nur die letzte Niederschrift mit dem Geständnis des Inquisiten verlesen. Ebenso fehlt jede Erörterung des Strafmaßes, obwohl die Theresiana für den Diebstahl im Art. 94 § 10 dem Richter verschiedene Strafübhel eröffnete. Anscheinend lag die Entscheidung schon in den Akten, mochte nun das Obergericht den Spruch selbst geschöpft oder nur den Urteilsvorschlag des Stadtgerichtes bestätigt haben. Dafür könnte auch die Ankündigung des Präsidenten sprechen, daß der Verurteilte binnen drei Tagen gehängt werde. In der Tat durfte sich der Inquisit von einem Rekurs keinen Erfolg versprechen, wenn das Obergericht an der Rechtsfindung schon beteiligt worden war. Dies alles deutet darauf hin, daß Christ nur den endlichen Rechtstag des gemeinen Prozesses erlebte. An ihm ließ man den Beschuldigten das (freiwillige oder ermartete) Geständnis wiederholen¹⁶ und verkündete ihm die längst nach Aktenlage beschlossene Entscheidung, eine sinnentleerte Überlieferung, die die Carolina (Art. 78 ff.) und der Gerichtsgebrauch über die Jahrhunderte hin bewahrt hatten. Viele Malefizgerichte des Heiligen Römischen Reiches stellten sogar noch die umständlichen Hegungsfragen des altdeutschen Prozesses.

Freilich, ein Vorgang spricht eindringlich gegen diese Lösung, die das Stadtgericht als bloßes Sprachrohr der höheren Instanz erscheinen ließe und vom Vorwurf der Leichtfertigkeit freispräche. Die Richter widerriefen das Todesurteil nach wenigen Stunden. Das materielle Recht Böhmens und Sachsens gestattete ihnen zwar, auf eine Freiheitsstrafe zu erkennen, waren sie aber befugt, von der Entscheidung des Obergerichtes abzugehen?

Die Frage muß verneint werden. Über die Verbindlichkeit der obergerichtlichen Sprüche hatte schon § 20 der Josephina keinen Zweifel gelassen. Im zentralen Obrigkeitsstaat des 18. Jahrhunderts, den Maria Theresia erstrebte, um ihr feudales Erbe über die Stürme der Zeit zu retten, war aus dem ursprünglichen Informat des Obergerichtes längst ein Judikat geworden, das das Untergericht festlegte. Die Bindung stand im Einklang mit dem rechtspolitischen Ziel des Rekurses an die Kaiserin, dieses aus dem *remedium ulterioris defensionis* Carpzovs entwickelten Rechtsbehelfes; er sollte die fragwürdige Prozeßpraxis der ständischen Untergerichte allerorten der Aufsicht einer zentralen und qualifizierten staatlichen Spruchbehörde unterstellen, weil die Theresiana an dem historischen Mißverständnis festhielt, daß in peinlichen Sachen keine eigentliche Appellation statthaft sei (Art. 42 § 1). Eine Instanzverlagerung als Folge des Rekurses war um so notwendiger, als nicht alle Akten zum Verspruch oder zur Bestätigung vorzulegen waren. Angesichts dieses eindeutigen Führungsauftrages der Landesfürstin an ihre Appellationskammern wäre eine heimliche Ausschaltung des Kgl. Oberhofes zu Prag nicht ratsam gewesen; denn eine solche Eigenmacht gegenüber der noch ganz von theokratischem Rechtsdenken erfüllten Fürstin konnte

¹⁶ Die Theresiana verlangte dies allerdings nur für den Fall, daß der Inquisit allein auf sein Geständnis hin verurteilt wurde (Art. 24 §§ 2—4).

zum Verlust der Halsgerichtsbarkeit schlechthin führen¹⁷. Eine obergerichtliche Entscheidung, die der Milderung des Urteils entgegengestanden hätte, war demnach schwerlich bei den Gerichtsakten.

Christ läßt den Präsidenten aus lauter Verlegenheit von der kaiserlichen Gnade sprechen. Das ist jedoch vom Erzähler spöttisch gemeint; denn der „würdige Mann“ will den Fehlgriff im Strafmaß verschleiern. Die Stadtgerichte waren ständische und keine landesfürstlichen Einrichtungen. Träger eines delegierten Gnadenrechtes in *delictis furti* waren nur die Oberste Justizstelle zu Wien und der königliche Oberhof zu Prag¹⁸.

Diese verfahrensrechtlichen Bedenken entrücken die erste Lösung in den Bereich des Unwahrscheinlichen. Sie drängen vielmehr zu der Annahme, daß die hohe Gerichtsbarkeit des Magistrats mit dem Privileg des befreiten Blutbannes begabt war. Am 22. 8. 1381 bewilligte König Wenzel IV. (1378—1400) der Kleinen Seite das Halsgericht¹⁹. Der frühe Zeitpunkt spricht dafür, daß es von Anfang an jene Freiheiten besaß, die Art. 21 der Theresiana voraussetzte; denn die Aktenversendung wurde als Rechtsinstitut erst 1532 und das Obergericht zu Prag erst 1548 begründet. Bei der kaiserlichen Entschließung könnte die Nähe zum Akademischen Senat eine Rolle gespielt haben. Die Karls-Universität, die seit ihrer Gründung (1348) eine juristische Fakultät hatte, besaß kraft päpstlicher, kaiserlicher und königlicher Privilegien volle Autonomie²⁰ und daher eine bevorzugte Ausstattung für ihre Gerichtsbarkeit über die Angehörigen der Universität. Wem sonst noch hätte man das Privileg des unbeschränkten Blutbannes gewähren können, wenn nicht den Stadtgerichten der prunkvollen Residenz- und Hauptstadt. Indessen mag das auf sich beruhen.

Seit der Pragmatikal-Sanktion von 1765 besaßen jedenfalls die noch verbliebenen Blutgerichtsstädte Böhmens „insgemein“ das Recht, nach Maßgabe der Josephina — später der Theresiana, die jene ersetzte — „nach vollführter Inquisition mit dem Erkenntnisse, es sei ein Bei- oder Endurteil, vorzugehen und das Urteil zu vollziehen“²¹. Sie sollten, was schon im Artikel 14 der Josephina gestanden hatte und in Erinnerung gebracht wurde, nur noch schuldig sein, „in allen schweren und zweifelhaften Criminal-Vorfällen die Belehrung anzusuchen“; zu solchem Ende waren die Urteilsentwürfe mit Bericht und Akten zunächst vorzulegen und die obergerichtlichen Bescheide abzuwarten. Diese Vollmacht an die verbliebenen Gerichte glaubte die Sanktion vertreten zu können, da sie ihnen „zum unverbrüchigen Nachverhalt“ den juristischen Einfluß zu verstärken befohlen hatte (Stadtrichter oder Syndikus nebst einem Criminalassistenten). Die Blutgerichte sollten zur Beschleunigung der Strafverfahren in *casibus claris* endlich selbständig vorgehen.

¹⁷ Vgl. dazu das Gutachten eines Hofrates von 1756, abgedruckt bei Kwiatkowski 109.

¹⁸ Ebenda 45, 46, 109, 128.

¹⁹ Schottky, Jul. Max: Prag, wie es war und ist. 2 Bde. Prag 1931/32, hier Bd. 2, S. 29.

²⁰ Schlesinger, Ludwig: Geschichte Böhmens. 1. Aufl. 1869, S. 262 f.

²¹ Vgl. die Ausführungen der Sanktion zur „dritten Frage“ oben S. 223.

Nach der Theresiana durfte das Stadtgericht frei entscheiden, wenn Hofmann geständig, die Sach- und Rechtslage nicht schwierig und ein Jurist an der Rechtsfindung beteiligt worden war. Über die allein zweifelhafte letzte Voraussetzung besagt der Bericht nur, daß im Termin selbst kein Rechtskundiger zugegen war. Das schließt jedoch nicht aus, daß man den Spruch intern schon früher erörtert hatte. Die Theresiana forderte nämlich ausdrücklich eine Beratung und Abstimmung; Artikel 39 brachte sogar mancherlei Hinweise, worauf die Rechtsprecher zu achten hatten und welche Möglichkeiten der Entscheidung sich ihnen boten. Auch aus der Struktur des Prozesses ergab sich unabdingbar die Notwendigkeit einer Vorbereitung; denn die „mündliche Verhandlung“ am Schluß des schriftlichen Verfahrens war eine sinnentleerte Förmlichkeit. In einer solchen Zusammenkunft kann der Stadtrichter den Akteninhalt plenarie vorgetragen und den Schöffen einen Urteilsvorschlag unterbreitet haben. Vielleicht hat er aber auch eine *relatio scripta* im Gremium umlaufen lassen und jeder Schöffe hat sie mit seinem Plazet versehen. Bei dieser (mündlichen oder schriftlichen) Erörterung kann die Frage nach dem anzuwendenden Strafmaß keine große Rolle gespielt haben; sonst hätte sie nicht plötzlich eine solche Verwirrung des Rechtsgewissens gestiftet. Vielleicht ist das krasse Mißverhältnis zwischen dem Prager und dem Dresdener Urteil überhaupt erst nach Verkündung durch den verzweifelten Hinweis des Hofmann, sein Tatgenosse habe nur vier Jahre Zuchthaus bekommen, unerwartet aufgetaucht. Quelle und Zuverlässigkeit dieser Nachricht bleiben dunkel.

Freilich läßt sich das *Votum* des Juristen nicht nachweisen, aber auch ebensowenig aus dem Bericht verneinen; es entzog sich in jedem Falle der Beobachtung des Erzählers. Auch war der Akt einer Verlesung durch ein Schlüsselloch vielleicht nicht zu erspähen. Indessen bekräftigt ein sehr gewichtiges Beweisanzeichen die Mutmaßung, daß das Stadtgericht in der vorgeschriebenen Besetzung mit einem Juristen die Sache vorberaten hatte. Der Präsident erwägt nicht, sich um die Bestätigung des Todesurteils durch das Obergericht zu bemühen, sondern stellt den Vollzug binnen 3 Tagen, gleich nach der Verkündung in Aussicht. Das konnte er nur, wenn er das juristische Element bei der Rechtsfindung beteiligt hatte (Art. 20 §§ 9 bis 10)!

Auch bei Ablehnung der ersten Lösung bleibt es aber bei der Bedeutungslosigkeit eines bloßen Verkündungstermins, zu dem die Theresiana den endlichen Rechtstag bewußt²² entwertet hatte (Art. 41).

Daß die auf eine Freiheitsstrafe lautende Entscheidung möglicherweise ohne Beteiligung eines Juristen erging, machte sie lediglich bestätigungspflichtig. Diese Rechtswohltat scheint ihr das Obergericht nach dem veröhnlichen Ausklang der Erzählung nicht versagt zu haben.

Der Gedanke, daß ein Strafgericht sein Endurteil nicht widerrufen dürfe, sondern den Verurteilten auf den Weg zur höheren Instanz verweisen müsse, lag noch im Schoße der Zukunft. Erst das wissenschaftliche Denken des

²² Maasburg: Geschichte 33.

kommenden Jahrhunderts sollte sich den Grundkategorien des Strafprozesses zuwenden, vornehmlich den Rechtsmittelzug justizförmig ausgestalten und ihn mit dem Devolutiveffekt versehen. Dazumal gestaltete der Richter das Strafverfahren noch nach einem Ermessen, das sich weithin auf Erwägungen prozessualer Zweckmäßigkeit gründete, soweit das Gesetz nichts anderes ausdrücklich befahl. Die Theresiana jedenfalls scheint einem Gericht mit „freier Aburteilung“ die Verbesserung des eigenen Spruches nicht verwehrt zu haben, solange der Verurteilte noch keinen Rekurs an die Kaiserin angemeldet hatte. Und nur eine fristgerechte Anrufung ihrer Entscheidung — binnen zweimal 24 Stunden seit Verkündung — begründete die Zuständigkeit des Obergerichts für die weitere Behandlung des Rechtsbehelfes (Art. 42 § 12; 22 § 7). Da Art. 42 der Th. keine Belehrung über das Recht zur Anfechtung, die den sofortigen Rekurs des Verzweifelten und damit den Devolutiveffekt ausgelöst hätte, vorschrieb, blieb für die damalige Rechtsauffassung wohl noch Raum für eine eigene Prozeßhandlung. Diese hat das Laiengericht aus einem Gefühl für das Ebenmaß der Tatvergeltung vollzogen, ohne sich an verfahrensmäßige Überlegungen zu verlieren. Ihm genügte die Ermunterung des glücklich entdeckten Art. 4 § 8, den es wohl als eine gesetzliche Ermächtigung mißverstand, sich dem tatnäheren Dresdener Gerichte anzuschließen. Auch mag die kaiserliche Gnadenpraxis²³, bei Dieben die Todesstrafe in der Regel zweimal zu mildern und erst bei nochmaligem Rückfall die Strenge des Gesetzes walten zu lassen, diesen Entschluß erleichtert haben.

Wenn auch heute über manchen äußeren und inneren Vorgang jenes fernen Tages keine letzte Klarheit mehr zu gewinnen ist, so erweisen sich in jeder der beiden abgehandelten Denkbarekeiten die Anstände des Erzählers als Mißverständnisse des Rechtsganges. Der Laie meinte, in jener Stunde werde über Tod und Leben des Delinquenten leichtfertig abgestimmt, während tatsächlich der Akteninhalt schon beraten worden war, wie es die Theresiana befahl und der gemeinrechtlichen Praxis entsprach. Als die Todesstrafe — auf Grund neuen Vorbringens (?) — fragwürdig wurde, bemühte sich das Gericht um die Rechtslage nach bestem Vermögen und zog unverweilt aus seinem Fund großzügig die Folgerungen zu Gunsten des Verurteilten, eingedenk der kaiserlichen Ermahnung „in dubio allemal die Milde der Schärfe vorzuziehen“ (Art. 39 § 14). Der Mangel an Rechtssicherheit, der schicksalhaft zutage tritt, geht nicht so sehr zu Lasten der ungelehrten Richter als der „weisen, milden und gerechten“ Gesetzgeberin jener Zeit. Die Frau auf dem Thron aber konnte nicht klüger sein als ihre Ratgeber. Als Angehörige des Adels waren sie in ständische Vorurteile und als Juristen in die Verirrungen des gemeinen Prozesses verstrickt. Es sollte noch ein Jahrhundert dauern, bis sich der reformierte Prozeß in Österreich durchsetzte²⁴.

²³ Vgl. den Wortlaut des Hofreskriptes vom 16. 4. 1728 bei Maasburg: Organisation 65 f.

²⁴ Conrad, Hermann: Zu den geistigen Grundlagen der Strafprozeßreform Joseph II. In: Festschrift für H. v. Weber. 1963, S. 56.

Die vorstehenden quellenkritischen Erwägungen, die mit einem non liquet enden, sollten als ein Beitrag zur Geschichte der böhmischen Strafrechtspflege zum Druck gegeben werden. Da übersandte das Tschechoslowakische Staatsarchiv zu Prag freundlicherweise noch einige nicht mehr erwartete Ablichtungen aus den *libris sententiarum* des ehemaligen Stadtgerichtes (Nr. 4753) und den *libris missivorum* des früheren Appellationsgerichtes (Nr. 1025). Die Urkunden brachten eine überraschende Erklärung für das rätselhafte Prozeßgeschehen; denn beide Gerichte hatten von September bis Oktober 1773 Schreiben über den Fall Hofmann gewechselt. Hier die Lösung:

Der sächsische Schlossermeister, aus Königsbruck gebürtig und evangelischer Religion, hatte sich in der Tat von dem Domestiken Gottfried Tettmar einen Wachsabdruck des Schlüssels fertigen lassen und ihn nachgemacht. Zu wessen Lasten der Diebstahl in der Schlossergasse zu Dresden ausgeführt wurde, erwähnt das Urteil nicht. Die Beute aus dem Einbruch bestand im wesentlichen aus Schmuck; sie war sogar erheblich. Anfang Dezember 1772 wurde Hofmann in Prag verhaftet und ein großer Teil der Wertsachen durch Leibesvisitation und Durchsuchungen seines Zimmers im Gasthaus und seiner Dresdener Werkstatt sichergestellt. Schon am 10. Dezember 1772 legte der Dieb ein freimütiges Geständnis ab. Nach einjähriger Haft im „Fronkasten“ wurde gegen ihn „von Bürgermeister und Rat der Königlichen Residenz Kleinere Stadtseite Prag“ auf Grund umständlichen Vortrages der Akten erkannt. Er wurde „gemäß k. k. thesianischer Halsgerichtsordnung Art. 4 § 8 nach eingeholter Erläuterung eines hochlöblichen Obergerichtes seines schweren Diebstahls halber — anderen zum Beispiel, sich aber zur wohlverdienten Bestrafung — mit einer zweijährigen Gemeindarbeit in Eisen und Band verurteilt“. Der Spruch wurde dem Angeklagten am 10. Dezember 1772 durch den Ratsherrn (Consul) Dr. Franzisco Mültner eröffnet; der akademische Grad deutet auf einen Juristen hin.

Das Stadtgericht hatte sich jedoch veranlaßt gesehen, das Obergericht zuvor dreimal in der Sache anzuschreiben. Diese Briefe sind nicht mehr vorhanden; doch läßt sich ihr Inhalt aus den Antworten erschließen. Zunächst wollte das Stadtgericht wohl nur die Dresdener Akten gegen Tettmar einsehen. Die kursächsische Regierung übersandte auf die Vermittlung des Obergerichtes jedoch nur eine Abschrift der Aussage des Mittäters. Das genügte dem Stadtgericht nicht; mit dem zweiten Schreiben bat es um ein „legaliter beschworenes corpus delicti“ aus Dresden. Das Obergericht erwiderte jedoch: Ein neues Ersuchen nach Sachsen zu richten, sei sinnlos. Da man dort nicht auf die *poena ordinaria* (Strang) erkannt habe, solle doch das Stadtgericht auch nur mit einer geschärften *poena arbitraria* vorgehen. Das Obergericht drängte auf Abschluß des langwierigen Verfahrens. Indessen fragte das Stadtgericht erneut zurück; es bat um Belehrung wegen eines Bedenkens: Man beabsichtige, auf Zuchthaus zu erkennen. Hofmann sei aber ein sehr mühseliger Mann von 54 Jahren und zu schwerer Arbeit im Zuchthaus nicht mehr tauglich; auch bestünden Zweifel, ob er die halbjährlich zu verabfolgenden Karabatschen-Streiche aushalten könne. Das Obergericht be-

zeichnete es als einen Rechtsirrtum, daß mit der Zuchthausstrafe eine halbjährliche Züchtigung des Gefangenen zwangsläufig verbunden sei. Unter den bewandten Umständen möge man Hofmann „zu einer seinen Kräften angemessenen zweijährigen Gemeinarbeit ohne alle Karabatschen-Streiche verurteilen“. So geschah es; die öffentliche Schanzarbeit in Band und Eisen ist im Art. 6 § 7 Theresiana vorgesehen.

Die Archivalien lassen erkennen: die Entscheidung war auf dem rechten Wege, d. h. unter Mitwirkung des Obergerichtes und eines offensichtlich juristisch gebildeten Ratsherrn (Dr. Mültner) und nach Aktenvortrag in einer Vorberatung zustande gekommen; sie war in der Strafart von vornherein auf die längst bekannte Freiheitsstrafe des Dresdener Urteils abgestimmt und lag zu Beginn der Session schon in den Akten. Diese Vorgänge entzogen sich jedoch den Wahrnehmungen des Erzählers, der nur Zeuge des endlichen Rechtstages war. Seine Vorwürfe, die Honoratioren des Stadtgerichtes seien faul, leichtfertig und bar jeder Gesetzeskenntnis gewesen, beruhen danach auf einer unzutreffenden Einschätzung der Prozeßlage. Weitere Einzelheiten des Berichtes — z. B. die Unterhaltung über die Existenz der Theresiana — erweisen sich als Produkte künstlerischer Ausschmückung. Was ist danach noch von der Substanz der Erzählung zu halten? Erweckten die Richter trotz ihrer durch den Schriftwechsel belegten Gesetzestreue zunächst bei Hofmann — offensichtlich absprachegemäß — den Eindruck, er habe sein Leben verwirkt? Überließen sie ihn wirklich der Pein für qualvolle Stunden?

Christ beteuert es jedenfalls ausdrücklich. Er ist ein ehrenwerter Mann, gegen dessen Zeugnis insoweit keine durchgreifenden Bedenken obwalten. Präsident und Assessores würden den sich dann aufdrängenden Vorwurf, sie hätten mit Entsetzen Scherz getrieben, entrüstet zurückgewiesen und ihre Kritiker darüber belehrt haben, es sei der alleinige Zweck der Strafe, den Täter oder den Verdächtigen und die, so sich zu ähnlichen Missetaten versucht fühlten, abzuschrecken und dadurch die Rechtsordnung zu erhalten. Die „Territion“ war ein fester Begriff des Prozeßrechtes (Art. 38 §§ 8, 9). Am Tage vor der peinlichen Befragung pflegte man dem leugnenden Inquisiten die Folterwerkzeuge vorzuweisen und probeweise anzulegen, damit er wisse, wessen er sich ohne ein rechtzeitiges Geständnis zu gewärtigen habe. Wenn man Hofmann schon nicht zur (verdienten) poena ordinaria verurteilte, so sollte ihn doch die Angst um sein Leben zum eigenen Heil davor bewahren, sich jemals wieder an fremdem Gut zu vergreifen.

Diese „wohlwollende“ Mitleidlosigkeit entsprach durchaus dem Geiste der barocken Strafrechtspflege. Der Kernbereich der Aussage, Hofmann sei wegen der nämlichen Tat morgens zum Tode und nachmittags zur Freiheitsstrafe „verurteilt“ worden, gewinnt auch an Zuverlässigkeit dadurch, daß ausweislich des Urteils die Bestimmung des Artikels 4 § 8 über das interlokale Strafrecht in der Tat eine Rolle gespielt hat. Wenn der Schauspieler die Fundstelle suchen mußte, so konnte das nach dem Inhalt des voraufgegangenen Schriftwechsels nur den Zweck gehabt haben, die Paragrafenzahl zu ermitteln, damit der Urteilsfasser sie anführen konnte; dazu hielt sich das Stadt-

gericht wohl für verpflichtet, weil das Obergericht selbst auf die poena arbitraria des Dresdener Spruches verwiesen hatte. Die Hilfe des Christ hatte jedoch nicht den Wert einer Wegweisung, wie er meinte. Schließlich war Hofmann evangelisch und der in Todesnot gelobte Wechsel zum Bekenntnis der Apostolischen Majestät möglich. Quod non est in actis, tamen est in mundo.

Das sozialpädagogische Ziel der eigenwilligen Gestaltung des endlichen Rechtstages hat freilich der biedere Christ ebensowenig erkannt, wie der Verfasser dieser Studie es nach bald zwei Jahrhunderten noch hätte ermitteln können, wäre ihm nicht das Entgegenkommen des Prager Staatsarchives behilflich gewesen. Die Leistungsgrenzen der quellenkritischen Methode werden an dem Fall recht deutlich; seelische Vorgänge vermag sie nur bedingt zu erschließen. Wenn die den Spielregeln des Prozesses zuwiderlaufende Geschehenswirklichkeit und die Mutmaßungen des Rechtshistorikers sich teilweise nicht deckten, so hat das seinen Grund eben darin, daß wir uns Rechtsgeboten zum Gehorsam verpflichtet fühlen. Wir haben keinen Zugang mehr zu der pragmatischen Einstellung der Richter des 18. Jahrhunderts; sie erblickten in der Kriminalordnung eine fürstliche Anweisung für den Gerichtsdienst, die ihnen einen breiten Ermessensspielraum für die Verwirklichung des kriminalpolitischen Zieles ihrer Obrigkeit gewährte.

BISMARCK UND DIE TSCHECHEN IM JAHRE 1866*

Von Hans Raupach

Bismarcks Einsicht in die nationalistischen Bestrebungen der Italiener, Madjaren und Serben um die Mitte des 19. Jahrhunderts und ihre taktische Ausnutzung im Kriege mit Habsburg im Jahre 1866 ist hinreichend bekannt und im einzelnen wissenschaftlich durchleuchtet. In Anbetracht der gleichzeitigen Bestrebungen der Tschechen eine Lücke auszufüllen, ist der erste Zweck dieser Schrift. Obwohl die Darstellung keinen durch Dokumente gesicherten Anhalt dafür erbringen konnte, daß Bismarck einer revolutionären Bewegung der Tschechen gegenüber in einer ähnlichen Form sich festgelegt habe, wie es mit der Anerkennung des madjarischen Freiheitswillens der Fall gewesen ist, und dermaßen nach dem Stand der Quellen das Schwergewicht der Darstellung bei der Schilderung der tschechischen Bewegung ruht, habe ich mich doch nicht entschließen können, dieser Abhandlung den Titel „Die Tschechen und Bismarck“ zu geben, da es letztlich doch der Geist Bismarcks gewesen ist, der diese Bewegung als einen Reflex seiner Politik hervorrief.

* Die hier dank des freundlichen Interesses des Herausgebers dieses Jahrbuches neu gedruckte Schrift ist ein Nebenprodukt von Forschungen, die ich in Prag 1935 zu Fragen des tschechischen Frühnationalismus betrieben habe. Die Anregung dazu ergab sich aus dem zufälligen, antiquarischen Erwerb der rührenden Broschüre „Wehklagen der Böhmisches Krone“ von A. Kotík. Aber der eigentliche Impetus zur Veröffentlichung kam mir aus Sorge über die zunehmende Verdüsterung des deutsch-tschechischen Verhältnisses und die nationalsozialistische Verzerrung des Aspekts der böhmischen Frage. Das Exempel der kühnen, merkwürdigen und so gut wie in Vergessenheit geratenen Aktion Bismarcks im Jahre 1866 sollte dazu beitragen, eine Lösung nicht im Zeichen der haßerfüllten Unterdrückung zu suchen. In dieser Absicht mußte ich mich mit zahlreichen jungen sudetendeutschen Akademikern einig, die damals meine Studien mit Anteilnahme begleiteten. Die Schrift blieb von der deutschen Publizistik und auch von der Geschichtswissenschaft so gut wie unbeachtet. Besprechungen sind nicht erschienen. Ein in der Geschichte des Reiches besonders bewandeter Wiener Gelehrter hat, wie mir ein Hörer in diesen Jahren mitteilte, in seinem Vortrag über „Das Entscheidungsjahr 1866“ in Prag (1940 oder 1941) und auch im nachfolgenden persönlichen Gespräch diese Episode nicht erwähnt. „Er hat Ihre Abhandlung zweifellos gekannt, es schien ihm aber nicht zweckmäßig, diese Sache damals in Prag anzurühren.“ Es gab aber zwei publizistische Äußerungen im gleichzeitigen Prag. Die eine, in einem Leitartikel der nationaldemokratischen „Národní Listy“, erwähnte sie so positiv, daß man die Vermutung hegen konnte, daß die dortige Redaktion darin den vielleicht gelenkten Auftakt zu einem nicht nur negativen deutsch-tschechischen Gespräch erblickte; die andere, aus der Feder eines deutschen politischen Flüchtlings im „Prager Abendblatt“, suchte so ungefähr das Gegenteil dahinter, nämlich eine raffinierte Teufelei des deutschen Propagandaministers. Damals er-

Das politische Genie Bismarcks aber sah in Mitteleuropa nicht nur die Kräfte der Auflösung, sondern auch das Problem einer besseren Ordnung, und er konnte schließlich doch glauben, daß durch eine föderative Gestaltung Österreichs im engen Anschluß an Deutschland ein Gleichgewicht staatlicher Ordnung und gleichzeitiger Anerkennung der nichtdeutschen Volkstümer möglich sei. Dieses Gefühl einer höheren Verantwortung und ein „horror vacui“, eine Abneigung gegen die Ungewißheit im Donaauraum, die auch den tschechischen Gegenspieler Palacký leitete, setzte Bismarcks Verwendung der nationalen Bewegungen eine Grenze.

Heute, in einer Zeit, in der die vielfache Verwirrung, die die Pariser Diktate im Donaauraum hinterlassen haben, durch nachträgliche Konstruktionen seitens der Urheber dieses Zustandes geordnet werden soll, ist es nicht unnütz, an den großzügigen Geist der Bismarckschen Politik zu erinnern, daran zu denken, daß diese preußische und deutsche Politik nicht über die Volksindividualitäten hinwegschreiten aber auch nicht um eines naheliegenden Erfolges willen ein Reich zerstören wollte, ohne zu wissen, was an seine Stelle gesetzt werden könnte. Daß diese Politik einer richtigen und geistesgegenwärtigen Einschätzung der Bewegung der mitteleuropäischen Nationen, die der deutschen in Österreich eingeschlossen, keine Nachfolge fand, ist eine der Hauptursachen der für das Reich unbrauchbaren Mächtekonstellation von 1914.

70 Jahre sind seit dem letzten „Krieg der Deutschen gegen Deutsche“ vergangen. Wenn wir auch in dieser Darstellung an eine Front erinnern müssen, die im Kampfe der Dynastien und im Ringen um Deutschlands Einheit mitten durch das deutsche Volk hindurchging, dann tun wir es nur, um zu ermessen, welche gewaltige Wandlung uns das Schicksal mit dem erwachten Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen beschert hat.

Aber mit den Deutschen haben sich auch die Tschechen geändert. Aus einem Volke, das unter der Idee der Selbstbestimmung mehrerer Generatio-

schien es wohl beiden Autoren unfaßbar, daß ein angehender Privatdozent sich ohne Auftrag zwischen die bereits so verhärteten Fronten hatte begeben wollen und können.

Einer wohlmeinenden Anregung folgend unterlasse ich aus Gründen des heutigen politischen Geschmacks den Wiederabdruck eines Zitates aus dem Kampfbuch des nationalsozialistischen Führers, mit dem ich das Vorwort der ersten Auflage abgeschlossen hatte. Der damalige Verleger, ein fast bedenkenloser Gefolgsmann der Reichspolitik, aber gleichzeitig alert genug, um ein verlegerisches Interesse an dem sensationellen Titel zu nehmen, meinte, erst nach Aufnahme dieses Zitates die Schrift ohne politisches Risiko herausbringen zu können. Dessen Inhalt war hinreichend ambivalent: Es käme nicht darauf an zu fragen, was Bismarck zu seiner Zeit getan habe, sondern darauf, was er heute tun würde. — Ich konnte es dem Urteil des einsichtigen Lesers von damals nur überlassen, ob er das Erbe Bismarcks in den richtigen Händen wähnte.

Es wäre mir eine große, nachträgliche Genugtuung, wenn der Neudruck in dieser Zeit dazu beitragen könnte, das Gespräch über die deutsch-tschechische Nachbarschaft auch unter den Gelehrten beider Nationen lebendig und zukunftsweisend zu erhalten.

nen an der Auflösung des österreichischen Vielvölkerstaates mitwirkte, ist eine Nation geworden, die ihrerseits einen der widerspruchsvollsten Nationalitätenstaaten Europas aufgebaut hat. Angesichts so grundlegender Veränderungen ist Bismarcks Politik auch in diesem Falle kein Rezept, sondern ein Lehrstück.

Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen. Die österreichischen Behörden verlassen das Land, und Prag und Böhmen war seit Jahrhunderten wieder einmal sich selbst überlassen. Wenige Tage später, am 8. Juni 1866, rückt der Sieger in die Landeshauptstadt ein und läßt den folgenden Aufruf öffentlich in deutscher und tschechischer Sprache an den Straßenecken anschlagen¹:

„Einwohner des glorreichen Königreichs Böhmen!

In Folge des gegen unsere Wünsche vom Kaiser von Österreich herbeigeführten Krieges betreten wir nicht als Feinde und Eroberer, sondern mit voller Achtung für Eure historischen und nationalen Rechte Euren heimatlichen Boden.

Nicht Krieg und Verheerung, sondern Schonung und Freundschaft bieten wir allen Einwohnern ohne Unterschied des Standes, der Konfession und Nationalität.

Lasset Euch von unseren Gegnern und Verleumdern nicht einflüstern, daß wir aus Eroberungssucht diesen jetzigen Krieg hervorgerufen! Österreich hat uns zum Kampfe gezwungen, indem es mit den deutschen Regierungen uns überfallen wollte; aber nichts liegt uns ferner als die Absicht, Eueren gerechten Wünschen nach Selbständigkeit und freier nationaler Entwicklung entgegenzutreten.

Eingedenk der vielen, fast unerschwinglichen Opfer, welche Euch zur Vorbereitung für den jetzigen Krieg die kaiserliche Regierung bereits abverlangt, sind wir weit entfernt, Euch weitere Lasten aufzuerlegen, und verlangen wir von niemandem, daß er gegen seine Überzeugung handle, namentlich werden wir Eure heilige Religion ehren und achten; doch können wir offenen Widerstand nicht dulden, und namentlich müssen wir hinterlistigen Verrat streng strafen. Wenn Ihr uns freundlich entgegenkommt, werdet Ihr uns als Freunde, nicht als Feinde kennen lernen.

Namentlich handelt Ihr töricht, wenn Ihr aus Eueren Wohnungen fliehet und Ihr dieselben der Zerstörung preisgebet.

Ihr tut besser, wenn Ihr die Soldaten freundlich erwartet, und Ihr mit Ihnen friedlich wegen der Lebensmittel unterhandelt, welche durchaus notwendig sind. Die Militärbefehlshaber werden dann von Euch nicht mehr verlangen, als was durchaus nötig ist, und Euer Eigentum schützen, welches Ihr durch die Flucht dem Raube und der Plünderung preisgebt.

¹ Vollständig abgedruckt bei Hopf, Wilhelm: Die deutsche Krisis des Jahres 1866. Melsungen 1896. — Ein Original befindet sich im Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem (in den von mir benutzten Akten des Ausw. Amtes, Central Büro I A 50 und I A 1 51).

Das Übrige überlassen wir mit voller Zuversicht dem Gott der Heerschaaren! Sollte unsere gerechte Sache obsiegen, dann dürfte sich vielleicht auch den Böhmen und Mähnern der Augenblick darbieten, in dem sie ihre nationalen Wünsche gleich den Ungarn verwirklichen können. Möge dann ein günstiger Stern ihr Glück auf immerdar begründen.

Das Preußische Oberkommando.“

Dieses Manifest und ein ihm entsprechendes korrektes Auftreten der preußischen Besatzungsarmee lösten die fieberhafte Spannung, die, wie leicht vorstellbar, seit den ersten Kriegsvorbereitungen der Mächte und vor allem nach dem preußischen Siege über dem böhmischen Lande gelegen hatte. Die Tschechen hatten die allgemeine Unterstützung des Gegners, den sie nach Kräften als „einen Erbfeind des Slawentums und Totengräber der Elbslawen“ haßten, geteilt. Am deutschen Vorkampf uninteressiert und der ausgesetzten Lage ihres Landes eingedenk, hatten sie es vor Kriegsbeginn ratsam gehalten, in ihren Blättern öffentlich einen Kompromiß vorzuschlagen. „Österreich möge seine Mitregierung an Schleswig-Holstein unter der Bedingung aufgeben, daß Preußen die Rechte der St. Wenzelskrone, die ihr zu Unrecht genommen worden sind, durch Abtretung der lausitzischen und schlesischen Gebietsteile wieder in Geltung bringt².“

Die Wirkung der österreichischen Propaganda schildert etwas später — Mitte August — der tschechische konservative Schriftsteller K. Vinařický in einem Schreiben: „Niemand ist ein Gegner mehr unterschätzt worden als damals Preußen. Der preußische Wehrmann ist uns geschildert worden als ein lahmer Krüppel, durch Schnaps verblödet, der davon läuft, wenn man auf ihn anlegt, und der dem österreichischen ‚Bajonettkampf‘ niemals widersteht . . .“

Von dem Vorstoß einer wehrfreudigen Gruppe, des Sokol, den wir weiter unten abzuhandeln haben, abgesehen, standen die Massen des tschechischen Volkes dem Krieg passiv gegenüber. Die gleichzeitigen Polizeiberichte wissen nur von wenigen Gefühlsäußerungen bei der beweglicheren Stadtbevölkerung Prags zu berichten. Ein wohltemperierter Patriotismus regt sich bei den bürgerlichen Schichten, die im Theater verlangen, daß die National- und Landes hymnen gespielt werden, Mitleid und Begeisterung bei den Pragern für die ersten Verwundeten, die vom nordböhmischen Schlachtfeld her in der Hauptstadt eintreffen — aber schon deren Tatsachenberichte verbreiten sich als ahnungsvolle Vorzeichen kommenden Unheils schnell in der Stadt. Preußische Kriegsgefangene, mit denen Bürger auf dem Bahnhof ein Gespräch anfangen, erzählen „in echt preußischer Großtuerei von immensen Truppenmassen“, so daß bald die Stadt in ziemlichen Schrecken versetzt ist, und die

² Tobolka, Zdeněk: Politické dějiny československého národa od r. 1848 [Politische Geschichte des tschechoslowakischen Volkes vom Jahre 1848 an]. Bd. 2, S. 100 ff. — Vgl. auch Krofta, Kamil: Válka roku 1866 a český snahy státoprávní [Der Krieg von 1866 und die tschechischen staatsrechtlichen Bemühungen]. Ces. revue 1 (1917/18) 72 ff.

Polizei verbietet, mit den Gefangenen weitere Unterhaltung zu führen. Der Haß ist nicht mehr populär. Auf den Straßen soll hin und wieder zur Plünderung preußischer Fabriken in Prag gehetzt worden sein, in denen preußische Arbeiter sich abfällig über Österreich geäußert haben sollen, aber das sind keine nationalen Gefühle von allgemeinerer Bedeutung. Der Preußische Aufruf, der im übrigen in Chrudim am 5. Juli gedruckt, aber nicht da, sondern erst in Pardubitz publiziert und von dort am 11. Juli über Böhmen verbreitet worden ist, traf also auf eine aufnahmebereite Stimmung, und erreichte so sein primäres Ziel, die Bevölkerung zu beruhigen, vollkommen³. Wenn auch bisher schon die deutsche Geschichtsschreibung allgemein annahm, daß nicht die preußische Generalität, sondern der politische Feldherr dieses Feldzuges Idee und Wortlaut des Manifestes bestimmt hatte, so sprach man ihm doch weitergehende, denn militärpolitische Absichten ab.

Die Akten des Auswärtigen Amtes über den Feldzug von 1866 geben eine offene, keineswegs erschöpfende, und durchaus bismarckische Antwort. Am 13. Juli 1866 schrieb der Fürst Eulenburg an Bismarck: „Der Passus in der Proklamation, die von seiten des preußischen Oberkommandos in Böhmen erlassen worden ist, und worin darauf angespielt wird, daß auch die dortigen Einwohner gleich den Ungarn Aussicht auf nationale Unabhängigkeit hätten, hat gewiß in Wien erbittert, in Petersburg stutzig gemacht und ist auch hier (d. h. in Berlin) nicht von besonders gutem Eindruck gewesen.“ Auf diese legitimistische, vom Geist der besten Zeiten der heiligen Allianz getragene Rüge antwortet Bismarck freimütig am 16. Juli: „Der von Euer Exz. erwähnte Passus in der Czechischen (!) Proklamation hatte zunächst nur eine vorübergehende militärische Bedeutung, um die Bevölkerung, welche die Ortschaften verließ und dadurch die Verpflegung erschwerte, freundlicher zu stimmen. Es würden allerdings auch für die Zukunft Österreich gegenüber Garantien darin liegen, wenn wir durch den Frieden sowohl Ungarn wie Böhmen eine unabhängige Verfassung verschaffen könnten; doch würde dieser Weg erst dann inzident sein, wenn man uns jetzt einen billigen Frieden versagt⁴.“ Noch einen Anhaltspunkt dafür, daß man sich der weittragenden Bedeutung eines solchen Vorgehens in der preußischen Führung bewußt war, gibt eine Randbemerkung des Königs auf dem Bericht über den ersten Besuch des Gesandten Werther beim Kaiser von Österreich nach beendetem Kriege. Der Kaiser gibt seinen schmerzlichen Gefühlen darüber Ausdruck, daß Handlungen „so

³ Über das friedliche Böhmen: Otto von Bismarck im Erlaß vom 2. Juli 1866: Gesammelte Werke. Bd. 6, S. 418.

⁴ Privatschreiben. Abgedruckt auch in Bismarck VI, 478. Ohne den vorhandenen Widerspruch zu lösen bemerkt der Herausgeber: B. hatte die Anstößigkeit der Proklamation schon selbst empfunden. Gerade am 15. Juli ist von ihm an Graf Redern die Denkschrift eines polnischen Emigranten in Paris vom 8. Juli, die den Erlaß eines Aufrufes an die tschechische und andere slawische [von mir gesperrt] Bevölkerung Österreichs zum Aufstande empfahl, mit dem Bemerkten übersandt worden: „Wir wollen von diesem Mittel keinen Gebrauch machen.“ — Sollte sich diese Ablehnung nicht auf die polnische Herkunft des Vorschlags, wegen der möglichen naheliegenden Auswirkung auf Posen, beziehen?

feindseliger Natur“ wie die Aufwiegelung der eigenen Untertanen gebraucht werden konnten. Dazu König Wilhelm: „Der Kaiser scheint zu vergessen, daß er 1863 eine polnische Rebellion in Galizien gegen Rußland sich bilden ließ, mit dem er im Frieden war! Dessen soll sich Werther bedienen.“ Im übrigen enthalten die Feldzugsakten und auch die sonstigen Materialien des Auswärtigen Amtes aus dieser Zeit nichts über politische Maßnahmen in den Böhmisches Ländern, die über das hinausgingen, was zu einer geordneten Verwaltung im besetzten Gebiet notwendig war. Sie schweigen völlig über die preußischen Hintergründe jener Parallelaktion bei den Tschechen selbst, deren wichtigstes Dokument erst nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns 1919 ans Tageslicht gebracht werden konnte.

Es ist dies eine 16seitige Broschüre mit dem Titel: *Pláč koruny české čili umpřimná slova staro-čecha propovědaná milým kraganům léta bjdy 1866*, zu deutsch: Wehklagen der böhmischen Krone, oder aufrichtige Worte eines Alt-tschechen, vorgebracht den lieben Landsleuten im Jahre der Not 1866. Darunter die Parole: *Seberme se* (sinngetreu übersetzt: Vereinigt euch!) und — ebenfalls in tschechischer Sprache — der Druckvermerk: Gedruckt in Berlin bei Trowitsch und Sohn⁵. Diese Flugschrift ist wenige Tage nach dem Einzug der Preußen in Prag in vielen Stücken im ganzen Lande verbreitet worden. Das geheimnisvolle Dunkel ihrer Entstehungsgeschichte wurde erst nach 1919 in Erinnerungen des letzten Tatzeugen und weniger Zeitgenossen aufgeheilt. Über die Ausbreitung und unmittelbare Wirkung geben die gleichzeitigen österreichischen Polizeiakten in einem umfangreichen Bande hinreichende Auskunft.

Wir folgen zunächst der Schilderung, die uns Anton Kotík als Mitverfasser jener Schrift von ihrem Zustandekommen gibt. Kotík, von 1862 bis 1865 Mitredakteur an der damals führenden tschechisch-nationalen Tageszeitung „*Národní Listy*“ ist von einer so tiefen Abneigung gegen die Habsburger erfüllt, daß er, als der preußisch-österreichische Konflikt heranreift, keinen Augenblick darüber im Zweifel ist, welcher Partei er in diesem Kriege den Sieg zu wünschen hätte. — „Erwägungen des Verstandes und ein glühendes Nationalgefühl wiesen in jener Zeit unserem Volke seinen Platz auf der Seite der Preußen zu.“ Militär und Beamtenschaft, die katholische Geistlichkeit und die Regierungspresse hätten es freilich verstanden, die thesianische Überlieferung zu beleben, alte Geschichten von den hühnerstehenden „Brandenburgern“ aufzuwärmen, und damit die Volksstimmung, ja auch die tschechische nationale Presse für die Sache Österreichs zu gewinnen.

Kotík setzt sich mit Dr. Jul. Grégr, dem sonst als Patrioten geschätzten Redakteur der „*Národní Listy*“ auseinander, und verläßt die Redaktion mit dem festen Entschluß, den antiösterreichischen Standpunkt bis zum äußersten zu behaupten. Seine Gedankengänge, für die er zunächst nur wenige Ver-

⁵ Neudrucke: *Pláč koruny české*. Prag 1919, 27 S.; mit einem Vorwort von Kotík, Antonín. Prag 1922. Zur Entstehung auch Opočenský, Jan: *Historie „Pláče koruny české“*. Sobota 1 (1930) 116 und 117.

traute gewinnen kann, sind radikal und folgerichtig: „Die Frage, was aus dem tschechischen Volke im Falle einer völligen österreichischen Niederlage werden sollte, drängte sich uns auf die Lippen, und in ihrem Gefolge eine zweite: Soll etwa das tschechische Volk als Opfer österreichischer Fehler fallen und eine Beute des Sieges werden? Soll es als irgendeine seelenlose Sache nur Material abgeben, gut genug für die Regelung der Kriegsentschädigungen nach einem Friedensschluß zwischen Preußen und Österreich? Sollte es nicht öffentlich und vor ganz Europa laut verkünden, daß hier noch das alte tschechische Volk lebe, das im Mittelalter ein berühmtes und mächtiges Königreich bildete und das weder österreichisch noch preußisch sein will?“

Kotík entschließt sich, seine Ideen in einer Broschüre oder Zeitung zu verbreiten. Sein Freund und Ideengenosse Fürst Thurn und Taxis ist in Geldnöten und kann nicht helfen. Kotík wendet sich weiter an seinen ehemaligen Lehrer, den Kanonikus V. Štulc. Dieser läßt sich zwar von der Möglichkeit eines Zerfalls der Monarchie mächtig erschüttern, aber weiß keinen anderen Rat als eine Reise zu dem einflußreichen polnischen Fürsten Czartoryski, dem Vorkämpfer der polnischen Sache in Paris. Dieser sollte dann die Absichten Napoleons im Falle einer österreichischen Niederlage erkunden. Unterdessen sind die Ereignisse auf den Schlachtfeldern schneller als die Beratungen der unentschiedenen Politiker in Prag, und die Preußen ziehen „mit wehenden Fahnen und funkelnden Waffen im Sonnenglanz durch das Poříčské Tor in Prag ein“.

Kotík erzählt: „Ihr äußeres Auftreten war tadellos und sie führten sich in keiner Weise feindselig auf; ganz Prag war auf den Beinen, um ihnen auf den Straßen ein stilles Spalier zu bilden. Und als sie, in ihre Quartiere geführt, sich über die Straßen verstreut hatten, da benahmen sie sich ganz freundschaftlich zu den Pragern, zeigten ihnen bereitwillig die Einrichtung ihrer Waffe, des so berühmten Zündnadelgewehres. Sie kauften in den Geschäften und bezahlten in bar, und besichtigten Prag wie anständige Fremde. Es waren unter ihnen auch Polen, die sich in ihrer Muttersprache verständigten. Der Eindruck war kurz gesagt ein äußerst günstiger.“

Der Aufruf des preußischen Oberkommandos und eine großzügige Handhabung der Zensur schafft in Prag eine Atmosphäre der geistigen Freiheit. Die tschechische Volksbühne spielt historische Stücke, in denen Hus und Žižka dargestellt werden. Das war unter der österreichischen Verwaltung verboten. Die Vorstellungen erfreuten sich eines zahlreichen Besuches durch preußische Offiziere. Da entschließt sich auch Kotík, die geplante Broschüre unter dem schon genannten Titel herauszubringen. Nun tritt eine neue Figur auf den Plan, deren Mitwirkung die politische Perspektive erheblich vertieft, Josef Frič, der Achtundvierziger-Revolutionär und Emigrant.

Die dramatischen Umstände, unter denen er auf böhmischem Boden wiedererschienen ist, schildert Tůma in seinen Lebenserinnerungen⁶: „Josef Frič — ich erinnere mich daran, als ob es heute geschehen wäre — kam in später

⁶ Tůma, František: Z mého života [Aus meinem Leben]. S. 208 ff.

Nachtstunde in die Redaktion der ‚Národní Listy‘ und fragte nach Julius Grégr und Sladkovský. Es war das erstmal, daß ich unseren ewig jugendlichen Dichter kennen lernte. Aus seinem blassen, zugleich ausdrucksvollen Gesicht konnte ich lesen, daß er etwas Ernstes und Geheimnisvolles brächte. Ich führte ihn zu Jul. Grégr, der nach einer Weile nach Sladkovský schickte. Es war schon gegen ein Uhr, als der ernste S. erschien. Sie schlossen sich in Julius' Zimmer ein. Die Beratung dauerte lange. Endlich traten sie hinaus und verabschiedeten sich alle ernst, ja nachdenklich und verstimmt. — Erst später erfuhr ich, was in jener nächtlichen Stunde unter den drei Männern verhandelt worden ist: — Wie der sanguinische Frič, voller Vertrauen in den genialen Plan Bismarcks, Julius und S. zuredete, daß sie den großen Augenblick nicht verstreichen lassen sollten, das Volk zur allgemeinen Abstimmung aufzurufen — wie er ihnen die Warnung der preußischen Politiker bestellte, den Versprechungen Österreichs nicht zu trauen, das, sowie der Krieg beendet ist, sogleich alle Ausgleichsverhandlungen sein lassen, und von neuem alle Politik gegen uns richten würde: — wie er ihnen schließlich die Vorteile einer national indifferenten romanischen Dynastie vor Augen führte usw. Und ich erfuhr auch, was Grégr und S. ihm einwandten: Timeo Danaos et dona ferentes — das war der Haupttenor ihrer Gründe. Sie wollten die Unabhängigkeit ihrer Heimat nicht aus der Hand von Fremden, am allerwenigsten aus den Händen des Erzfeindes des Slawentums, entgegennehmen. ‚Wir glauben und glauben nicht den Preußen‘ — war der ständige Refrain. ‚Für eine gewisse Zeit würde es uns neben dem großen Deutschland existieren lassen, bei erster Gelegenheit würde es uns aber verschlingen. Ohne die Garantie Rußlands und Frankreichs lassen wir uns in keine Transaktionen ein, auch wenn wir dazu das Mandat des Volkes hätten; aber wir haben auch dieses nicht einmal. Die anerkannten Führer des Volkes sind heute Palacký und Rieger und die Versammlung der abgeordneten Vertrauensleute. Mit denen möge Preußen verhandeln, und nicht mit uns einfachen Zeitungssoldaten.‘ — So lehnten damals Grégr und Sladkovský den vor aller Welt geheim gehaltenen, von allen sonstigen Absichten des brandenburgischen Dämons Österreich gefährlichsten Einfall ab.“

Von einem unbedingten Fanatismus beseelt, läßt Frič seinen Plan nicht fallen. In langer Fahrt in verschlossener Kutsche begibt er sich mit Kotík über Land nach Nemyšlovic in Nordostböhmen. Dort, bei dem evangelischen Bauern Hons, trafen nach drei Tagen ein: der Fürst Rudolf Thurn und Taxis aus Neměřic, Karl Frič, Fabrikant aus Prag und Bruder des Genannten, Ferd. Schulz, ein Schriftsteller, und damals noch Erzieher des jungen Grafen Kautitz in Bezna, der Ingenieur Konst. Schuster, Beamter der Bahn Turnau-Kralup, der Kreissekretär Winkler aus Melník und Ad. Šimek aus Weißwasser. Frič macht längere Ausführungen. Er sei mit dem preußischen Hauptquartier nach Böhmen gekommen. Den Aufruf des preußischen Oberkommandos hätte er auf Geheiß Bismarcks verfaßt. Die Preußen kämen als Freunde des tschechischen Volkes nach Böhmen. Sie hätten die Absicht, als Sieger das böhmische Königreich zu erneuern, Böhmen und Mähren in einem

selbständigen Staat zu vereinigen und an dessen Spitze einen Herrscher aus Savoyischem Hause, den italienischen Prinzen Thomas, zu stellen. Dieser Prinz eigne sich vor allen anderen als Herrscher des Böhmisches Königreiches: Da er weder Deutscher noch Slawe ist, so braucht keine Nation des Landes für ihren Bestand zu fürchten, er hätte für deren völlige Gleichberechtigung zu sorgen. Böhmen und Mähren seien durch ihre geographische Lage dazu berufen, in Mitteleuropa, zwischen dem deutschen Westen und dem slawischen Osten, einen neutralen Staat zu bilden; und ein solcher solle zum Segen der Völker und des Friedens Europas hier entstehen. Preußens Interesse läge darin, die Habsburgische Macht niederzuringen, damit diese bei der Einigung der Deutschen nicht länger im Wege sei, und diese Macht beruhe auf den böhmischen und ungarischen Ländern. Die Sieger dächten nicht daran, Böhmen und Mähren in Besitz zu nehmen, denn das widerspräche ihrer nationalen Idee, und die anderen Mächte würden einen solchen Machtzuwachs Preußens auch gar nicht dulden. Freilich fielen einem die gebratenen Äpfel nicht in den Mund: „Wir müssen uns selbst rühren, selbst etwas beitragen; von uns muß eine Bewegung in dieser Richtung ausgehen. Wir müssen der Welt zeigen, daß wir eine zu selbständigem Leben fähige Nation sind.“ Da der böhmische Landtag zur Zeit zu Willenserklärungen nicht imstande sei, müsse das Volk in großen Lagern (tábor) im ganzen Lande zusammengerufen werden, um in diesem Sinne zu manifestieren.

Der Plan der Broschüre wird gut geheiß, Kotík mit der Abfassung beauftragt. In Berlin soll sie gedruckt werden. Um Weiteres zu verabreden, begibt sich Kotík auf das Thurnsche Schloß nach Neměřic. Dort wird gerade ein preußisches Regiment einquartiert. Der Fürst stiftet einige Rinder, um die Verpflegung der Truppe aufzubessern, was ihm im späteren österreichischen Polizeibericht übel angemerkt wird. Kotík gerät an die Tafel der Offiziere. Beim Spaziergang im Garten tröstet ihn ein Major über die Zukunft des tschechischen Volkes; die Freiheit, die den Griechen geleuchtet habe, würde auch das tschechische, wie das deutsche Volk zur Einheit und Selbständigkeit führen. „Es war, wie im weiteren Gespräch zu bemerken war, ein freiheitlich gesinnter Deutscher; wir hatten uns nicht gekannt, und doch schieden wir in Freundschaft.“

Mitten in die Arbeit an der Broschüre trifft Nachricht ein, daß der preußische Vormarsch zunächst vor Wien stehen geblieben ist. „Ein Waffenstillstand ist noch kein Friede“, so will sich der Autor damals getröstet haben. Doch ist aus dem Text der Broschüre selbst zu merken, welche Hemmungen ihm durch diese Wendung der Dinge auferlegt worden sind.

Die fertiggestellte Broschüre wird von Thurn genehmigt, der nun auch das Geld für die Reise nach Berlin und den Druck vorschießt. In Berlin bemühen sich Kotík und Frič um eine Druckerei, die auch über tschechische Lettern verfügt. Ein alter Bibliothekar tschechischer Herkunft, ein ehemaliger Geistlicher, der wegen seines Übertrittes zum evangelischen Glauben hier eine Zuflucht gefunden hatte, und dessen Sohn, bereits preußischer Leutnant, helfen weiter. Diese merkwürdige, tschechisch sprechende Gruppe findet end-

lich in Trowitsch und Sohn eine Druckerei, die tschechische Lettern führt, freilich in der Schwabacher Fraktur, so wie sie bei den Tschechen bis in die 40er Jahre ausschließlich, und darüber hinaus nur noch für Gebetbücher und Volksbüchlein verwandt worden ist. Der Zufall schafft ein Symbol: Das letzte Dokument der Tschechen, das mit einem deutschen Staat als Bundesgenossen rechnet, wird in den Lettern des alten Reiches gesetzt.

Kotík ist in der preußischen Hauptstadt noch Zeuge der Dankadresse der in Berlin ansässigen Tschechen an den preußischen König Wilhelm, als dieser vom böhmischen Kriegsschauplatz zurückkehrt. Daß die slawische Kundgebung gnädig aufgenommen wird, scheint ihm die Richtigkeit seines Unternehmens zu bestätigen. Aber in Prag trifft ihn die Enttäuschung des Präliminarfriedens. Ein Trost ist es ihm, daß der „Pláč koruny české“ in derselben Nacht über ganz Prag und das flache Land verbreitet ist. Daß Napoleon III., dem er die Erhaltung des habsburgischen Österreichs allein zuschreibt, für seinen Verrat am nationalen Prinzip wenige Jahre darauf von der rächenden Nemesis getroffen worden ist, vermerkt Kotík noch 1908 mit Genugtuung, als er seine Erinnerung niederschreibt.

Die Wirkung der Broschüre war damals und heute sicher mehr in der Sprache als im Inhalt begründet. Was diesen betrifft, so bildet den größten Teil ein langes Register der Sünden, die die Habsburger an den Rechten der böhmischen Krone und am tschechischen Volke begangen haben sollen. Nicht weniger, als im wissenschaftlichen Werke Palackýs und einiger seiner unmittelbaren Vorgänger erweist sich in dieser volkstümlichen Flugschrift die politisch wirksame Kraft der Geschichtsbetrachtung bei den Tschechen. Der Schriftsteller Holeček, einer der letzten Überlebenden jenes Kreises, schreibt noch 1924⁷: „Obwohl der Pláč koruny české nur eine geringe Verbreitung fand, rief schon der treffende Titel der Broschüre und ihr mystischer Ursprung die patriotischen Gefühle des Volkes wach. . . . Wäre die Schrift beizeiten und in hinreichender Menge in die Hände des Volkes gelangt, sie hätte ohne Zweifel den Erfolg erreicht, zu dem sie bestimmt war. Es gibt keine ergreifenderen und blutigeren Tränen des Wehklagens über das habsburgische Unrecht. Die Sprache ist klassisch und ehrlich, sie sucht nicht nach Worten, um den Beklagten zu belasten; dies ist aber auch nicht nötig, denn jede der angeführten Tatsachen wirkt wie ein Mühlstein in ihrer Mächtigkeit.“

Mit Recht bemerkt aber Pekař⁸, daß es so scheint, als ob Kotík im Jahre 1908 nicht mehr zugeben wollte, daß die Flugschrift ursprünglich einen bewaffneten Aufstand zur Zeit der preußischen Okkupation herbeiführen wollte, und daß erst während des Druckes, als schon die Umrisse des Friedens zu Wien sich am Horizont abzeichneten, die letzten Sätze abgefaßt wurden, „die eigentlich nur ein Zeugnis gegen Österreich vor Europa ablegen sollten“. So ist die Schrift sozusagen in sich selbst gebrochen.

⁷ Holeček, Josef: Paměti [Erinnerungen]. Prag 1925, besonders IV, 102 ff.

⁸ Pekař, Josef: Referat zu Kotíks „Pláč usf.“ ČCH 25 (1919) 118.

Das darin angeklagte Österreich ist aber — nach Abschluß des Waffenstillstandes — wieder imstande, den schlecht legitimierten Ankläger zu verfolgen. Umfang und Inhalt der Akten des Polizeipräsidiums und der böhmischen Statthalterei zeigen, welche Bedeutung und mögliche Auswirkung man dem hochverräterischen Versuch beimaß⁹. Die Druckschrift wird vom Landes- und Strafgericht verboten, die Bezirksvorsteher werden in einem Erlaß angewiesen, insbesondere auch auf die den preußischen Truppen folgenden Marketender ein wachsames Auge zu haben, da diese sich an der Verbreitung besonders beteiligt hätten. Die darauf eingehenden Meldungen zeigen, daß tatsächlich die Streuwirkung des Pamphlets eine erhebliche ist. Es wird vor Fabrikanten in Mengen gefunden, mit der Post, auch in großen Sammel sendungen versendet, von unbekanntem Reisenden auf Planwagen dem Fuhrherrn nach Hause mitgegeben, auf Landstraßen und auf der Prager Brücke niedergelegt, in Wirtshäusern verlesen, von Studenten von der Stadt aufs Land gebracht. Die österreichische Polizei wird auch nach dem Friedensschluß bis in den Dezember hinein durch Nachrichten aus dem Buchhandel beunruhigt, wonach Neuauflagen und eine deutsche Übersetzung aus dem Reich angekündigt werden. Viel Wahrscheinlichkeit hat auch die Nachricht für sich, daß „in Amsterdam, in der Buchdruckerei der böhmisch-mährischen Brüder, von 25 000 Exemplaren 20 000 direkt nach Amerika gegangen sind. Nach Amsterdam wurde ein böhmischer Setzer und zugleich Korrektor von Berlin aus gesendet“. Es ist so, als ob die alten böhmischen Exulanzentren aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges wieder lebendig und für Österreich gefährlich werden sollten.

Das Nebeneinander der preußischen und österreichischen Auffassung dieser Affäre wird durch folgenden Einzelfall gut illustriert. Černý, ein Bauer und Nationalist im Turnauer Kreise, erhielt von seinem Freunde Kotík einen Teil der Auflage, und verteilte sie ohne Rücksicht auf die Gefahr im ganzen Kreise unter Mithilfe eines Küsters und eines Botengängers. Er wird bald verraten und auf telegraphische Anweisung des Strafgerichtes verhaftet; und durch einen Gendarmen, und nicht, wie „Národní Listy“ meldet, durch sechs preußische Soldaten, nach Prag transportiert. Die Verhandlungen gegen ihn werden vielmehr unter großen Vorsichtsmaßregeln durchgeführt, damit von preußischer Seite kein Befreiungsversuch unternommen werden kann¹⁰.

Obwohl die „Eruirungen der Urheber mit der größten Eindringlichkeit und Umsicht gepflogen werden“, kommt die Polizei schließlich nur zu der Vermutung, daß Frič der Verfasser sei, und die von ihm entsandten Emissäre „junge Leute aus dem bekanntlich von Czechen bewohnten, bei Berlin gelegenen Dorfe Rixdorf gewesen seien“. Ein Ersuchen an den Magistrat Berlin

⁹ Die Akten (Präs. Statthalterei 1861—1870, insbesondere PM 8/1, 5/29) befinden sich im Archiv des Tschechoslowakischen Innenministeriums in Prag. Für die Mithilfe bei der Benutzung derselben sage ich den Herren Beamten des Archivs auch an dieser Stelle meinen Dank.

¹⁰ Navrátil: Jan M. Černý. In: Pekař-Festschrift „Od pravěku k dnešku“. Prag 1930, S. 567 ff.

um polizeiliche Hilfe, wird von diesem in den höflichsten Ausdrücken aus formalrechtlichen Gründen abgelehnt. Im übrigen denken die Preußen an ihre Bundesgenossen bis zum letzten Augenblick. Artikel 10 des Friedensvertrages sieht vor, daß „kein Unterthan wegen seines politischen Verhaltens während der letzten Ereignisse und des Krieges verfolgt, beunruhigt oder in seiner Person oder seinem Eigenthum beanstandet wird“. Die in dieser Sache Verhafteten werden dementsprechend wenige Zeit nach dem Friedensschlusse freigelassen.

Die Durchkreuzung der ganzen Aktion durch die höhere Gewalt des Friedensschlusses allein erklärt nicht vollständig ihr Mißlingen. Eine genauere Kenntnis der handelnden Personen erklärt mehr, die der allgemeinen politischen Lage und Haltung des tschechischen Volkes in dieser Zeit alles. Als Hauptakteure des geplanten Aufstandes waren uns schon, neben dem treuerherzigen Kotík, Frič und Graf Thurn und Taxis erschienen. Trotz der Verschiedenheit der Herkunft waren diese beiden durch Ideengang und Lebenshaltung so verwandt, daß ihr Zusammenwirken in dieser ausgesetzten Situation als eine logische Fügung der Geschichte erscheinen muß.

Frič ist am 5. September 1829 als Sohn eines angesehenen Bürgers geboren und in patriotischer Umgebung aufgewachsen¹¹. „Rastlos und ohne Selbstdisziplin zu einem geordneten Studium“ verläßt er 1846 Prag und landet auf dem Umwege über London in Paris, besucht dort die polnische Emigranten-Offiziersschule und kehrt, angefüllt mit den Ideen Mickiewicz', Heines, Börnes und vor allem Byrons vor dem tollen Jahre nach Prag zurück. Dort agitiert er sofort gegen die geistige Führungsgruppe der Tschechen, besonders gegen Palacký mit radikal-demokratischen Parolen. 1848 kommandiert er auf den Barrikaden, flüchtet nach dem Mißerfolg in die Slowakei, um mit Ludevít Štúr den Aufstand gegen die Madjaren zu organisieren. Er wird verwundet, 1849 in Prag verhaftet, zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt, nach fünf Jahren aber amnestiert. Das Gefängnis hat seine politische Leidenschaftlichkeit nicht im geringsten gebrochen. Er dichtet „Erzeugnisse von fast krankhafter Phantasie, gemischt mit kämpferischem Patriotismus“ und wird nach verschiedenen literarischen Exzessen erneut verhaftet und aus Österreich 1859 verbannt. In Genf gibt er eine Zeitschrift „Voix libre de la Bohême“ heraus, und schreibt weiterhin historische Dramen voller pathetischer Unnatürlichkeit, die zum Teil in Prag aufgeführt werden können. Die beginnende preußisch-österreichische Spannung bringt ihn sofort nach Berlin, doch sind die näheren Umstände seiner Existenz dort weder aus seinen Memoiren, noch aus preußischen oder anderen Quellen bisher zu ermitteln gewesen. Nach allgemeiner Ansicht (auch bei Tobolka) war er vor 1866 „Übersetzer aus den slawischen Sprachen bei der preußischen Regierung“, und als solcher habe er auch Bismarck die Anregung zu der Proklamation an die Böhmen gegeben. Denn daß er sie selbst abgefaßt haben könnte — wie er behauptet — dem widerspricht der korrekte und letztlich diplomatisch

¹¹ Nach dem Artikel „Frič“ in: Ottův slovník naučný. Bd. 9. Prag 1895, S. 696.

beherrschte Stil. Über sein Auftreten in Prag während des Feldzuges haben wir bereits erfahren. Von der Betriebsamkeit des geborenen Verschwörers legt der Bericht der Prager Polizeidirektion vom 17. November 1866 ein lebendiges Zeugnis ab:

„Daß es Frič nur darauf abgesehen hat, und es sein heißester Wunsch ist, das Haus Habsburg in Böhmen verdrängt zu sehen, dafür hat man Anhaltspunkte bei Männern gefunden, die sonst dem Legitimitätsprinzip streng huldigen, und doch dem Hause Habsburg gram sein sollen.“ Frič soll am 22. Oktober in Köln gewesen sein, wo er mit Klapka und Pastor Kossuth Beratungen pflog, dann in Berlin; dort sei er am 26. Oktober beim „Böhmischen Verein“, am 27. Oktober, angeblich nach seiner eigenen Aussage, mit einer hervorragenden Persönlichkeit, die nicht genannt würde, bei einem königlichen Prinzen in Potsdam bei einer Audienz gewesen.“ Von da eilt er nach Brüssel, was er mit dem Bemerken mitteilt, daß er sich da in Gemeinschaft mit Klapka, Vetter u. a. längere Zeit aufhalten werde. Am 30. November aber wird bereits aus Paris sein Zusammenwirken mit dem französischen Slawisten Leger gemeldet, mit dem er ein später tatsächlich erschienenenes Propagandawerk über Prag verabredet. „Fortan“ — sagt er — „soll Böhmen in Frankreich zur häufigsten öffentlichen Besprechung kommen, vorzüglich seine historische, rechtliche Stellung, die Früchte werden nicht ausbleiben.“ Sie sind in der Tat nicht ausgeblieben.

Den Abstand Fričs von der tschechischen Volkswirklichkeit zeichnet nichts besser als der Aufstandsplan, den er noch im Jahre 1867 in Böhmen verbreitete¹². In Anwendung Bakuninscher Praktiken verlangt er intensivste Vorbereitung, „daß auch wir uns im Inneren organisieren, und dieses Instrument mit den Bestrebungen anderer Völker, die nach Freiheit und Selbständigkeit sich sehnen, in Übereinstimmung bringen“. Er empfiehlt ein System von Fünfer-Gruppen, mit verschiedenen Graden und Femegericht. Sein besonderer Vertrauensmann ist „Pfeffer“, d. i. Fürst Thurn und Taxis. Alle anderen Namen bleiben apokryph. Wahrscheinlich ist die Aktion, wie Traub vermutet, bei „Pfeffer“ stecken geblieben. Dieser Plan, mit ethischen Forderungen idealisiert, gut durchdacht, aber doch ohne mit dem Volkscharakter, wie er wirklich war, verbunden zu sein, bestätigt recht die Schilderung, die Tobolka von Fričs Wesen gibt: „Durch Selbstbildung und Reisen geschult, nicht ohne weltweiten Blick, Romantiker nicht nur in der Dichtung, sondern auch in der Politik; ehrlich, tugendhaft, agil, bis zum Äußersten opferwillig, mit einem weichen Herzen, das gute und verschlagene Leute nicht zu unterscheiden weiß.“ — 1876 wird dem Fünfzigjährigen die Rückkehr in die Heimat gestattet. Auf die Jugend als ewiger Jüngling wirkend, stürzt er sich sofort wieder ins Vereinsleben und versucht, Arbeiter und Studenten im nationalistischen Sinne zu verbinden. Er stirbt am 14. Oktober 1891 in Prag. „Bis zu seinem Tode zählte er Bismarck zu den ausländischen Koryphäen, mit denen ihn eine Freundschaft verband.“ (Holeček.)

¹² Traub, Hugo: Česká spiknutí 1867 [Die tschechische Verschwörung 1867].

Fürst Thurn und Taxis (am 25. November 1833 in Prag geboren) steht, was politischen Radikalismus, gesellschaftliches Außenseitertum und abenteuerlichen Lebensweg anlangt, Frič nicht nach¹³. Er ist aber, im Gegensatz zu diesem, wissenschaftlich, besonders durch einen längeren Aufenthalt in Heidelberg, gut geschult, und wird an einer Habilitation an der Prager Juristenfakultät nur durch den ihm aus begreiflichen Gründen feindlich gestimmten Unterrichtsminister Grafen Thurn verhindert; denn für die böhmische Adelsgesellschaft war Thurn ein schweres Ärgernis. Durch sein radikales Tschechentum und durch die Aufmerksamkeit deren er sich seitens der Polizei erfreute, gehört er zu den populärsten Männern des tschechischen Böhmens. Ohne sich etwas von seiner aristokratischen Haltung zu vergeben, verkehrt er ganz freundschaftlich mit bürgerlichen Gesinnungsgenossen vom Schlage eines Kotík. Obwohl seine deutschböhmische, bürgerliche Frau kaum ein Wort tschechisch spricht, meidet er, soweit dies nur möglich ist, die deutsche Sprache. Seinen Radikalismus betätigt er aber nicht nur in Äußerlichkeiten. Auf Grund seiner gesellschaftlichen Erfahrung und des natürlichen Ansehens und Respektes, den er bei seinen kleinbürgerlichen Parteigängern genießt, beteiligt er sich rege am Aufbau eines tschechischen Gesellschaftslebens. Er ist Mitbegründer des nationalen Gesangsvereins „Hlahol“ und einer der ersten Sokolführer auf dem Lande. Sein Schloß in Neměčic, das wir als freundliches Quartier preußischer Truppen kennengelernt haben, ist ein Zentrum der radikal-demokratischen Bewegung. Bei allem Haß gegen das, ihm im übrigen entfernt verwandte Haus Habsburg, war er von der Richtigkeit der monarchischen Staatsform überzeugt. Dieser scheinbar verworrene Charakter ist ein böhmisches Eigengewächs. Wir begegnen ihm in fast allen Einzelheiten beim ältesten Sohn des Siegers von Leipzig, im Fürsten Friedrich Schwarzenberg, dessen „Erinnerungen eines verabschiedeten Landsknechts“ uns dieselben Widersprüche und denselben radikalen böhmischen Landespatriotismus zeigen. Das Tschechische ist beiden nicht blutsverwandtes Schicksal, sondern Gefolgschaft für einen ritterlichen Tatendrang, dem keine türkischen oder niederländischen Schlachtfelder mehr offen stehen. Thurn verläßt — von Geldnöten gezwungen — bald nach 1866 Böhmen und spielt beim Verwaltungsaufbau des soeben befreiten Bulgarien in Plowdiff eine ernsthafte Rolle als Generalstaatsanwalt und Verfasser des ersten bulgarischen Strafgesetzbuches. Er verläßt dieses Land aus ehrenhaften Motiven und beschließt sein bewegtes Leben, ausgestattet mit einer Familienrente, in einem Villenvorort Dresdens.

Über die Beziehungen Thurns zu Bismarck fehlen uns unmittelbare Nachrichten, doch ergeben schon die vorhandenen Andeutungen hinreichende Gewißheit, daß solche bestanden haben. Am 13. September schreibt der Polizeidirektor an den Statthalter: „Der genannte Fürst soll in der Okkupationszeit wirklich mehrere Reisen, angeblich nach England, unternommen haben. Sein eigentliches Reiseziel blieb jedoch unbekannt, und es wurde nur vermutet,

¹³ Eine Lebensbeschreibung gibt Zapletal, Vladimír: Rud. Kníže Thurn-Taxis. Brunn 1933, 82 S.

daß er dasselbe absichtlich geheim zu halten wußte, und zu den Preußen in nähere Beziehung getreten sei.“ Ein Bericht des Wiener Polizeiministers vom 9. September wußte freilich mehr: „Einer vertraulichen Mitteilung aus Berlin zufolge ist in den letzten Tagen des verflossenen Monats Fürst Thurn und Taxis daselbst angekommen, und hat durch die Vermittlung des Frič eine Besprechung mit Bismarck gehabt. Bismarck soll dem Fürsten gesagt haben, daß, obschon die früheren politischen Pläne infolge des Friedensschlusses fallen gelassen worden sein, es ihm doch angenehm sei, die Bestrebungen und Rechte der Böhmen anzuerkennen und im Gedächtnisse zu behalten. Die betreffende Vertrauensperson bemerkt hierzu, daß bei dieser Zusammenkunft wohl nichts formuliert, jedoch für die extremen Tendenzen der Böhmen ein gewisser Anhaltspunkt geschaffen worden sei.“ Nach einer Mitteilung des Neffen des Thurn an den Verfasser einer Broschüre über den Fürsten (Zapletal) sei dieser von Bismarck Ende August in Berlin dreimal empfangen worden. Er habe Bismarck dabei bewegen wollen, Böhmen und Mähren „als freies Reichsland zum deutschen Bunde zu annektieren“. Bismarck wollte jedoch keine weiteren slawischen Volksteile im deutschen Reichsverband und habe ihm deshalb diesen Plan ausgedehet.

In der genannten Broschüre gesteht der Verfasser dem Fürsten Thurn das Verdienst zu, als erster seit den Tagen der böhmischen Emigration nach der Schlacht am Weißen Berge zusammen mit Frič eine selbständige antiösterreichische Politik gemacht zu haben. Der eigentliche Gegenspieler dieser radikalen Konzeption, der greise Palacký, damals schon als „Vater des Vaterlandes“ verehrt, vermerkte aber bereits im Jahre 1863: „Již dávno brojí mladý muž ten proti všemu, co není po jeho chuti, a podryvá zřejmě i ukrytě to, co čini hlavní sílu národa českého, totiž jeho swornost a jednotu . . .“¹⁴ (Schon lange wühlt dieser junge Mann gegen alles, was nicht nach seinem Geschmack ist und unterhöhlt im Geheimen und offen das, was die Hauptstärke des tschechischen Volkes ausmacht, nämlich seine Geschlossenheit und Einheit.) Ehe wir uns diesem Gegenspiel und seinen Gegebenheiten in der damaligen tschechischen Volkssituation zuwenden, muß noch eine Regung von selbständigem Handeln erwähnt werden, die eine aktive Mitte zwischen den Extremen einzunehmen scheint, nämlich der Vorstoß des Turnverbandes „Sokol“¹⁵.

Der „Sokol“, im Jahre 1862 von den deutschstämmigen, aber tschechisch-nationalen Tyrš (Thiersch) und Fügner begründet, steckt bei Kriegsausbruch mit etwa 1700 Mitgliedern in den Anfängen. Für den in ihm gehäuften Aktivismus spricht aber die Tatsache, daß schon gelegentlich des polnischen Aufstandes von 1863 ein Teil seiner Mitglieder den Polen zu Hilfe eilen wollte, und eine Spaltung nur mit Mühe verhindert worden ist^{15a}. Anders

¹⁴ Palacký-Nachlaß, P. 11 C 11 in der Bibliothek des National-Museums in Prag.

¹⁵ Suk, Jan: Sokolstvo ve válce 1866 [Der Sokol im Kriege 1866]. In: Osvěta lidu XXIX, Nr. 49.

^{15a} Dazu ausführlich Žáček, Václav: Ohlas polského povstání r. 1863 v Čechách [Widerhall des polnischen Aufstandes in Böhmen]. Prag 1935.

lagen die Dinge im Jahre 1866. Hier entschied sich die Führung selbst dafür, aktiv am Kampfe gegen die Preußen teilzunehmen. Dieser Entschluß kam nicht aus dem Betätigungsdrang eines harmlosen Turnvereins, sondern entsprang einer militanten Gesinnung, die schon in dem von Tyrš neu geschaffenen militärischen Wortschatz einen Ausdruck findet. Die Führung bietet ihre Hilfe dem Statthalter an und vertritt dabei den beachtlichen Gedanken, die Grenzpässe mit Verhau zu versehen und im Freischarenkrieg zu verteidigen. Lažansky erklärt — auf Anweisung von Wien —, daß an die Einrichtung irgendwelcher freiwilliger Verbände zur Zeit nicht gedacht werden könnte. Es kann angenommen werden, daß sich Wien über den Doppelsinn einer bewaffneten Volksbewegung in Böhmen im Klaren war. Tyrš erklärte denn auch nach Beendigung des Krieges in seinem Führungsbericht am 21. Oktober 1866¹⁶: „Und als auch in anderen Gegenden Böhmens alle Schritte zur Errichtung einer Landwehr verhindert wurden, da mußten wir alle Hoffnung aufgeben, und es verbat uns auch andere Gefühle, mit der Bitte noch länger beschwerlich zu fallen, unser Blut vergießen zu dürfen... damit fiel auch der Gedanke, an den böhmischen Grenzen den Feind zu erwarten, so wie es unsere kämpferischen und kriegsgewohnten Vorfahren getan haben.“ Die „anderen Gefühle“, von denen Tyrš spricht, waren die tschechische Reaktion auf das Manifest Kaiser Franz Josefs, in dem dieser von einem „Kriege der Deutschen gegen Deutsche“ sprach, und das auf die teilweise doch vorhandene Kriegsbegeisterung der Tschechen wie eine kalte Dusche wirken mußte. Daß es dem Sokol nicht um eine Verteidigung der habsburgischen Rechte ging, ist klar. Er wollte, im Falle eines preußischen Sieges, Böhmen nicht als nur passives Land wie Schlesien verfallen lassen. Hier berührt sich dieser militante Anlauf mit der sonst wohl in keinem Zusammenhang mit dem Sokol stehenden Aktion Fričs. Wie grundsätzlich der Vorschlag von Tyrš gemeint war, geht aus seinem späteren Beitrag zu Riegers Memorandum an die französische Regierung im Jahre 1869 hervor, in dem er andeutet, daß die böhmische Industrie ein Heer von 200 000 Mann ermöglichen könnte, dessen Organisatoren und Führer die Mitglieder des Sokol abgeben könnten.

Noch ist uns bisher die legitimierte Führungsgruppe der Tschechen in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem von Frič betriebenen Unternehmen nicht begegnet. Nur Holeček, einer der wenigen, die noch wesentliche persönliche Erlebnisse aus jener Epoche in die Zeit nach dem Weltkrieg zu überliefern hatten, weiß von solcher Fühlungnahme zu berichten¹⁷. Seine Darstellung scheint mir sonst noch nicht belegt, doch hat sie durch die Person des Schreibers und in ihrer Schlüssigkeit einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit in sich. Darnach wäre die Botschaft von Bismarck auch an den Kreis Palacký, Rieger, Grégr, Skrejšovský gelangt, und von diesem in einer

¹⁶ Pražák, Albert: M. Tyrš. Prager Rundschau 2 (1932) Nr. 3.

¹⁷ Holeček, Josef: Paměti sowie U Krejšovského. In: Zlatá Praha. Prag 1920, bes. S. 24, 42.

Sitzung durchberaten worden. Auffälligerweise hätte Clam-Martinitz, der Führer der Aristokratengruppe, gefehlt. Seine Nichteinladung hätte bedeutet, daß der Sieger mit dem böhmischen Adel nicht rechnete. Für das Angebot Bismarcks habe sich Skrejšovský entschieden, Palacký habe dazu geneigt, und wenn sich zu S. noch einer der Berater, Rieger oder Grégr, geschlagen hätte, so wäre der Antrag drei zu eins durchgekommen und „das Gewicht der Persönlichkeit Palackýs hätte die Gefolgschaft des Volkes gesichert“.

Eins stimmt gewiß nicht. Man kann nicht — wie Holeček es tut — die Entscheidung Palackýs an die Augenblickslaune einer Abstimmung gebunden sehen. Wenn es seinen Absichten entsprochen hätte, für den Vorschlag zu stimmen, so hätte er auch seinen allzeit getreuen Gefolgsmann und Schwiegersohn Rieger gewonnen. Die Entscheidung dieses Gremiums, in dem Palacký unbestrittener Führer war, ist vielmehr durch das politische Erbe mehrerer Jahrzehnte eindeutig bestimmt gewesen.

Die Persönlichkeit des Historiographen der böhmischen Stände, Franz Palacký, steht in einem polaren Gegensatz zu den politischen Abenteurern Frič und Thurn. In ihm repräsentiert sich eine ganze Epoche der tschechischen Volksgeschichte. 1798 geboren, ist er mit dem Bildungsgang seiner Jünglingsjahre der klassisch-philologischen Schule eines Dobrovský persönlich verbunden, der selbst noch an der Möglichkeit einer Wiederbelebung der tschechischen Sprache zweifelte. Er erlebt mit seinen Freunden Šafařík und Kollár den Völkerfrühling der Befreiungskriege, und empfängt in Herders Idee der Volkspersönlichkeit den Glauben an die Auferstehung der eigenen Nation. Mit den Methoden der deutschen Geschichtsphilosophie entwickelt er in seiner fünfbandigen „Geschichte des tschechischen Volkes“^{17a} die These vom Kampf der Deutschen und Tschechen als historischem Lebensprinzip des böhmischen Raumes, und schafft die Idee von der demokratischen Sendung der kleinen Nation. Diese Leistung macht ihn zum politischen Sprecher seines Volkes in dem Augenblick, wo es — das erstemal seit dem Dreißigjährigen Kriege — als völkische Individualität sich empfindet und als solche angesprochen wird, im Sturmjahr 1848. Damals legt er die Grundlagen seiner Politik, die sein Kreis im Jahre 1866 genau befolgt. In dem berühmten Absagebrief an die Frankfurter Nationalversammlung — man hatte ihn als Sprecher eines zum deutschen Reich gehörigen tschechischen Volkes eingeladen — schreibt er unter anderen am 11. April 1848:

„Der zweite Grund, der mir verbietet, an Ihren Beratungen Theil zu nehmen, ist der Umstand, daß nach allem, was über Ihre Zwecke und Ansichten bisher öffentlich verlautet hat, Sie notwendigerweise darauf ausgehen wollen und werden, Oesterreich als selbständigen Kaiserstaat unheilbar zu schwächen, ja, ihn unmöglich zu machen, — einen Staat, dessen Erhaltung, Integrität und Kräftigung eine hohe und wichtige Angelegenheit nicht meines Volkes allein, sondern ganz Europas, ja der Humanität und Zivilisation selbst ist und sein muß.“ — Und weiter: „Wahrlich, existierte der öster-

^{17a} Deutsch: Geschichte von Böhmen. Prag 1836 ff.

reichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst, sich beeilen, ihn zu schaffen.“

Und worin besteht nach der Ansicht des Tschechen Palacký dieses Interesse der europäischen Humanität und Zivilisation? In nichts anderem als in der Abwehr Rußlands. Wir zitieren auch diese Worte im Bewußtsein ihrer tiefsten Bedeutung für die gegenwärtige tschechische Position: „Sie wissen“, schreibt Palacký, „welche Macht den ganzen großen Osten unseres Welttheils inne hat; Sie wissen, daß diese Macht, schon jetzt zu kolossaler Größe herangewachsen, von Innen heraus mit jedem Jahrzehnt in größerem Maße sich stärkt und hebt, als solches in den westlichen Ländern der Fall ist und sein kann; daß sie im Innern fast unangreifbar und unzugänglich, längst eine drohende Stellung angenommen hat; und wenn gleich auch im Norden aggressiv, dennoch, vom natürlichen Instinkte angetrieben, vorzugsweise nach dem Süden sich auszubreiten sucht . . . daß jeder Schritt, den sie auf dieser Bahn noch vorwärts machen könnte, in beschleunigtem Lauf eine neue Universalmonarchie zu erzeugen und herbeizuführen droht, d. i. ein unabsehbares und unnennbares Übel, eine Calamität ohne Maß und Ende, welche ich, ein Slave an Leib und Seele, im Interesse der Humanität deshalb nicht weniger tief beklagen würde, wenn sie sich auch als eine vorzugsweise slavische ankündigen wollte. . . . Von den Grenzen Österreichs muß ich aber jeden Gedanken an Republik im vorhinein . . . zurückweisen. Denken Sie sich Österreich in eine Menge Republiken und Republikchen aufgelöst — Welch ein willkommener Grundbau zur russischen Universalmonarchie!“

Dieser Brief ist das große Dokument des Austroslawismus, jener politischen Lehre, die im Vorhandensein Großösterreichs den besten Schutz der kleinen slawischen Nationen gegen jede größere Macht an den Grenzen sieht. Erscheint diese Begründung der Staatstreue heute als Opportunismus, so hat dieser doch Jahrzehnte, ja ein dreiviertel Jahrhundert die tschechische Politik bestimmt. Auch in dem Augenblick, der uns hier beschäftigt, ist sie bei der Führungsgruppe unerschütterter Grundsatz. Und diese Gruppe hatte gerade in der parlamentslosen Zeit nach 1848, wo Führung nur aus wesentlichen Leistungen entstehen konnte, ihr Ansehen bewahrt und ausgebaut. Im persönlichen Aufstieg eines Palacký und Rieger symbolisierte sich auch für das Volk geradezu der Aufstieg der kleinen Nation durch zähe Arbeit und durch beharrliche Ausnutzung aller gegebenen politischen und gesellschaftlichen Möglichkeiten.

So kam es, daß, solange diese Bedingungen nicht ganz grundlegend verändert waren, Palacký und seine enge Gefolgschaft die Politik bestimmte, und nicht Außenseiter, mochten sie auch noch so viele Sympathie ob ihrer Widersetzlichkeit gegen die hergebrachte Ordnung bei einem Teil des Volkes genießen. Es soll freilich nicht verkannt werden, daß das Verhalten der Thurnschen Anhängerschaft den Keim einer künftigen politischen Spaltung des bis dahin in imponierender Geschlossenheit vorgehenden national-tschechischen Volksblockes war. Grundsätzliche Unterschiede von demselben Ge-

wicht waren schon drei Jahre zuvor gelegentlich des polnischen Aufstandes ausgebrochen. Während ein Teil der politischen Führung — darunter auch der bereits genannte Grégr — mit ihren panslawischen Gefühlen, und im bescheidenen Rahmen auch mit tätiger Hilfe, für die Aufständischen sich entschied, nannte Palacký die Polen „Banditen“ und erklärte sich aus seiner letztlich konservativen Haltung, aber auch aus einer fortschrittsgläubigen Geschichtstheorie gegen die polnische Rebellion: „Die Zeiten, in denen sogenannte Staaten zweiter und dritter Ordnung sich bilden und in völliger Unabhängigkeit erhalten konnten, sind in der von Jahr zu Jahr wachsenden Weltzentralisation, wenigstens in Europa, auf ewig vorüber.“

Jedoch hatte der Riß vom Jahre 1863 wohl zur Bildung von zwei entgegenstehenden politischen Blättern, aber nicht zur Spaltung geführt. Dazu war auch die soziale Differenzierung des tschechischen Volkes noch nicht genügend weit fortgeschritten. Der parteimäßige Zerfall in „Alttschechen“ und „Jungtschechen“ geht erst nach Beginn der verstärkten Industrialisierung und nach der völligen Entfesselung des parlamentarischen Betriebes in der allgemeinen Politik Österreichs im Jahre 1872 vor sich.

Unter den so gegebenen Kräfteverhältnissen und in der Befolgung eines alten Prinzips, entscheidet sich die Führung Palacký-Rieger für einen weniger heroischen und nach Königgrätz nicht aussichtslos erscheinenden Weg — für direkte Verhandlungen mit Wien.

Man stellt sich auf den Boden einer bedingungslosen Loyalität. Rieger erklärt: „Ein Volk, das aufrichtig nur die Gleichberechtigung mit den anderen sucht, das nur eine freie Selbstbestimmung, nur die Anerkennung der eigenen Rechte und die Freiheit erstrebt, findet im kaiserlichen Manifest die Bürgerschaft aller seiner Rechte und Wünsche . . . insbesondere das tschechische Volk hat allen Grund, dem Kaiser dafür dankbar zu sein, daß er die Rechte dieses Königreiches so feierlich anerkannt und verbürgt hat . . . Österreich ist eine unausweichliche Notwendigkeit seiner Völker . . . es hat die Aufgabe, sie zu einer Einheit zu verbinden, damit sie gegen die Angriffslust der benachbarten Kolosse ihren Bestand wahren können.“

Man nimmt sich die madjarische Politik zum Vorbild und beruft sich ebenfalls auf die Pragmatische Sanktion, soweit ihr der böhmische Landtag 1720 beigetreten war. Diese historisch-politische Individualität der böhmischen Kronländer solle erhalten bleiben, und in einer eigenen Verfassung Ausdruck finden. Die böhmische Krone solle ohne Zustimmung ihres Landtages nicht in irgendeine Verbindung gebracht werden. Mit allen anderen Nationen versuchen die Tschechen die aufgelockerte Situation in der Zeit des Waffenstillstandes für sich zu nutzen. Am 25. Juli treffen Rieger und Palacký in Wien ein. „Sie gingen auch deshalb hin, um bei der tschechischen Wählerschaft der Aktion Frič-Thurn zu begegnen. Von den ‚Jungtschechen‘ nahmen sie niemanden mit. Vom Adel beteiligte sich trotz Aufforderung niemand“ (Tobolka a. a. O.). Rieger versucht in Wien mit den Polen und den Südslawen unter Stroßmeyer zu einem gemeinsamen Vorgehen in der Föderali-

sierung Österreichs zu gelangen. Die Interessenlage der slawischen Stämme Österreichs ist aber für ein solches Zusammengehen zu verschieden. Die tschechische Delegation vereinsamt zwischen Polen und Deutschen. Am 7. September schreibt Rieger enttäuscht nach Prag, daß vom Adel nun wohl keine Hilfe mehr zu erwarten sei. Diese Nichtübereinstimmung mit dem Adel ist — neben dem Mangel an revolutionärer Entschlußkraft — die größte Schwäche der tschechischen Position. Seit den Zeiten der ständischen Opposition der vierziger Jahre gibt es zwischen der böhmischen Aristokratie und der aufsteigenden Nation zwar eine Art Interessengemeinschaft; sie übersteigt jedoch beim Adel nie die Grenzen eines wohlverstandenen eigenen Standesinteresses und kann sich bei den Tschechen nur selten von den Hemmungen eines historischen und sozialen Ressentiments befreien. Die erfolgreiche Geschlossenheit des madjarischen Vorgehens dieser Zeit beruht zu einem nicht geringen Teil auf einer eindeutigen Führung des Volkes durch den Adel in den nationalen Dingen. In den Augenblicken der offenen Rebellion und der tiefsten politischen Leidenschaft stehen Namen der angestammten Aristokratie und eines wagemutigen Kleinadels an der Spitze. Der böhmische Hochadel kann die Fremdheit seiner Herkunft — stammt er doch zu einem erheblichen Teil von den landfremden Erben der nach der Schlacht am Weißen Berge hingerichteten böhmischen Herren ab — nie ganz überwinden. Seine Abstammung von den getreuesten Generälen seiner Apostolischen Majestät legt seinem oppositionellen Handeln eine bestimmte Reserve auf. So bleibt die Situation von 1866 für die böhmische Krone ungenutzt und für die Tschechen unfruchtbar. Im Oktober kann der Kaiser auf einer Rundreise durch die böhmischen Länder den Dank für die bewiesene Zuverlässigkeit persönlich abstaten.

Wie verhielt sich während dieser Aktionen kleiner Führungsgruppen und politischer Akteure das tschechische Volk selbst? Es ist klar, daß der Krieg die ohnehin erst schwach entwickelte Journalistik sehr in den Hintergrund treten ließ, daß die Zeitläufe zu Meinungsäußerungen in der Öffentlichkeit nicht besonders geeignet waren. So müssen wir mit geringen Ausnahmen auf die gleichzeitige Berichterstattung der österreichischen politischen Behörden zurückgreifen¹⁸. Danach ist die einzige spontane Handlung die Kundgebung der Bezirksvertretung von Weißwasser (Běla, in Nordböhmen an der Sprachgrenze unweit Jungbunzlau) vom 17. Juli. Die Versammlung der Bezirksvertreter war sich darüber klar geworden, daß „in Anbetracht der gegenwärtigen Zeitverhältnisse, wo nicht nur das Verhältnis der Völker untereinander und zum Reiche auf neue Grundlagen gestellt werden müsse, sondern die ganze Staatseinrichtung einer gründlichen Änderung bedürfe“, bestimmte Wünsche von den Selbstverwaltungskörperschaften des böhmischen Landes vorzutragen seien. Sie versenden deshalb ihre in tschechischer Sprache abgefaßte Erklärung an fast alle Bezirksvertretungen oder deren Einzelgemeinden Böhmens, in der sie erklären, die Bevölkerung sei sich dessen

¹⁸ In den Polizeiakten der Prager Statthalterei.

bewußt, welche Wichtigkeit die Länder der böhmischen Krone für die Großmachtstellung Österreichs besitzen, weshalb nicht zugegeben werden könne, daß dieselbe den kleinen Erbländern gleichgestellt werde, sondern als äußerlich sichtbares Ganzes vereinigt und der ungarischen Krone gleichgestellt werden müsse. Deshalb müsse ein verantwortlicher Landtag einberufen werden; dem Generallandtag der böhmischen Krone müsse das Recht der Steuer- und Militärbewilligung eingeräumt werden, die Landeswahlordnung sei abzuändern, und die Tätigkeit der k. u. k. Behörden und Gendarmerie gänzlich in die Hände der Gemeinde- und Bezirksvertretungen zu legen.

Über die Aufnahme dieses Programmes einer völligen Autonomie der böhmischen Länder bei den aufgerufenen Selbstverwaltungskörpern sind wir durch die Berichte der Bezirkshauptleute genau unterrichtet. Das Verhalten dieser politischen Organe des böhmischen Volkes ist ohne gegenseitige Verständigung von einer überraschenden Einheitlichkeit und für die Wiener Regierung, die es offenbar auch gar nicht anders erwartet, sicher beruhigend. In einem Gemisch von wirklicher Loyalität, bauerlicher Vorsicht und Furcht vor unangenehmen Weiterungen wird die Sache fast von allen „ad acta“ genommen, oder in weiser Zurückhaltung der Bezirksvertretung nicht erst vorgelegt; oder wenn dies schon geschieht, als „die Zuständigkeit einer Bezirksvertretung überschreitend“ erklärt. Ein einziger Bezirk, Neu-Paka in Nordostböhmen, stimmt ausdrücklich zu, viele leugnen, überhaupt ein solches Manifest erhalten zu haben. Für die politischen Absichten des aktiven tschechischen Volksteiles bezeichnend ist es, daß zwei gemischte Bezirke melden, daß jene Einladung nur an die Vertreter tschechischer Bezirke ergangen ist, so daß im Kreise Saaz zum Beispiel nur der Obmann der Bezirksvertretung in Laun, als der einzigen tschechischen des Kreises, eine solche Einladung erhalten hat. So war man sich bei dieser ersten größeren politischen Aktion nach 1848 darüber im Klaren, die Deutschen Böhmens im vornherein nicht mitspielen zu lassen, obwohl die „Böhmische Krone“ als Grundlage des politischen Vorgehens angenommen ward.

Für die Volksstimmung auch unterhalb dieser untersten Organe der politischen Willensbildung findet man nur wenig allgemeine Angaben, die zudem von bürokratischem Übereifer verfärbt sind. Nur der Bezirksvorsteher des Bezirkes Turnau fordert „Militär, sobald die preußischen Truppen die Stadt verlassen, als die hochverräterischen und revolutionären Tendenzen der Verfasser der Flugschrift ‚Pláč koruny české‘ auch hier im Bezirk, namentlich aber in der Stadt Turnau Eingang fanden . . . weshalb es für die besitzende Klasse der Bevölkerung im Grunde genommen eine Wohltat war, daß die feindliche Macht jede Erhebung des Pöbels unmöglich machte . . .“

Es ist freilich nicht abzusehen, welche Wege sich die politische Aktivität des Volkes im Falle einer länger währenden Besetzung des Landes gebahnt hätte. Für einen starken Unternehmungsdrang sprechen alle Anzeichen, die wir kennen gelernt haben, nicht. Am 6. September 1866 schreibt Dr. Mezník an den konservativen Politiker Dr. Pražák (bei Tobolka zitiert): „Der Aufruf der Preußen, an ‚Glorreiches‘ fiel auf fruchtbaren Boden.“ Und am 2. Oktober

fügt er hinzu, „daß die Broschüre ‚Pláč‘ und ähnliche Dinge in Prag eine starke Partei hervorgerufen hätten, die gegenüber Wien die Parole hätte: *Lasciate ogni speranza* — nichts fürs tschechische Volk von Wien her zu erwarten.“ — Aber auch diese Betrachtung zeigt nur eine damals vorhandene Bereitschaft zu einer passiven Resistenz, die sich freilich auch schon einmal, in der einmütig befolgten Nichtbeteiligung an der Frankfurter Wahl, als ein politisches Kampfmittel von erheblichem politischen Effekt erwiesen hat. So muß man wohl der Ansicht Zapletals beistimmen, der in seiner Broschüre über Thurn und Taxis, auch um dessen Entschiedenheit besonders hell glänzen zu lassen, erklärt, „daß der Führung und dem Volke, so ganz anders als den Madjaren, der Wille zu einem selbständigen Staate gefehlt habe“.

Mancher Zug in diesem böhmischen Spiel mag unwahrscheinlich, oder in den gegebenen Quellen ungesichert erscheinen. Bismarcks Vorgehen und auch das Verhalten der beiden tschechischen Parteien erscheint aber einleuchtender, wenn wir die gleichzeitige preußisch-ungarische Aktion zum Vergleich heranziehen¹⁹. Hier liegen die Verhältnisse klarer. Die revolutionäre Bereitschaft und Erfahrung der Madjaren schafften eine eigene Truppe, und schon dieser Umstand allein reichte aus, um das Zusammenwirken vor aller Welt bekannt zu machen. Es war nicht das erste Mal, daß sich die anti-habsburgische Opposition in Ungarn der preußischen Bundesgenossenschaft bediente. Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm II. haben diese Kräfte in Rechnung stellen können. Ist doch z. B. unter dem letzteren sogar die Idee aufgetaucht, Herzog Karl August von Weimar zum König von Ungarn zu machen. Die ungarische Konspiration ist Bismarck lange vor dem Kriege angetragen worden. Erster Mittelsmann war der preußisch-russisch-schlesische Graf Scherr-Thoß, der sich im Herbst 1839 als Grundbesitzer in Ungarn niedergelassen hatte und — völlig in der ungarischen Gesellschaft aufgegangen — seine hergebrachten politischen Möglichkeiten für das neue Vaterland seiner Wahl einsetzte. Schon 1862 hatte er Bismarck über die ungarischen Verhältnisse genau unterrichtet und sich von ihm die Zusage einer preußischen Hilfe geben lassen. Sowie der Konflikt mit Österreich in bedrohliche Nähe rückte, nahm Bismarck die ungarischen Fäden auf. Am 22. März 1866 telegraphierte er an den preußischen Gesandten Graf Usedom in Florenz: „Bei der Eventualität eines preußisch-österreichischen Krieges werden jedenfalls auch die ungarischen Verhältnisse preußischerseits ins Auge gefaßt werden müssen, wie man das italienischerseits längst getan hat.“

¹⁹ Bismarck: Ges. Werke VI, 417 (Verhältnis zu den Serben), 428, 452. — Dazu Kohut, Adolph: Bismarcks Beziehungen zu Ungarn. Berlin 1915. — Gragger, Robert: Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone. 1923. — Scherr-Thoß, Arthur Graf: Erinnerungen aus meinem Leben. Deutsche Rundschau 8 (1881) 63—68. — Türr, Stephan: Fürst Bismarck und die Ungarn. Deutsche Revue 25/1 (1900) 313. — Wertheimer, Eduard v.: Bismarck im politischen Kampf. Berlin 1930, S. 233—284. — Vašek, Anton: K dějinám Klapkovy legie 1866 [Zur Geschichte der K. Legion]. In: Cas. Matice Opavské (1917).

Die Hauptausgangsstellung für das ungarische Vorgehen sollte nach jener Idee allerdings Italien sein, da von daher schneller als über Schlesien der „Stoß ins Herz“ (Usedom) Österreichs geführt werden könne. Usedom nahm sich der Aufgabe mit einem ungeheuern Eifer an und überschüttete in der Folgezeit Bismarck mit Informationen über den Stand der Sache.

Durch seine Vermittlung erschienen wichtige Mitglieder des anonymen revolutionären Komitees aus Budapest und aus der Emigration in Berlin; und Bismarck nahm Gelegenheit, sich ein persönliches Urteil über den Ernst und die Verwendbarkeit dieser Gruppe zu bilden. Allein Kossuth, den Ex-gouverneur von 1848 zu empfangen, lehnte aber Bismarck ab. Offenbar befürchtete er davon eine allzustarke Kompromittierung vor der europäischen Öffentlichkeit. Die Politik Bismarcks erfuhr eine Unterstützung auch durch das Urteil des preußischen Militärbevollmächtigten in Florenz, Bernhardt, der die beabsichtigte Erhebung in hohem Grade wünschenswert hielt . . . „wenigstens solle sie insoweit unterstützt und gefördert werden, als nötig ist, um sie rechtzeitig ins Leben zu rufen“.

Die Errichtung einer Legion in Preußen war schon vor Kriegsausbruch beschlossene Sache. Welche Bedeutung Bismarck der Angelegenheit beimaß, geht auch aus der folgenden Weisung an Usedom hervor: „Bestehen Sie energisch auf Anknüpfung der Beziehungen mit dem ungarischen Komitee. Die Weigerung La Marmoras lähmt unser Vertrauen zu dem Ernste Italiens. Sprechen Sie in dem Sinne mit Ricasoli und wenn es sein kann, mit dem König.“ „Wir wollen Anfang nächster Woche die Feindseligkeiten eröffnen, stutzen aber Angesichts dieser unerklärlichen Bedenken Italiens gegen die Verbindung mit Ungarn. Um die Bildung der ungarischen Legion zu ermöglichen, ergeht an die Stäbe der ersten und zweiten Armee die Weisung, die ungarischen Gefangenen und Überläufer zuvorkommend und, im Vergleich mit anderen Gefangenen mit Auszeichnung zu behandeln; denjenigen unter ihnen, welche politische Intelligenz zeigen, oder aus nationalen, nicht aus persönlichen Gründen zu uns desertieren, verständlich zu machen, daß eine nationale Erhebung des Vaterlandes bevorsteht.“ Dieser Weisung entsprechend werden dann auch die ungarischen Gefangenen in besonderen Lagern in Neiße und Glatz zusammengefaßt.

Dazu treten die in Italien und Frankreich geworbenen ungarischen Emigranten. Am 26. Juli sind über 1500 Mann eingeschrieben und bewaffnet und werden unter ungarischem Kommando eingeübt. Der Führer dieses Freikorps, General Klapka, steht in einem merkwürdigen Bezug zu den böhmischen Dingen. Ein Vorfahr diente in der Schlacht am Weißen Berge in der Armee der böhmischen Aufständischen, flüchtete nach Schweden und erst unter Josef II. übersiedelte eine rekatholisierte Linie nach Ungarn. Der Vater unseres Klapka konnte zwar seinen Anspruch auf den alten böhmischen Adelstitel nicht durchdrücken, erlangt aber den ungarischen Adelsbrief 1841. Klapka dient in dem stolzen adeligen Leibgarderegiment Franz Josefs I., bietet aber im Jahre 1848 seine Dienste Kossuth an, und erringt, zum General befördert, mehrere Siege über die kaiserlichen Truppen. Er wird schließlich Oberst-

kommandierender aller ungarischen Truppen, glänzt durch Waffentaten und kapituliert nach der Schlacht bei Világos als letzter unter ehrenvollen Bedingungen. Unermüdlich auf die Bekämpfung der Habsburger bedacht, versucht er schon 1859 während des italienisch-österreichischen Krieges die Bildung einer ungarischen Legion.

Jetzt befinden sich in seinem Gefolge die Spitzen der ungarischen Emigration: Graf Karolyi mit seinen Söhnen, Graf Seherr-Thoß, Major Kocsy, Vetter, Bethlen, Magyarodi, Szabo u. a. Das Freikorps dringt trotz des soeben abgeschlossenen Waffenstillstandes über den Jablunkapaß in Ungarn ein, beginnt einen reichlich unbekümmerten, fröhlichen Feldzug, räumt aber vor dem Anmarsch starker österreichischer Kräfte und enttäuscht von dem Ausbleiben jeder Hilfe seitens der Bevölkerung in der Slowakei das Feld, erreicht nicht ohne Schwierigkeiten wieder die Demarkationslinie. — Seherr-Thoß wird von den Österreichern gefangen und soll in Krakau hingerichtet werden. Bismarck greift auch hier ein. Seine ehrenwörtlich gegebene Drohung, zehn Trautenauber Bürger, die auf preußische Truppen geschossen haben sollen, ebenfalls hinrichten zu lassen, rettet dem Grafen das Leben. Die übrigen fallen unter die von Preußen zugunsten der Aufständischen erreichte Amnestie des Friedensvertrages.

Der kühne Vorstoß aber trägt — als Teil der allgemeinen zielklaren ungarischen Politik — seine Früchte. Das entschiedene Auftreten Deáks in Wien erzwingt noch während des Krieges wesentliche Zugeständnisse und ein Jahr darauf erhalten die Madjaren durch den „Ausgleich“ freie Hand in der ungarischen Reichshälfte. Ihr Ziel, die Anerkennung der Stephanskrone, haben sie durch Einsatz aller Mittel, unter aktiver Führung eines an kühne Stücke gewöhnten Adels erreicht. Der Tscheche Rieger hatte zwar persönlich die St. Wenzelskrone vor der preußischen Invasion in Sicherheit gebracht, doch reichte diese verdienstvolle Tat nicht einmal aus, um Franz Josef zu bewegen, sich mit den böhmischen Insignien krönen zu lassen.

Die Anerkennung der Eigenstaatlichkeit der böhmischen Länder war das Hochziel der Föderalisten unter der Führung Palackýs. Durch eine betonte Loyalität hatten sie versucht, in der Krise des Jahres 1866 diesem Ziele nahezukommen. Statt der kaisertreu sich gebenden Tschechen, die leer ausgingen, erhielten aber die rebellierenden Madjaren das, was sie von Wien verlangten. Die nun aufkommenden Gefühle der tschechischen Politiker und ihrer Gefolgschaft entsprangen nicht nur der Enttäuschung über den Dank vom Hause Habsburg, sondern sie geben sich auch als Lebensangst der kleinen Nation, die sich das erstemal wieder mächtigen, in ständiger Konsolidierung befindlichen Staatskörpern gegenüber sieht. Einer dieser Politiker, Dr. Edvard Grégr, ein Bruder des schon genannten Julius, gibt diesen Gefühlen in seinem Tagebuch einen bezeichnenden Ausdruck²⁰: „Unsere Zukunft ist überaus unsicher. Wenn heute Österreich zerfiele, so weiß niemand, wohin und an wen wir geraten würden. Wir fürchten aber an die Preußen. Das wäre das unab-

²⁰ Grégr, Edvard: Denník I. Prag 1908, S. 133.

wendbare Grab unseres Volkes. Preußisches Kapital, preußische Intelligenz preußische Rücksichtslosigkeit würde uns in kurzer Zeit verschlingen. Das fühlt das ganze Volk und wendet sich nach dem Osten, wo uns das einzige Heil in einem mächtigen russischen Volke erstehen könnte. Aber die Russen sind noch weit . . .“ Auch bei den Konservativen bereitet sich die Wendung nach Rußland vor. Der alttschechische „Posel z Prahy“ wird wegen eines Artikels beschlagnahmt, in dem Rußland als möglicher Schutz vor Deutschland bezeichnet wird. Die bei den Jungtschechen sich sammelnde, aller alten Bindungen ledige Bourgeoisie blickt nach dem demokratischen Frankreich. Rieger, einer der wenigen damaligen tschechischen Führer, der genügend Sicherheit besaß, um auf dem internationalen Boden aufzutreten, vereinigt beide Auffassungen durch seinen Besuch bei der Weltausstellung in Paris und die bald darauf stattfindende „Wallfahrt“ der repräsentativen Führergruppe zu der allslawischen Ausstellung in Moskau im Jahre 1867. Dort holten sie sich beruhigende Versicherungen über einen Schutz gegen jeden Annexionsversuch Preußens. Damit war zunächst einmal jene mitteleuropäische Politik verlassen, die Palacký im Jahre 1848 noch als allein vertretbar für das tschechische Volk bezeichnet hatte. Eine im böhmischen Lande wurzelnde, durch Geschichte und Lage bestimmte Haltung wurde durch die weltweite Praxis der bürgerlichen Gesellschaft abgelöst. „Die Vorgänge des Jahres 1867 wandten den Blick der tschechischen Politik in die Ferne und legten so die Grundlage für die moderne tschechische Außenpolitik“²¹.

Wo blieben die Deutschen Böhmens in einer Stunde, in der das Land durch die kriegerischen Ereignisse selbst, und durch Manifeste einer deutschen Armee zur Entscheidung aufgerufen wurde? In Bismarcks Akten findet sich ein einziger, noch dazu anonym Brief, in dem „Einer für Tausende“ erklärt, „es hoffe und wünsche der überwiegend intelligente Teil deutscher Zunge der nördlichen Bevölkerung Böhmens nichts sehnlicher, als dem deutschen Stamme und Ländern einverleibt zu werden“. Ebenso vereinzelt steht eine Kundgebung deutscher bäuerlicher Gemeinden des Böhmerwaldes um Volnau und Eisenstein, die den „treuergebensten Unterthansgefühlen und der Opferbereitschaft der Söhne des Böhmerwaldes in dem bevorstehenden Kampf gegen Preußen“ Ausdruck geben soll. Die Massen der deutschen Bevölkerung fühlten sich zu einer Parteinahme nicht berufen. In ihrem politischen Leben sind nach dem Sturmjahr 1848 nur geringe Anfänge einer nationalen Ideenentwicklung wahrnehmbar. Eine mögliche großdeutsche Lösung überließ man der Regierung (dazu Molisch: Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich 1926). Die führenden liberalen Gruppen des Sudetendeutschums sehen im Fortbestehen einer starken Donaumonarchie die einzige Gelegenheit auch für die Deutschen Österreichs, sich weiter zu entwickeln. Aber schon im Jahre 1870 schreibt einer dieser führenden Politiker, Plener, stets besorgt wegen preußischer Einflüsse bei Deutschen und Tschechen, an sei-

²¹ Kazbunda, Karel: Kolem dubnového sněmu Českého 1867 [Rings um den böhmischen Aprillandtag 1867].

nen Sohn: „Die Stimmung der Deutschen in Böhmen ist sehr gedrückt und leider mehr deutsch als österreichisch . . . so erscheinen mir die deutschen Länder Österreichs als Bestandteil des künftigen deutschen Reiches einer baldigen Zukunft; den Czechen werden dann die Augen über die vortreffliche Germanisierungskunst Preußens aufgehen“²².

1866 mußte ja erst die Entscheidung bringen, unter wessen Führung dieses künftige Deutsche Reich stehen sollte, und es wäre verwunderlich, wenn schon in diesem Entscheidungskampfe die Deutschen Böhmens auf Seiten Preußens ständen, wo selbst die Söhne der anderen mitteldeutschen Stämme noch gegen Bismarck marschierten! Daß der Aufruf des preußischen Oberkommandos, und mochte er auch ganz neutral an die „Einwohner“ des böhmischen Königreiches gerichtet sein, bei den Deutschen keine sympathische Gegenbewegung auslösen konnte, ist verständlich, hatten sie doch 1848 eindeutig erfahren, wie in einem solchen selbständigen freien Königreiche die Rollen unter den beiden böhmischen Nationen von einer tschechischen Mitte her aufgeteilt werden sollten. So hält sich das böhmische Deutschtum während des preußischen Einmarsches politisch zurück und findet in späteren Jahren zum Gründer des Zweiten Reiches jenen Weg zwischen Bewunderung und Entsagung, den zuletzt Wilhelm Pleyer in seinem Grenzerroman „Der Puchner“ so bewegt und anschaulich geschildert hat²³.

Ein lebendiges Gefühl für die Zusammenhänge zwischen Raum und Geschichte, wie es die Kriegserfahrung und die geopolitische Betrachtungsweise im deutschen politischen und geschichtlichen Denken wachgerufen hat, läßt uns heute Böhmens Stellung in Mitteleuropa bedeutend und schicksalsgeladen erscheinen. Bei A. v. Hofmann steigert sich diese Betrachtungsweise (Das deutsche Land und die deutsche Geschichte, S. 35) zu der These: Die deutsche Frage war nur zu entscheiden durch Herauslösung Österreichs aus dem böhmischen Raum. Er bemerkt auch, daß wohlmeinende Engländer nach dem Kriege von 1870 nichts anderes erwartet hätten, als uns nochmals in Böhmen erscheinen zu sehen. Kann man in Bismarcks Vorgehen im Jahre 1866 eine solche grundsätzliche Einsicht in das Wesen der böhmischen Position voraussetzen? Wie die Antwort auch ausfallen möge, so viel ist sicher, daß in dem ferneren Verhalten Bismarcks andere Momente, die außerhalb einer derart verbindlichen Betrachtung Böhmens lagen, eine wesentliche Rolle spielten. Mit seinen eigenen Worten hat

²² Molisch, Paul: Briefe zur deutschen Politik in Österreich von 1848—1918. Wien-Leipzig 1935. Dort noch weitere preußenfeindliche Äußerungen der liberalen und konservativen Politiker und Befürchtungen einer preußenfeindlichen Stimmung bei Deutschböhmen und Tschechen (!). So Graf Mensdorff an Potocki am 27. Juli 1870 (Molisch 161) und Plener an seinen Sohn am 4. September 1870 (ebenda 68).

²³ Bismarck nimmt im Jahre 1866 zur Frage der Deutschen in Böhmen keine Stellung. Nach dem staatspolitischen Entscheidungskrieg erwartet er von ihnen, wie von den anderen Volksgruppen jenseits der Grenze, Selbstbehauptung. Vgl. Rothfels, Hans: Bismarck und der Osten. Leipzig 1934, und dazu Josef Pfitzners Referat in der HZ (1936) 381 ff.

er das im Jahre 1887 so ausgedrückt: „Das Wünschenswerte ist jetzt durch das Bündnis mit Österreich erreicht. Wir können dort nicht mehr annehmen, als man uns freiwillig gibt. Die böhmische Schüssel mit dem tschechischen Klob würde auch ein schweres Gewicht für uns werden, und es würde doch sehr die Frage sein, ob Wien Lust hätte, sich mit der Stellung einer Provinzialhauptstadt zu begnügen.“ Das ist — trotz der robusten Sprache — tief-sinnig gedacht. Wer aber weniger herauslesen will, mag noch einen anderen bekannten Ausspruch hinzunehmen, den Schweningen in seinen Erinnerungen an Bismarck (dort, S. 209) überliefert. Danach habe der Fürst — es mag in den achtziger Jahren gewesen sein — einen Abend lang von den inneren Schwierigkeiten gesprochen, die Österreich gerade mit seiner Politik der „Versöhnung der Nationalitäten“ durchzumachen hatte. Am nächsten Morgen, nach einer durchwachten Nacht, habe er in seiner klaren und fesselnden Weise von der Schlacht am Weißen Berge erzählt und Erörterungen über die Folgen dieses Ereignisses daran geknüpft, darauf hinauslaufend, daß ein anderer Ausgang dieser Schlacht im Jahre 1620 eine geschichtliche Entwicklung hätte zur Folge haben müssen, welche die Kriege von 1864, 1866 und 1870 vermeidbar gemacht hätte.

Diese historische Einsicht ging mit einer realen Anschauung der gleichzeitigen Vorgänge in Böhmen Hand in Hand. 1871 protestierten dieselben Tschechen, denen er wenige Jahre zuvor die Freiheit hatte anbieten lassen, in ihrem Landtag gegen die Lostrennung Elsaß-Lothringens und sicherten sich ihren Anspruch auf die Dankbarkeit Frankreichs, ein Vorgang, der abermals nicht ohne ungarische Parallele geblieben ist. Der ehemalige österreichische Ministerpräsident Beust, der von Bismarcks Intervention bei seiner Regierung wegen dieses tschechischen Schrittes zu berichten weiß, behauptet dazu, Bismarck hätte Hohenwarts Ausgleichversuch mit den Tschechen hauptsächlich mit dem Argument verhindert, daß Preußen niemals die Errichtung eines böhmischen Staates an seiner Grenze dulden könne. Er soll sich aber auch, nach Abschluß des Vertrages mit Österreich 1879, zu dem französischen Gesandten Chandordy dahin geäußert haben, daß Deutschland an eine Annexion Böhmens nicht dächte, weil es damit nur einen unbarmherzigen Krieg mit Rußland heraufbeschwören würde. (Nach „Ottův slovník“).

Alle diese Ansichten zusammengenommen ergeben wohl die Annahme, daß Bismarck in ständiger Bewußtheit eine totale Vorstellung von der Schlüsselstellung Böhmens hatte, aber nichts dafür, daß ihm die eigenen Anregungen von 1866 als ideale Lösung im Sinne eines politischen Prinzips erschienen. Sein Handeln war zweckbestimmt, und er hat die Beweggründe selbst in seinen Gedanken und Erinnerungen eindeutig klargestellt: „Unter dem Druck der französischen Intervention und zu einer Zeit, als es sich noch nicht übersehen ließ, ob es gelingen werde, sie auf dem diplomatischen Gebiet festzuhalten, entschloß ich mich, dem Könige den Appell an die ungarische Nation anzuraten. Wenn Napoleon in der angedeuteten Weise in den Krieg eingriff, Rußlands Haltung zweifelhaft blieb, namentlich aber

die Cholera in unseren Reihen weitere Fortschritte machte, so konnte unsere Lage eine so schwierige werden, daß wir zu jeder Waffe, die uns die entfesselte nationale Bewegung nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn und Böhmen darbieten konnte, greifen mußten, um nicht zu unterliegen.“ Daß er diesen Aufruf, ebenso wie den böhmischen, nicht erst im Kriege improvisierte, daß ihm vielmehr eine ständige Beobachtung der nationalen Bewegungen im Südosten voraufgegangen war, ist auch hier ausgeführt worden. Die Ausnutzung der dann gegebenen taktischen Möglichkeit entsprach im übrigen auch in der böhmischen Frage preußischer Tradition. Friedrich der Große hat jede antihabsburgische Bewegung in Böhmen beobachtet, und wenn es ging, auch benutzt. Seine Agitation in Ostböhmen, bei der es ihm allerdings mehr auf Untertanenfäng für die „Peuplierung“ seiner Ostprovinzen ankam, dauerte trotz harter Strafen noch einige Jahre nach Beendigung des Krieges an. Die protestantischen tschechischen Bauern sangen das Lied: „Brandenburku prodej ruku“ (Brandenburger, reich uns die Hand) und schickten dem König eine Bittschrift, in der sie versprachen: „sie hörten nicht eher auf im Gebet ihre Hände zum Himmel zu erheben, ehe nicht der Herr das ganze böhmische Königreich unter die Macht und das Szepter Ew. Königlichen Majestät gebracht habe.“ Nichts hätte wohl Friedrich von der Erwerbung des Landes in diesem gewaltigen Kampfe um das „böhmische Erbe“, wie der tschechische Historiker Goll die schlesischen Kriege nennt, abgehalten, wenn es die Gunst der Kriegsumstände zugelassen hätte.

In Bismarcks Jahrhundert konnte es sich aber nicht mehr nur darum handeln, „dem Staate eine Provinz zu erwerben“, dieses Land war inzwischen in seiner Mitte mit einem „wiedererwachten“ Volke erfüllt, das sich anschickte, mit den Ideen und der Praxis des westlichen Bürgertums zumindest eine selbständige nationale Existenz zu begründen. Welche Vorstellungen mögen Bismarck für den Fall vorgeschwebt haben, daß „die entfesselte nationale Bewegung“ auch in Böhmen zum Ziele gekommen wäre? Ich kann der Ansicht nicht beipflichten, daß Bismarck den wahren, für das Deutschtum bedrohlichen Zustand der österreichischen Nationalitäten nicht erkannt habe²⁴. In den sechziger Jahren war die tschechische bürgerliche Gesellschaft noch in einem Maße unentwickelt, daß ihr die Begründung eines National-

²⁴ Pfitzner. — Für Bismarcks Einsicht in die Verschiedenheit nationaler Entwicklungen spricht auch die folgende Mitteilung des österreichischen Gesandten Wimpffen an Beust vom 3. Januar 1870: „Er sprach dabei, insofern es ihm gestattet sei, sich über unsere inneren Fragen zu äußern, die Ansicht aus, daß Ungarn allerdings, so wie es jetzt konstituiert sei, fortbestehen könne, weil dort insofern eine Homogenität bestehe, als die madjarische Rasse, wenn auch nicht numerisch, so doch der Bildung und der Macht nach, maßgebend und entscheidend sei. — Dagegen halte er es aber geradezu für undenkbar, daß das übrige Österreich, von der Bukowina bis zur Adria und bis nach Kattaro, bei der Verschiedenheit der Nationalitäten, der Sprache, besonders aber der Entwicklungs- und Bildungsstufen, wenn es konstitutionell regiert werden soll, anders als auf einer föderativen Basis bestehen könne.“ Un jugement de Bismarck sur l'Autriche et la France au début de 1870. *Le monde slave* 1 (1926) 140.

staates ohne fremdes Protektorat nicht möglich gewesen wäre, daß sie auch nicht daran hätte denken können, eine Vorherrschaft über die in der industriell-bürgerlichen Entwicklung weit fortgeschrittenen Deutschböhmen aufzurichten. Ob Bismarck unter solchen Umständen daran gedacht hat, Böhmen im äußersten Falle von Österreich weg an die norddeutschen Staaten zu binden?

Ohne daß sichere Quellen bisher erschlossen sind, sei noch ein nachträglicher Bericht über einen solchen Plan erwähnt, dessen Einzelheiten freilich ebenso gut einer Selbstsuggestion von Bismarcks Partner entstammen können. Unser Gewährsmann Kotik berichtet, daß Bismarck dem Fürsten Thurn eine Gegenleistung für den „gewaltigen Dienst“ genannt hätte, nämlich den Beitritt des böhmischen Staatswesens unter seinem unabhängigen Herrscher zu dem neu zu bildenden Norddeutschen Bund. Kotik, noch ganz in dem Gedankenkreise seiner damaligen Verschwörung lebend, gibt dieser Föderation, die ihm zugleich ein Höchstmaß von Garantien für die nationale Selbständigkeit zu enthalten schien, noch 1908, als er diese Erinnerung niederschrieb, den Vorzug vor allen Ergebnissen, die innerhalb der Monarchie zu erreichen waren.

Diese Idee Bismarcks — ihre damalige Existenz vorausgesetzt — würde dem gesamten Vorgehen eine notwendige Ergänzung geben; die nämlich, daß er bei der Entfesselung dieses „Acheron“ der österreichischen Nationalitäten im böhmischen Falle auch noch das notwendige föderative Band bedacht habe, das im Falle Ungarns und Serbiens außerhalb der nächsten Berechnung bleiben konnte. So würde auch Bismarcks taktisches Vorgehen zu einer großen Politik im preußischen Stil gestrebt haben, deren nicht eingetretener Erfolg gerade in diesem Fall manchem nachträglichen Beobachter einige Gedanken machen mochte.

Wir aber schließen mit einer sachgemäßen Überlegung: Eine Betrachtung der Geschichte, die das „Wenn“ dem tatsächlichen Ablauf vorzieht, müßte gerade im Falle Bismarcks am Wesen der geschichtlichen Persönlichkeit vorbeigehen. Seine ganze Politik der Sicherung eines „billigen“ Friedens mit Österreich rechnete fortan mit dem Bestande der Donaumonarchie. Dieser Gedankenkreis ist in letzter Zeit — und gerade im Hinblick auf eine organische Gestaltung Mitteleuropas — umfassend dargestellt worden — ich erinnere an die Schrift von Haß —, und seine Geschlossenheit kann durch die neuen Tatsachen, die in dieser Abhandlung beizutragen waren, nicht in Frage gestellt werden. Die Erhaltung Österreichs war freilich nicht allein Bismarcks Werk. Gerade auch diese böhmische Episode zeigt uns, wie verhaftet sich die Völker der Monarchie einem Staatsgebilde fühlten, dessen große Idee eines Bollwerkes der abendländischen Menschheit gegen Asien zwar nicht mehr leuchtete, das zu verlassen sie sich aber noch ein halbes Jahrhundert später aus innerer und äußerer Unfertigkeit noch nicht zutrauten. So erscheint uns Bismarcks Politik über ihre kriegsmäßige Bestimmung hinaus als ein Versuch, das Gesetz des Handelns in einem historischen Prozeß in die Hand zu nehmen, der, durch die Vernunft der Geschichte um zwei Generationen verzögert, dann aber den Gegnern des zweiten Reiches zur Vollstreckung überliefert worden ist.

HUNDERT JAHRE MENDELSCHE GESETZE

Von Otto Mather

1965 waren es hundert Jahre, seitdem Licht in das Dunkel der Vererbungslehre gebracht wurde. Mit Galilei trat die von ihm gefundene induktive Forschungsmethode ihren Siegeszug an. Jetzt war man in der Lage, eine vordem unüberschaubare Tatsachenfülle auf solide gesetzliche Fundamente zurückzuführen, denn naturwissenschaftliches Erkennen ist ein Gesetzeserkennen. Die aufgefundenen Gesetze galten jedoch bloß für die tote Materie, das wichtige Lebensgebiet der Vererbungserscheinungen aber schien außerhalb aller Gesetzlichkeit zu stehen. Bezeichnend für die Denkungsweise der Gelehrten der damaligen Zeit ist ein Ausspruch von A. Kerner von Marilaun: „Angeblich will man Gesetze der Vererbung gefunden haben: das einzige Gesetz der Vererbung ist, daß es kein Gesetz der Vererbung gibt“¹.

Die Entdeckung der Vererbungsgesetze, die der Augustiner-Pater Gregor Mendel vollbrachte, ist daher eine der größten Forschertaten. 1856 begann er mit seinen berühmten Experimenten und am 8. Februar und 8. März 1865 verkündete er der Öffentlichkeit die von ihm gefundenen Gesetze. In acht Jahre langer, mühevoller Arbeit hat er sie aus seinen Kreuzungsexperimenten, durchgeführt mit der Gartenerbse, herausgelesen. Um seine Arbeit voll würdigen zu können, sei zunächst nach den Grundzügen des biologischen Wissens am Beginn seiner epochemachenden Versuche gefragt.

Der schwedische Naturforscher Linné (1707—1778) vertrat die Ansicht, die Arten der Lebewesen seien die natürlichen und unveränderlichen Einheiten des Lebens, und es gebe deren so viele als Gott erschaffen hat.

Lamarck (1744—1829) lehrte die Urzeugung und die Stammesentwicklung. Die Arten der Jetztzeit seien von früheren ausgestorbenen herzuleiten, die Grenzlinien zwischen den Arten werden als fließend aufgefaßt und als Ursache für die Umbildung müßte man die Einflüsse der Umwelt sowie den Gebrauch oder den Nichtgebrauch der Organe ansehen.

Der Zoologe Cuvier (1769—1832) hielt streng an der Konstanz der Arten fest. Mit Hilfe seiner Katastrophentheorie versuchte er den Wechsel der Tierformen in den verschiedenen geologischen Epochen zu erklären, wobei er unentschieden ließ, ob die Lebewesen der neuen Epoche aus Überlebenden der vorhergehenden stammten oder durch einen eigenen Schöpfungsakt ins Dasein traten.

Wie sehr die Probleme des Lebens die Gemüter bewegten, zeigte das

¹ Richter, O.: Johann Gregor Mendel wie er wirklich war. Brünn 1943, S. 172.

lebhaftes Interesse Goethes an der öffentlichen Auseinandersetzung Cuviers mit Geoffroy St. Hilaire, welcher die Tierformen auf einen einheitlichen Grundplan zurückzuführen bestrebt war; der Dichter selbst dachte an ein „inneres Gesetz“², das sich in der Fülle der Einzelgestalten auswirkt.

Mit der Katastrophenlehre hatte sich der berühmte Zoologe auf geologisches Gebiet begeben und dadurch die Vertreter desselben aufgerufen. Stimmt sie nicht, so konnte man von hier aus sein theoretisches Gebäude erschüttern. Das erfolgte durch den Engländer Lyell (1797—1875), der die Auffassung vertrat, daß die heute tätigen geologischen Kräfte, die das Antlitz der Erde nur allmählich umformen, auch in früheren Epochen wirkten und keine anderen, weshalb die Katastrophentheorie abzulehnen sei. Mit Lyell wurde der Kraftbegriff in den Kreis der Betrachtung gezogen. Kräfte sind als physikalische Größen mathematisch faßbar und ermöglichen die Anwendung des Funktions-, Differential- und Integralbegriffes. In der Formulierung: „allmähliche Umformung“ liegt bereits der mathematische Begriff der Stetigkeit.

Darwin (1809—1882) verwendete denselben auch für das Reich des Lebens, indem er eine allmähliche Umformung der Lebewesen annahm, nachdem er vorher lange die Meinung: „als wäre jede Spezies unabhängig von den übrigen erschaffen worden“³, vertreten hatte.

Mendel selbst führt in den „Einleitenden Bemerkungen“ seines Werkes „Versuche über Pflanzenhybriden“ Koelreuter, Gärtner, Herbert, Lecoq und Wichura namentlich an und weist aus dem Überblick über die einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten bloß mit „u. A.“ auf weitere Forscher hin.

Soviel über den Stand der Dinge vor der Entdeckung der Vererbungsgesetze, die eine Konstanz der Arten von heute zum Ausdruck bringen sollten. Gesetze lassen sich nur über Vorgänge aufstellen. Die Neuschaffung von Individuen durch Zeugung ist ein alles Leben beherrschender Vorgang. Bedenken wir den für die damalige Geisteshaltung charakteristischen Ausspruch des berühmten Kerner von Marilaun, so muß man Mendels Mut bewundern, sich an eine nach wissenschaftlicher Meinung aussichtslose Arbeit heranzuwagen.

Es soll nun versucht werden, den „Bedingungen und Richtkräften“, um mit E. Otto zu sprechen, nachzuforschen, die Mendels Titanenleistung ermöglichten. Vererbung und Milieuumwelt prägen den Menschen, prägen den Forscher. Während die Erbgrundlage die Entwicklungsmöglichkeiten in sich birgt, Richtung und Grenzen derselben vorzeichnet, entscheidet die Milieuumwelt über ihre Gestaltgewinnung, denn auch das beste körperliche und seelisch-geistige Erbgut kann sich in Ermangelung günstiger Umweltbedingungen unmöglich zu höchster Blüte entfalten. Die in der Erbgrundlage schlummernden Entwicklungsmöglichkeiten in wissenschaftlicher Rich-

² Linder, Hermann: Biologie. Stuttgart 1944, S. 319/20.

³ Richter: Mendel 178.

tung erwachen in der Berührung und in der Auseinandersetzung mit dem Kulturgut.

Wie steht es in dieser Beziehung bei Mendel? Geboren am 20. (22.) Juli 1822 in Heinzendorf, im Kuhländchen, als Sohn eines Landwirtes, ist Johann Mendel geprägt durch das gesunde Erbgut seiner bäuerlichen Ahnen⁴.

Schon in der Volksschule des Ortes fiel der aufgeweckte Junge durch seine Begabung auf. Hier wurden die Kinder auf Wunsch der Gräfin Waldburg auch in Naturkunde unterrichtet und im Schulgarten an Obstbaumzucht und Pflege der Bienen herangeführt. Sein Vater hatte ihn zur Übernahme des bäuerlichen Anwesens ausersehen und daher den Knaben frühzeitig mit Landwirtschaft und gärtnerischen Arbeiten vertraut gemacht. Der Schulmeister des Dorfes, vor allem aber auch Mendels Mutter, die in ihrem Mutterstolz wahrscheinlich schon den zukünftigen geistlichen Herrn sah, und des Knaben ungestümes Drängen bewogen den Vater, seinen Plan aufzugeben: Der Junge wurde für das Studium bestimmt. Erster Wendepunkt in Mendels Leben!

Die ländliche Milieumwelt seines Heimatdorfes Heinzendorf im Sudetenland weckte in ihm die Liebe zur Natur, die nie mehr erlöschen sollte, wie die spätere vom Prälaten Mendel geleitete Ausschmückung des Kapitelsaales des Brünner Klosters mit Bildern, die auch Landwirtschaft und Gärtnerei verherrlichten, zeigte. Die Liebe zur Heimatnatur entzündete das Feuer der Liebe zu den Naturwissenschaften. Wenn es noch eines Beweises des Verwurzeltheits in der Heimatwelt für die Weckung der Seelenkräfte bedarf, so hat ihn Mendel in hervorragendem Maße geliefert.

Am Piaristengymnasium in Leipnik, in das er mit 11 Jahren eintrat, und am Troppauer k. k. Gymnasium, in welches er 1834 aufgenommen wurde, entwickelte sich Mendel zur Freude seiner Lehrer. Nun zeigte sich seine sprachlich-philosophische und mathematisch-naturwissenschaftliche Begabung.

⁴ Iltis, Hugo: Gregor Johann Mendel. Berlin 1924, S. 4: Stammbaum der Hauptlinie, der Gregor Mendel entstammt, nach Schindler:

1. Konstantin Mendele, Wessiedl, † 1613,
2. Martin Mendele und Anna (1613 schon verheiratet),
3. Georg Mendele, Bauer, Wessiedl Nr. 25 und Katharina Ondra (Heirat 1643),
4. Wenzel Mendel, Bauer, Heinzendorf Nr. 6 und Marie Wellert, Kamitz (Heirat 18. 2. 1684),
5. Andreas Mendel, Hüttler, Heinzendorf und Marie Blaschke (Heirat 5. Mai 1720),
6. Anton Mendel, Hüttler, Heinzendorf Nr. 26 und Elisabeth Weiß (Heirat 26. Mai 1748),
7. Valentin Mendel, Bauer, Heinzendorf Nr. 58 und Elisabeth Blaschke (Heirat am 3. September 1778),
8. Anton Mendel, Bauer, Heinzendorf Nr. 58 und Rosine Schwirtlich (Heirat 6. Okt. 1818).

„In den ältesten Matriken des Ostrauer Gerichtsbezirkes aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts kommt der Name Mendel öfter, aber immer in der Schreibweise ‚Mendele‘ oder ‚Mandele‘ vor. A. Schindler schließt aus dieser Schreibweise auf süddeutschen, schwäbischen Ursprung der Mendel und stellt die Vermutung auf, daß der erste Kuhländler Mendel ein um 1514 aus Württemberg vertriebener Bundschuhbauer gewesen sein könnte.“

O. Richter hat in seiner Mendelbiographie die Zeugnisnoten von 1835 bis 1843 festgehalten. Für sämtliche Fächer wird das Prädikat „I“ aufgewiesen, sehr häufig noch mit dem Zusatz „em“, d. h. erste Klasse mit Vorzug. Gleichfalls vorzügliche Erfolge wies er beim Studium der „Philosophie“ in Olmütz auf⁵.

Seine wirtschaftliche Lage war nicht rosig. Gar oft war Schmalhans Küchenmeister, wenn der Frachtwagen aus dem Heimatorte nicht rechtzeitig Butter und Brot mitbrachte. Um seine materielle Lage zu bessern, besuchte er auch den Lehrerkursus für „Schulkandidaten und Privatlehrer“ an der Kreishauptschule in Troppau, denn er bot später die Möglichkeit, durch Privatunterricht nebenher etwas zu verdienen. In den Ferien hieß es, daheim in Garten und Feld tüchtig zuzugreifen. Harte Schicksalsschläge wecken oft ungeahnte Energien in der Menschenseele. Das sollte auch der junge Mendel erfahren. Die Erschütterung der Existenzgrundlage durch das Unglück im Elternhaus — dem Vater war 1838 bei der winterlichen Robot

⁵ Richter: Mendel 82.

In welcher Weise Mendel seine Studien absolvierte, zeigen die dem biographischen Artikel von Adolf Staffe: „Gregor Johann Mendel und sein Werk“, Sond.-Abdr. aus d. „Heimatbildung“, Sudetendeutscher Verl. Franz Kraus, Reichenberg, S. 4, entnommenen Zensuren Mendels:

	Sitten	Verwendung	Religion	Latein	Geographie u. Gesch.	Math.	Griech.
1. Gramm. Kl. (1835)	1. S. I em.	I	I	I	ad e.	I	—
	2. S. I em.	I	ad e.	I	I em.	I	—
2. Gramm. Kl. (1836)	1. S. I em.	I	I	I	I em.	I	—
	2. S. I em.	I em.	ad e.	ad e.	I em.	ad e.	—
3. Gramm. Kl. (1837)	1. S. I em.	I em.	I em.	I em.	I em.	I em.	I em.
	2. S.			dto.			
4. Gramm. Kl. (1838)	1. S. I em.	I em.	I em.	I em.	I em.	I em.	I em.
	2. S.		durchaus	I em.			
1. Hum. Kl. (1839)	1. S. I em.	I em.	ad e.	I em.	ad e.	I em.	I em.
	2. S. I em.	I em.	Ist erkrankt und	nicht geprüft w.			
2. Hum. Kl. (1840)	1. S. I em.	I em.	I em.	I em.	ad e.	ad e.	ad e.
	2. S.						

Im Jahre 1841 bezog er dann die sogenannte Philosophie in Olmütz. Seine dortigen Studienerfolge waren ebenfalls ganz ausgezeichnete:

Jahr	Sem.	Sitten	Religion	Theor. Philosophie	Prakt. Philosophie	Mathematik	Naturlehre	Philologie	Erziehungskunde
1. (1841)	1.	em.	em.	em.	—	em.	em.	em.	—
	2.	Während der Prüfungen krankheitshalber ausgetreten.							
2. (1842)	1.	em.	em.	em.	—	em.	—	em.	—
	2.	em.	em.	I	—	em.	—	em.	—
3. (1843)	1.	em.	em.	—	I	—	em.	em.	em.
	2.	em.	em.	—	I	—	em.	em.	em.

I em. = erste Klasse mit Vorzug. ad e. = sich dem Vorzug nähernd. I = erste Klasse.

ein Baumstamm auf die Brust gerollt — meisterte er mit Anspannung, um nicht zu sagen Überspannung der physischen und psychischen Kräfte.

Der kränkelnde Vater sah sich schon 1841 gezwungen, seine Wirtschaft an den Schwiegersohn Alois Sturm, der die älteste Tochter Veronika geheiratet hatte, zu übergeben, wodurch für Mendel die elterliche Unterstützung ganz wegfiel. In der 1850 abgefaßten Selbstbiographie sagte er von sich: „Seine kummervolle Jugend lehrte ihn frühzeitig die ersten Seiten des Lebens kennen, sie lehrte ihn auch arbeiten“.⁶

Studium und Sorge um das tägliche Brot erschöpften seine Kräfte. September 1839 mußte er das Studium unterbrechen; als Schwerkranker kehrte er ins Vaterhaus zurück. Kaum genesen, ging er wieder nach Troppau und erhielt am 7. August 1840 das Abgangszeugnis des Gymnasiums.

Sein Eintritt — nach Absolvierung der „Philosophie“ in Olmütz — in das Augustiner-Stift St. Thomas in Altbrunn am 9. Oktober 1843 bedeutet den zweiten Wendepunkt seines Lebens und muß als höhere Fügung angesehen werden. Jetzt war er aller Nahrungssorgen, mit denen er auch in Olmütz zu kämpfen hatte und die seine Kräfte verzehrten, enthoben, die Gesundheit festigte sich wieder, Lebensmut und Arbeitsfreude erfüllten ihn von neuem.

1845 begann er mit den theologischen Studien. An Sprachen studierte er Latein, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch und Arabisch. Der Seelsorgeberuf in der Brünner Gegend verlangte Kenntnis der tschechischen Sprache, die offenbar auch einem Mendel Schwierigkeiten bereitete. Am 22. Juli 1848 empfing er die Subdiakonatsweihe, am 4. August 1848 wurde er zum Diakon und am 6. August 1848 zum Priester geweiht. Das klösterliche Leben sollte auch von entscheidender Bedeutung für die weitere geistige Entwicklung sein; war doch die Pflege der Wissenschaften durch den Orden „nach allen Richtungen hin“ so recht nach Mendels Geschmack. Hervorragende Männer zählten zu seinen Mitbrüdern. Es sei bloß an Bratranek gedacht, den späteren Professor der Universität Krakau, der die naturwissenschaftliche Korrespondenz Goethes sowie den Schriftenwechsel mit Alexander und Wilhelm v. Humboldt herausgab.

Daß sich aber das Augustiner-Stift und damit auch der Augustinerorden durch die Aufnahme des bescheidenen, freundlichen, allzeit hilfsbereiten Mendel für alle Zeiten das größte Denkmal setzen würden, konnte damals niemand ahnen. Nach Absolvierung der theologischen Studien bereitete er sich sofort auf die philosophischen Rigorosen vor; als er 1849 im Begriffe stand, sich den strengen Prüfungen zu unterziehen, erging an ihn die Aufforderung, eine Supplentenstelle am k. k. Znaimer Gymnasium anzunehmen. Mit Freuden kam er derselben nach, wodurch er freilich „aus den Studien für die philosophischen Rigorosen herausgerissen“ wurde⁷. Wäre der Ruf etwas später ergangen, hätte er den Doktorgrad erreicht. Mendels Vorliebe

⁶ Richter: Mendel 79—81.

⁷ Richter: Mendel 76.

für die Wissenschaften im allgemeinen und für die Naturwissenschaften im besonderen hatte den mährischen Statthalter, Graf Lažansky, zu dieser Verfügung bewogen. Damit war sein Wunsch in Erfüllung gegangen, sich trotz gesicherter Existenz durch das Kloster „seinen Lebensunterhalt auch verdienen zu können“⁸, zumal seine körperliche Indisposition für den Seelsorgeberuf durch eine schwere Krankheit gesteigert worden war.

Das Schicksal hatte nun Mendel in die Milieuumwelt der Schule versetzt, was sich für seine wissenschaftliche Tätigkeit günstig auswirken sollte. Am 7. Oktober 1849 trat er den Dienst an und wurde mit der Mathematik in der 4. und dem Griechischunterricht in der 3. und 4. Klasse betraut.

Weshalb er nach Bestellung zum Gymnasiallehrer die strengen Prüfungen nicht mehr abgelegt hat, ist vielleicht mit einer wissenschaftlichen Interessenverschiebung zu erklären. Aus persönlichen Gesprächen mit meinen hochverehrten Lehrern E. Otto, ehemals Universität Prag, und O. Richter, ehemals Deutsche Technische Hochschule Brünn, welche letzterer mir während seiner Arbeiten am Mendelbuch Original-Mendeldokumente gezeigt hat, weiß ich, daß ein wissenschaftliches Problem den Forscher ein Leben lang in Bann halten kann⁹.

Immer wieder erhebt sich die Frage, warum Gregor Mendel während seiner langjährigen Tätigkeit als Mittelschullehrer nicht zum wirklichen Lehrer oder Professor aufrückte wie seine Kollegen, sondern stets Supplent geblieben ist. Die Bedingung für die Erreichung dieser Rangstufen war die Ablegung der Lehrbefähigungsprüfung, der er sich zweimal unterzog. Der Versuch, die Lehramtsprüfung im Jahre 1850 aus Naturgeschichte als Haupt- und Physik als Nebenfach an der Wiener Universität ohne vorheriges naturwissenschaftliches Hochschulstudium abzulegen, mißlang, was jedoch seinem Ruf als Naturforscher in Brünn keinen Abbruch tat; wurde er doch 1851 anlässlich der Erkrankung des Professors Dr. Johann Helcelet mit der Supplierung der allgemeinen Naturgeschichte an der Technischen Lehranstalt in Brünn, der Vorgängerin der Deutschen Technischen Hochschule, betraut.

1851—1853 studierte er mit Erlaubnis seines Abtes und Bischofs zur Vorbereitung auf die Staatsprüfung an der Universität in Wien. Warum ist dieser Schritt nicht vorher erfolgt? Eine Antwort läßt sich nur auf Grund von Vermutungen geben:

1. Der geniale Mendel hatte seine Prüfungen am Gymnasium und in der sogenannten Philosophie in Olmütz ganz ausgezeichnet bestanden, was ihm sicher mächtigen Auftrieb gegeben; hatte er doch, wie bereits erwähnt, vor dem Eintritt in den Schuldienst schon für die philosophischen Rigorosen gearbeitet.
2. Die vorgesetzte Schulbehörde beurteilte seine Leistungen als Lehrer sehr günstig.

⁸ Richter: Mendel, Mendels Selbstbiographie S. 79—81.

⁹ Mündliche Aussprache mit Prof. Dr. E. Otto und Prof. Dr. O. Richter.

3. Offenbar wollte er auch der angespannten Finanzlage des Stiftes Rechnung tragen.

Das scheinen wohl die Hauptmotive seines Handelns gewesen zu sein. Mendel belegte folgende Vorlesungen:

1. Experimentalphysik und Übungen im physikalischen Institut bei Doppler,
2. Einrichtungen und Gebrauch der physikalischen Apparate und höhere mathematische Physik bei Ettingshausen,
3. Chemie bei Redtenbacher,
4. Zoologie und zoologische Übungen bei Kner,
5. Botanische Systematik bei Fenzl,
6. Pflanzenphysiologie bei Unger,
7. Mathematik, allgemeine Paläontologie und Leitmuscheln bei Zeckeli,
8. Privatvorträge beim Entomologen v. Kollar, Direktor des Hofmuseums.

Mit welchem Eifer er den Studien oblag, ersehen wir daraus, daß er bei Doppler zum Hilfsassistenten aufrückte und Zeckeli ihm in den Meldebogen schrieb: „Unausgesetzt fleißig und sehr teilnehmender Besuch bis zum Schluß¹⁰.“

1853 wurde Mendel Mitglied des Kaiserlich-königlichen zoologisch-botanischen Vereins. Am 26. Mai 1854 erfolgte seine Anstellung als Supplent an der Deutschen Brünner Staatsrealschule, an der er 14 Jahre wirkte und in welche Zeit seine berühmten Versuche fielen. Im Juli 1855 meldete er sich nach gewissenhaftester Vorbereitung zum zweiten Male zur Lehramtsprüfung, diesmal bei der Prüfungskommission für Realschulen in Wien und zwar aus Physik für Unter- und Oberrealschulen und Naturgeschichte für Unterrealschulen. Anfang Mai 1856 fand die Prüfung statt. Ergebnis: Unbekannt. Niemand kennt es; Mendel blieb weiter Supplent. Doch sein Mut schwand nicht, und das war das Entscheidende.

Prof. Dr. Frimmel, ehemaliger Inhaber der Lehrkanzel für Landwirtschaftslehre an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn, äußerte einmal in einem Vortrag die Ansicht, es sei offenbar zwischen dem Prüfenden und Mendel, der bereits seine wissenschaftliche Überzeugung haben mußte, zu Kontroversen gekommen. Hierin wäre der eigentliche Grund zu suchen, weshalb für Mendel auch der zweite Prüfungsversuch negativ verlief.

„Nach Iltis 1 c. S. 60 fehlte bei Mendels Namen jedenfalls in den Universitätsakten der Vermerk ‚Zeugnis ausgestellt‘.“ „Dafür hätte sich nachweisen lassen, daß in den Akten die Bemerkung vorkommt, ‚daß Arbeit, Gesuch und Fragen skartiert [vernichtet] wurden‘¹¹.“ Vielleicht ließe sich doch noch die Zusammensetzung der Prüfungskommission feststellen, sowie die Namen der Herren, die Mendel examinierten. Sollten auch diese Spuren verwischt sein, so ist dies menschlich begreiflich, denn niemand will mit dem Odium in die Geschichte eingehen, einen Großen im Reiche der Wis-

¹⁰ Richter: Mendel 77.

¹¹ Richter: Mendel 78.

senschaften bei seiner Prüfung in dessen ureigenstem Fach disqualifiziert zu haben.

Vom Schuljahr 1853/54 bis zum Schuljahr 1867/68 unterrichtete er in den beiden untersten Klassen Naturgeschichte und Naturlehre, im letzten Schuljahr auch noch Naturlehre in der dritten — alle Klassen mit Parallelzügen, einige sogar mit zweien — und versah mit Ausnahme des Schuljahres 1853/54 das Ordinariat in einer der zweiten Klassen.

Angesichts des Ringens der jungen Menschen um einen Platz an der Sonne, mag Mendel, der die Jugend mit den Augen des Lehrers, Priesters und Biologen sah, oft die Bedeutung des Erbgutes in den Sinn gekommen sein, und die Notwendigkeit der Kenntnis der gesetzlichen Grundlagen des Erbvorganges als dominierendes Forschungsmotiv muß seine Seele bewegt haben.

Aus dem bisher Gesagten resultiert:

1. hohe sprachlich-philosophische und naturwissenschaftlich-mathematische Begabung nach Ausweis in Mendels vorzüglichen Zeugnissen,
2. große Liebe zur Natur und den Naturwissenschaften nach eigenem Zeugnis in der Selbstbiographie,
3. spätere Dominanz der naturwissenschaftlichen Neigung, hervorgehend aus seinen Studien an der Wiener Universität, die zwei Schwerpunkte aufweisen:
 - a) einen auf dem Gebiete der Mathematik, der mathematischen Physik und der Experimentalphysik und
 - b) einen zweiten auf biologischem Sektor.

Schon jetzt darf man die Vermutung aussprechen: Hervorragende Lehrer, wie der berühmte Doppler u. a., sowie seine gründlichen Studien auf dem Gebiete der Mathematik, der Physik und Chemie haben zur Auffindung der Vererbungsgesetze entscheidend beigetragen.

1857 verstarb Mendels Vater an den Folgen des erwähnten Unglücksfalles, 1862 verlor er seine Mutter. Beide Elternteile hatten noch das große Glück genossen, den Aufstieg ihres Sohnes zu erleben. Ob ihnen aber Mendel jemals etwas von den mißglückten Lehramtsprüfungen berichtet hat, ist bei seinem Charakter wohl zu verneinen. Das Glück, das er für sie bedeutete, durfte durch keine Schatten getrübt werden.

Mendel muß ein hervorragender Pädagoge gewesen sein. Der Direktor der Technischen Lehranstalt Dr. Fl. Schindler richtete nach Ablauf der Suppletur an Mendel folgendes Schreiben: „Die Direktion benützt mit Vergnügen die Gelegenheit, um Ew. Hochwürden über den während der Zeit Ihrer hervorragenden Verwendung an den Tag gelegten Eifer, die nutzbringende Art Ihres Unterrichtes, die umsichtige Behandlung Ihrer Zuhörer und Ihr einnehmendes Verhalten gegen alle Institutsangehörige die belobendste Anerkennung auszudrücken, und Ihnen für Ihre aufopfernde Mühe und thätige Förderung der Schulzwecke den verbindlichsten Dank zu sagen¹².“

¹² Richter: Mendel 66.

Mendel wußte im Physik- und Chemieunterricht mit wenig Hilfsmitteln viel zu zeigen. Prof. Richter hat einige Versuche in seinem Mendelbuche geschildert¹³: Den Torricellischen Versuch und seine mathematische Auswertung; die Analyse des Wassers durch Zersetzung des Wasserdampfes in einem mit Eisenspänen beschickten und zum Glühen gebrachten Flintenlauf; die Bindung des Sauerstoffes der atmosphärischen Luft durch erhitztes Quecksilber und nachherige Zersetzung des gebildeten Quecksilberoxydes; die Verbrennung als Oxydationsvorgang, wobei Mendel ganz ungezwungen den Begriff der Reaktionsgeschwindigkeit erarbeitete und im Anschluß daran auf den energieliefernden Oxydationsprozeß im Körper der Lebewesen zu sprechen kam. Bei der Behandlung des Stickstoffs fragt man sich unwillkürlich, ob er nicht schon Erfahrungen über die Assimilation des atmosphärischen Stickstoffs und über Nitrifikation gesammelt hatte, „wie sie erst durch die Studien über die Leguminosen- und über die Nitrifikationsbakterien gewonnen wurden“¹⁴.

Iltis¹⁵ sagt: „Bei seinen Bienen und Blumen hatte er ein stilles Glück gefunden, aber auch das stolze Bewußtsein, in ein neues Land geblickt zu haben, das allen anderen unbekannt war. Und doch blieb er einfach und bescheiden und schritt in diesen Tagen in heiterer und stiller Sicherheit, ein heimlicher Kaiser, durch ein glückliches Leben. Und diese Ruhe und Sicherheit übertrug sich auch auf seine Schulstunden. Die Gabe, die ihn als Forscher in hohem Grade auszeichnet, das Schwierigste klar und faßlich sagen zu können, machte ihn zu einem ausgezeichneten Lehrer.“

Hochschulprofessor Josef Liznar¹⁶, ein Schüler Mendels: „Ich habe das Glück gehabt, zu meinen Lehrern auch Gregor Mendel zählen zu dürfen. Er war es, der in mir Lust und Liebe zur Naturwissenschaft geweckt hat.“ Es ist daher nur zu verständlich, daß sich nach Mendels Wahl zum Abt des Augustiner-Stiftes Lehrerkollegium und Schüler schweren Herzens von ihm getrennt haben.

In der Einleitung seines Werkes sagt Mendel: „Künstliche Befruchtungen, welche an Zierpflanzen deshalb vorgenommen wurden, um neue Farbenvarianten zu erzielen, waren die Veranlassung zu den Versuchen . . . Die auffallende Regelmäßigkeit, mit welcher dieselben Hybridformen immer wiederkehrten . . . , gab die Anregung zu weiteren Experimenten, deren Aufgabe es war, die Entwicklung der Hybriden in ihren Nachkommen zu verfolgen.“

„Wenn es noch nicht gelungen ist, ein allgemein gültiges Gesetz für die Bildung und Entwicklung der Hybriden aufzustellen, so kann das Niemanden Wunder nehmen, der den Umfang der Aufgabe kennt, und die Schwierigkeiten zu würdigen weiß, mit denen Versuche dieser Art zu kämpfen

¹³ Richter: Mendel 69—74.

¹⁴ Richter: Mendel 73.

¹⁵ Iltis 54.

¹⁶ Iltis 55.

haben.“ Wir sehen, Mendel war von der Gesetzlichkeit der Vererbung überzeugt. Dieses Bewußtsein mußte ihm gewaltigen Auftrieb gegeben haben. Mit genialem Blick erkannte er die Ursache des Scheiterns seiner Vorgänger. Eine Übersicht über die einschlägige Literatur zeigte ihm nämlich, „daß unter den zahlreichen Versuchen keiner in dem Umfange und in der Weise durchgeführt ist, daß es möglich wäre, die Anzahl der verschiedenen Formen zu bestimmen“ und die gegenseitigen numerischen Verhältnisse festzustellen.

Mendel nahm auch schon das mathematische Bild der Gesetze vorweg: Sie sind durch Zahlenverhältnisse darstellbar. Die Bedeutung allgemein gültiger Vererbungsgesetze für den einzelnen wie für die Nation mußte er auch mit den Augen des Priesters und Lehrers sehen. Hat doch der Mensch bei Beobachtung derselben bei der Familiengründung sein Schicksal bis zu einem gewissen Grade in der Hand.

Die Methoden des exakten physikalischen und chemischen Experimentes, die er meisterhaft beherrschte, hat er beim Experimentieren mit seinen Versuchspflanzen angewendet und sein mathematisches Talent — ich würde Mendel dem Typus des Zahlentheoretikers zurechnen — befähigte ihn, die biologischen Forschungsergebnisse analog der physikalischen Gesetzessprache mathematisch zu formulieren. Dabei ist zu bedenken, daß die Zahl an sich keine Gesetzlichkeit auszudrücken vermag, wohl aber das Zahlenverhältnis.

Die Exaktheit, mit welcher er physikalische Experimente vorbereitete, durchführte und das Ergebnis in die Sprache der Mathematik übertrug, wiederholte sich bei seinen Kreuzungsversuchen. Wie im physikalischen und chemischen Experiment ging es ihm zuerst um die Ausschaltung möglicher Fehlerquellen, welche da waren: uneinheitliches Ausgangsmaterial, Übertragung fremden Pollens und Störungen der Fruchtbarkeit, die die mathematische Genauigkeit beeinträchtigt haben würden. Mit glücklicher Hand griff er aus den Schmetterlingsblütlern die Gattung *Pisum* heraus; sie ermöglichte eine leichte Kultur im Freiland und in Töpfen im Glashaus (Kontrollobjekte), gab infolge der kurzen Vegetationsdauer rasch Resultate und blieb dank ihres Blütenbaues vor fremdem Pollen geschützt, denn unter den 10 000 Versuchspflanzen zeigten sich im Freilandbeet nur einige Male Einmengungen fremden Pollens, während die im Glashaus durchgeführten Kontrollversuche keine Störung aufwiesen.

Zur Gewinnung eines reinen Ausgangsmaterials wurden 34 Erbsensorten durch 2-jährigen Probeanbau auf ihre Reinheit geprüft und 22 davon ausgewählt. Mendel sagt: „Wollte man die schärfste Bestimmung des Artbegriffes in Anwendung bringen, nach welcher zu einer Art nur jene Individuen gehören, die unter völlig gleichen Verhältnissen auch völlig gleiche Merkmale zeigen, so könnten nicht zwei davon zu einer Art gezählt werden¹⁷.“ In diesem Zweifelsfalle wandte er sich an die Systematiker und erst

¹⁷ Mendel, Gregor: Versuche über Pflanzenhybriden. Leipzig 1901, S. 3. (Ostwald's Klassiker d. exakt. Wissenschaften 121. Hrsg. v. Erich Tschermak.)

als er erkannte, daß die von ihnen bestimmte Rangordnung seiner ausgesuchten Erbsenarten „für die in Rede stehenden Versuche völlig gleichgültig ist“, wußte er sich auf tragfähigem Boden.

Der Merkmalsbegriff, zuerst ein Produkt logischer Abstraktion, ist durch Mendel Realität geworden. Die 7 in Betracht gezogenen Merkmalspaare sind äußere Merkmale der Pflanzen und der Früchte und zwar morphologischer und farblicher Art (4 morphologische und 3 Farbenmerkmale). Später wählte er auch ein inneres Merkmal, die Blütezeit.

Die richtige Vorstellung von der Größe der Arbeit und der notwendigen Genauigkeit der künstlichen Befruchtung, die nur deshalb möglich ist, weil die Narben vor dem Öffnen der Antheren reifen, erhält man erst, wenn man Mendels Versuche in praxi durchzuführen beginnt. Nach Beseitigung des Blütenschiffchens gilt es, die 10 Staubgefäße behutsam zu entfernen und sich mit der Lupe vom Pollenfreisein der Narbe zu vergewissern, bevor der Fremdpollen übertragen wird. Die Wahl des richtigen Zeitpunktes ist von entscheidender Bedeutung.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Darstellung in Mendels Werk infolge ihrer Präzision und Knappheit mathematischen Charakter trägt. Jedes Wort ist abgewogen, keins zu wenig und keins zu viel. Man ist geneigt, den Forscher dem theoretisch-ökonomischen Typus Sprangers zuzurechnen¹⁸. Weil Mendel überzeugt war, daß es sich um Zahlenverhältnisse handelt, deren Genauigkeit von der Anzahl der Versuche abhing, mußte er den beschränkten Raum im Versuchsgärtlein — $7 \times 5 \text{ m}^2$ — bis aufs letzte Plätzchen ausnützen, um eine möglichst große Pflanzenmenge ziehen zu können.

Wie im physikalischen und chemischen Experiment wurde die Aufmerksamkeit zunächst einem Merkmal zugewandt. Da die angebauten Erbsen sich in 7 Merkmalen unterschieden und jede Art ein Teilverhältnis lieferte, das in den Dezimalen gegenüber den anderen etwas differierte, konnte er aus 7 Teilverhältnissen in der ersten Generation der Hybriden (F_2 -Gen.) zwischen der Anzahl der Formen mit dem dominierenden und rezessiven Merkmalen das Durchschnittsverhältnis $2,98 : 1$ berechnen, ein sehr genauer Zahlenwert, der sich mit steigender Anzahl der Teilverhältnisse immer mehr dem ganzzahligen Verhältnis $3 : 1$ als Grenzwert nähern mußte, weshalb Mendel einfach schrieb: „ $2,98 : 1$ oder $3 : 1$ “¹⁹.

Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über die Resultate, die von verschiedenen Forschern bei der Nachprüfung des Mendelschen Ergebnisses erzielt wurden.

Monohybride Kreuzung von Erbsen mit gelben und grünen Samen. Die gelbe Farbe dominiert über grün.

Resultate von Mendel und anderen Forschern nach Hermann Lindner:

¹⁸ Spranger, E.: Lebensformen. 8. Aufl. Tübingen 1950, S. 121 u. 145.

¹⁹ Mendel 14.

		gelb	grün	Verhältnis
Mendel	1865	6 022	2 001	3,01 : 1
Correns	1900	1 394	453	3,077 : 1
Tschermak	1900	3 580	1 190	3,008 : 1
Hurst	1904	1 310	445	2,944 : 1
Bateson	1905	11 903	3 903	3,079 : 1
Lock	1905	1 438	514	2,799 : 1
Darbishire	1905	109 060	36 186	3,013 : 1
Winge	1924	19 195	6 553	2,929 : 1
zusammen:		153 902	51 245	3,003 : 1

Die zweite Generation der Hybriden und die weiteren (F_3 , F_4 . . . Gen.) zeigten die Auflösung des Verhältnisses 3:1 in das Verhältnis 2:1:1, d. h., es müßte statt 3:1 eigentlich (2 + 1):1 geschrieben werden.

Um zu entscheiden, ob obige Feststellung bereits Gesetzescharakter habe, hat Mendel die Versuche über die Gestalt der reifen Samen und über die Färbung des „Endosperms“ durch 6 Generationen, die Versuche über den Unterschied in der Färbung der Samenschale und der Achsenlänge durch 5 und endlich die Versuche über den Unterschied in der Form der reifen Hülse, in der Farbe der unreifen Hülse sowie den Unterschied in der Stellung der Blüten durch 4 Generationen durchgeführt. Ergebnis: „Die Nachkommen der Hybriden teilten sich in jeder Generation nach dem Verhältnis 2:1:1 in hybride und constante Formen²⁰.“ Damit war der Gesetzescharakter der Aufspaltung entschieden.

Durch Bezeichnung der Merkmale mit Buchstaben des Alphabetes und zwar der dominanten mit Groß- und der rezessiven mit Kleinbuchstaben, wurde der Charakter der Allgemeingültigkeit noch stärker zum Ausdruck gebracht. Damit hatte Mendel ein vorzügliches Mittel in der Hand, selbst komplizierteste Kreuzungsprodukte in mathematischer Knappheit übersichtlich darzustellen, was eine wichtige Vorbedingung für das Arbeiten mit mehreren Merkmalen sein sollte, wurde doch dadurch jegliche Verwirrung, wie sie großer Formenreichtum leicht stiften kann, von vornherein ausgeschaltet.

Das Verhältnis 2:1:1 läßt sich auch in der Form 1:2:1 schreiben. Für die Hybridenpflanze schreibt Mendel die Formel Aa, daher ergibt die Aufspaltung die Formel

$$1A : 2Aa : 1a \quad \text{oder} \\ A : 2Aa : a$$

A und a sind reinerbig und 2Aa ist mischerbig.

²⁰ Mendel 16.

Auf Grund des gefundenen Gesetzes war er in der Lage, die Anzahl der Pflanzen der n-ten Generation der Hybriden zu errechnen:

Mendel gibt in seinem Werke folgende tabellarische Übersicht²¹:

	I.				II.		
					ins Verhältnis gestellt:		
Generation	A	Aa	a		A	: Aa	: a
1.	1	2	1		1	: 2	: 1
2.	6	4	6		3	: 2	: 3
3.	28	8	28		7	: 2	: 7
4.	120	16	120		15	: 2	: 15
5.	496	32	496		31	: 2	: 31
n.					$(2^n - 1)$	: 2	: $(2^n - 1)$

Wie kam er zur ersten Tabelle?

Im Gedankenexperiment, wie es manchmal auch in der Physik angestellt wird, nahm er an, daß jede Pflanze in jeder Generation nur 4 Samen bilde. Durch die Wahl der Zahl 4 zeigte sich wieder sein feines mathematisches Verständnis, denn die Größen der Tabelle I ins Verhältnis gebracht, lassen sich dann kürzen.

Dem Gedankenexperiment nach besteht die erste Hybridgeneration (F_2 -Gen.) aus 4 Pflanzen: eine mit dem dominanten Merkmal A, zwei Hybriden Aa und eine mit dem Merkmal a, wobei die Pflanzen A und a nun reine Linien darstellen.

A erzeugt 4 Nachkommen (A)
 2Aa erzeugen 8 Nachkommen, die im Verhältnis 1:2:1 aufgespalten sind, also 2A + 4Aa + 2a;
 a erzeugt 4 Nachkommen (a).

Wir stellen zusammen:

- 1.) $4A + 2A = 6A$
- 2.) $4Aa$
- 3.) $4a + 2a = 6a$

also: $6A, 4Aa, 6a$

6 A erzeugen 24 Pflanzen (A)
 4Aa erzeugen 16 Pflanzen (4A, 8Aa, 4a)
 6 a erzeugen 24 Pflanzen (a)

Zusammengezogen ergibt sich:

- 1.) $24A + 4A = 28A$
- 2.) $8Aa$
- 3.) $24a + 4a = 28a$

Demnach $28A, 8Aa, 28a$

²¹ Mendel 17.

Diese Überlegungen wiederholen sich.

Wie erhielt Mendel die Tabelle II?

Er setzte die Zahlen ins Verhältnis. Die Leistung eines Zahlenverhältnisses geht, wie bereits erwähnt, über die Leistung der reinen Zahl weit hinaus.

A	:	Aa	:	a
1	:	2	:	1
6	:	4	:	6
28	:	8	:	28
120	:	16	:	120
496	:	32	:	496

Mit Ausnahme des ersten lassen sich alle Verhältnisse kürzen und man bekommt:

A	:	Aa	:	a
1	:	2	:	1
3	:	2	:	3
7	:	2	:	7
15	:	2	:	15
31	:	2	:	31
(2^n-1)	:	2	:	(2^n-1)

Die Zahlen 1, 3, 7, 15, 31, . . . werden nun als Potenzen von 2 dargestellt.

$$\begin{aligned}
 1 &= 2^1-1 \\
 3 &= 2^2-1 \\
 7 &= 2^3-1 \\
 15 &= 2^4-1
 \end{aligned}$$

Erst die Potenzschreibung ermöglicht die Aufstellung der Formel: $(2^n-1) : 2 : (2^n-1)$, wobei n die Anzahl der Hybridgenerationen bedeutet. Mendel führt als Beispiel an: $n = 10$. $2^{10}-1 = 1023$; setzt man $n = 10$ in obige Formel ein, so erhält man:

$$\begin{aligned}
 (2^{10}-1) &: 2 : (2^{10}-1) && \text{oder} \\
 1023 &: 2 : 1023,
 \end{aligned}$$

d. h. es gibt unter je 2048 Pflanzen — $(1023 + 2 + 1023) = 2048$ — mit dem konstanten dominierenden, 1023 mit dem rezessiven Merkmal und 2 Hybriden, die auch bei noch so großem n nicht verschwinden.

Die monohybriden Kreuzungsversuche mit Erbsen brachten Mendel auf Grund ihres Phänotypus zur Prägung der Begriffe: dominant und rezessiv. Es war ein äußerst fruchtbarer Gedanke, dominante Merkmale mit Großbuchstaben und rezessive mit Kleinbuchstaben zu bezeichnen. Durch diese schöpferische Idee kam er zu jener leistungsfähigen Formelsprache, die wir heute noch bewundern und bewußt verwenden.

Hätte er anfangs mit Pflanzen mit intermediärer Vererbung experimentiert, wäre er sogleich auf das Spaltungsverhältnis 1 : 2 : 1 in der F_2 -Generation gestoßen, hätte jedoch keine Veranlassung gehabt, Groß- und Kleinbuchstaben einzuführen.

So konnte er durch die Bezeichnung z. B. Aa einen monohybriden Bastard

sofort formelmäßig festlegen. A ist das dominante Merkmal und a das rezessive, wie bereits ausgeführt.

In gewissem Sinn erinnert ein solcher Ausdruck an eine chemische Formel, nur mit dem Unterschied, daß hier die Symbole der „Elemente“ alle mit großem Anfangsbuchstaben beginnen.

Die bei der „Dominanzspaltung“ erhaltenen Zahlenverhältnisse im Verein mit der formelmäßigen Darstellung der „Typen“ konnten nur einen Mathematiker auf den Gedanken bringen, daß es sich um Kombinationsreihen handelt.

Erst mit dieser Erkenntnis war das Rüstzeug gegeben, mit dem Neuland erobert werden konnte.

Der Grundgedanke obiger Darstellung sei nochmals kurz skizziert:

1. Sprachliche Fassung der Versuchsergebnisse durch die wichtigen Begriffe dominant und rezessiv.
2. Bezeichnung dominanter Merkmale mit Groß-, rezessiver mit Kleinbuchstaben.
3. Daraus resultierende Formelbilder z. B. Aa.
4. Die gefundenen Zahlenverhältnisse in Verbindung mit den Formelbildern legen den Gedanken nahe, daß es sich um Kombinationsreihen handelt.
5. Auf Grund ihres gesetzmäßigen Baues ist nun eine „Vorausberechnung“ der Versuchsergebnisse möglich.

Was die Mendelschen Buchstabensymbole anbelangt, so ist zu beachten, daß er dieselben sowohl für die Bezeichnung der Außenmerkmale als auch der Erbanlagen verwendet, während die moderne Auffassung scharf Außenmerkmale und Anlagen trennt.

Mendel kreuzte eine Erbsenrasse mit gelben und runden Samen mit einer Erbsenrasse mit grünen und kantigen Samen.

Gelb und Rund dominiert über grün-kantig. Die F_1 -Generation war uniform und phänotypisch gelb und rund.

Die F_2 -Generation aber zeigte nicht das Spaltungsverhältnis 3 : 1, wie nach der Dominanzregel zu erwarten war, sondern das Spaltungsverhältnis: 9 Gelb-Rund : 3 Gelb-kantig : 3 grün-Rund : 1 grün-kantig.

Es waren 4 verschiedene Formen entstanden.

Mendel schloß daraus, daß die einzelnen „Faktoren“ des Merkmals Gelb-Rund bzw. grün-kantig, selbständige Merkmale sind, die sich unabhängig von ihrer ursprünglichen Koppelung kombinieren können.

Die dihybride Kreuzung führte zum Unabhängigkeitsgesetz oder zum Gesetz der freien Kombination der Gene, wie die moderne Formulierung heißt.

Berücksichtigt man jedoch nur ein Merkmalspaar, dann ergibt:

12 Gelb	:	4 grün,
12 Rund	:	4 kantig

also in beiden Fällen das Verhältnis 3 : 1, wie es der Dominanzregel entspricht.

Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über den entsprechenden Versuch von Mendel.

Erklärung des Versuchsergebnisses:

Eltern Ge R und gr k . . . Keimzellen

Ge = Merkmal . . . gelb
 R = Merkmal . . . rund
 gr = Merkmal . . . grün
 k = Merkmal . . . kantig

F₁-Generation: Ge gr R k

Keimzellen: (Ge R), (Ge k), (gr R), (gr k)

Kombination der Keimzellen in der F₂-Generation:

Keimzellen	Ge R	Ge k	gr R	gr k
Ge R	Ge Ge R R	Ge Ge R k	Ge gr R R	Ge gr R k
Ge k	Ge Ge k R	Ge Ge k k	Ge gr k R	Ge gr k k
gr R	gr Ge R R	gr Ge R k	gr gr R R	gr gr R k
gr k	gr Ge k R	gr Ge k k	gr gr k R	gr gr k k

Die 16 Glieder der Tabelle stellen 9 verschiedene Kombinationen, 9 verschiedene Genotypen dar, die in 4 verschiedenen Phänotypen im Verhältnis 9 : 3 : 3 : 1 in Erscheinung treten.

Bei Versuchen mit 2 und mehreren differierenden Merkmalen zeigte sich die große Bedeutung der mathematischen Darstellung. Um das klar zu erkennen, ist eine Interpretation der Mendelschen Originalarbeit notwendig. Diese soll im folgenden gegeben werden, wobei es erforderlich ist, die einschlägigen Stellen derselben zu zitieren.

Wenn Mendel von der ersten Generation der Hybriden spricht, so ist damit die F₂-Generation gemeint.

Er sagt: „In dieser Generation treten nebst den dominirenden Merkmalen auch die recessiven in ihrer vollen Eigenthümlichkeit wieder auf, und zwar in dem entschieden ausgesprochenen Durchschnittsverhältnisse 3 : 1, so daß unter je vier Pflanzen aus dieser Generation drei den dominirenden und eine den recessiven Charakter erhalten“²².

1. Versuch. Gestalt der Samen:

Im zweiten Versuchsjahr ergaben 253 Hybriden 7324 Samen; 5474 waren rund und 1850 kantig.

Verhältnis: rund : kantig = 5474 : 1850 oder 2,96 : 1

²² Mendel 11.

Die großen Verhältniszahlen werden durch 1850 gekürzt:

$$\frac{5475}{1850} : \frac{1850}{1850} = 2,96 : 1$$

Das besagt, daß in der Menge von 7324 Samen auf je 3 runde 1 kantige Erbse entfällt.

2. Versuch. Färbung des Albumens:

Von 258 Pflanzen wurden 8023 Samen geerntet; 6022 mit gelbem und 2001 mit grünem Albumen.

$$\begin{aligned} \text{Gelb : Grün} &= 6022 : 2001 \\ &= \frac{6022}{2001} : \frac{2001}{2001} \\ &= \underline{\underline{3,01 : 1}} \end{aligned}$$

Mendel hebt bei Versuch 1 und 2 hervor, daß die Verteilung der Merkmale variiert, d. h. im Versuch 1 liefert die Pflanze Früchte (Hülsen) mit runden und kantigen Samen und zwar können beide Gestalten in derselben Hülse liegen; Ähnliches gilt für 2.

3. Versuch. Farbe der Samenschale:

„Unter 929 Pflanzen brachten 705 violettrote Blüten und graubraune Samenschalen; 224 hatten weiße Blüten und weiße Samenschalen. Daraus ergibt sich das Verhältnis 3,15 : 1²³.“

$$\begin{aligned} &705 : 224 \\ &\frac{705}{224} : \frac{224}{224} = \underline{\underline{3,15 : 1}} \end{aligned}$$

Hier ist zu beachten, daß Mendel nicht erst die Samen abzählt, wieviel mit graubrauner und wieviel mit weißer Samenschale vorhanden sind, sondern einfach die Blütenzahlen ins Verhältnis setzt, weil graubraun immer mit violetter Blütenfarbe gepaart ist, und die weiße Farbe der Samenschale mit der weißen Blütenfarbe „verbunden“ ist.

Er darf es hier tun, weil große Blütenzahlen ins Verhältnis zu setzen sind. Bei kleinen Blütenzahlen hätte er die Erbsen abzählen müssen, damit entsprechend große Zahlen ins Verhältnis gesetzt werden können, ansonsten würde ja die Genauigkeit leiden.

4. Versuch. Gestalt der Hülsen:

Von 1181 Erbsenpflanzen hatten 882 einfach gewölbte und 299 eingeschnürte Hülsen.

Gewölbte Hülsen : eingeschnürten Hülsen =

$$882 : 299 = \frac{882}{299} : \frac{299}{299} = \underline{\underline{2,95 : 1}}$$

²³ Mendel 13.

Unter den 1181 Erbsenpflanzen entfielen immer 3 Pflanzen mit gewölbten Hülsen auf 1 Pflanze mit eingeschnürten Hülsen.

Auch hier zählt Mendel nicht die Hülsen, sondern begnügt sich mit den großen Zahlen der Pflanzen selbst, die er ins Verhältnis setzt. Wieder ist zu sagen, daß bei kleiner Pflanzenzahl die Hülsen abgezählt werden müssen, damit das Verhältnis entsprechend genau wird.

5. Versuch. Färbung der unreifen Hülse:

Von 580 Versuchspflanzen hatten 428 grüne und 152 Pflanzen gelbe Hülsen.

Grüne Hülsen : gelben Hülsen = 428 : 152 =

$$\frac{428}{152} : \frac{152}{152} = 2,82 : 1$$

6. Versuch. Stellung der Blüten:

„Unter 858 Fällen waren die Blüten 651 Mal axenständig und 207 Mal endständig²⁴.“

Achsenständig : endständigen = 651 : 207 =

$$\frac{651}{207} : \frac{207}{207} = 3,14 : 1$$

7. Versuch. Länge der Achsen:

Von 1064 Pflanzen hatten 787 lange und 277 kurze Achsen.

Lange Achsen : kurzen Achsen = 787 : 277 =

$$\frac{787}{277} : \frac{277}{277} = 2,84 : 1$$

Mendel sagt: „Werden die Resultate sämtlicher Versuche zusammengefaßt, so ergibt sich zwischen der Anzahl der Formen mit dem dominierenden und recessiven Merkmale das Durchschnittsverhältnis 2,98 : 1 oder 3 : 1²⁵.“

Die Berechnung des letzten Verhältnisses 2,98 : 1 geschieht folgendermaßen:

1. Versuch	2,96	:	1	
2. Versuch	3,01	:	1	
3. Versuch	3,15	:	1	
4. Versuch	2,95	:	1	
5. Versuch	2,82	:	1	
6. Versuch	3,14	:	1	
7. Versuch	2,84	:	1	
	20,87	:	7	= 2,98 : 1
	20,87	:	7	
	7	:	7	= 2,98 : 1 = 3 : 1

²⁴ Mendel 14.

²⁵ Mendel 14.

Die Formen mit dem dominierenden Merkmal verhalten sich zu den Formen mit dem rezessiven Merkmal wie 3 : 1, d. h. auf 3 Formen mit dominierendem Merkmal kommt eine Form mit rezessivem Merkmal.

Dominierend sind:

Versuch 1.	rund über kantig	(Samen-Form)
Versuch 2.	gelb über grün	(Albumen)
Versuch 3.	graubraun über weiß	(Samenschale)
Versuch 4.	gewölbt über eingeschnürt	(Hülse)
Versuch 5.	grün über gelb	(unreife Hülse)
Versuch 6.	achsenständig über endständig	(Blütenstellung)
Versuch 7.	lang über kurz oder Hochwüchsigkeit über Zwergwüchsigkeit.	(Achsenlänge)

Das dominierende Merkmal hat eine doppelte Bedeutung:

1. die des Stammcharakters und
2. die des Hybridmerkmals.

Die Doppelbedeutung klärt sich in der F_3 -Generation; das Stammerkmal geht unverändert auf sämtliche Nachkommen über, während das Hybridmerkmal sich wie in der F_2 -Generation verhält, d. h. im Verhältnis 3 : 1 aufgespalten.

Unter der zweiten Generation der Hybriden ist die F_3 -Generation zu verstehen.

Mendel sagt: „Jene Formen, welche in der ersten Generation den rezessiven Charakter haben, variieren in der zweiten Generation in Bezug auf diesen Charakter nicht mehr, sie bleiben in ihren Nachkommen constant“²⁶.

Rezessiv verhalten sich:

1. kantige Samenform,
2. grüne Farbe des Albumens,
3. weiße Farbe der Samenschale,
4. eingeschnürte Form der Hülse,
5. gelbe Farbe der unreifen Hülse,
6. endständige Blütenstellung,
7. Zwergwüchsigkeit (kurze Achsenlänge).

Werden die Samen, die Mendel mit diesen Merkmalen aus der ersten Generation der Hybriden (F_2 -Generation) ausgesondert hat, ausgesät, so zeigen alle weiteren Generationen (F_3 , F_4 , F_5 . . . F_n) dieselben Merkmale; es erfolgt keine Aufspaltung mehr, die Pflanzen bilden in Bezug auf obige Merkmale „reine Linien“. Diese Pflanzen entsprechen dem Proportionalitätsanteil 1 in dem Spaltungsverhältnis 3 : 1 der F_2 -Generation.

Weiter sagt Mendel: „Anders verhält es sich mit jenen, welche in der ersten Generation das dominierende Merkmal besitzen. Von diesen geben 2 Theile Nachkommen, welche in dem Verhältnisse 3 : 1 das dominierende und

²⁶ Mendel 14.

recessive Merkmal an sich tragen, somit genau dasselbe Verhalten zeigen, wie die Hybridformen; nur ein Theil bleibt mit dem dominirenden Merkmale constant²⁷."

1. Versuch. Unter 565 Pflanzen, die Mendel aus runden Samen (rund : dominantes Merkmal) der F₂-Generation gezogen hatte, waren 193 Pflanzen, die nur runde Samen trugen, 372 Pflanzen gaben runde und kantige Samen zugleich im Verhältnis 3 : 1. Von 565 Pflanzen sind also 193 Pflanzen homozygot und 372 Pflanzen heterozygot. Das Verhältnis der mischerbigen Pflanzen zu den reinerbigen ist demnach:

$$\begin{array}{r} 372 : 193 \text{ oder} \\ \frac{372}{193} : \frac{193}{193} = 1,93 : 1 \end{array}$$

2. Versuch. Von 519 Pflanzen, gezogen aus Samen der F₂-Generation mit gelbem Albumen (gelb : dominantes Merkmal), gaben 166 Pflanzen Samen mit gelbem Albumen, waren daher in diesem Merkmal reinerbig oder homozygot, und 353 Pflanzen Samen mit gelbem und grünem Albumen; diese Pflanzen waren demnach mischerbig oder heterozygot.

Verhältnis von mischerbig zu reinerbig =

$$\begin{array}{r} 353 : 166 \text{ oder} \\ \frac{353}{166} : \frac{166}{166} = 2,13 : 1 \end{array}$$

- 3., 4., 5., 6. und 7. Versuch zeigen ebenfalls, daß eine bestimmte Anzahl von Pflanzen mit dem dominierenden Merkmal konstant wird.

Für die Berechnung des Zahlenverhältnisses kommen aber nur die beiden ersten Versuche infolge der großen Pflanzenzahlen in Betracht.

Aus den Verhältnissen 1,93 : 1 und 2,13 : 1 errechnet Mendel das Durchschnittsverhältnis 2 : 1

$$\begin{array}{r} 1,93 : 1 \\ + 2,13 : 1 \\ \hline 4,06 : 2 = 2,03 : 1 \text{ oder} \end{array}$$

„fast genau 2 : 1“²⁸.

In der ersten Generation der Hybriden (F₂-Generation) erhielt Mendel das Zahlenverhältnis 3 : 1 von dominant zu rezessiv.

Die Pflanzen des Proportionalitätsanteiles 1 erwiesen sich als reinerbig.

Die zweite Hybridgeneration (F₃) zeigte die Aufspaltung des Proportionalitätsanteils 3 im Verhältnis 2 : 1, d. h. auf zwei Hybridformen entfällt eine reinerbige Form; demnach läßt sich obiges Verhältnis 3 : 1 darstellen: (2 + 1) : 1, oder wenn das Hybridglied an die zweite Stelle gesetzt wird: (1 + 2) : 1.

²⁷ Mendel 14.

²⁸ Mendel 15.

Zusammenstellung der bisherigen Ergebnisse:

1. Die Hybridpflanzen (F_1 -Generation) enthalten das dominante und rezessive Merkmal. Phänotypisch tritt nur das dominante in Erscheinung, das rezessive hingegen nicht.
2. In der ersten Hybridgeneration (F_2 -Generation) spalten die Hybridpflanzen auf im Verhältnis 3 : 1.
Auf je 3 Pflanzen mit dominantem Merkmal entfällt je eine mit dem rezessiven Merkmal, das jetzt phänotypisch in Erscheinung tritt und reinerbig ist.
3. In der zweiten Hybridgeneration (F_3) zeigt sich, daß die Träger des dominanten Merkmals der F_2 -Generation aufspalten im Verhältnis 1 : 2 in reinerbige und hybride Formen.
4. Die Hybridformen spalten weiter im Verhältnis:
Dominant : rezessiv = 3 : 1.

„Die Nachkommen der Hybriden, in welchen mehrere differirende Merkmale verbunden sind“²⁹: „Die nächste Aufgabe bestand darin, zu untersuchen, ob das gefundene Entwicklungsgesetz auch dann für je zwei differirende Merkmale gelte, wenn mehrere verschiedene Charaktere durch Befruchtung in der Hybride vereinigt sind“³⁰.

„Was die Gestalt der Hybriden in diesem Falle anbelangt, zeigten die Versuche übereinstimmend, daß dieselbe stets jener der beiden Stammpflanzen nähersteht, welche die größere Anzahl von dominirenden Merkmalen besitzt. Hat z. B. die Samenpflanze eine kurze Axe, endständige weiße Blüten und einfach gewölbte Hülsen; die Pollenpflanze hingegen eine lange Axe, axenständige violett-rothe Blüten und eingeschnürte Hülsen, so erinnert die Hybride nur durch die Hülsenform an die Samenpflanze, in den übrigen Merkmalen stimmt sie mit der Pollenpflanze überein. Besitzt eine der beiden Stammarten nur dominirende Merkmale, dann ist die Hybride von derselben kaum oder gar nicht zu unterscheiden“³¹.

Mendel führte mit einer größeren Anzahl Pflanzen zwei Versuche durch. „Bei dem ersten Versuche waren die Stammpflanzen in der Gestalt der Samen und in der Färbung des Albumens verschieden; bei dem zweiten in der Gestalt der Samen, in der Färbung des Albumens und in der Farbe der Samenschale.“ „Versuche mit Samenmerkmalen führen am einfachsten und sichersten zum Ziele“³².

„Um eine leichtere Übersicht zu gewinnen, werden bei diesen Versuchen die differirenden Merkmale der Samenpflanze mit A, B, C, jene der Pollenpflanze mit a, b, c und die Hybridformen dieser Merkmale mit Aa, Bb, Cc bezeichnet“³³.

²⁹ Mendel 17.

³⁰ Mendel 17.

³¹ Mendel 18.

³² Mendel 18.

³³ Mendel 18.

„Erster Versuch: A B Samenpflanze, a b Pollenpflanze
 A Gestalt rund, a Gestalt kantig,
 B Albumen gelb, b Albumen grün.

Die befruchteten Samen erschienen rund und gelb, jenen der Samenpflanze ähnlich³⁴.“

Bemerkung: Rund und Gelb dominieren über kantig und grün. Letztere sind daher rezessiv. Die Vorstellung Mendels entspricht der modernen Schreibweise, in der Dominanz mit Großbuchstaben gekennzeichnet wird.

„Die daraus gezogenen Pflanzen gaben Samen von viererlei Art, welche oft gemeinschaftlich in einer Hülse lagen. Im Ganzen wurden von 15 Pflanzen 556 Samen erhalten, von diesen waren:

315 rund und gelb,
 101 kantig und gelb,
 108 rund und grün,
 32 kantig und grün.

„Alle wurden im nächsten Jahre angebaut. Von den runden gelben Samen gingen 11 nicht auf und 3 Pflanzen kamen nicht zur Fruchtbildung³⁵.“

Anmerkung: Von den 315 Samen erhielt Mendel $315 - 11 = 304$ Pflanzen; davon lieferten nur $304 - 3 = 301$ Pflanzen Samen.

„Unter den übrigen Pflanzen hatten:

38 runde gelbe Samen	A B
65 runde gelbe und grüne Samen	A B b
60 runde gelbe und kantige gelbe Samen	Aa B
138 runde gelbe und grüne, kantige gelbe und grüne Samen . . .	Aa Bb ³⁶ .“

Anmerkung: $38 + 65 + 60 + 138 = 301$ Pflanzen.

Zum Verständnis der „Formeln“: 38 Pflanzen hatten runde und gelbe Samen; Mendel bezeichnet rund mit A und gelb mit B. Die Merkmale rund und gelb sind in der Hybridpflanze miteinander vereinigt, was sich formelmäßig durch Zusammenstellung der Buchstaben A und B zu AB ausdrücken läßt. Der Mathematiker ist gewohnt, AB als $A \cdot B$ zu lesen, also den Ausdruck als ein Produkt aufzufassen, was Mendel hier im biologischen Bereich aber nicht gemeint hat.

65 Pflanzen haben runde gelbe und grüne Samen:

rund A,
 gelb B,
 grün b,

daher die Formel: A B b;

³⁴ Mendel 18.

³⁵ Mendel 18.

³⁶ Mendel 18—19.

60 Pflanzen mit runden gelben und kantigen gelben Samen:

rund A,
gelb B,
kantig a,

daraus ergibt sich die Formel: AaB und schließlich 138 Pflanzen mit runden gelben und grünen, kantigen gelben und grünen Samen. Eigentlich hätte Mendel schreiben müssen: 138 Pflanzen mit runden und gelben, runden und grünen, kantigen gelben und kantigen grünen Samen.

rund A, grün b,
gelb B, kantig a,

woraus sich die „Formel“ AaBb ergibt. Zu beachten ist, obwohl die Begriffe gelb und grün zweimal vorkommen, dürfen sie nur je einmal in der „Formel“ erscheinen.

„Von den kantigen gelben Samen kamen 96 Pflanzen zur Fruchtbildung, wovon

28 nur kantige gelbe Samen hatten a B
68 kantige, gelbe und grüne Samen a B b³⁷.“

Anmerkung: Mendel hatte 101 kantige und gelbe Samen geerntet; davon erhielt er nach der Aussaat 96 fruchttragende Pflanzen:
101—96 = 5;

5 Pflanzen brachten demnach keine Samen.

28 Pflanzen trugen kantige gelbe Samen,
daher ergibt sich die Formel a B,

68 Pflanzen brachten kantige, gelbe und grüne Samen,
woraus sich die Formel a B b ergibt.

„Von 108 runden grünen Samen brachten

102 Pflanzen Früchte, davon hatten:

35 nur runde und grüne Samen Ab
67 runde und kantige grüne Samen Aab³⁸.“

Anmerkung: Die Aussaat von 108 Samen lieferte nur 102 fruchttragende Pflanzen. 6 Pflanzen waren Verlust.

Die Formel für rund und grün A b
für rund, kantig und grün Aab

„Die kantigen grünen Samen gaben 30 Pflanzen mit durchaus gleichen Samen; sie blieben constant ab³⁹.“

Anmerkung: 32 kantige und grüne Samen lieferten also 30 fruchtbare Pflanzen. 2 Pflanzen Verlust.

Für das weitere Verständnis von Mendels Arbeit ist es wichtig zu beto-

³⁷ Mendel 19.

³⁸ Mendel 19.

³⁹ Mendel 19.

nen, daß er mit seinen Buchstabenbezeichnungen, die der Mathematik entnommen sind, zweierlei meint:

1. Die Erscheinungsform,
das sichtbare Merkmal und
2. die genetische Basis des Merkmals selbst, demnach dasjenige, was wir heute mit dem Terminus Gen bezeichnen.

Die vom Phänotypus der Samen her gewonnenen Formeln werden nun von Mendel auch genotypisch interpretiert, d. h. als Wirkfaktorenkombinationen in die Erzeuger der Samen, die Erbsenpflanzen, selbst hineingelegt; daher kann er sagen:

„Die Nachkommen der Hybriden erscheinen demnach unter 9 verschiedenen Formen und zum Theile in sehr ungleicher Anzahl.

Man erhält, wenn dieselben zusammengestellt und geordnet werden:

38 Pflanzen mit der Bezeichnung	A B	1.
35 Pflanzen mit der Bezeichnung	Ab	2.
28 Pflanzen mit der Bezeichnung	a B	3.
30 Pflanzen mit der Bezeichnung	a b	4.
65 Pflanzen mit der Bezeichnung	A B b	5.
68 Pflanzen mit der Bezeichnung	a B b	6.
60 Pflanzen mit der Bezeichnung	A a B	7.
67 Pflanzen mit der Bezeichnung	A a b	8.
138 Pflanzen mit der Bezeichnung	AaBb ⁴⁰	9. ⁴⁰

Daraus erkennt man mit aller Deutlichkeit: die biologischen Formeln, die er auf Grund der Erscheinungsform der Samen gewonnen hat, und die zunächst für die Samen allein galten, werden nun zur genotypischen Charakterisierung jener Pflanzen verwendet, die diese Samen erzeugten.

Nun faßt Mendel die 9 verschiedenen Formen in 3 voneinander verschiedenen Abteilungen zusammen.

Die erste Abteilung umfaßt die Pflanzen mit den Formeln A B, A b, a B, a b; sie besitzen nur konstante Merkmale; in der folgenden Generation erfolgt daher keine Aufspaltung, d. h. keine genotypische Änderung mehr. Jede Pflanzenform kommt im Durchschnitt 33mal vor:

$$(38 + 35 + 28 + 30) : 4 = 131 : 4 = 33$$

„Die zweite Gruppe enthält die Formen ABb, aBb, AaB, Aab; diese sind in einem Merkmale constant, in dem anderen hybrid, und variiren in der nächsten Generation nur hinsichtlich des hybriden Merkmals⁴¹.“

Erläuterung:

Die Pflanzen mit der Formel A (Bb) sind konstant im Merkmal A, hybrid im Merkmal (Bb); die Pflanzen mit der Formel a(Bb) sind konstant im Merkmal a, hybrid im Merkmal (Bb); die Pflanzen mit der Formel (Aa)B

⁴⁰ Mendel 19.

⁴¹ Mendel 19.

sind konstant im Merkmal B, hybrid im Merkmal (Aa) und die Pflanzen mit der genetischen Formel (Aa) b sind konstant im Merkmal b und hybrid im Merkmal (Aa). Die Hybridformen sind in Klammern gesetzt.

Jede Pflanzenform erscheint im Durchschnitt 65mal:

$$(65 + 68 + 60 + 67) : 4 = 260 : 4 = 65$$

Die dritte Pflanzenform (Aa) (Bb) findet sich 138mal und ist in beiden Merkmalen hybrid: (Aa) und (Bb).

Mendel setzt nun die Durchschnittszahlen der drei Formen ins Verhältnis: $33 : 65 : 138 = 1 : 2 : 4$, d. h. die Pflanzen der 1. Abteilung: A B, A b, a B und a b kommen je einmal vor, die Pflanzen der zweiten Abteilung A B b, a B b, A a B und A a b kommen je zweimal vor und in der 3. Abteilung tritt ein Glied viermal auf.

Übersichtlich zusammengestellt ergibt sich:

$$\underbrace{AB + Ab + aB + ab}_{\text{je einmal}} + \underbrace{2ABb + 2aBb + 2AaB + 2Aab}_{\text{je zweimal}} + \underbrace{4AaBb}_{\text{4mal}}$$

Diesen Ausdruck erhält man auch durch Kombination der Ausdrücke

$$\begin{array}{l} A + 2Aa + a \\ B + 2Bb + b \end{array}$$

$$(A + 2Aa + a) \cdot (B + 2Bb + b) = \begin{array}{l} AB + 2AaB + aB + \\ 2ABb + 4AaBb + 2aBb + \\ Ab + 2Aab + ab \end{array} \quad \text{oder}$$

im biologischen Sinne geordnet:

$$AB + Ab + aB + ab + 2ABb + 2aBb + 2AaB + 2Aab + 4AaBb.$$

Beim zweiten Versuch faßte Mendel 3 Merkmalspaare ins Auge:

<u>A B C Samenpflanze</u>	<u>a b c Pollenpflanze</u>
A Gestalt rund	a Gestalt kantig
B Albumen gelb	b Albumen grün
C Schale graubraun	c Schale weiß

„Dieser Versuch wurde in ganz ähnlicher Weise wie der vorausgehende durchgeführt. Er nahm unter allen Versuchen die meiste Zeit und Mühe in Anspruch. Von 24 Hybriden wurden im Ganzen 687 Samen erhalten, welche sämtlich punktirt, graubraun oder graugrün gefärbt, rund oder kantig waren. Davon kamen im folgenden Jahre 639 Pflanzen zur Fruchtbildung, und wie die weiteren Untersuchungen zeigten, befanden sich darunter:

8 Pflanzen A B C	22 Pflanzen A B C c	45 Pflanzen A B b C c
14 Pflanzen A B c	17 Pflanzen A b C c	36 Pflanzen a B b C c
9 Pflanzen A b C	25 Pflanzen a B C c	38 Pflanzen A a B C c
11 Pflanzen A b c	20 Pflanzen a b C c	40 Pflanzen A a b C c
<u>42</u>	<u>84</u>	<u>159</u>

8 Pflanzen a B C	19 Pflanzen a B b C	49 Pflanzen A a B b C
10 Pflanzen a B c	24 Pflanzen a B b c	48 Pflanzen A a B b c
10 Pflanzen a b C	14 Pflanzen A a B C	78 Pflanzen A a B b C c
7 Pflanzen a b c	18 Pflanzen A a B c	175
15 Pflanzen A B b C	20 Pflanzen A a b C	
18 Pflanzen A B b c	16 Pflanzen A a b c ⁴² .	
68	111	

Die Summe ergibt 639 Pflanzen.

Die Aussaat betrug 687 Erbsensamen, der Verlust: $687 - 639 = 48$ Pflanzen, die nicht zur Fruchtbildung kamen. Die obigen Formeln hat Mendel wieder auf Grund des phänotypischen Aussehens der Samen gewonnen. Bezeichnend für seine Denkungsweise ist eben — was hier nochmals hervorgehoben werden soll —, daß er die Formeln auf die Pflanzen selbst überträgt, dieselben sozusagen in die Pflanzen hineinlegt, und sie als genotypischen Urgrund betrachtet.

Die vorausstehenden Formen sind theoretisch zu interpretieren wie folgt:

- A B C: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale.
- A B c: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale.
- A b C: Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale.
- A b c: Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und weißer Samenschale.
- A B C c: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und von runder Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Samenschale.
- A b C c: Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale, ferner mit runder Gestalt, grünem Albumen und weißer Schale.
- a B C c: Samen von kantiger Gestalt, mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale.
- a b C c: Samen von kantiger Gestalt, mit grünem Albumen und graubrauner Schale und von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und weißer Schale.
- A B b C c: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und von runder Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale, weiters von runder Gestalt mit grünem Albumen und weißer Schale und schließlich von runder Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale.

⁴² Mendel 20—21.

- a B b C c: Samen von kantiger Gestalt, gelbem Albumen und graubrauner Samenschale, von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale, von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Samenschale und schließlich von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und weißer Schale.
- A a B C c: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale, Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Samenschale, Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und letztlich Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Samenschale.
- A a b C c: Samen von runder Gestalt, grünem Albumen und graubrauner Schale, Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und weißer Schale, Samen von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale, und Samen von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und weißer Samenschale.
- a B C: Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Samenschale.
- a B c: Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale.
- a b C: Samen von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale.
- a b c: Samen von kantiger Gestalt, grünem Albumen und weißer Schale.
- A B b C: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und gleichfalls graubrauner Schale.
- A B b c: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale und Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und ebenfalls weißer Schale.
- a B b C: Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale.
- a B b c: Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale und von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und ebenfalls weißer Samenschale.
- A a B C: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale.
- A a B c: Samen von runder Gestalt, gelbem Albumen und weißer Schale und von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und gleichfalls weißer Schale.
- A a b C: Samen von runder Gestalt, grünem Albumen und graubrauner Schale und von kantiger Gestalt, grünem Albumen und graubrauner Schale.

- A a b c: Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und weißer Schale und Samen von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und gleichfalls weißer Schale.
- A a B b C: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale, weiters von runder Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale, von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale und letztlich von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und gleichfalls graubrauner Samenschale.
- A a B b c: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale, von runder Gestalt mit grünem Albumen und weißer Schale, von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale, von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und weißer Samenschale.
- A a B b C c: Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale, Samen von runder Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale, Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Schale, Samen von runder Gestalt mit grünem Albumen und weißer Schale, Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und graubrauner Schale, Samen von kantiger Gestalt mit gelbem Albumen und weißer Schale, Samen von kantiger Gestalt mit grünem Albumen und graubrauner Samenschale und zum Schluß Samen von kantiger Gestalt, grünem Albumen und weißer Schale.

Mendel sagt: „Die Entwicklungsreihe umfaßt 27 Glieder, davon sind 8 in allen Merkmalen constant, und jede kommt durchschnittlich 10 Mal vor; 12 sind in zwei Merkmalen constant, in dem dritten hybrid, jede erscheint im Durchschnitte 19 Mal; 6 sind in einem Merkmal constant, in den beiden anderen hybrid, jede davon tritt durchschnittlich 43 Mal auf; eine Form kommt 78 Mal vor und ist in sämtlichen Merkmalen hybrid . . .“⁴³

Erläuterung:

1.) Die Entwicklungsreihe umfaßt 27 Glieder:

1. ABC	7. a B C c	13. a B C	19. a B b C	25. A a B b C
2. A B c	8. a b C c	14. a B c	20. a B b c	26. A a B b c
3. A b C	9. A B b C c	15. a b C	21. A a B C	27. A a B b C c
4. A b c	10. a B b C c	16. a b c	22. A a B c	
5. A B C c	11. A a B C c	17. A B b C	23. A a b C	
6. A b C c	12. A a b C c	18. A B b c	24. A a b c	

⁴³ Mendel 21.

2.) Davon sind 8 in allen Merkmalen konstant:

1. A B C	.....	8	5. a B C	.....	8
2. A B c	.....	14	6. a B c	.....	10
3. A b C	.....	9	7. a b C	.....	10
4. A b c	.....	11	8. a b c	.....	7

3.) Jede Form kommt durchschnittlich 10mal vor:

$$(8 + 14 + 9 + 11 + 8 + 10 + 10 + 7) : 8 = 77 : 8 = 10 \text{ (9,6)}$$

4.) 12 sind in zwei Merkmalen konstant, im dritten hybrid:

1. A B <u>C</u> c	.....	22	7. a <u>B</u> <u>b</u> C	.....	19
2. A b <u>C</u> c	.....	17	8. a <u>B</u> <u>b</u> c	.....	24
3. a B <u>C</u> c	.....	25	9. <u>A</u> a B C	.....	14
4. a b <u>C</u> c	.....	20	10. <u>A</u> a B c	.....	18
5. A <u>B</u> <u>b</u> C	.....	15	11. <u>A</u> a b C	.....	20
6. A <u>B</u> <u>b</u> c	.....	18	12. <u>A</u> a b c	.....	16

Das hybride Merkmal ist unterstrichen.

5.) Jede erscheint im Durchschnitt 19mal:

$$(22 + 17 + 25 + 20 + 15 + 18 + 19 + 24 + 14 + 18 + 20 + 16) : 12 = 228 : 12 = 19$$

6.) Sechs sind in einem Merkmal konstant, in den beiden anderen hybrid:

1. A <u>B</u> <u>b</u> <u>C</u> c	.....	45	4. <u>A</u> a b <u>C</u> c	.....	40
2. a <u>B</u> <u>b</u> <u>C</u> c	.....	36	5. <u>A</u> a B <u>b</u> C	.....	49
3. <u>A</u> a B <u>C</u> c	.....	38	6. <u>A</u> a B <u>b</u> c	.....	48

7.) Jede Form tritt durchschnittlich 43mal auf:

$$(45 + 36 + 38 + 40 + 49 + 48) : 6 = 256 : 6 = 43$$

8.) Eine Form kommt 78mal vor und ist in allen Merkmalen hybrid:

$$\underline{A} \ a \ \underline{B} \ \underline{b} \ \underline{C} \ c \ \dots \dots \ 78$$

9.) Mendel setzte die Durchschnittszahlen ins Verhältnis:

$$10 : 19 : 43 : 78 = 1 : 2 : 4 : 8$$

Von den 8 Formen, in denen alle Merkmale konstant sind, kommt nach der Proportion jedes Glied einmal vor:

$$ABC + ABc + AbC + Abc + aBC + aBc + abC + abc$$

Von den 12 Formen mit zwei konstanten und einem hybriden Merkmal kommt jede Form laut Proportion zweimal vor:

$$2ABCc + 2AbCc + 2aBCc + 2abCc + 2ABbC + 2ABbc + 2aBbC + 2aBbc + 2AaBC + 2AaBc + 2AabC + 2Aabc.$$

Von den 6 Formen mit einem konstanten und 2 hybriden Merkmalen kommt laut Proportion jedes Glied viermal vor:

$$4 ABbCc + 4 aBbCc + 4 AaBCc + 4 AabCc + 4 AaBbC + 4 AaBbc.$$

Die Form, die in allen 3 Merkmalen hybrid ist, kommt laut Proportion 8mal vor:

$$8 AaBbCc$$

Diese 4 Gruppen von „Formeln“ miteinander durch plus verbunden ergeben:

$$\begin{aligned} & ABC + ABc + AbC + Abc + aBC + aBc + abC + abc + \\ & 2 ABCc + 2 AbCc + 2 aBCc + 2 abCc + 2 ABbC + 2 ABbc + \\ & 2 aBbC + 2 aBbc + 2 AaBC + 2 AaBc + 2 AaBc + 2 Aabc + \\ & 4 ABbCc + 4 aBbCc + 4 AaBCc + 4 AabCc + 4 AaBbC + \\ & 4 AaBbc + 8 AaBbCc. \end{aligned}$$

Dies ist eine Kombinationsreihe, die man erhält, wenn man folgende Operationen ausführt:

$$(A + 2 Aa + a) (B + 2 Bb + b) (C + 2 Cc + c)$$

Mendel kann daher sagen:

„Die Nachkommen der Hybriden, in welchen mehrere wesentlich verschiedene Merkmale vereinigt sind, stellen die Glieder einer Combinationsreihe vor, in welchen die Entwicklungsreihen für je zwei differirende Merkmale verbunden sind. Damit ist zugleich erwiesen, daß das Verhalten je zweier differirender Merkmale in hybrider Verbindung unabhängig ist von den anderweitigen Unterschieden an den beiden Stammpflanzen⁴⁴.“ Bildet man die Summe der Koeffizienten der voranstehenden Kombinationsreihe, so erhält man 64. Auf dieselbe Zahl kommt man bei Verwendung des Kombinationsquadrates. Beispiel:

Die Keimzellen der Parentalgeneration seien:

$$A B C \qquad a b c$$

die F_1 -Generation ist demnach:

$$Aa Bb Cc.$$

Sie entwickelt achterlei Keimzellen, nämlich:

$$\begin{array}{ll} A B C & a B C \\ A B c & a B c \\ A b C & a b C \\ A b c & a b c \end{array}$$

Das folgende Kombinationsquadrat zeigt 64 Verbindungen auf. Im Erbbild (Genotyp) sind 27 verschiedene Kombinationen möglich, die aber im Erscheinungsbild (Phänotyp) 8 Formen im Zahlenverhältnis 27 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 1 ergeben und zwar:

$$\begin{array}{ll} \text{den Phänotyp mit } A B C & \dots\dots\dots 27\text{mal} \\ \text{den Phänotyp mit } A B c c & \dots\dots\dots 9\text{mal} \\ \text{den Phänotyp mit } A b b C & \dots\dots\dots 9\text{mal} \end{array}$$

⁴⁴ Mendel 22.

den Phänotyp mit a a B C 9mal
 den Phänotyp mit A b b c c 3mal
 den Phänotyp mit a a B c c 3mal
 den Phänotyp mit a a b b C 3mal
 den Phänotyp mit a a b b c c 1mal

Kombinationsquadrat

Keimzellen	A B C	A B c	A b C	A b c	a B C	a b C	a B c	a b c
A B C	AABBCC	AABBCc	AABbCC	AABbCc	AaBBCC	AaBbCC	AaBBcC	AaBbCc
A B c	AABBcC	AABBcc	AABbCc	AABbcc	AaBBcC	AaBbcc	AaBBcc	AaBbcc
A b C	AABbCC	AABbCc	AAbbCC	AAbbCc	AaBbCC	AaBbCc	AaBbCc	AabbCc
A b c	AABbCc	AABbcc	AAbbCc	AAbbcc	AaBbCc	AaBbcc	AaBbcc	AabbCc
a B C	AaBBCC	AaBBCc	AaBbCC	AaBbCc	aaBBCC	aaBbCC	aaBBcC	aaBbCc
a B c	AaBBcC	AaBBcc	AaBbCc	AaBbcc	aaBBcC	aaBbcc	aaBBcc	aaBbcc
a b C	AaBbCC	AaBbCc	AabbCC	AabbCc	aaBbCC	aaBbCc	aaBbCc	aabbCc
a b c	AaBbCc	AaBbcc	AabbCc	Aabbcc	aaBbCc	aaBbcc	aaBbcc	aabbbc

Bei Berücksichtigung von 4 Merkmalspaaren erhält man nach Mendel eine Kombinationsreihe, die man durch Kombination folgender 4 Entwicklungsreihen gewinnt:

$$\begin{aligned} A + 2 A a + a \\ B + 2 B b + b \\ C + 2 C c + c \\ D + 2 D d + d \end{aligned}$$

$$(A + 2 A a + a) (B + 2 B b + b) (C + 2 C c + c) (D + 2 D d + d)$$

Dies ergibt eine Kombinationsreihe mit 81 Gliedern:

$$\begin{aligned} ABCD + ABcD + AbCD + AbcD + aBCD + aBcD + abCD + abcD + \\ 2ABCcD + 2AbCcD + 2aBCcD + 2abCc + 2ABbCD + 2ABbcD + \\ 2aBbCD + 2aBbcD + 2AaBCD + 2AaBcD + 2AabCD + 2AabcD + \\ 4ABbCcD + 4aBbCcD + 4AaBCcD + 4AabCcD + 4AaBbCD + \\ 4AaBbcD + 8AaBbCcD + \\ 2ABCdD + 2ABcDd + 2AbCDd + 2AbcDd + 2aBCDd + 2aBcDd + \\ 2abCDd + 2abcDd + \\ 4ABCcDd + 4AbCcDd + 4aBCcDd + 4abCcDd + 4ABbCDd + \\ 4ABbcDd + 4aBbCDd + 4aBbcDd + 4AaBCDd + 4AaBcDd + \\ 4AabCDd + 4AabcDd + 8ABbCcDd + 8aBbCcDd + 8AaBCcDd + \\ 8AabCcDd + 8AaBbCDd + 8AaBbcDd + 16AaBbCcDd + \\ ABCd + ABcd + AbCd + Abcd + aBCd + aBcd + abCd + abcd + \\ 2ABCcd + 2ABcCd + 2aBCcd + 2abCcd + 2ABbCd + 2ABbcd + \\ 2aBbCd + 2aBbcd + 2AaBCd + 2AaBcd + 2AabCd + 2Aabcd + \\ 4ABbCcd + 4aBbCcd + 4AaBCcd + 4AaBcCd + \\ 4AaBbCd + 4AaBbcd + 8AaBbCcD. \end{aligned}$$

Die Koeffizientensumme ergibt 256. Zur gleichen Zahl kommt man bei Anwendung des Kombinationsquadrates.

Keimzellen der Parentalgeneration:

$$\begin{array}{cccc} A & B & C & D \\ & a & b & c & d \end{array}$$

F₁-Generation: A a B b C c D d:

Die F₁-Generation liefert 16erlei Keimzellen:

- | | |
|------------|-------------|
| 1. A B C D | 9. a B C D |
| 2. A B C d | 10. a B C d |
| 3. A B c D | 11. a B c D |
| 4. A B c d | 12. a B c d |
| 5. A b C D | 13. a b C D |
| 6. A b C d | 14. a b C d |
| 7. A b c D | 15. a b c D |
| 8. A b c d | 16. a b c d |

Das Kombinationsquadrat liefert demnach $16 \times 16 = 256$ Pflanzenindividuen. Darunter sind 16 konstante Formen oder mit anderen Worten, unter je 256 Nachkommen der Hybriden gibt es 81 verschiedene Verbindungen, von denen 16 konstant, d. h. reinerbig sind.

Die 81 verschiedenen Genotypen erscheinen phänotypisch in 16 Formen im Verhältnis:

$$\underline{81 : 27 : 27 : 27 : 27 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 3 : 1}$$

Wir sehen:

Mendel stellt sich 3 Probleme:

1. Wie groß ist die Gliederzahl der Kombinationsreihen?
2. Wie groß ist die Anzahl der Individuen, welche in eine bestimmte Kombinationsreihe gehören?
3. Wie groß ist die Zahl der Verbindungen, die konstant bleiben, also rein-erblich sind?

Mendel beantwortet die Fragen aus den Ergebnissen der Kombinationsreihen:

1. Bezeichnet n die Anzahl der charakteristischen Unterschiede (Merkmalspaare) an den beiden Stammpflanzen, so ist die Gliederzahl der Kombinationsreihe 3^n

Beispiel:

2 Merkmalspaare	$3^2 =$	9
3 Merkmalspaare	$3^3 =$	27
4 Merkmalspaare	$3^4 =$	81
5 Merkmalspaare	$3^5 =$	243
6 Merkmalspaare	$3^6 =$	729
7 Merkmalspaare	$3^7 =$	2187

Die Größen 9, 27, 81 sind den vorangehenden Beispielen entnommen. 3^n ist zugleich die Höchstzahl der verschiedenen möglichen genotypischen Verbindungen.

2. Die Anzahl der Individuen einer Kombinationsreihe ergibt sich durch Addition der Koeffizienten der einzelnen Glieder der Reihe oder mit Hilfe des Kombinationsquadrates.

Sie beträgt 4^n

Beispiel:

2 Merkmalspaare	16 Individuen =	4^2
3 Merkmalspaare	64 Individuen =	4^3
4 Merkmalspaare	256 Individuen =	4^4
5 Merkmalspaare	1024 Individuen =	4^5
6 Merkmalspaare	4096 Individuen =	4^6
7 Merkmalspaare	16384 Individuen =	4^7

Bei zwei Merkmalspaaren ergeben sich 16 Individuen, die 4 verschiedenen Phänotypen angehören und zwar im Verhältnis 9 : 3 : 3 : 1.

Bei 3 Merkmalspaaren ist das Verhältnis der verschiedenen Phänotypen:

$$27 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 1$$

Bei 4 Merkmalspaaren komplizieren sich die Verhältnisse schon sehr:

$$81 : 27 : 27 : 27 : 27 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 3 : 1$$

Wie erhält man diese Proportionen?

a) $9 : 3 : 3 : 1$ ergibt sich durch Multiplikation von
 $(3 + 1) (3 + 1) = 9 + 3 + 3 + 1$

b) Das Verhältnis von $27 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 1$ erhält man, indem man das Binom $(3 + 1)$ dreimal als Faktor setzt:

$$\begin{aligned} (3 + 1) (3 + 1) (3 + 1) &= (9 + 3 + 3 + 1) (3 + 1) = \\ 27 + 9 + 9 + 3 + 9 + 3 + 3 + 1 &= \\ \underline{27 + 9 + 9 + 9 + 3 + 3 + 3 + 1} & \end{aligned}$$

usw.

Allgemein: Das Binom $(3 + 1)$ ist n-mal als Faktor zuzusetzen, was gleichbedeutend mit $(3 + 1)^n$ ist.

3. Die Zahl der reinerbigen Verbindungen (der konstanten Glieder der Kombinationsreihe) ergibt der Ausdruck:

	2^n	
2 Merkmalspaare	$2^2 =$	4 konstante Formen
3 Merkmalspaare	$2^3 =$	8 konstante Formen
4 Merkmalspaare	$2^4 =$	16 konstante Formen
5 Merkmalspaare	$2^5 =$	32 konstante Formen
6 Merkmalspaare	$2^6 =$	64 konstante Formen
7 Merkmalspaare	$2^7 =$	128 konstante Formen

Mendel sagt: „Alle constanten Verbindungen, welche bei Pisum durch Combinirung der angeführten 7 charakteristischen Merkmale möglich sind, wurden durch wiederholte Kreuzung auch wirklich erhalten. Ihre Zahl ist durch $2^7 = 128$ gegeben⁴⁵.“ Staunen und Bewunderung müssen den Leser dieser Zeilen erfüllen: Welch eine Unsumme von Arbeit, welche ein Bienenfleiß verbergen sich hinter dieser Zahl! Wohl kein Forscher nach Mendel dürfte versucht haben, in einem Kreuzungsexperiment mit 7 Merkmalspaaren gleichzeitig zu arbeiten.

Gehören doch zu diesen 128 konstanten Formen 16 384 Pflanzenindividuen; die F_1 -Generation hat möglicherweise die Formel

$$A a B b C c D d E e F f G g$$

und liefert theoretisch 128 verschiedene Keimzellen, welche im Kombinationsquadrat 16 384 Pflanzenindividuen ergeben.

Fürwahr eine Leistung auf steiler Höhe, unerreichbar, ein einmaliges Resultat in der Geschichte der biologischen Wissenschaft. Mendel erklärt ausdrücklich, daß alle 128 konstanten Formen durch wiederholte Kreuzung auch wirklich erhalten wurden.

⁴⁵ Mendel 22.

Die mathematische Darstellung Mendels ist ein Schlüssel zur Erkenntnis der Genialität dieses wahrhaft großen und doch so bescheidenen Mannes.

Zusammenfassend läßt sich sagen:

Zusammenwirken hoher theoretischer und praktischer Intelligenz, eine am exakten physikalischen und chemischen Experiment geschulte praktische Fähigkeit des Experimentators, souveräne Beherrschung der für die naturwissenschaftliche Forschung wichtigen mathematischen Gebiete, die theologisch-philosophische Auffassung, daß die Sprache Gottes auch in der belebten Natur Gesetzesform hat, die Liebe zur Heimat und zu seinem Volke, sein Verantwortungsbewußtsein als Priester und Lehrer, die nie erlahmende Willenskraft, immer wieder angespornt durch neue Entdeckerfreuden, und der sprichwörtliche Bienenfleiß führten Mendel ans Ziel:

Seine ganze Persönlichkeit steht hinter dem Werke.

Trotz der Belastung durch Amt und Forschung blieb Mendel noch Zeit, Reisen zu unternehmen. Richter⁴⁶ fand in den Rechnungsbelegen des Altbrünner Klosters 31 Reisen verzeichnet. Eine Durchsicht nach dem Zweck derselben ergibt folgendes:

Besuch des Vaterhauses, Erholung, Besuch von Tagungen, Besuch von Rom, Besuch der Weltausstellung in London und Wien, Besuch des Erzbischofs, Besichtigung der Klostergüter, Altarweihe, St. Cyrill-Gedenkfeier, Vorstellung beim Papst, Audienz bei Sr. Majestät Kaiser Franz Josef I., Religionsfondangelegenheiten, Besuch im Unterrichtsministerium, Reise zum Advokaten Dr. Dostal nach Wien, zum Bezirkshauptmann nach Wischau.

Der ursprünglich auf die engere Heimat beschränkte Lebenskreis Mendels hatte sich nach der Wahl zum Abt bedeutend erweitert⁴⁷. Nachgewiesen ist der Besuch folgender Orte: In der engeren Heimat Schlesien und Mähren: Heinzendorf, Petersdorf, Leipnik, Pohl, Zauchtl, Meltsch, Schönbrunn, Troppau, Kremsier, Olmütz, Prerau, Welehrad, Blansko, Brünn, Nezamislitz, Hwiedzdlitz, Wischau; in Böhmen die Landeshauptstadt Prag; Salzburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Kronlandes, Meran in Tirol und die Hauptstadt des Kaiserreiches, Wien; im deutschen Reich: Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hannover, Eystrup, Hamburg, Kiel, Köln, Frankfurt, München, Mariazell; in Italien: Venedig, Florenz und Rom; in Frankreich: Paris und Boulogne; in England London und Folkstone.

Außer der Donaumonarchie sind das Deutsche Reich, England, Frankreich und Italien Mendels Reiseländer gewesen. Von weltgeschichtlicher Bedeutung hätte seine Fahrt zur Londoner Weltausstellung im Jahre 1862 werden können, wäre er damals mit Darwin zusammengetroffen.

Der 30. März 1868 sollte die dritte entscheidende Wende in Mendels Leben bringen. Durch die Wahl zum Abt des Klosters — von der Bevölkerung

⁴⁶ Richter: Mendel 26—29 u. 30—40.

⁴⁷ Krumbiegel, Ingo: Gregor Mendel und das Schicksal seiner Vererbungsgesetze. Stuttgart 1957, S. 87.

lebhaft begrüßt — erreichte er in der kirchlichen Hierarchie den Bischofsrang und im weltlichen Sektor gehörte er von nun an zu den Spitzen der Gesellschaft. Gleichzeitig weitete sich der Aufgabenkreis nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf weltlichem Gebiet, so daß die Verwaltungsarbeit Zeit und Kraft des Forschers weitgehend in Anspruch nahm. Glaubte er anfangs noch, nach Einarbeitung in den neuen Aufgabenbereich reichlich Muße für die Wissenschaft zu finden, so sollte er bald erkennen, daß er sich geirrt hatte. Immer neue Bürden lud man auf seine Schultern:

1869 wurde er Vizepräsident des Naturforschenden Vereines in Brünn, 1870 erfolgte seine Wahl in den Zentralausschuß der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, im gleichen Jahr war er Delegierter der Landeskommission zur Regelung der Grundsteuer, und 1876 wurde er zum Mitglied des Verwaltungsrates der Hypothekenbank ernannt. Zudem war er durch die Abwahl auch lebenslängliches Mitglied des Kaiserlich-königlichen zoologisch-botanischen Vereins geworden.

Eine einzige große Reise hat er als Abt unternommen: Zum Bienenkongreß nach Kiel. Am 7. September 1871 fuhr er von Brünn nach Dresden, besuchte hier die Gärtnerei Wagner und den Zoologischen Garten, weiter ging es dann nach Hamburg und Eystrup und nach kurzem Aufenthalt daselbst nach Kiel, wo er am 11. September eintraf. Der Kongreß tagte vom 12. bis 14. September 1871. Die Rückfahrt führte Mendel durch das landschaftlich malerische Rheinland.

Am 21. März 1872 wurde ihm für sein verdienstvolles Wirken und sein Eintreten für die Verfassungspartei sowie für die einstige ersprießliche Tätigkeit als Supplent an der Brünner Oberrealschule auf Vorschlag des damaligen Statthalters Graf v. Thun von Sr. Majestät das Komturkreuz des Franz-Josef-Ordens verliehen.

Daß man auch daran gedacht hatte, Mendel in den Mährischen Landtag zu wählen, geht aus einem Brief an den Grafen Wladimir Mittrowsky hervor; Mendel schreibt⁴⁸:

„Euere Exzellenz!“

„Hochwohlgeborener Herr Graf!“

„Auf die hochgeehrte Anfrage vom 31. v. M. erlaube ich mir Eurer Exzellenz die Erklärung zu übersenden, daß ich bei meiner Stellung in und außer dem Hause niemals daran denken darf, ein Mandat für den Landtag zu übernehmen.

Wenn ich mich demnach veranlaßt sehe, mit dem verbindlichsten Danke ablehnend zu antworten, so geschieht es nur aus Rücksicht auf Verhältnisse, die ich zu ändern außer Stande bin.

Gestatten Exzellenz, daß ich mich zeichnen darf als Eurer Exzellenz
ganz ergebener Diener

Gr. Mendel

Abt.“

Brünn, am 2. September 1871

⁴⁸ Richter: Mendel 56.

1873 war die Weltausstellung in Wien. In Begleitung seiner Neffen fuhr Mendel dorthin und hielt sich eine Woche lang in der Kaiserstadt auf.

Neben der Erfüllung der Pflichten, die Kirche und weltliche Gemeinschaft ihm auferlegten, galt seine Sorge der Anerkennung seiner Forschungsergebnisse durch die Wissenschaftler. Schon vor seiner Wahl zum Prälaten, am 31. Dezember 1866 erging sein erstes Schreiben an Nägeli. Es sollte Mendel eine Enttäuschung bringen. In der Antwort vom 27. Februar 1867 lehnte dieser die Erbsenversuche ab. „Es scheint mir überhaupt“, schrieb er, „daß die Versuche mit *Pisum* nicht abgeschlossen seien, und daß sie erst recht beginnen sollten“⁴⁹. Da Nägeli den Kernpunkt der Mendelschen Entdeckung, die Trennung der Merkmale und ihre Neukombination für unmöglich hielt, konnte er Mendel nie verstehen. Mendel hingegen bereitete die Trennung der Erbfaktoren und ihre Neukombination im Erbgang keine Denkschwierigkeiten, mußte er doch in dieser Tatsache auch ein Prinzip der Chemie erkennen: Analyse einer Verbindung und Synthese der Elemente zu einer neuen. Dieses Analogon hätte eigentlich Nägeli ein Fingerzeig sein sollen.

Als Hieracienforscher hatte er sich viele Jahre vergeblich bemüht, das Rätsel der Vererbung bei diesen Pflanzen zu lösen. Diese zeitraubende Arbeit glaubte er nun einem Mendel aufbürden zu können. Da das Geheimnis der apomiktischen Vermehrung erst Jahre nach Mendels Tode bekannt wurde, hatte ihn Nägeli vor eine damals unlösbare Aufgabe gestellt. Mendel griff sie mit Eifer auf, um nun auch an „Wildpflanzen“ die Gültigkeit seiner an einer Kulturpflanze gefundenen Gesetze nachzuprüfen.

In der Sitzung des Naturforschenden Vereines am 9. Juni 1869 referierte er „Über einige aus künstlicher Befruchtung gewonnene *Hieracium*-bastarde“⁵⁰. 1870 und noch 1871 experimentierte er mit Habichtskräutern, stellte dann aber die Versuche, die seine Augen schwer geschädigt hatten, ein, was er in seinem letzten Brief an Nägeli im Jahre 1873 diesem mitteilte. Die *Hieracium*-versuche sind für Mendel eine Enttäuschung gewesen.

Die abnehmenden Kräfte infolge verminderter Gesundheit sollten bald durch seinen schwersten Kampf absorbiert werden, den Kampf um die Klostersteuer. Am 7. Mai 1874 sanktionierte der Kaiser das Klostersteuergesetz. Am 27. März 1875 erhielt das Altbrünner Kloster den behördlichen Auftrag, sein Vermögen anzugeben. Am 16. Mai 1875 erfolgte Mendels Eingabe betreff der Steuer. Die Zahlungsaufforderung erging am 10. Oktober 1875. Mendel stellte am 1. November desselben Jahres den Rekursantrag.

Um sein Verhalten zu verstehen, muß an den Eid, den er als Abt geleistet, erinnert werden; es heißt: „Und dann schwöre ich: . . . daß ich von den Gütern der verehrten selbständigen Ordensgemeinschaft ohne Erlaubnis der höchsten Stelle nichts in Verlust gehen lassen und Aufgegebenes der Gemeinschaft (den Männern) nicht mehr wiederzugewinnen trachten will“⁵¹.

⁴⁹ Iltis 131.

⁵⁰ Mendel 47.

⁵¹ Richter: Mendel 148.

Im Jänner 1876 erhielt das Kloster einen neuerlichen Zahlungsbescheid. Da sich Mendel weigerte, demselben stattzugeben, erfolgte am 24. April 1876 die Pfändung.

Protest Mendels gegen Beschlagnahme, Gesuch ans Ministerium; Proteste bei der Statthalterei; Gesuche an dieselbe, Vorstelligwerden der Statthalterei im Auftrage des Kultusministers beim Bischof zwecks Intervention bei Mendel, . . . so ging es bis 1883, wo am 13. September 1883 der behördliche Zahlungsauftrag wegen Erkrankung des Prälaten wieder zurückgeleitet wurde.

Niemand ahnte, daß Mendel bereits vom Tode gekennzeichnet war.

Am 6. Januar 1884 schloß er — ein treuer Sohn seiner Heimat und seines Volkes, ein grundgütiger Mensch, ein Wohltäter der Armen, ein glühender Verfechter des Rechts — seine Augen für immer.

Obwohl Mendel Zeit seines Lebens Botaniker geblieben, erstreckten sich seine Interessen auch auf das zoologische und das meteorologische Gebiet. Daß er sich Gedanken machte, ob die an *Pisum* gefundenen Gesetze auch für Tiere Gültigkeit haben, davon zeugten seine Ansätze für erbkundliche Untersuchungen der Bienen. Sie waren seine Lieblinge unter den Tieren; erfolgte doch die Bepflanzung der Kahlhänge des Spielberges mit blütenreichen Gewächsen, die seinen Bienen reichlich Futter spendeten, auf Mendels Anregung hin.

Ein kleines Bienenvolk, das mit exotischen Hölzern nach Brünn gelangt war, wurde von ihm in Pflege genommen; ging allerdings im Winter infolge der ungewohnten niedrigen Temperatur ein.

Wichtig ist seine Arbeit über *Bruchus pisi*, den Erbsenkäfer, vermutete er doch in ihm einen Störungsfaktor seiner genetischen Versuche; weiters über den Kleinschmetterling *Botys margaritalis*, der in einem Brünner Gemüsegarten die Fruchtstände des Rettichs zerstörte.

Mendel war auch Gründungsmitglied des österreichischen Meteorologischen Vereines. Jahrelang verzeichnete er mit größter Gewissenhaftigkeit die meteorologischen Verhältnisse von Brünn.

Noch wenige Monate vor seinem Tode beobachtete er täglich mehrmals die meteorologischen Instrumente und trug die abgelesenen Daten mit eigener Hand in sein Beobachtungsjournal ein.

Aus seiner Feder stammen auch die Beschreibung einer Windhose, die am 13. Oktober 1870 über Brünn dahinstrahlte, sowie die Schilderung eines Gewittersturmes am 15. August 1882, der in der Landeshauptstadt arge Verwüstungen anrichtete.

Die regelmäßigen Ablesungen des Grundwasserspiegels sollten geomeditzinische Zusammenhänge zwischen dem Stand des Grundwassers und dem Seuchenbild aufdecken. „Die Messungen wurden im Konventbrunnen (Gartenbrunnen) des Stiftes St. Thomas vorgenommen⁵².“ Als Festpunkt für die

⁵² Richter: Mendel 106.

Messung diente die obere Kante der steinernen Brunneneinfassung. Veranlassung dazu gab ein Hinweis Pettenkofers 1864 auf das dauernde Sinken des Grundwasserspiegels. Das absolute Minimum wurde im Oktober 1865 erreicht. Damals trocknete der Neusiedlersee aus und im darauffolgenden Jahre brach die Choleraepidemie aus, die Mendel in einem Bericht geschildert hat.

Johann Gregor Mendels letzter Brief an Prof. J. Liznar: Im Original auf der Brüsseler Weltausstellung, zwischen den tschechischen Wissenschaftlern eingereiht.

Der Brief ist in Kurrentschrift abgefaßt.

„Besten Freund!

Vor allem meinen herzlichen Dank für die literarischen Zusendungen, die Sie mir als Autor zahlreicher Werke schon oft zukommen ließen, ohne daß in den einzelnen Fällen auch immer meine Dankbarkeit ihren Ausdruck gefunden hätte. Sie sind in die Jahre des Wollens und Schaffens eingetreten, während bei mir davon so ziemlich das Gegenteil stattfindet. So habe ich heute bei der Direktion um vollständige Enthebung von sämtlichen meteorologischen Künsten ansuchen müssen, da ich schon seit Mai vom Herzschlage gerührt und so übel daran bin, daß ich ohne fremde Beihilfe die meteorologischen Instrumente nicht einmal abzulesen im Stande bin. Da wir uns auf diesem Gebiete kaum wieder begegnen dürften, erlaube ich mir Ihnen ein herzliches Lebewohl zuzurufen und allen Segen der meteorologischen Götter auf Ihr Haupt herabzuleiten.

Mit vorzüglichster Hochschätzung für Sie und Ihre gnädige Frau

zeichnet sich

Brünn 20. Dezember 1883

Gr. Mendel“

„Mendel ist der Begründer der klassischen Genetik. Seinen Zeitgenossen erschien die geniale Lösung des Problems als Zahlenmystik. Wie konnte man glauben, daß dem so komplizierten biologischen Problem der Vererbung einfache Zufallsvorgänge zugrunde lagen! So wurde Mendels Arbeit erst um die Jahrhundertwende von de Vries, Correns und Tschermak wiederentdeckt und in ihrer fundamentalen Bedeutung gewürdigt⁵³.“

Mendels größter Gegenspieler war Charles Darwin. Oft wurde die Frage gestellt, weshalb Darwin, der sich auch um das gleiche Problem mühte, erfolglos blieb. Dazu schreibt Garret Hardin in seinem Werke „Naturgesetz und Menschenschicksal“: „Darwin besaß die gleiche Chance wie Mendel. Aber ihm fehlte das vorbereitende Denken, das mathematische Denken. Beim Berichten über seine Studienzeit erzählte er, daß ihn die Mathematik vor allem deshalb abgestoßen habe, weil er nicht fähig gewesen sei, in den ersten Abschnitten der Algebra irgendeinen Sinn zu entdecken. Daher gab er sie auf. ‚Diese Ungeduld war mehr als töricht‘, so bekannte er, ‚und in

⁵³ Bresch, C.: Klassische und molekulare Genetik. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1964, S. 6.

späteren Jahren bedauerte ich zutiefst, daß ich nicht soweit kam, um wenigstens etwas von den Hauptprinzipien der Mathematik zu verstehen. Dazu befähigte Männer müssen einen Extrasinn besitzen⁵⁴.“

Zum Schluß soll der große Forscher Mendel selbst zu Worte kommen: Bei einer Ansprache an einen Prälaten bei dessen Einkleidung sagte er: „Wenn ich auch manch bittere Stunden in meinem Leben miterleben mußte, so muß ich doch dankbar anerkennen, daß die schönen, guten Stunden weit- aus in der Überzahl waren.

Mir haben meine wissenschaftlichen Arbeiten viel Befriedigung gebracht, und ich bin überzeugt, daß es nicht lange dauern wird, da die ganze Welt die Ergebnisse dieser Arbeiten anerkennen wird⁵⁵.“

LITERATUR

- Baur, E.: Einführung in die Vererbungslehre. 7.—11. Aufl. Berlin 1930.
- Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 4. Aufl. Bd. 1. München 1936.
- Bolk, Louis: Das Problem der Menschwerdung. Jena 1926.
- Bresch, C.: Klassische und molekulare Genetik. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1964.
- Camerarius, R.: Über das Geschlecht der Pflanzen. 1694. Hrsg. von Möbius. Leipzig 1899. (Ostwald's Klassiker 105.)
- Correns, C.: Gregor Mendels Briefe an Carl Nägeli. Abh. math.phys. Kl. Sächs. Akademie d. Wiss. 29 (1905) Nr. 3.
- Ders.: Etwas über Gregor Mendels Leben und Wirken. Naturwissenschaften 10 (1922) 623 ff.
- Ders.: Gesammelte Abhandlungen zur Vererbungswissenschaft aus period. Schriften 1899—1924. Berlin 1924, S. 1233 ff.: Neudruck der Briefe Mendels an Nägeli.
- Cramer, C.: Leben und Wirken von Karl Wilhelm von Nägeli. Zürich 1896.
- Darwin, C.: Die Abstammung des Menschen und die geschl. Zuchtwahl. Halle/S. o. J.
- Ders.: On the Origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life. Nachdruck der 1. Ausg. New York 1951, 426 S. (Philosophical library 20.)
- Fietz, Alois: Gregor Mendel, der Bahnbrecher der Vererbungslehre. St. Pölten 1944.
- Fittig, H.: Grundzüge der Vererbungslehre. Stuttgart 1949.
- Gärtner, C. v.: Versuche und Beobachtungen über die Bastarderzeugung im Pflanzenreich. Stuttgart 1849.
- Goldschmidt, Richard: Die Lehre von der Vererbung. Berlin 1927.
- Hardin, Garret: Naturgesetz und Menschenschicksal. Stuttgart 1962.
- Heberer, G.: Schwanitz. Hundert Jahre Evolutionsforschung. Stuttgart 1960.
- Hoffmann, H.: Untersuchungen zur Bestimmung des Werthes von Species und Varietät. Gießen 1869.
- Iltis, Hugo: Gregor Johann Mendel. Berlin 1924.
- Just, Günther: Die Vererbung. 3. Aufl. Breslau.

⁵⁴ Hardin, Garret: Naturgesetz und Menschenschicksal. Stuttgart 1962, S. 137.

⁵⁵ Richter: Mendel 87.

- Kappert, H.: Die Vererbungswissenschaftlichen Grundlagen der Pflanzenzüchtung. Berlin 1948.
- Kraepelin, Karl: Einführung in die Biologie. 6. Aufl. Leipzig-Berlin 1926.
- Krumbiegel, Ingo: Gregor Mendel und das Schicksal seiner Vererbungsgesetze. Stuttgart 1957.
- Lamarck, J. de: Philosophie Zoologique. 1809.
- Linder, Hermann: Biologie. Stuttgart 1944.
- Ludwig, W.: Faktorenkopplung und Faktorenaustausch. Leipzig 1938.
- Mather, Kenneth: Biometrical Genetics. Bd. 9. New York 1949, 158 S.
- Mendel, Gregor: Versuche über Pflanzenhybriden. Hrsg. von Erich Tschermak. Leipzig 1901. (Ostwald's Klassiker der exakten Wissenschaften 121.)
- Ders.: Schriftl. Mitt. über *Bruchus pisi*, verlesen v. V. Kollar. Verh. zool.-bot. Vereins Wien 4 (1854) 27.
- Michaelis, P.: Die Vererbung. Handbuch der Pflanzenzüchtung 1 (1938).
- Nägeli, C. v.: Die Individualität in der Natur mit besonderer Berücksichtigung des Pflanzenreiches. Zürich 1856.
- Nägeli, C. v. und Peter: Die Hieracien Mitteleuropas. 1884.
- Rensch, B.: Neuere Probleme der Abstammungslehre. 2. Aufl. Stuttgart 1954.
- Richter, O.: Gregor Mendels Reisen. Verh. d. Naturforschenden Ver. in Brünn 63 (1932) 1 ff.
- Ders.: P. Gregor Mendel als Reiseprälät. Radiovortrag, gehalten in Brünn 1929. 1931.
- Ders.: Mendel und seine Heimat. Vortrag anlässlich der 7. schles. Kulturwoche am 5. Juli 1931 im Deutschen Vereinshaus in Neutitschein. 1931.
- Ders.: 75 Jahre seit Mendels Großtat und Mendels Stellungnahme zu Darwins Werken auf Grund seiner Entdeckungen. Nach einem im Naturf. Ver. in Brünn am 15. 2. 1940 gehaltenen Vortrag. Verh. d. Naturf. Ver. in Brünn 72 (1941).
- Ders.: Johann Gregor Mendel wie er wirklich war. Brünn 1943.
- Roberts, H.: Plant hybridization before Mendel. Princeton 1929.
- Scheibe, A.: Einführung in die allgemeine Pflanzenzüchtung. Stuttgart 1949.
- Schmeil-Seybold: Lehrbuch der Botanik. Heidelberg 1951.
- Schwendener, S.: Carl Wilhelm von Nägeli. Ber. d. dt. Botan. Ges. (1892).
- Sengbusch, R. v.: Pflanzenzüchtung und Rohstoffversorgung. Leipzig 1937.
- Ders.: Theorie und Praxis der Pflanzenzüchtung. Frankfurt 1940.
- Sirks, M. J.: Die Bedeutung des Jahres 1865 für die Deszendenzlehre. Naturwiss. Wochenschrift 15 (1916) 681 ff.
- Sonnenborn, T. M.: Mc. Dougall's Lamarckian Experiment. Amer. Naturalist 65 (1931) 541—550.
- Spranger, E.: Lebensformen. 8. Aufl. Tübingen 1950.
- Tschulock, S.: Deszendenzlehre. Jena 1922.
- De Vries, Hugo: Das Spaltungsgesetz der Bastarde. Ber. d. dt. Botan. Ges. 18 (1900) 83—90.
- Weinberg, W.: Über den Nachweis der Vererbung beim Menschen. Jahresh. Verein vaterl. Naturkunde 64 (1908) 369—382.
- Wichura, M.: Die Bastardbefruchtung im Pflanzenreich. Breslau 1865.
- Wiegmann, A.: Über Bastarderzeugung im Pflanzenreich. Braunschweig 1828.

JOSEPH MARIA BAERNREITHER UND DIE NATIONALE
AUSGLEICHSPOLITIK DER ÖSTERREICHISCHEN
REGIERUNG IN BÖHMEN (1908—1914)

Von Harald Bachmann

In seinen Tagebüchern legte der k. k. Minister Dr. Joseph Maria Baernreither (1845—1925), einer der führenden Staatsmänner der Donaumonarchie und eine geistig bedeutende Persönlichkeit, Zeugnis ab von den so tragisch gescheiterten Bemühungen um den nationalen Frieden in Böhmen. Mit nicht geringen Hoffnungen hatte er nach dem Regierungswechsel im Dezember 1904 eine Fortsetzung der Politik „leidenschaftsloser Beharrlichkeit“ im Streben nach dem nationalen Ausgleich erwartet. Seit der vom Kaiser selbst eingeleiteten Wahlreform waren seine Hoffnungen getrübt, doch auch jetzt, trotz aller Befürchtungen, das allgemeine Wahlrecht werde den Nationalitätenstreit neu entfachen, verfolgte Baernreither nach Becks Sturz die Ausgleichspolitik mit großem Interesse. Er war entschlossen, ohne Rücksicht auf persönliche Ambitionen — er war bereits unter Koerber als „Dauphin einer künftigen Premierschaft“ genannt worden —, jedes Ministerium zu unterstützen, um die Arbeit am Ausgleich in den Sudetenländern voranzutreiben¹.

Es sei gestattet, einen Blick auf die innenpolitische Entwicklung 1905—1908 zu werfen.

Nach den Kämpfen um die Einführung des allgemeinen Wahlrechts hatten sich die Aussichten auf eine Befriedung der Nationen Österreichs stark vermindert. Es war nicht gelungen, die Obstruktion im Parlament zu überwinden, und die nationalen Gegensätze schienen in ihrer ideologischen Starrheit unbesiegbar. Überdies verstärkten sich die sozialen Spannungen in dem wenig homogenen Gebiet Cisleithaniens durch die wirtschaftliche Konkurrenz auf nationaler und übernationaler Grundlage. Die Wahlreform erwies sich daher als kein erfolgreiches Manöver, obwohl Baron Beck bei ihrer Einführung staatsmännisches Talent gezeigt hatte.

Becks Sturz hatte für die parlamentarische Entwicklung Österreichs die härtesten Konsequenzen. War es nicht einmal dem erprobten Premier des allgemeinen Wahlrechts geglückt, das Volksparlament an beständigere Arbeit zu gewöhnen, so entwickelten sich unter seinem Nachfolger die Verhältnisse im Parlament durch Obstruktionskämpfe noch unerfreulicher als zuvor.

¹ Baernreither, Joseph Maria: Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuches 1897—1917. Hrsg. v. O. Mitis. Wien 1939, 313 S., hier S. 126.

Baernreither hielt zwar von den Methoden der Beckschen Regierungspraxis recht wenig und scheute sich nicht, sie rücksichtslos zu kritisieren, er gab aber doch zu verstehen, daß Beck trotz Bedenkenlosigkeit in der Wahl der Mittel auch gearbeitet hatte². Seinem Intimus, Sieghart, gebühre hohe Anerkennung, denn er habe als Vorsitzender des Komitees für den Ausgleich mit Ungarn hervorragend verhandelt³.

Der Nachfolger Becks, Baron Bienenrth, bemühte sich um die Lösung der böhmischen Frage durch ein Reichsgesetz. Die Tschechen schätzten ihn nicht gerade als fähigen Staatsmann ein, obwohl man ihm keineswegs Aufrichtigkeit und guten Willen absprach. Für das demokratische Parlament hatte er jedoch nach dem Urteil Tobolkas wenig übrig⁴. Baernreithers Kalkül stimmt mit der Kritik Tobolkas an Bienenrth überein. Baernreither spricht von „politischem Fischblut“, von der Unkenntnis Bienenrths und seinem geringen Verhandlungstalent⁵.

Die Landtagseröffnung in Prag, nach krisenhaften Zuständen von der Regierung mühsam durchgesetzt, erfolgte im September 1909. Sehr bald brachen die Versuche Baron Bienenrths, die Verständigung in Böhmen voranzubringen, unter dem Druck der deutschen Obstruktion zusammen. Nur eine Woche hatte die Session des Landtags gedauert, doch gerade damals bot sich Baernreither die Gelegenheit, die demokratische Parteipolitik der Deutschen zu studieren. Die Kritik dieses alten und höchst bewährten Parlamentariers des Kurienparlaments richtete sich begreiflicherweise gegen die Methoden der Massendemokratie, deren Anfälligkeit für Stimmungsmache und Schlagwörter ihm mißfiel. Es scheint daher verständlich, wenn Baernreither gerade dort Armut und Mangel an politischen Ideen konstatiert, wo das Leben am stärksten pulsieren sollte; was jedoch nicht fehlte, war politische Demagogie, mit der man die Massen zu gewinnen suchte. „Man muß sich gewöhnen, in der demokratischen Welt damit zu rechnen und sich damit begnügen.“⁶ Das Niveau der politischen Argumentation hatte sich seit Plener und Herbst sehr verändert, an die Stelle der hochgebildeten Liberalen, Juristen und Volkswirte war ein neues Geschlecht getreten, dazu eine neue politische Technik und ein neues politisches Prinzip: *Quia non movere*. Sicherlich hat Baernreither recht, wenn er im turbulenten Kampf um die Selbstbehauptung gerade diesen

² Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, S. 61. — HHSTA Wien. — Der Direktion des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien, im besonderen Herrn Staatsarchivar Dr. Rudolf Neck, bin ich für bereitwillige Unterstützung meiner Arbeiten am Baernreither-Nachlaß zu großem Dank verpflichtet.

³ Ebenda. Über die Regierung Beck und ihr Verhältnis zu den tschechischen Parteien und zur tschechischen Nationalpolitik vgl. Tobolka, Zdeněk: *Politické dějiny československého národa od r. 1848 až do dnešní doby* [Politische Geschichte des tschechoslow. Volkes vom Jahre 1848 bis zur Gegenwart]. Bd. 3, Teil 2 (1891—1914). Prag 1936, 634 S., hier S. 501—509.

⁴ Ebenda 510. Tobolkas Charakteristik Becks ist übrigens stark von Siegharts Darstellung beeinflusst. Dies gilt auch für die anderen Lebensbilder in Tobolkas sonst vorzüglichem Werk.

⁵ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 81.

⁶ Ebenda VIII, 73—75.

Grundsatz als Beweis eigener Schwäche ansieht. Wie war es möglich, Ruhe im Lande oder in den deutschen Bezirken zu fordern, wenn man keine anderen Vorschläge als die der Obstruktionspolitik hatte? Wo blieben die konstruktiven Pläne für soziale und wirtschaftliche Zusammenarbeit? Obstruktion allein konnte auf die Dauer, wie Baernreither oft genug betont hatte, nicht genügen.

Technik und Methodik der Parteipolitiker des allgemeinen Wahlrechts unterschieden sich sehr von den politischen Verfahrensweisen des Kurienparlaments; damals war eine kleine Zahl von Großgrundbesitzern zum Skrutinium in Prag zusammengetroffen, um ihren Abgeordneten zu wählen oder etwa eine sorgfältig abgefaßte, aber auch staatskluge *compte rendu* anzuhören und zu votieren. Es war jedoch an der Zeit, auch im konservativen Österreich dem Wunschdenken der Wählermassen in nationaler Hinsicht gewisse Anregungen zu geben, es zu dirigieren. Bitter mußte es nun für einen altgedienten Parlamentarier sein, Phrasen und Versprechungen anzuhören, deren Realisierung dem geschulten Sozialpolitiker unwahrscheinlich schien.

Bienert sah sich trotz aller Bemühungen sehr bald in einer schwierigen Situation: Guter Wille und versöhnliche Worte reichten nicht mehr aus, so daß sich Baernreither schon im Frühjahr 1910 veranlaßt fühlte, die Taktik Bienerts sehr scharf zu kritisieren: „Alles ist ein Schattenspiel, nirgends ein Halt an einer Tatsache, an einem Willen“.⁷

Die Stagnation der österreichischen, im besonderen der deutschböhmischen Parteipolitik charakterisierte Baernreither in einer bemerkenswerten Notiz über die politischen Methoden der Abgeordneten: „Sie sind manchmal sehr geschickt, politisch gebildet und loyal — aber das alles nützt ihnen nichts — sie müssen suggestiv sein mit was immer, durch was immer. Zuletzt müssen sie irgend einen Beschluß, irgend eine Resolution für sich haben und den Beifall als Zeichen der Übereinstimmung. Dann könne man wieder etwas aufatmen und — vielleicht in sehr vernünftiger Richtung — weiter arbeiten. Das ist aber meist ganz anders als in den Versammlungen gepredigt wird“.⁸

Die parlamentarische Arbeit litt unter Bienert noch mehr als unter Beck. Sicherlich war es aber auch in einem Parlament der cisleithanischen Nationen schwierig, große Ideen zu verwirklichen. Beck hatte mit der Einführung der Wahlreform ein großes Werk getan, Bienert jedoch blieb — da er, wie Baernreither es treffend dargestellt hat, „nicht setzen wollte“ — in den Anfangsschwierigkeiten stecken und brachte die staatsnotwendigen Reformen nicht vorwärts. Niemand hat dies mehr bedauert als der modern eingestellte, weltoffene Patriot Baernreither. Die Opposition der Tschechen, die in Verbindung mit den anderen slawischen Parteien eine parlamentarische Union gegründet hatten, griff in aggressiver Form um sich; man wollte nicht einmal die Vorlagen Bienerts tolerieren, um jeglichen Versuch der Regierung zu verhindern, der sprachnationalen Schwierigkeiten Herr zu werden. Baern-

⁷ Ebenda IX, 60.

⁸ Ebenda VIII, 75.

reither fällt ein für seine geistige Freiheit bezeichnendes Urteil: Die Tschechen wollen „das Präjudiz einer solchen Ordnung der Dinge vermeiden“⁹. Leider fehlte es Bienenrth ganz an der staatsmännischen Energie, die nötig gewesen wäre, um über die Programme und Vorlagen hinauszukommen. Bei der Vorbereitung der böhmischen Verhandlungen blieb er weit hinter Koerbers taktischen Erfolgen zurück und fühlte sich vor allem den Aufgaben eines Vermittlers im Nationalitätenkampf nicht gewachsen¹⁰.

Dies sollte sich bei den geplanten Vermittlungsaktionen, zu denen Baernreither den verfassungstreuen Großgrundbesitz heranzog, immer wieder erweisen. Am 12. September 1910 hatte der Vorstand des deutschen Landtagsklubs beschlossen, mit den Tschechen in Besprechungen über die Eröffnung einer Session des Landtags einzutreten¹¹. Die Regierungsvorlagen des Ministeriums Bienenrth wurden an eine 39 gliedrige nationalpolitische Kommission überwiesen, zwei 19 gliedrige Unterausschüsse zur Erledigung der Regierungsvorlagen wurden gebildet¹².

Baernreither hatte schon 1908 die Aufgabe übernommen, an der Versöhnung der beiden bisher in nationaler Hinsicht verfeindeten Parteien des böhmischen Großgrundbesitzes mitzuarbeiten. Der Zwiespalt zwischen böhmisch-konservativem und deutsch-liberalem Adel hatte sich als großes Hindernis für die gemeinsame Arbeit im Interesse des Staates und der eigenen Standesinteressen erwiesen. Oft hatte ihn die stolze Adelstradition Altösterreichs besonders verschärft, und viele Familien des böhmischen Hochadels gingen einander aus dem Wege, ignorierten sogar die politischen Bestrebungen ihrer Standesgenossen der andersnationalen Partei gänzlich¹³.

Erst die jüngere Generation erfaßte, wie Baernreither anschaulich zu berichten weiß, die wirtschaftliche und politische Situation besser als ihre Väter: Das Interesse am Gesamtstaat und die Verteidigung der eigenen Standesinteressen führten die „feindlichen Vettern“ zusammen. Baernreither förderte die Aussöhnung, konnte aber nur deshalb durchdringen, weil Erzherzog Franz Ferdinand seinen mächtigen Einfluß auf die Adelskreise ausgeübt hatte, um die Verständigung der beiden Völker Böhmens aus Gründen der Staatsräson zu ermöglichen. Damals zeigte der Thronfolger eine ausgleichsfreundliche Haltung; 1913 jedoch, als die Frage einer Verständigung zwischen den

⁹ Ebenda VIII, 75, Eintragung zum 2. 10. 1909.

¹⁰ Srbik, Heinrich von: Die Böhmisches Tragödie. Universitas 5 (1950) 1045—1052, hier S. 1051: „In der Tat hatte der Verständigungswille auf seiten der Deutschen und Tschechen in Böhmen sehr zugenommen, und der Bienenrths Entwurf eines Sprachengesetzes 1909 wäre nicht aussichtslos gewesen, wenn der Ministerpräsident mehr Energie aufgebracht hätte.“

¹¹ Baernreither war bald bitter enttäuscht von Bienenrths Regierungsweisheit: „Alles ist ein Schattenspiel, nirgends ein Halt an einer Tatsache, an einem Willen.“ Nachlaß Baernreither: Tgb. VIII, 60, Eintragung Karlsbad 10. 4. 1910.

¹² Dürre, E.: Ausgleichschronik 1908—1913. Prag 1914, 39 S., hier S. 17. — Pacher, Raphael: Zur Geschichte des Ausgleichs in Böhmen. Leitmeritz o. J., Selbstverlag, 27 S. (Separatdruck), hier S. 73 f.

¹³ Baernreither: Verfall 183 ff.

„bürgerlichen“ Vertretern der beiden Nationen erneut aufgeworfen wurde und die Situation günstig war, war er anderer Auffassung¹⁴.

Vom 20. September bis Mitte November 1910 verhandelten die beiden Parteien, und Baernreither entwarf, wie es stets der Fall war, ein Resumé der Konferenzen, in dem die bisherigen Ergebnisse zusammengefaßt wurden¹⁵. In diesem Rechenschaftsbericht stellte er fest, daß alle Komplikationen der böhmischen Frage in engem Zusammenhang stünden. Die Arbeit der nationalpolitischen Kommission verdiene volle Aufmerksamkeit, da sie die entscheidenden Probleme des Nationalitätenstreites zu behandeln habe. Eindeutig wies Baernreither auf die erfolgreiche Vermittlerrolle des Großgrundbesitzes hin und charakterisierte die Aufgabe der Großgrundbesitzer folgendermaßen: „Die beiden Gruppen des Großgrundbesitzes haben sich in den Besprechungen, die sie miteinander in eingehender Weise gepflogen haben, in einem Umfange über die schwebenden böhmischen Fragen verständigt und konnten daher in den Verhandlungen der letzten Wochen ihre guten Dienste einsetzen, um die notwendige Übereinstimmung zwischen den beiden nationalen Parteien zu erleichtern¹⁶.“

Es würde zu weit führen, wollte man Baernreithers sorgfältiges Referat über die seinen Intentionen entsprechenden Verhandlungsergebnisse in extenso besprechen; es geht vor allem darum, die Grundgedanken zu einer Lösung des böhmischen Konflikts herauszugreifen. Eine Reihe von wertvollen Ergebnissen offenbart Baernreithers Denkweise und bietet Aufschlüsse über seine politischen Ideen. Dem Gegner des allgemeinen Wahlrechts gelang es bei der Erörterung der Landtagswahl, die Regierung für die Beibehaltung des Kuriensystems zu gewinnen. Selbst bei Einführung eines Proportionalrechts, dessen Fürsprecher Baernreither war, sollte das bisherige Kurienwahlrecht erhalten bleiben¹⁷. Dies war aber nicht leichtfertiger Konservatismus eines Staatsmannes großbürgerlicher Herkunft, sondern vorsichtiges Fortschrittsdenken, orientiert an den Ideen des englischen Parlamentarismus,

¹⁴ Kießling, Rudolf: Franz Ferdinand und der Umbau der Monarchie. Der Donauraum 8 (1963) 261—266, hier S. 265.

¹⁵ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 71—80. Den eingeklebten Druckseiten seines Tagebuches fügt B. die Bemerkung bei: „Es war doch ein Fehler, es [das Resumé] nicht zu publizieren.“ Vgl. auch Tobolkas Urteil (III/2, 552—554).

¹⁶ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 80. — Tobolka III/2, 553 berichtet über die Erfolge der tschechischen Parteien bei den Konferenzen 1911/12, besonders über die Entwicklung der Bezirksabgrenzung: Docílily za pomoci velkostatku, že se nedála akce ohraničování okresů jen s hlediska národnostního, nýbrž i s hledisek hospodářských, komunikačních a j.

¹⁷ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 72: „Die Regierung gab die Erklärung ab, sie könne dem allgemeinen Wahlrecht mit Rücksicht auf die Verschiedenheit zwischen Reichsrat und Landtag nicht zustimmen und könne nur einer solchen Änderung der Landtagswahlordnung näher treten, die den vom Wahlrecht bisher Ausgeschlossenen einen Einfluß auf die Zusammensetzung der Landesvertretung gewährt, ohne daß diejenigen, welche vermöge ihrer Steuerleistung interessiert sind, durch das Wahlsystem der Majorisierung preisgegeben werden; bezüglich des projektierten Proportionalwahlrechtes behielt sich die Regierung ihre Stellungnahme bei Aufrechterhaltung des Kuriensystems vor.“

dessen abwartende Taktik in der Wahlreformfrage ihm stets imponierte. Der englische Liberalismus bot ihm das Vorbild einer Entwicklung des parlamentarischen Systems, das er auf Österreich anzuwenden suchte.

Besonderen Wert legte Baernreither in diesem Bericht auf die Organisation des Landesausschusses und auf die Tatsache, daß Böhmens Einheit trotz einer weitgehenden Berücksichtigung der Nationen bei der Bildung der Beratungskörper nicht beeinträchtigt werden dürfe. So sollte der gesamte Landesausschuß auch künftig über Angelegenheiten, die ganz Böhmen betrafen, entscheiden. Baernreither schwebte eine ähnliche Lösung vor, wie sie in großen Gerichtshöfen bei der Behandlung der sog. Plenarstücke üblich war. Auch sollten dem Plenum des Landesausschusses Fragen vorbehalten bleiben, die von besonderer Tragweite in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht waren. Baernreither plante hierfür eine besondere Resolution, erreichte jedoch die Annahme der Entscheidung zum damaligen Zeitpunkte noch nicht.

Die klare Festlegung der Kompetenz des Böhmisches Landtags erwies sich vordringlich. Diese Frage wurde auch in der nationalpolitischen Kommission erörtert, blieb aber unerledigt. Ebenso wenig hatte der verfassungsmäßige Großgrundbesitz Erfolg mit seinem Vorschlag, eine schlüsselmäßige Aufteilung des Landesaufwandes durchzuführen.

Obwohl Baernreither kein großer Freund des Abgrenzungsgedankens war, hat er doch die Ergebnisse der achtwöchigen Beratungen in seinem aufschlußreichen Bericht festgelegt¹⁸. Vor allem galt es, gemäß Antrag des Grafen Thun, durch Ausgliederung fremdnationaler Ortschaften aus national homogenen Gerichtsbezirken ein einheitliches Sprachgebiet mit übersichtlicher Sprachgrenze zu erhalten¹⁹. Baernreither verfolgte die Bemühungen voll Interesse²⁰. Die Abgrenzungsarbeiten wurden im Unterausschuß II gruppenweise durchgeführt und umfaßten alle strittigen Sprachgrenzangelegenheiten von Landskron bis zum Böhmerwald²¹. Bei der Behandlung des Sprachengesetzes für die autonomen Behörden gab man sich einer Täuschung hin. Zunächst galt diese Frage als leicht lösbar, doch erfolgten zwei Änderungen an der Regierungsvorlage, die den Widerspruch der Deutschen hervorriefen: die sprachliche Berücksichtigung der Deutschen Prags und die Erledigung anderssprachiger Eingaben und Anbringen seitens der autonomen Körperschaften. Baernreithers Bemühungen, auch die letzten Hindernisse auf dem Wege zu einer Verständigung aus dem Wege zu räumen, scheiterten an den Forderungen der Deutschen, die in beiden Punkten im Gegensatz zu früheren

¹⁸ Vgl. Raphael Pachers Erwähnung in seinem Manuskript „Der deutsche Volksrat in Böhmen“. Nachlaß Pacher, Archiv der Prager Burschenschaft Teutonia zu Erlangen. Pacher bezeichnet Baernreither nicht gerade als „begeisterten Freund“ der Abgrenzung.

¹⁹ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 75.

²⁰ Die Entwicklung der Abgrenzungsfrage zeigte in einigen Gemeinden, daß das nationale Empfinden auch in den Glanzzeiten des Nationalismus von wirtschaftlichen Erwägungen beeinflußt wurde. Von diesen von Baernreither registrierten Beobachtungen wird später noch die Rede sein.

²¹ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 76.

Zugeständnissen nicht zurückweichen wollten. Das Programm für die Landtagsverhandlungen wurde dadurch gestört. Baernreither schätzte den Verständigungswillen auf beiden Seiten immer noch so hoch ein, daß er sich trotzdem von einer geschickten Umformulierung der Regierungsvorlage Erfolg versprach. Seine unentwegten Versuche setzten „eine ruhige und sachliche Betrachtung der Angelegenheit“ voraus²².

Es ist bezeichnend für den Realpolitiker Baernreither, daß er sich als moderner Staatsmann nichts von der Betonung der nationalen Eigenart verspricht, sondern vielmehr versucht, den Ressentiments auszuweichen. Charakteristisch wirkt auch, wie er stets den Gesamtausgleich für Böhmen im Auge behält, ohne sich durch Imponderabilien ablenken zu lassen.

Baernreither suchte auch die nationalen Streitigkeiten um die Errichtung von Minderheitsschulen auf sachliche Grundlagen zurückzuführen. Die besten Köpfe des tschechischen Volkes bemühten sich in zahlreichen Arbeiten um die Lösung der Schulfragen. Man muß zu bedenken geben, daß die slawischen Nationen, besonders die tschechische, die Entwicklung ihrer Schulen als große Aufgabe betrachteten. Seit Jahren wurden verschiedene Projekte diskutiert, unter denen, wie bereits die Erörterung der Koerberschen Entwürfe erwiesen hatte, der Antrag des bekannten und hochangesehenen Abg. Prof. Čelakovský eine bedeutende Rolle spielte²³.

Auch bei den Verhandlungen der nationalpolitischen Kommission stellte Abg. Prof. Čelakovský einen Antrag zum Problem der Minoritätsschulen, der nach einigen Schwierigkeiten zur sachlichen Erörterung zugelassen wurde (allerdings erst auf Grund eines Majoritätsbeschlusses).

Hauptpunkte der Auseinandersetzung bei der Einrichtung der Minoritätsschulen waren zunächst die finanziellen Fragen. Die Partei Baernreithers wollte den Aufwand für die Minderheitsschulen (im fremdnationalen Gebiet) auf die Schulfonds der nationalgetrennten Landesschulräte quotenmäßig aufgeteilt sehen, wie dies bereits bei früheren Verhandlungen gefordert worden war. Grundsätzlich mußten dann die Landesschulräte zu Selbstverwaltungskörpern erklärt werden. Diese Vorschläge fanden aber nicht die volle Zustimmung der tschechischen Vertreter; die Tschechen verlangten vielmehr, daß die betreffenden Gemeinden, in denen Minoritätsschulen errichtet werden sollten, an den Kosten beteiligt werden mußten. Auch über die Kostenfrage hatte man schließlich erfolgreich verhandelt, die Abneigung der deutschen Mitglieder einer gesetzlichen Festlegung gegenüber wäre überwunden worden, wenn man sich in einem Durchführungsgesetz über die Bestimmungen geeinigt hätte, die bei der Einrichtung einer nationalen Minderheitsschule zu beachten waren. Doch schon die Erörterungen der Koerberschen Reformversuche erbrachten keine Einigung auf diesem Gebiet, das nach wilder Praxis von Ort zu Ort verschieden behandelt wurde. So war etwa die Schulpraxis der Deutschen lange Zeit von den Grundsätzen der nationalen Defensiv-

²² Ebenda 77.

²³ Hugelmann, K. G.: Das Nationalitätenrecht des alten Österreich. S. 225.

taktik beherrscht, da die Tschechen seit Jahrzehnten in offensiver Weise aufgetreten waren. Auf die Dauer war aber das Friedenswerk in Böhmen ohne Verständigung in der Schulfrage nicht denkbar. So forderte Baernreithers Fraktion die Initiative der Regierung in dieser Frage ganz besonders.

Die heftigste Kritik übte das zuständige Referentenkomitee an der Regierungsvorlage für die Einrichtung von Kreisvertretungen. Das Komitee sprach sich gegen die Beibehaltung der bisherigen Bezirksvertretungen aus und forderte die autonomen Kreisvertretungen als maßgebende Mittelinstanz. Baernreither hatte diesen Standpunkt schon in seiner Broschüre „Zur böhmischen Frage“ (Wien 1910) vertreten und hinreichend begründet²⁴.

Im übrigen trat Baernreithers Partei für die Erlassung eines Landesgesetzes ein, das die Einsetzung einer Permanenzkommission für die Erledigung der Ausgleichsgesetze dekretieren sollte. Baernreither war zweifellos der Initiator dieses Entwurfes, dessen Beratung und Annahme er für unerlässlich hielt, wenn man wirklich die Absicht hatte, den Ausgleich durchzuführen.

Zur formalen Entwicklung: Bereits Anfang Oktober gerieten die Verhandlungen ins Stocken, schleppten sich hin und wurden schließlich am 22. November 1910 ergebnislos abgebrochen. Wieder war Österreich um eine Hoffnung ärmer! Doch die Konferenzen waren nur aufgeschoben aber nicht beendet. Nach den Reichsratswahlen im Frühjahr 1911 bemühte sich Fürst Franz Thun erneut um die Lösung der böhmischen Frage und konnte sich auf die bereitwillige Mithilfe Baernreithers stützen. Am 31. Juli 1911 berieten die Mitglieder des konservativen und des verfassungstreuen Großgrundbesitzes über die Eröffnung von neuen Ausgleichsverhandlungen. Am 20. September wurde die Session des böhmischen Landtags eröffnet, diesmal sollte die am 30. 9. 1910 gewählte nationalpolitische Kommission für permanent erklärt werden, ebenso waren die deutschen Abgeordneten bereit, der Wahl einer Kommission zur Regelung der Lehrergehälter ihre Zustimmung zu geben. Tatsächlich wurden am 29. 9. 1911 nationalpolitische Kommission, Schulkommission und Finanzkommission vom Plenum des Landtags für permanent erklärt²⁵.

Der Abg. Pacher schilderte in seinem wertvollen Bericht jene Phase der Ausgleichsverhandlungen und erwähnte auch das detaillierte Arbeitsprogramm der nationalpolitischen Kommission, das ihr Vorsitzender, Graf Heinrich Clam-Martinić, am 23. 10. 1911 vorlegte:

1) Die Erhebungen über die nationale Abgrenzung sind fortzuführen, besonders im Hinblick auf die Abgrenzungsfragen, welche 1910 bearbeitet wurden.

2) Die Landesordnung und das Gesetz über den Sprachengebrauch bei den autonomen Behörden wären zu verhandeln, schließlich die Frage der Minoritätsschulen und Kreisvertretungen.

²⁴ Die Nachteile der Bezirksvertretungen waren unverkennbar und wurden auch später bei den verschiedenen Vorschlägen zur Verwaltungsreform vielfach erörtert. Vgl. etwa Jarolim, Johann: Zur Reform der inneren Verwaltung Österreichs. 1913, 126 S.

²⁵ Dürre 22f.

Einen Unterschied im Arbeitsprogramm stellte Pacher beim Vergleich mit den Aufgaben der Kommission im Jahre 1910 fest: Es war ein Verhandlungsgegenstand aus dem Bereich der Reichsgesetzgebung in das Programm der nationalpolitischen Kommission des böhmischen Landtags herübergezogen worden: Die gesetzliche Neuregelung des Sprachgebrauchs bei den landesfürstlichen Behörden in Böhmen. Baernreither hatte sich am 21. 10. 1911 zu einem Vermittlungsvorschlag in dieser Angelegenheit des Arbeitsprogramms aufgerafft, wie es bei Dürre heißt „über Drängen der Tschechen“, doch hatte Baernreither von sich aus der Forderung der Tschechen nach Regelung der Amtssprache bei den staatl. (landesfürstlichen) Behörden Verständnis entgegengebracht. Er war der Meinung, daß das Sprachengesetz, als dringendes Postulat der Tschechen, die Verhandlungsführung sonst erschwere.

„In der Tat hat sich die Lage der Deutschen 1910 nicht verbessert und ich hatte vollkommen recht, den verbohrtten Herren zuzurufen, daß sich die Dinge nicht verbessern sondern verschlechtern würden“²⁶.“ So bemerkte Baernreither in seinem Tagebuch, das uns über seine kritische Einstellung zu den Deutschböhmen Aufschluß gibt. Bei allem Verständnis für die deutschen Pläne hatte sich Baernreither zu einer nüchternen Beurteilung der tatsächlichen Machtverhältnisse durchgerungen und war entschlossen, von einem höheren staatlichen, aber vielleicht auch gesellschaftlichen Standpunkt aus ein objektives Urteil zu fällen.

Baernreither konstatierte auch, daß die Abgrenzungsarbeit auf oft unvorhergesehene Schwierigkeiten stoße. In zwei Fällen erklärte sich die deutsche Bevölkerung von Sprachgrenzorten — wohl aus wirtschaftlichen Gründen — gegen eine Abtrennung ihres Ortes vom tschechischen Bezirk (Neustadt an der Mettau und Hüttendorf bei Starkenbach)²⁷. In engem Zusammenhang mit den Novemberverhandlungen in Prag, vor allem im Rahmen der nationalpolitischen Kommission, standen auch Baernreithers kritische Bemerkungen über die Entwicklung der deutschböhmischen politischen Bestrebungen bis zum Jahre 1910. Leider hatte das allgemeine Wahlrecht die regsame Bevölkerung der deutschen Gebiete Böhmens in eine nationale Überhitzung hineingetrieben, die dem Naturell des Österreichers eigentlich nicht entsprach. Es muß wohl zugegeben werden, daß der demokratische Gedanke der Mitwirkung des einzelnen im Staat und in der Bürgerschaft tiefe Wurzel gefaßt hatte, doch schien die Entwicklung Baernreither gar nicht zu behagen, da die Aufpulverung der Wähler vielfach ohne Erziehung zur demokratisch-konstitutionellen Verfassung erfolgte. Zweifellos hatte Baernreither genügend Weitblick, um die schwierige Lage der Deutschböhmen zu erfassen, und er riet gerade bei den Verhandlungen 1910 zum Abschluß eines Ausgleichs.

²⁶ Nachlaß Baernreither: Tgb. X, 25.

²⁷ Nach der Generalkarte des Kgr. Böhmen lagen beide Orte in Ostböhmen nahe der geplanten Abgrenzungslinie, die ungefähr der Sprachgrenze nach der Volkszählung von 1910 entsprach. Vgl. Generalkarte des Kgr. Böhmen, redigiert von Zdenko Lepař. Ausgabe mit der neuen amtlichen Kreiseinteilung. Verl. Hölzl Wien, o. J.

Zuvor hatten die Großgrundbesitzer im Juli 1910 in einem Vertrag ihre Ausgleichsbereitschaft bewiesen, und Baernreither scheute sich nicht, die Situation als für die Deutschen günstig zu bezeichnen, da die tschechischen konservativen Großgrundbesitzer von den übrigen tschechischen Abgeordneten durch ihre politische Einstellung getrennt waren. Leider fehlte es bei den Deutschböhmen an Konzentration der politischen Verbände, man trieb oftmals Politik auf eigene Faust und versuchte, „die politische Phantasie der Bevölkerung auf das Höchste zu spannen“²⁸. Baernreither bemerkte voll Sorgen, daß Parteien und Nebenorganisationen, wie sie etwa dem Charakter der „Verteidigungsdemokratie“ entsprachen (Deutscher Volksrat, Städtekantlei, Bezirkszentrale u. a. m.), „Erwartungen erregen, die nie erfüllt werden können und den notwendigen und unausweichlichen Compromissen die größten Hindernisse bereiten“²⁹. Die verhängnisvollen Auswirkungen, die der Einfluß konkurrierender Nebenorganisationen auf den Gang der politischen Verhandlungen ausübte, waren ganz unverkennbar. Einsichtige Abgeordnete, wie etwa Raphael Pacher, haben später gerade das Übergreifen des Volksrates in die Parteipolitik heftig kritisiert³⁰. Sie machten die Nebenorganisationen auf nationaler oder nationalwirtschaftlicher, ja auch auf berufsständischer Grundlage, für die Zersplitterung der Wählerschaft verantwortlich und beschuldigten sie der „Vielregiererei“. Auch Baernreither beobachtete die Führungslosigkeit der Abgeordneten, denen die Nebenorganisationen „über den Kopf wuchsen“³¹.

Man darf aber nicht vergessen, daß selbst Pacher in seinen „Erinnerungen“ auf die wertvolle Arbeit des Volksrates im territorialen Bereich der Sprachgrenze hinweist, die Übergriffe in die „große“ Politik jedoch energisch ablehnt, da es doch Aufgabe der Parlamentarier wäre, die Interessen der Wähler im Abgeordnetenhaus zu vertreten. Baernreithers Bemerkung, die Abgeordneten hätten sich zu wenig um den Volksrat unter Dr. Titta „gekümmert“, entspricht aber nicht den Tatsachen, denn es ist nachweisbar, daß auch parteilich so interessierte Persönlichkeiten wie Franz Jesser von allem Anfang an die Arbeit des Volksrates in Trebnitz unterstützten.

Baernreither fand bei den Verhandlungen im November 1910, deren Ziel wohl nur ein Teilausgleich war, wertvolle Mithilfe bei den führenden Großgrundbesitzern, die sich — auch die tschechischen Parteivertreter — strikt an die Abmachungen vom Juni 1910 hielten. Baernreither schätzte die Versöhnlichkeit der Tschechen hoch ein. Er stellte fest, daß Dr. Karel Kramář bei den Konferenzen „Feuer aufs Dach“ gesetzt habe³². Einer kritischen Prüfung dürfte Baernreithers Optimismus auch in anderer Hinsicht nicht Stand halten, da er doch aus einem gewissen Wunschdenken heraus versuchte, der

²⁸ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 70 ff.

²⁹ Ebenda.

³⁰ Vgl. Bachmann, Harald: Der Deutsche Volksrat für Böhmen und die deutsch-böhmische Parteipolitik. ZfO 14 (1965) 266—294.

³¹ Nachlaß Baernreither: Tgb. IX, 70 ff.

³² Ebenda 88.

tschechischen Partei entgegenzukommen, um einen für sie und die Deutschen erträglichen Teilausgleich zu schließen.

Baernreither hatte jedoch als einer der wenigen deutschen Unterhändler ein wirkliches Gefühl für die reellen Machtverhältnisse und hat auch in bemerkenswerter Weise — beinahe prophetisch — die künftige Entwicklung vorausgesehen, ohne daß er in seinen Tagebüchern der Nachwelt eine vaticinatio ex eventu hinterlassen mußte.

Die deutschen Abgeordneten boten das Bild einer bedrückenden Zerfahrenheit. Als ihre besten Leute schätzte Baernreither Dr. Eppinger und Dr. Urban ein, von den Abgeordneten der Agrarier, Min. a. D. Dr. Schreiner und Dr. Damm, hielt er recht wenig. Wohl zu hohe Ansprüche zugunsten der Deutschen stellte der Liberale Dr. Bachmann, den Radikalen Wolf lernte Baernreither jedoch als versöhnlichen Parteivertreter kennen. Am schlimmsten war — wie bereits angedeutet — die Einmischung der Gremien außerparteilicher Art, wie etwa des Deutschen Volksrates und des Zweiteilungsausschusses. Beide stellten geradezu unerfüllbare Forderungen extremer Natur, so daß Baernreither bezweifelte, ob die beiden Grundprobleme, um die es bei den Verhandlungen ging, überhaupt vereinbar wären:

- 1) Nationale Selbstbestimmung
- 2) Notwendige Einheit des Landes.

Wird der Wille zum Kompromiß auf beiden Seiten tief genug Wurzel fassen, damit das Ziel erreicht werden kann³³? Baernreither hat mit Recht betont, wie leicht der schwache Wille zur Verständigung durch intransigente Methoden und nationale Exaltiertheit gefährdet werden konnte!

Als im höchsten Maß störend empfand Baernreither das Hineinreden gestürzter Staatsmänner, wie etwa des ehemaligen Ministerpräsidenten E. v. Koerber, dessen Verbindungen zum Deutschen Volksrat für Böhmen (Hauptstelle in Trebnitz) von zwei Seiten bestätigt werden³⁴.

Im Gegensatz zur Aktivität der Gestürzten stand die Passivität der Regierung Bienenrth. Sie setzte das moralische Gewicht des Staatsinteresses in gar keiner Weise ein; Baernreither hielt dies für eine ganz unverzeihliche Unterlassung, die überdies in allen Kreisen, ja auch im Ausland falsch aufgefaßt werden konnte. Wenn die Regierung unter Bienenrth sich entschlossen hätte, energischer vorzugehen und nicht nach den Methoden altösterreichischer Regierungsweisheit versucht hätte, „im Stillsitzen die Welt zu erobern“, wäre der Ausgleich vorangekommen. Es stellte sich die unverständliche Situation heraus, daß es die Regierung den deutschböhmisches Abgeordneten überließ, das Staatsinteresse zu verteidigen! (Die gleiche Beobachtung machte

³³ Ebenda 92.

³⁴ Ebenda 81. Baernreither erinnert in seinem Tagebuch an eine Volksratssitzung in Leitmeritz, bei welcher der Sekretär Dr. Tittas, Ehrlich, rief, Dr. v. Koerber habe geraten, nicht eher nachzugeben, als bis die Abgrenzung bewilligt sei. — Ferner berichtet R. Pacher in seinem Manuskript „Der deutsche Volksrat in Böhmen“ von den weitreichenden Beziehungen Koerbers zu den „Unzufriedenen“ im Lande. Vgl. Nachlaß Pacher (oben Anm. 18).

Baernreither übrigens auch bei den Verhandlungen unter Graf Stürgkh.) Was hätte man nicht erreichen können, wenn es gelungen wäre, nach dem Ausgleich die wirtschaftlichen Fragen anzugehen, von denen Koerber eine gewisse programmatische Vorstellung hatte!! Baernreither bedauerte es, daß die intensiv geführten Verhandlungen in Prag, bei denen übrigens „mit reinen Händen“ gearbeitet wurde, so in der Luft hingen.

Es wäre angebracht, auf die Form der Verhandlungen bei diesen Ausgleichskonferenzen kurz einzugehen. Man arbeitete außerordentlich fleißig, vor allem der Großgrundbesitz war rastlos bestrebt, den Konferenzen einen glücklichen Verlauf zu geben. Fürst Franz Thun, Graf Heinrich Clam-Martinic und Baernreither hielten fest zusammen und nützten die Vorteile der Abmachungen vom Juni 1910 konsequent aus, so daß tschechisch gesinnte und deutsche Großgrundbesitzer eine Einheit bildeten. Baernreither beobachtete streng die Grundsätze demokratischer Debatten: „Die itio in partes trat in jedem Falle ein“³⁵.

Woran scheiterte der Ausgleich auf deutscher Seite? Baernreither führte die ablehnende Einstellung der Deutschen auf Dr. Schreiners Einfluß zurück. „Ihm fehlt jede Stetigkeit, jede Ruhe zum Nachdenken“; so notierte Baernreither. Zwischen Schreiner und seinen Gesinnungsfreunden, zu denen zeitweise auch Bachmann zählte, und Baernreither bestanden große Spannungen; Schreiner schien durch die Tatsache, daß er am 22. Februar 1910 als Minister zum Rücktritt gezwungen worden war, stark verärgert zu sein. Infolge dieser Zerwürfnisse im deutschen Lager war — so vermutet Baernreither — die günstige Gelegenheit zu einem Teilausgleich ungenutzt versäumt worden.

Tatsächlich hatte sich der Einfluß des Deutschen Volksrates und seiner Anhänger, vor allem aber der Einspruch Dr. Josef W. Tittas gegen die Abgrenzung ausgewirkt. Die Abgeordneten gaben die Hoffnung auf und warfen die Flinte ins Korn, da sie sahen, wie schwierig das Abgrenzungsproblem bei Berücksichtigung wirtschaftlicher Fragen tatsächlich war. Abg. Dr. Karl Urban, dessen enger Kontakt mit den Vertrauensmännern des Volksrates bekannt war, plante nunmehr, die Volksratspolitik „auf das mögliche Maß des Erreichbaren“ zu lenken.

Aus den Erinnerungen Raphael Pachters geht klar hervor, daß der Obmann des Volksrates mit seinen Anhängern der Parteilinie verschiedener kleinerer Gruppen nahe stand, so der Fortschrittspartei, die an sich liberal-judenfreundlich war, und selbst den deutschen Kreisen Prags, die keineswegs als abgrenzungsfreundlich bezeichnet wurden³⁶. Daher wuchsen die Spannungen zwischen den beiden Parteien, die die Abgrenzung als erreichbare politische Maßnahme anstrebten — nämlich den Deutschradikalen und den deutschen Agrariern — und den anderen Parteien, deren Einfluß auf die Wähler stark im Schwinden war — und der Fortschrittspartei sowie der Splitterpartei der Alldeutschen. Die Reste des verfassungstreuen Großgrundbesitzes waren einer

³⁵ Ebenda 87.

³⁶ Nachlaß Pacher: Manuskript „Der deutsche Volksrat für Böhmen“. Archiv der Prager Burschenschaft Teutonia zu Erlangen.

nach plausiblen Maßstäben durchgeführten Abgrenzung nicht abgeneigt, doch hatte — wie bereits erwähnt — Pacher den Eindruck, daß Baernreither kein besonderer Freund der Abgrenzung gewesen sei³⁷. Sicherlich kannte Baernreither die Schwierigkeiten des deutsch-böhmischen Standpunktes und hielt mit seiner Kritik nicht zurück. Immerhin hatten die deutschen Unterhändler der nationalpolitischen Kommission den Tschechen, die ursprünglich nicht über die Verhandlungsbasis von 1910 hinausgehen wollten, weitere Konzessionen abgenötigt, und es schien durchaus vernünftig, wenn sie sich dazu verstanden, „das budgetmäßige Erfordernis nach dem Bevölkerungsschlüssel auf die Bedürfnisse beider Nationen zu verteilen“³⁸. Die hohe Gerechtigkeit dieser Maßnahme spricht für den versöhnlichen Geist der Unterhändler! Baernreither stellte auch fest, daß nach dem Ergebnis der Beratungen in den Subkomitees die neue Landesordnung in ihrem Entwurf der Minderheit weitgehend entgegenkomme, so daß so leicht nichts mehr „hinter dem Rücken“ der Deutschen geschehen könne. Nationale Autonomie und der Gedanke des Selbstbestimmungsrechts fänden aber noch nicht ihre volle Berücksichtigung.

Die Ergebnisse der Verhandlungen 1911/12 können nicht erörtert werden ohne einen Rückblick auf die Mentalität und auf die politische Einstellung der deutschen Abgeordneten, denen seit Taaffe die Vertretung von Millionen deutscher Staatsbürger im Parlament aufgetragen worden war. Die Deutschen hatten, wie Baernreither zutreffend behauptet, die Bestrebungen der Tschechen und aller anderen Slawenvölker seit Jahren unterschätzt. Es mag zutreffen, daß die deutschböhmischen Politiker den Ernst der Situation nach 1870 nicht erkannten; sicherlich hätten sie den grandiosen wirtschaftlichen und politischen Aufstieg der Tschechen eher als Gefahr für die Deutschen erfassen und nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen sollen. Der Prager Historiker Matthias Pangerl hatte dies schon 1875 klar vor Augen, als er den Zerfall der deutschliberalen Partei in seinen Briefen an Johannes Loserth voraussagte³⁹! Die Unterschätzung der Tschechen wie auch aller anderen slawischen Völker wirkte sich in der Tat verhängnisvoll aus, da ein nüchterner, realpolitisch denkender Geist die gefährliche Entwicklung nach 1866 klar erkennen mußte. Wie sollte man aber der prekären Lage Herr werden? Baernreither hätte schon damals in Anbetracht des unaufhaltsamen wirtschaftlich-politischen Vordringens der Tschechen empfohlen, auf alle Fälle Konzessionen auszuhandeln. Leider verhinderte die starre Haltung der deutschen Politiker zur Zeit des Ministeriums Taaffe (1879—1893) jegliche Einigung oder Verständigung, da beide Verhandlungspartner zu hohe Forderungen stellten. Und doch wären Absprachen dringend notwendig und eventuell auch möglich gewesen. Baernreither hätte ihnen, falls er damals in führender Position gewesen wäre, besonderen Wert beigemessen und für die Verhandlungen das Prinzip der Reziprozität vorgeschlagen⁴⁰. Gewiß könnte man die Absichten

³⁷ Ebenda.

³⁸ Nachlaß Baernreither: Tgb. X.

³⁹ Vgl. Bachmann, Harald: Briefe Matthias Pangerls an Johann Loserth aus den J. 1875—1878. Ostdeutsche Wissenschaft 6 (1959) 254—281, hier 274.

⁴⁰ Nachlaß Baernreither: Tgb. X, 7.

der Deutschen, in den achtziger Jahren (1884/1885) zu einer Abgrenzung des deutschen Gebietes zu gelangen, als Vermittlungsversuche charakterisieren, man wird aber doch der Auffassung Baernreithers zustimmen müssen, daß nur das Prinzip der Reziprozität ein wirksames Abwehrmittel gegen die Invasion der Tschechen gewesen wäre. Damit führt uns Baernreithers Denken über die Enge nationaler Konflikte hinaus, denn die Reziprozität hätte im Sprachenkampf der deutschen Sprache einen wirksamen Einflußraum gesichert, falls die Zentralregierung die Zweisprachigkeit des Königreiches Böhmen und anderer Kronländer auch wirklich garantiert hätte. Zweifelhaft war es sicherlich, ob eine solche Garantie überhaupt möglich gewesen wäre, da die zentralistische Bürokratie Wiens seit Jahren mehr und mehr an Einfluß in den böhmischen Ländern verlor, und somit ein Kompromiß auf dem Gebiet der inneren Verwaltung nicht ohne weiteres riskiert werden konnte. Immerhin bestand die Möglichkeit, die Gleichberechtigung der deutschen Sprache auf der Grundlage der sprachlichen Reziprozität gesetzlich zu fixieren, und Baernreither beklagte es tief, daß man nicht schon 1880 hierfür Vorsorge getroffen habe und überdies nicht gegen den Verzicht auf unhaltbare Positionen Zugeständnisse der Tschechen ausgehandelt hatte. Gewiß wird man Baernreither zustimmen, daß die Deutschen bei den Verhandlungen zu starr am Gedanken des Sprachgebietes festhielten und viele wirtschaftliche Faktoren unterschätzten. In der Sprachenfrage blieben sie konsequente Gegner jeglicher sprachlichen Promiskuität und hatten wohl als Schwächere auch Grund dazu, die sprachliche Anerkennung des Tschechischen in ihrem Gebiet zu fürchten. Baernreithers kluger Vorwurf mag berechtigt sein — auf dem Felde der Theorie —, in der Praxis jedoch beweist uns Raphael Pacher mit seinen Beobachtungen in Mähren (nach dem Ausgleich 1905), daß das wirtschaftlich und national vitalere tschechische Element die Gleichberechtigung im eigenen und fremden Bereich ausgenützt hat, um die sprachliche Geltung des Deutschen per nefas einzuschränken⁴¹.

Trotz aller Einwände, die man gegen Baernreithers Auffassung, die Einführung der Reziprozität hätte den Deutschen genützt, erheben kann, darf man nicht vergessen, daß der Minister vor allem an die wirtschaftliche Entwicklung Böhmens dachte. Sein Interesse galt deshalb der Befriedung des Landes, dann sollte nach dem Ende des Nationalitätenkampfes der wirtschaftliche Aufstieg folgen. „Wenn je die Geschichte von den Sybillinischen Büchern sich abgespielt hat, so war es in Böhmen.“ So charakterisiert Baernreither die Entwicklung und die verhängnisvollen Fehler der Deutschen.

Bereits 1911/12, als man sich vergeblich bemühte, den Ausgleich durchzuführen, war man an der Prager Frage gescheitert. Die Protokolle der Verhandlungen geben über den dramatischen Verlauf der Sommerkonferenz 1912 erschöpfend Aufschluß⁴². Baernreither stand skeptisch auf der Seite der Kritiker. Sein Hauptwerk war die intensive Vorbereitung des Teilausgleichs von

⁴¹ Nachlaß Pacher: Der deutsche Volksrat für Böhmen.

⁴² Vgl. dazu die Darlegungen in dem Buch: Adolf Bachmann. Ein österreichischer Historiker und Politiker. München 1962, 143 S., hier S. 100 ff.

1910, dessen Realisierung durch die Opposition Minister Schreiners mißglückt war. Die Verhandlungen von 1911/12 waren in der Tat ungleich schwieriger als jene von 1910, da man jetzt vom Standpunkt der Zweiteilung des Landes in rein tschechische und rein deutsche Bezirke ausging. Die Schwierigkeiten dieses Standpunktes waren Baernreither offensichtlich bei der Eröffnung der Konferenzen im Herbst 1911 klar. Er scheute sich nicht, da die Deutschen die Mitarbeit des Großgrundbesitzes ungern sahen, die politische Taktik der Deutschböhmen auch jetzt einer scharfen Kritik zu unterziehen. Die Deutschen erschienen ihm ohnedies als der schwächere Kontrahent; innerlich uneins, von Kirchturminteressen beherrscht, standen sie der Offensive der nationaltschechischen bürgerlichen Parteien gegenüber. Lodgman, der als junger Abgeordneter von Aussig an den Konferenzen teilnahm, äußerte sich Baernreither gegenüber sehr offen über die Fehler der Deutschböhmen, gab aber doch zu, daß „die Fahne des geschlossenen Sprachgebietes“ aufrechtgehalten werden müsse. Baernreither notierte in seinem Tagebuch: „Ob der Preis für die Fahne nicht zu hoch ist, will niemand untersuchen“⁴³. Besonders bitter empfand es Baernreither als international angesehener Sozialpolitiker, daß die deutschen Volksvertreter wohl für die Homogenität ihres Sprachgebietes eintraten, aber die Assimilierung der tschechischen Minderheit in ihrem Sprachgebiet in keiner Weise vorbereiteten! Noch schlimmer erschien die Unkenntnis der bürgerlichen Abgeordneten auf dem Gebiete der Sozialpolitik⁴⁴. Baernreithers jahrelange Studien und Publikationen zur Jugendfürsorge wurden „au fond für eine Marotte“ gehalten und waren sogar den Abgeordneten der kleinbürgerlichen Parteien meist unbekannt. Man war wohl geneigt, dem Parteivertreter des deutschen Großgrundbesitzes wegen seiner sozialpolitischen Arbeit einige unverbindliche Höflichkeiten zu sagen, ansonsten aber wollte man vom Einfluß der Gentry frei sein.

Gegenüber der tschechischen Offensivtaktik blieben die Deutschen die Schwächeren, auch juristisch-fachlich waren sie den Gegnern nicht immer gewachsen. Die Juristen auf deutscher Seite, vor allem Dr. Julius Roller, der spätere Staatssekretär der Übergangsregierung Deutschösterreichs 1918/19, kamen gegen die geschickte und energische Taktik der tschechischen Unterhändler nicht auf; beide Parteien übertrafen einander an Hinterhältigkeit, die Tschechen blieben auch darin schließlich den Deutschen überlegen.

Man muß bedenken, daß Baernreither, wie heute noch Zeitgenossen bestätigen können, die führenden Abgeordneten der Deutschböhmen, namentlich Dr. Gustav Schreiner, aber auch Dr. Adolf Bachmann und die Politiker der deutschen Agrarpartei als seine Gegner betrachtete; es waren wohl auch Ressentiments, die ihn beeinflussten. Zumindest kann man diese Einstellung aus seinem Tagebuch herauslesen. Es ist ausgeschlossen, die Politiker der

⁴³ Nachlaß Baernreither: Tgb. X.

⁴⁴ Baernreither stellte lakonisch fest: „Die großen sozialen Fragen mußte ich ihnen förmlich aufdrängen.“ (Tgb. X).

Deutschböhmen 1913 mit den großen Persönlichkeiten der Verfassungspartei etwa unter Taaffe zu vergleichen, aber trotzdem steht fest, daß Baernreithers Urteil als nicht ganz objektiv bezeichnet werden kann⁴⁵.

Die kritische Beurteilung der Ausgleichsbestrebungen durch Baernreither bliebe unvollständig, wollte man nicht daran erinnern, mit welch großem Ernst alle Mitglieder der Ausgleichsberatungen gearbeitet haben, um in sachlicher Form Konflikte aus der Welt zu schaffen, deren dämonische Ursprünge und apokalyptische Drohungen ihnen erst im Weltkriege bewußt wurden.

Ein Wort hohen Lobes zollte Baernreither seinem Freunde, dem „feudalen“ Großgrundbesitzer und Statthalter von Böhmen, Fürst Franz Thun. Ihm, dem unentwegten Vermittler, der vom Kaiser als „Ausgleichsstatthalter“ eingesetzt worden war, gilt manch anerkennendes Wort in Baernreithers Erinnerungen. Dennoch mußte Baernreither zugeben, daß die Tschechen Thun mehr imponierten als die Deutschen und daß der Einfluß Dr. Kramářs auf ihn stark gewesen ist. Thun kannte aber auch die Abneigung der Deutschen gegenüber einem Statthalter, der sich mehr und mehr auf die Seite der Tschechen stellte und offensichtlich entschlossen war, den Ausgleich auch gegen den Widerstand der Minorität durchzusetzen. Baernreithers gute Beziehungen zu Thun gaben ihm die Möglichkeit, den Eifer zu beobachten, mit dem der Fürst immer wieder versuchte, eine Lösung der Lebensfrage Böhmens zu finden. Die Anstrengungen Thuns gipfelten zur Zeit der Konferenzen im Sommer 1912 und gewannen einen hochoffiziellen Charakter, da sich der Fürst nicht scheute, auch Kräfte der Statthalterei ganz für den Ausgleich einzusetzen.

Baernreither gab nach dem Vermittlungsversuch im Jahre 1912 alle Hoffnung auf, er hielt die böhmische Frage für völlig verfahren und schob den intransigenten nationalen Parteien auf beiden Seiten die Schuld zu. Sicherlich stand er als weltgewandter Staatsmann und geistig bedeutender Parlamentarier hoch über den oft engherzigen nationalen Abgeordneten. Immerhin billigte er auch den nationalen Gruppen Altösterreichs ihr Recht auf Selbstverwirklichung zu. Gewiß erschien es ihm ratsam, die aus englischer Tradition stammende Selbstverwaltung in Österreich fest zu verankern, und sein Streben bei der Stilisierung der Entwürfe für die Landesordnung sowie der Verwaltungsreform war stets auf eine Belebung des demokratischen Bewußtseins und des freiwilligen self-government in Österreich gerichtet. Ohne Zweifel gab das hochentwickelte politische Leben der Deutschböhmen, Mährer und Schlesier auf diesem Gebiet zu den schönsten Hoff-

⁴⁵ Nachlaß Baernreither: Tgb. X: „Die Alten: Herbst, Schmeykal, Plener, Schar Schmid waren ihrer Aufgabe staatsrechtlich, sachlich und legistisch ganz anders gewachsen, sie verkannten die Situation und wollten ihr nicht Rechnung tragen, die jetzigen „Führer“ der Deutschen erkennen die politische Lage, sind gewitzigt, gedrückt und spekulieren à la Baisse, aber staatsrechtlich, sachlich, legistisch sehr schwach, um nicht zu sagen unfähig. Zwischen diesen beiden Sesseln wird Deutschböhmen fürchte ich demnächst auf der Erde sitzen.“

nungen Anlaß, obwohl immer noch viel zu tun war. Man darf wohl die demokratische Gesinnung in Österreich ungeachtet aller Eingriffe der Obrigkeit höher einschätzen als im Deutschen Reich.

Es muß den Historiker, der jene Verhandlungsperiode charakterisieren möchte, eigenartig berühren, wenn er in den Tagebüchern Baernreithers vergeblich nach einem ausführlichen Bericht über die deutsch-tschechischen Verhandlungen im Jahre 1913 sucht. Die letzten Versuche, zu einer Verständigung zu gelangen, die nach dem Urteil berufener Sachkenner bereits von einer gewissen Planlosigkeit Zeugnis geben, berührten Baernreithers sonst wachen Geist nur wenig. War es doch so, daß auch der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, seit 1912 gar nicht mehr an eine Abgrenzung in Böhmen dachte und auch kein Interesse an der Einführung von Kreisvertretungen bekundete⁴⁶! Baernreithers Arbeitskraft konzentrierte sich nunmehr auf das zweite schicksalhafte Problem Österreich-Ungarns: auf die südslawische Frage.

Gewiß hätte sich keine Partei in Böhmen dem geschätzten Rat Baernreithers verschlossen, aber man darf nicht annehmen, daß die Politiker in Böhmen seinen Anregungen gefolgt wären. Ein Herrenhausmitglied, ehemaliges Mitglied des Abgeordnetenhauses aus der Partei der Großgrundbesitzer, stieß doch in den Kreisen der ehrgeizigen „Volksabgeordneten“ auf Opposition und Ablehnung. Man sah in Baernreither, der auf Grund seiner glänzenden Beziehungen zu hochgestellten tschechischen Politikern nicht als unbedingt verläßlich galt, einen gefährlichen Konkurrenten, vielleicht sogar einen allzu kompromißfreundlichen Österreicher der alten Generation.

Wir haben keine festen Anhaltspunkte, warum Baernreither sich von den Verhandlungen fernhielt. Vielleicht wollte er seinem Freunde Thun, dessen Stellungnahme zugunsten der Tschechen er wohl kennen mußte, keine Schwierigkeiten bereiten. Zweifellos hatte er noch 1912 die deutschen Politiker bei den Verhandlungen mit Rat und Tat unterstützt, auch jetzt konnte er nur zugunsten der Deutschen eingreifen. Er wäre dann bei seinen Konferenzen mit Graf Stürgkh und Fürst Thun zwei Freunden gegenübergetreten, Freunden jedoch aus früheren Zeiten. Zu Stürgkh fand Baernreither keinen Kontakt mehr, seitdem er wußte, daß ihm die Lösung der böhmischen Frage wenig bedeutete⁴⁷. Was hätte er tun können, um Stürgkh, dessen staatsmännische Fähigkeiten er sehr gering einschätzte, umzustimmen? Baernreither war sich im klaren darüber, daß Stürgkh mit seiner quietistischen Politik dem kaiserlichen Herrn manche Sorge abnahm. Welche Hoffnungen konnte sich da ein unbequemer Warner machen, wenn er es versuchte, das „böhmische Rätsel“ zu lösen?

Obwohl Baernreither die Ausgleichsversuche 1913/14 kaum registrierte, hatten sie in Böhmen noch einmal die Hoffnung auf eine Verständigung wachgerufen, so daß es sich lohnt, kurz auf sie einzugehen. Interessant an

⁴⁶ Nachlaß Baernreither: Tgb. X, Eintragung zum 28. 3. 1912.

⁴⁷ Baernreither, Joseph M.: Fragmente eines politischen Tagebuches. Hrsg. v. J. Redlich. Berlin 1928, 352 S., hier S. 268.

ihnen war eine Stellungnahme der neuentstandenen deutschen Arbeiterpartei, sie stammte von ihrem Obmann, dem Abgeordneten Hans Knirsch⁴⁸. Knirsch lehnte zusammen mit der Fortschrittspartei Stürgkhs Ausgleichsvorlagen ab. Auch Baernreither dachte nicht daran, Stürgkhs Politik zu unterstützen. Mit bitteren Worten geißelte er in seinem Tagebuch die Planlosigkeit und Ideenlosigkeit der Regierung Stürgkh und schien auch überzeugt zu sein, daß Stürgkh für sein hohes Amt völlig ungeeignet sei, seine Berufung aber dem Ruhebedürfnis des Kaisers verdanke. Welch eine Tragödie nach der Auffassung Baernreithers, daß die Monarchie mit einem wenig befähigten Außenminister, dem Grafen Berchtold, und einem kranken Ministerpräsidenten in das Schicksalsjahr 1914 eintreten mußte!

Der Hergang der letzten Verhandlungen vom Herbst 1913 bis März 1914 soll noch skizziert werden. Stürgkh suchte seine Vermittlungsbereitschaft zu bekunden, war aber wohl überzeugt davon, daß er vor allem die „Staatsnotwendigkeiten“ erledigen müsse, er scheute auch nicht davor zurück, das Parlament aufzulösen. Das Regiment der Notverordnungen beherrschte die politische Bühne.

Baernreither hatte die Aussichtslosigkeit der Verhandlungen 1913/14 vorausgesehen⁴⁹. Auch die Ereignisse nach dem energischen Auftreten der Deutschböhmen in Komotau (August 1913) berührten ihn nur wenig. Trotzdem beobachtete er die Reaktionen der Regierung Stürgkh auf die seiner Meinung nach vorhandene Verständigungsbereitschaft der beiden nationalen Parteien⁵⁰. Durch die Sistierung der Landesverfassung war der Weg zur Verständigung ohnehin versperrt, und es drohte die Gefahr, daß Stürgkh weitere Verständigungsversuche nur zu Manövern seiner scheinkonstitutionellen Regierungspolitik degradieren würde, um sich „über Wasser“ zu halten.

Tatsächlich schlugen alle Versuche fehl, bei den Konferenzen 1913/14 einen erträglichen Ausgleich abzuschließen, obwohl auf beiden Seiten, bei Deutschen und Tschechen, zeitweise korrekt verhandelt wurde. Stürgkh war bemüht, auch die persönliche Auffassung und die Interessen des Thronfolgers zu berücksichtigen. Erzherzog Ferdinand hatte sich, wie auch Tobolka bemerkt, für ein Oktroi in Böhmen entschieden, so daß eine Einigung der „Volksparteien“ nicht seinen Plänen entsprach⁵¹.

Zu den letzten Ausgleichsversuchen Stürgkhs (1914) gab Baernreither in seinen Tagebuchnotizen einen bezeichnenden Kommentar. Zunächst stellte er

⁴⁸ Waldstein-Wartenberg, Berchtold: Der letzte Ausgleichsversuch in Böhmen vor dem Ersten Weltkrieg. Der Donauraum 4 (1959) 65—81, hier S. 79.

⁴⁹ Über die Endphase der Ausgleichsversuche vgl. Waldstein-Wartenberg 87 ff. und Bachmann in: A. Bachmann 100 ff.

⁵⁰ Baernreither berichtete in seinem Tagebuch (Franzensbad, 18. 8. 1913): „Viel weniger beachtet wird unter dem Druck der auswärtigen Ereignisse die Lage in Böhmen. Die ehrlichen Bestrebungen beider nationaler Parteien, sich zu verständigen, hat die Regierung beharrlich ignoriert, und, wie ich vermute, unter Verschweigung dieser günstigen Neigungen beider Teile den Kaiser dazu gebracht, die Landesverfassung in Böhmen zu sistieren.“ Vgl. Baernreither: Fragmente 262.

⁵¹ Tobolka III/2, 592 ff.

fest, daß Stürgkhs Vorlagen vom Februar 1914 die ungünstigsten seit dem Ministerium Badeni gewesen seien. Er nahm es den deutschen Parteien nicht übel, wenn sie, wie die Erklärung Hofrat Bachmanns zeigte, auf Grund dieser Elaborate nicht verhandeln wollten, und war wohl der Auffassung, die Regierung sei zu den Tschechen zu großzügig gewesen⁵². Baernreither behauptete ferner, der Thronfolger hätte die Vertagung des Reichsrates gefordert, da er die allzu nachgiebige Politik Stürgkhs gegenüber den Tschechen als Ausverkauf der deutschen Staatssprache ansah⁵³.

Die Zukunft der Deutschösterreicher erschien Baernreither bereits zu Kriegsbeginn als fast hoffnungslos, die Situation in Böhmen war seiner Meinung nach nur durch ein Oktroi während des Krieges zu lösen. Dieses Oktroi suchte er während seiner Amtszeit im Ministerium Clam-Martinic durchzusetzen, war aber schließlich gezwungen, auf seine Pläne zu verzichten, als Clam erklärte, die Vorlagen zur böhmischen Frage könnten nicht mehr oktroiert werden⁵⁴. In der Kriegszeit hatten sich die innenpolitischen Verhältnisse schon so stark verändert, daß sie in diesem Zusammenhang nicht mehr erörtert werden sollen.

⁵² Nachlaß Baernreither, Schachtel 36, Nr. 112—115. Baernreither notiert hier: „Vorlagen die ungünstigsten seit Badeni. Zwischenfall Bachmann, deutsche Parteien ein Doppelspiel, Hund im Kegelspiel, daß sie auf Grund der Vorlagen nicht verhandeln wollen, kann man ihnen nicht übel nehmen, den Čechen nimmt man nichts übel.“

⁵³ Schicksalsjahre Österreichs 1908—1919. Das politische Tagebuch Josef Redlichs. Hrsg. v. F. Fellner, Bd. 1. Graz-Köln 1953, 295 S., hier S. 222. — Tobolka III/2, 592.

⁵⁴ Baernreither: Verfall 195 f.

DIE GRUNDLAGEN DES PROGRAMMS DER SLOWAKISCHEN VOLKSPARTEI VOR 1938

Von Jörg K. Hoensch

Voraussetzungen der Autonomie-Politik

Am 18. Dezember 1918 wandelte der Pfarrer von Rosenberg, Andrej Hlinka, einen von ihm im Vormonat gegründeten Priesterrat¹ in eine politische Organisation um, der er den Namen „Hlinkas Slowakische Volkspartei“ (Hlinkova Slovenská ľudová strana a združenie katolíckych roľníkov, domkárov, robotníkov a zamestnancov kresťansko-sociálnych) [slowakisch: HSL'S, hier abgekürzt SVP] gab, und machte sich selbst zum ersten Vorsitzenden. Die Volkspartei-Bewegung, die zwanzig Jahre lang das politische Leben der Tschechoslowakischen Republik entscheidend mitbestimmen sollte, begann auf Initiative des niederen Klerus als eine Interessenvertretung des slowakischen Katholizismus. Eine ungeschickte Personalpolitik der Regierung Kramář, die den Anschein einer Bevorzugung des protestantischen Bevöl-

¹ Hlinka hatte, um die kirchliche Verwaltung in den von den ungarischen Bistümern abgetrennten Gemeinden sicherzustellen und um die patriotischen Appelle der ungarischen Hierarchie an die slowakischen Gläubigen abzuschwächen, gleich nach der Deklaration von Turčiansky Svätý Martin mit der Organisation eines slowakischen Priesterrates begonnen. Vgl. Lettrich, Jozef: A History of Modern Slovakia. London (1956), S. 68 f. und Sidor, Karol: Andrej Hlinka 1864—1926. Preßburg 1934, S. 298. Aber schon am 10. November 1918 wies er seine Amtsbrüder in einem Rundschreiben auf die besorgniserregende Kirchenpolitik der Regierung Kramář hin und stellte darin auch Forderungen auf, die auf eine „autonome Selbstverwaltung“ der Slowakei abzielten. Am 27./28. November kamen auf Hlinkas Vorschlag etwa einhundert katholische Geistliche zu einem Gespräch in Rosenberg zusammen. Hlinka wurde der erste Präsident des sich dort konstituierenden „Priesterrates“ und gleichzeitig Vorsitzender eines fünfzehn Mitglieder starken Exekutivausschusses. Einzelheiten bei Lettrich 69. Der Priesterrat befaßte sich anfangs nur mit Kirchen- und Personalfragen. Vgl. Sidor: Andrej Hlinka 308 und Stanek, Imrich: Zrada a pád. Hlinkovšti separatisté a tak zvaný slovenský štát [Verrat und Fall. Hlinka-Separatisten und der sogenannte slowakische Staat]. (Prag) 1958, S. 54 f.

Zur Geschichte der Slowakischen Volkspartei hat Juraj Kramer mehrere Arbeiten vorgelegt. Besonders wichtig sind Slovenské autonomistické hnutie v rokoch 1918—1928 [Die slowakische autonomistische Bewegung in den Jahren 1918—1928]. Preßburg 1962; Irredenta a separatizmus v slovenskej politike [Irredenta und Separatismus in der slowakischen Politik]. Preßburg 1957; Ausländische Einflüsse auf die Entwicklung der slowakischen autonomistischen Bewegung. Historica 3 (1961) 159—193 und Die slowakische autonomistische Bewegung in den Jahren 1918—1929. Historica 7 (1963) 115—143.

kerungsteils erwecken konnte², und ihre Verordnungen auf kirchenpolitischem Gebiet drängten den slowakischen Klerus in eine aggressive Opposition. Die Enteignung kirchlichen Grundbesitzes in Schiedsgerichtsverfahren, die Einführung der Militärdienstpflicht für katholische Geistliche, die Einschränkung des Religionsunterrichts in den Schulen zugunsten der naturwissenschaftlichen Fächer, die Umwandlung der Konfessionsschulen in staatliche Anstalten, die Eherechtsreform, die Regierungsunterstützung für die neugegründete Tschechoslowakische Nationalkirche — diese Maßnahmen waren dazu angetan, das Mißtrauen der katholischen Geistlichkeit und der hinter ihr stehenden Bevölkerungsschicht der Regierung gegenüber zu vermehren³. Als bestimmende Elemente kennzeichneten also weniger „natio-

² Die amtliche Statistik von 1930 wies 71,6 % der slowakischen Bevölkerung als Katholiken aus, 16,5 % bekannten sich zum protestantischen Glauben Augsburgischer Bekenntnisses. Die SVP focht die Richtigkeit dieser Zahlen an und gab dem katholischen Volksteil 84 %. Vgl. Nowak, Robert: Der künstliche Staat. Ostprobleme der Tschechoslowakei. Oldenburg i. O. (1938), S. 40 und Oddo, Gilbert L.: Slovakia and Its People. New York 1960, S. 212. Nach den statistischen Angaben standen 2 384 355 Katholiken (1921: 2 128 205 = 70,9 %) 548 583 (1921: 530 512 = 17,6 %) Protestanten gegenüber. Neben den Protestanten kamen andere Bekenntnisse — Böhmisches Brüder, Reformierte helvetischer Konfession (Calvinisten), Orthodoxe, Altkatholiken — kaum in Betracht; nur die „griechisch und armenisch Katholischen“ (Griechisch-Uniert) machten noch 6,4 % = 213 725 (1921: 193 778 = 6,5 %) der Bevölkerung aus, 4,11 % = 136 737 Personen (1921: 135 918 = 4,5 %) gehörten dem jüdischen Glauben an. Der Anteil der Katholiken in der Slowakei lag unter dem in Mähren-Schlesien mit 85,9 % und Böhmen mit 74,8 % (Nach: Statistische Übersicht der tschechoslowakischen Republik. Hrsg. vom Statistischen Staatsamt in Prag. Brünn 1930, S. 10 f.).

³ Die von Präsident Masaryk empfohlene Trennung von Staat und Kirche, die in das offizielle Regierungsprogramm übernommen wurde, verschärfte die Spannungen. Wie die Regierung wurden auch die slowakischen Protestanten, die den Regierungskurs befürworteten, scharf vom katholischen Klerus angegriffen und einer kirchen- und religionsfeindlichen Haltung bezichtigt. Eine dem zahlenmäßigen Verhältnis der Konfession entsprechende Gleichstellung der slowakischen Katholiken mit den Protestanten im öffentlichen Leben wurde zu einer Grundvoraussetzung für eine konstruktive Zusammenarbeit gemacht. Dem slowakischen Katholizismus fehlte anfänglich eine breitere Mittelschicht, die die bildungsmäßigen Voraussetzungen mitbrachte, bestimmte staatliche Stellungen zu übernehmen. Leider identifizierte später die SVP als katholische Interessenvertreterin den protestantischen Politiker mit der protestantischen Kirche und schuf so Gegensätze, die bis 1938 nie ganz ausgeglichen werden konnten. Die allgemein verbreitete Koppelung der Begriffe „Evangelisch = Tschechoslowake“ bei der SVP und von „Katholisch = Magyaron = Volksparteiler“ bei den Zentralisten trug nicht dazu bei, das Zusammenleben der Konfessionen zu erleichtern.

Die eingehende Besprechung dieses Fragenkomplexes geht über den Rahmen dieser Abhandlung hinaus. Wir verweisen deshalb auf den Aufsatz von Fedor Ruppelt über die Lage der katholischen Kirche in der Slowakei in: Slovakia, Then and Now. Hrsg. von R. W. Seton-Watson. London 1931, S. 177 ff. — Seton-Watson, R. W.: The New Slovakia. Prag 1924, S. 32—39 und Seton-Watson, R. W.: Czechs and Slovaks. London 1943, S. 333 f. — Borovička, J.: Zehn Jahre tschechoslowakischer Politik. Prag 1929, S. 129—132. — Klepetář, Harry: Seit 1918 . . . Eine Geschichte der Tschechoslowakischen Republik. Mährisch Ostrau 1937, S. 91 f. — Nowak: Der künstliche Staat 40—46. — Stanek 29—31. — Oddo 212 f.

nale“ Motive, sondern hauptsächlich religiöse und volkswirtschaftliche Bedenken sowie die persönlichen Spannungen zwischen Hlinka und dem Regierungsbeauftragten für die Slowakei, Dr. Vavro Šrobár, die Parteigründung⁴. Diese beiden Komponenten führten ab 1919 zu einer gefährlichen Vertiefung der grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den „Regierungsslowaken“⁵ und dem durch die SVP vertretenen katholischen Volksteil auf nationalem, kirchen- und wirtschaftspolitischem Gebiet. Andrej Hlinka wurde zum Exponenten der Richtung, die mit der Forderung auf Anerkennung der Slowaken als einer eigenständigen, von den Tschechen ethnisch, sprachlich und kulturell durchaus verschiedenen Nation und auf Gewährung der uneingeschränkten „politischen Autonomie für das Land Slowakei“ für eine stärkere Berücksichtigung der slowakischen Belange in der tschechoslowakischen Innenpolitik eintrat; er selbst verkörpert auch am deutlichsten die Konzeption der Ideologie und die Geschichte seiner Schöpfung, der SVP.

Hlinka hatte sich schon vor 1914 für eine Verbesserung der slowakischen politischen und kulturellen Belange unter der ungarischen Herrschaft eingesetzt und war bis zum Oktober 1918 offen für die Gründung eines gemein-

⁴ Dr. Vavro Šrobár, um die Jahrhundertwende Hlinka noch freundschaftlich verbunden, gab seit 1898 die in Skalica erscheinende Zeitschrift „Hlas“ heraus und bemühte sich, Masaryks Lehren im Kreise der nicht zahlreichen slowakischen Intelligenz zu verbreiten. Seinem Freundeskreis, den „Hlasisten“, kam als politischer Bewegung keine Bedeutung zu. Während des Krieges hielt Šrobár von Rosenberg aus lockere Verbindungen zur tschechischen Maffia aufrecht. Im ersten Kabinett Kramář übernahm er das Gesundheitsministerium. Doch schon am 5. November bildete er im Auftrag der Regierung eine vorläufige „slowakische Landesregierung“ und übernahm deren Vorsitz. (Vgl. Epstein, Leo: Studienausgabe der Verfassungsgesetze der ČSR. Reichenberg 1923, S. 82.) — Am 10. Dezember 1918 wurde er zum bevollmächtigten Minister für die Slowakei ernannt und richtete seine in „Regierungsamt“ umbenannte Verwaltungsbehörde zuerst in Sil-lein, nach der militärischen Besetzung der Slowakei in Preßburg ein. Hlinka wurde Šrobárs unversöhnlicher politischer Gegner und übertrug seine Abneigung lange Zeit auch auf die Republik, die Šrobár als verantwortlicher Minister für die Slowakei repräsentierte. Seton-Watson hat in *The New Slovakia* den persönlichen Zwist zwischen Hlinka und Šrobár und seine politischen Folgen untersucht. Šrobár selbst legte die Begründung für sein Verhalten in seinem Memoirenwerk *Oslobodené Slovensko. Pamäti z rokov 1918 až 1920* [Die Befreiung der Slowakei. Erinnerungen aus den Jahren 1918 bis 1920]. Prag 1928, ab S. 215 vor. — Vgl. auch Dérer, Ivan: *Slovenský vývoj a ľudácka zrada* [Die Entwicklung der Slowakei und der Verrat der Volksparteiler]. Prag 1946, S. 108 ff. und Klepetář 91 f.

⁵ Der Begriff „Regierungsslowaken“ steht für die Anhänger einer Politik, die in der engen politischen und kulturellen Zusammenarbeit mit der tschechoslowakischen Regierung die soziale und wirtschaftliche Lage in der Slowakei verbessern wollten und im Endeffekt eine weitgehende Angleichung zwischen Tschechen und Slowaken zu „Tschechoslowaken“ befürworteten. Die „Regierungsslowaken“ waren hauptsächlich in der Agrarpartei und bei den Sozialdemokraten zu finden; sie wurden oft mit den protestantischen Politikern gleichgesetzt. Doch auch die politische Ausrichtung innerhalb der „Regierungsslowaken“ war nicht völlig homogen: während die Sozialdemokraten einen strikten Zentralismus befürworteten, schwenkten die Agrarier unter dem Einfluß Hođžas in den späten zwanziger Jahren zu einem gemäßigten Zentralismus, dem „Regionalismus“, ab.

samen Staatswesens der Tschechen und Slowaken eingetreten. Am 27. September 1864 als Kleinbauernsohn in Černová geboren, 1889 zum Priester geweiht, begann er 1892 seine politische Laufbahn in der Ungarischen Volkspartei des Grafen Ferdinand Zichy. Im Dezember 1905 gab Hlinka, von der Volkstumspolitik der Ungarischen Volkspartei enttäuscht, den Anstoß zur Gründung der katholisch-konservativen „Slowakischen Volkspartei“ (L'udová strana)⁶. 1906 suspendierte ihn sein Bischof wegen „regierungsfeindlicher politischer Tätigkeit“ ab officio et ab ordine; mit der gleichen Begründung wurde Hlinka 1908 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Seinen Versuchen, die verbotene L'udová strana 1913 wieder zu aktivieren, blieb der Erfolg versagt. Kurz vor und während des Ersten Weltkrieges verhielt er sich, wie die meisten Slowaken, politisch passiv, erst 1918 trat er im Mai und Oktober in Turčiansky Svätý Martin als Vertreter der zentralistisch eingestellten Richtung in Erscheinung⁷.

Hlinka, ehrgeizig und selbstbewußt, regierte seine Partei bis kurz vor seinem Tode 1938 mit unbestrittener Autorität. In den Spitzengremien erhielten anfangs beinahe ausnahmslos nur katholische Geistliche Sitz und Stimme⁸. Auch im Funktionsapparat der SVP herrschten die Vertreter des Klerus vor. Doch aus der katholischen Honoratiorenpartei formte er in kurzer Zeit in selbstlosem Einsatz eine wirkliche „Volkspartei“ mit einem beträchtlichen Stamm von Mitgliedern und ehrenamtlichen Funktionären, die den von Hlinka ausgegebenen Parolen, wie „Die Slowakei den Slowaken“ und „Das Pittsburger Abkommen muß in die Verfassung aufgenommen werden“, fanatisch Glauben schenkten. Hlinkas Einfluß und seine persönliche Machtfülle wurden durch die rasche Expansion der Partei nie in Frage gestellt. Er blieb immer der praktischen Parteiarbeit verhaftet: Hlinka besaß keinen schöpferischen, kritischen Geist, und er hat sich daher kaum mit theoretischen Fragen beschäftigt. Die ideologische Begründung seines Programms überließ er ganz seinen Unterführern. So formulierte Tuka und nach ihm Tiso die

⁶ Vgl. Kirschbaum, Jozef: Slovakia: Nation at the Cross Roads of Central Europe. New York 1960, S. 55. — Lettrich 40. — Die neue Partei gab ein sozial-katholisches Programm auf konservativer Grundlage heraus. Als Führer galten Dr. Ferdiš Juriga, Martin Kollár, F. Skyčák und Andrej Hlinka. Die These der National- und Kultureinheit der Tschechen und der Slowaken fand damals auch die Billigung der Volkspartei. Das Verbot der ungarischen Regierung zwang diese lockere Parteiorganisation schon vor dem Ersten Weltkrieg, ihre Arbeit unter den Slowaken einzustellen.

⁷ Über Hlinkas politische Ansichten und sein Eintreten für die „tschechoslowakische Idee“ in seiner Frühzeit geben Auskunft: Sidor: Andrej Hlinka. — Sidor, Karol: Masakra v Černovej [Das Masaker in Černová]. Scranton/Pa. 1947. — Fagula, L. G.: A. Hlinka. Preßburg 1943. — Scotus Viator (R. W. Seton-Watson): Racial Problems in Hungary. London 1908.

⁸ Neben Jehlička waren es Juriga, Kmetko, Vojtaššák, Grebač, Kačka, Buday und Mnohel, etwas später dann Tiso, der Kanonikus Šrobár, Buček, Körper und Gallo, die an der Ausrichtung der SVP-Politik beteiligt wurden. Mit Tuka, Sidor, Sivák und Sokol gewannen ab 1925 aber auch Laien Eingang in das Parteipräsidium und den Exekutivausschuß. Vgl. Kirschbaum 61 f.

ideelle Grundkonzeption der SVP. Die materiellen Ziele der Parteiarbeit und den von der Parlamentsfraktion einzuschlagenden Kurs bestimmte allein Hlinka — oder der Berater, der sich gerade seines Vertrauens erfreute. Die Führungsgremien konnten auf die Ausrichtung der Parteipolitik kaum Einfluß nehmen, da sie Hlinka bewußt nur mit seinen linientreuesten Anhängern besetzte und außerdem das Präsidium allein in untergeordneten Fragen zu Rate zog, ohne sich durch dessen Entschlüsse gebunden zu fühlen⁹. Doch gerade in der Auswahl seiner engsten Ratgeber besaß Hlinka keine glückliche Hand: hörte er 1919 allein auf Dr. Francis Jehlička und ließ sich von ihm zu weitreichenden politischen Fehlern verleiten, so folgte er von 1922 bis 1928 vor allem den Weisungen Dr. Vojtěch Tukas. Nach dessen Verurteilung wegen Hochverrats im Jahre 1929 gewann der Einfluß Dr. Jozef Tisos die Oberhand; seit 1935 zeigte sich Hlinka den Ideen der Tuka-Schüler — und hier vor allem Karol Sidors — aufgeschlossen. Sowohl das Programm als auch die „Ideologie“ der SVP spiegeln diese Schwankungen wider.

Dennoch war Hlinka eigentlich ein Mann der Kirche und nicht ein Politiker, da ihm das abwägende Urteil und die mäßigende Abgeklärtheit des Staatsmannes fehlten¹⁰: ein Gefangener seines emotionalen, unkritischen und impulsiven Charakters, eigensinnig, gehemmt von persönlicher Eitelkeit, einem brennenden Ehrgeiz, dem Streben nach persönlicher Macht und Geltung. Sein selbstloser Einsatz und der Drang nach Hingabe an eine höhere Sache — die „slowakische Nation“ — nahmen ein solches Ausmaß an, daß er sich als Werkzeug und Beauftragter Gottes fühlte. Er verstand es, getragen von der Überzeugung, allein das Wohl des slowakischen Volkes im Auge zu haben, durch seine gefühlsbetonten, volkstümlichen Reden die slowakische Bevölkerung seinem Einfluß zugänglich zu machen und ein slowakisches Nationalgefühl zu erwecken. Nicht umsonst trug er daher schon zu Lebzeiten den Ehrentitel „Vodca Národa“, Führer des Volkes, Vater der Nation.

Innerhalb der Führungsgremien und des Funktionärsapparates der Partei kämpften zwei Gruppen um die Macht. Da die Partei aus einer Organisation slowakischer Priester hervorgegangen war, machten diese den Kern des konservativen Flügels aus. Das tiefreligiöse Empfinden und die naive Gläubigkeit der slowakischen Katholiken hatten ihrer Geistlichkeit bisher einen weiten Einfluß in allen Lebensbereichen gesichert, den sie durch die von der Regierung propagierte strikte Trennung von Staat und Kirche zu verlieren befürchtete. Ihre Opposition richtete sich aber nicht grundsätzlich gegen den

⁹ Nach einer Aussage des SVP-Abgeordneten Dr. Gažik, zit. bei Stanek 56.

¹⁰ Seton-Watson sah in ihm einen Kirchenmann des 12. Jahrhunderts und stellte einmal die Frage, ob Hlinka nicht besser in die Zeit Gregors des Großen oder Thomas Beckets gepaßt hätte (In: A History of the Czechs and Slovaks. London 1943, S. 333 und in: The New Slovakia 43). In der modernen slowakischen Geschichtsliteratur erscheint Hlinka als die „Verkörperung der Finsternis, der Mystik, des Konservatismus, der Bigotterie, der Demagogie und der Inkonsequenz — all das sind die typischen Züge, durch die sich auch die SVP und der slowakische Klero-Faschismus auszeichneten“. Stanek 57.

tschechoslowakischen Staat, sondern gegen die anscheinend „anti-klerikale“ Politik der tschechoslowakischen Regierungen¹¹.

Während der ersten Jahre der Republik besaß jede slowakische Partei eine einflußreiche pro-magyarische Sektion; bei der SVP fanden sich besonders viele Magyaronen ein, denn auch die magyarisierte Priesterschaft unterstützte aus ganzem Herzen die Kirchenpolitik der Partei¹². Da die Regierung wegen der schlechten Beziehungen zwischen Prag und dem Vatikan anfangs nur wenig für die „Slowakisierung“ des Klerus unternehmen konnte, blieben die Magyaronen in der SVP längere Zeit hindurch als in den anderen Parteien einflußreich. Hlinkas engster Mitarbeiter aus der Frühzeit, Dr. Francis Jehlička, entstammte diesem Lager. Zudem war die Mehrheit der numerisch geringen slowakischen Intelligenzschicht in ihrem Denken magyarisiert und lehnte die Tschechen und die neue Ordnung im Staat ab. Sie konnten nicht als „staatsbejahend“ oder „staatsfördernd“ bezeichnet werden¹³. Die „Regierungs Slowaken“ und die tschechischen Parteien begingen den taktischen Fehler, die Volkspartei als Sammelbecken der Magyarophilie abzustempeln. Nach dem Ausscheiden Jehličkas aus der Partei nahm der Einfluß der Magyaronen stetig ab, nach 1930 besaßen sie keinen nennenswerten Rückhalt mehr in der SVP.

Um die katholische Geistlichkeit scharten sich die konservativ eingestellten Parteimitglieder, von denen viele schon der alten L'udová strana angehört hatten. Sie waren als Lehrer, Notare, kleine Gutsbesitzer und Unternehmer die Träger der bescheidenen Volkstumsarbeit unter der ungarischen Herrschaft gewesen¹⁴. Trotzdem waren auch sie bereit, die „slowakischen Nationalinteressen“ jederzeit den Interessen der katholischen Kirche unterzuordnen. Die Mitglieder dieser Gruppe anerkannten und bejahten den tschechoslowakischen Staat; sie setzten sich kompromißbereit für die Gewährung einer kulturellen Autonomie, eine Beteiligung der Slowaken an der Verwal-

¹¹ Aus dem geistlichen Stande kamen unter anderen Tiso, die Bischöfe Vojtaššák, Gojdič und Kmeťko; Bevzalka, Juriga, Grebáč, Koválik, Eugen Filkorn, Macháček, Onderčko, Šalát, Buday und Bobok, die schnell führende Stellen in der SVP einnahmen.

¹² Vgl. Macartney, C. A.: Hungary and Her Successors. London 1937, S. 139 f.

¹³ Die Zahl der aktiven slowakischen „Nationalisten“, die der Regierung ihre Mitarbeit anboten, schätzte R. W. Seton-Watson in: The New Slovakia 14 auf höchstens 750 bis 1000 Personen. Macartney 111 spricht von „wenigen hundert Leuten“.

Vor der Beschuldigung der „Regierungs Slowaken“, besonders der Sozialdemokraten, ein „Magyarone“ zu sein, konnte sich kaum ein prominenter SVP-Politiker retten. Vgl. Dérer 19—23. Die SVP bemühte sich anfangs selbst, alle belasteten Magyaronen aus der Partei auszuschließen. Leider stellte sich Hlinka seit 1921 gegen diese Bestrebungen, um Tuka der Partei zu erhalten. Vgl. Hulička, Karel: The Politics of the Czechs and Slovaks 1938—1952. Phil. Diss. Berkeley 1952, M S., S. 320.

¹⁴ Als führende Mitglieder dieser Gruppe sind Pružinský, Karol und Anton Mederly, Sivák, Fritz, J. Janček, Juraj Ďurčanský, Dr. Labaj, Dr. Mirko Gažik, Dr. Karol Kréméry, F. Galan, V. Tvrďý, Dr. Kállay und Turček herauszustellen.

tung und eine bessere Koordinierung der Wirtschaftspolitik ein. Sie besaßen bis 1938 die Mehrheit in den Führungsgremien der Partei und übten einen bestimmenden Einfluß auf den ihren Vorstellungen nahestehenden Hlinka aus. Als Repräsentanten der Konservativen nahmen Dr. Buday und Dr. Tiso den stellvertretenden Vorsitz der Partei ein.

Der kleine rechtsorientierte Flügel fand seinen Sprecher in Prof. Dr. Vojtěch Tuka, der seit seinem Beitritt zur SVP im Jahre 1921 einen antitschechischen Kurs propagierte. Er sammelte einige junge Intellektuelle und aus dem Kriege zurückgekehrte Soldaten um sich, die weder mit der politischen noch mit der wirtschaftlichen Entwicklung zufrieden waren. Eine autonome Slowakei im Rahmen der ČSR lehnten sie ab: ihrem Ideal entsprach ein slowakischer „Nationalstaat“ nach dem Vorbild des faschistischen Italien. Tukas Stellung als Generalsekretär, Präsidiumsmitglied und Chefredakteur des ‚Slovák‘ versetzte ihn in die Lage, seinen Ideen Gehör zu verschaffen und seine Anhänger in den maßgebenden Stellen des Parteibetriebes unterzubringen. Die in der von Tuka gegründeten „Vaterlandswehr“ (Rodobrana) — den Fasci di Combattimento und der SA nachgebildet — erfaßten jungen Männer und ein Teil der Preßburger Studenten, denen die ethischen und religiösen Bindungen der „Gemäßigten“ weitgehend fehlten, schenkten seinen politischen Vorstellungen fanatisch Glauben. Auch nach Tukas Verurteilung wegen Landesverrat im Jahre 1929 blieb sein Einfluß noch so bestimmend, daß der engere Kreis seiner Schüler, die „Nástupisten“¹⁵ — die Brüder Ďurčanský, Vašek, Staško, Murin, Polakovič, Pokorný, Kempný, Mach und Murgaš —, diese Gruppe zusammenhalten und ab 1933 ihren Einfluß in der Partei steigern konnten. Die Machtübernahme Hitlers und die Erfolge der Sudetendeutschen Partei (SdP) blieben nicht ohne Auswirkungen auf den Kurs der „Radikalen“¹⁶. Sie stellten dabei in der Tradition Tukas und im Widerspruch zu dem gemäßigten Parteiflügel nicht mehr die Forderung nach „na-

¹⁵ Der junge Jurist Dr. Ján Ďurčanský gab seit dem 15. April 1933 die von seinem Bruder Ferdinand redigierte Halbmonatszeitschrift ‚Nástup‘ (Aufbruch, Antritt) heraus, die der ganzen Gruppe der separatistisch eingestellten „Radikalen“ den Namen gab. In dieser Zeitschrift vertraten vor allem Dr. Ferdinand Ďurčanský und seine Freunde bewußt anti-tschechische, anti-semitische und anti-marxistische Gedankengänge. Die kritiklose Bewunderung für Mussolini und Hitler, ihrer Ideologie und ihrer totalitären Staaten kennzeichnete die Ausrichtung des ‚Nástup‘.

¹⁶ Wir möchten vermeiden, diese Gruppe in der Terminologie der dreißiger Jahre und der modernen tschechoslowakischen Geschichtsschreibung schlichtweg als „Separatisten“ zu bezeichnen, da ihr auch Politiker wie z. B. Sidor angehörten, der, wie sich später herausstellen sollte, für den Verbleib der Slowakei in einer tschechoslowakischen Föderation eintrat. Wir können nicht umhin, diese Politiker — trotz der Verschiedenheit ihrer ideologischen Grundanschauung — durch die Gemeinsamkeit ihrer Methoden kurz als „Radikale“ zu kennzeichnen. Damit ist aber keine prinzipielle Wertung ihrer politischen Vorstellungen verbunden. Die Bezeichnung „Aktivisten“ oder „Nástupisten“ trifft für die Zeit ab 1936 nicht mehr zu: der erste Begriff würde ihre Ziele verniedlichen, während der zweite der immer deutlicher werdenden ideologisch-politischen Aufsplitterung in dieser Gruppe nicht entspräche.

tionaler Autonomie“ im Rahmen der ČSR auf, sondern nach voller „Souveränität des slowakischen Staates“. Seit 1936 wurde bei der Festlegung der Parteipolitik auf sie Rücksicht genommen; nach dem Münchener Abkommen ging die politische Initiative in der Slowakei faktisch in ihre Hände über.

Den frühesten programmatischen Forderungen Hlinkas vom 18. Dezember 1918 war zu entnehmen, daß sich seine Partei für die Anwendung christlich-katholischer Prinzipien auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Politik, der Wirtschaft, der sozialen Fürsorge und der Kultur im tschechoslowakischen Staat einsetzen werde. In Verbindung mit der katholischen Staats- und Gesellschaftslehre wollte die Partei auch den nationalen slowakischen Interessen förderlich sein. An Sofortmaßnahmen verlangte die SVP anfangs einen Kurswechsel in der Kirchen- und Schulpolitik der Regierung; bald ließ sie Klagen über die Tschechisierung der slowakischen Verwaltung, über die politische Entmündigung der slowakischen Katholiken, über die Stationierung tschechischer Truppen in der Slowakei und über die Wirtschaftspolitik laut werden. Die SVP wollte vor allem ihre Anhänger nach ihrer numerischen Stärke im Parlament und in der slowakischen Verwaltung vertreten wissen, um eine Garantie für die Berücksichtigung der katholischen Interessen zu erhalten. So war und blieb die Politik der Volkspartei strikt im Konfessionellen gebunden¹⁷.

Der Ideologe der SVP, Dr. Jozef Tiso, gab zwar als den „Gegenstand des politischen Bestrebens der SVP . . . nichts anderes als das slowakische Volk — als ein selbständiges, selbstbewußtes und selbstgenügsames Volk“ an. „Es sollte diesem Volk geholfen werden, moralisch und wirtschaftlich selbständig zu werden . . . Nicht nur das materielle Interesse, sondern auch die geistige, kulturelle, die höhere ideelle Zielsetzung war das politische Programm der Volkspartei . . . Die Politik der Volkspartei hatte in der Tat nur das nationale Interesse des slowakischen Volkes vor Augen¹⁸.“ Forderungen „nationaler“ Natur wurden aber von der SVP erst nach Bekanntwerden des Pittsburger Abkommens in der Slowakei, nach dem 19. April 1919, erhoben¹⁹. Hlinka und sein Berater Jehlička lasen aus dem Text des am 30. Mai 1918 von Prof. T. G. Masaryk formulierten und von ihm und den Vertretern der slowakischen und tschechischen Organisationen in den USA unterzeichneten „Česko-slovenská dohoda“²⁰ nur den einen Satz heraus, der den Slowaken

¹⁷ Der Konfessionalismus der SVP stand auch im Prozeß gegen Tiso 1946/47 im Mittelpunkt der Erörterungen. Es ist Tiso nicht gelungen, den konfessionellen Charakter der SVP bis 1938 überzeugend zu widerlegen. Wir verweisen auf die Widersprüche in seiner Verteidigungsrede: Tiso, Jozef: Die Wahrheit über die Slowakei. o. O. 1948, S. 104/05 und 121/22.

¹⁸ Tiso: Wahrheit 113/14.

¹⁹ Im Gegensatz zu dieser Ansicht steht eine Erklärung Tisos: „Die Interessen und der Schutz der Interessen der slowakischen Nation waren auch, solange wir vom Pittsburger Abkommen keine Kenntnis hatten, das grundlegende Programm und der Inhalt unserer Bewegung.“ Nach Tiso: Wahrheit 118.

²⁰ Text bei Čulen, Konstantin: Pittsburghská dohoda [Das Pittsburger Abkommen]. Preßburg 1937, S. 177 ff. Deutsche Übersetzungen bei Nowak: Der künstliche

„ihre eigene Verwaltung, ihren Landtag und ihre Gerichte“ versprach. Dem entscheidenden letzten Satz des Abkommens: „Die weiteren Einzelheiten über die Ausgestaltung des tschechoslowakischen Staates werden den befreiten Tschechen und Slowaken und ihren rechtmäßigen Vertretern überlassen“, maßen sie keine Bedeutung bei²¹. Hlinka lehnte die in der Verfassung ver-

Staat 138. — Urban, Rudolf: Der Pittsburger Vertrag und die Autonomieforderungen der Slowaken. OE 13 (1937/38) 610.

„Dohoda“ kann mit „Übereinkommen“, „Abkommen“ und „Vertrag“ übersetzt werden. Die Vertreter einer slowakischen Autonomie-Politik gebrauchten „dohoda“ in der Bedeutung von „Vertrag“, ihre Gegner von „unverbindlicher Abmachung“. Es ist nicht unsere Aufgabe, auf die Entstehungsgeschichte und die juristische Verbindlichkeit dieses Abkommens einzugehen. Wir verweisen dazu für den Standpunkt der Autonomisten auf das bereits erwähnte Werk von Čulen: Pittsburská dohoda, das in Auszügen unter dem Titel: Die Haltung der Amerika-Slowaken Beneš gegenüber. Preßburg 1945, auch auf Deutsch vorliegt. — „Autonomist“: Slovakia's Plea for Autonomy. Middletown/Pa. 1935 und Sidor, Karol: Slovenská politika na pôde pražského snemu 1918—1938 [Die slowakische Politik auf dem Boden des Prager Parlaments]. Preßburg 1943. Masaryks Einstellung zu dem Abkommen geht aus seinem Beitrag: Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914—1918. Berlin 1928, hervor. — Vgl. auch Singule, Hans: Der Staat Masaryks. Berlin 1937, S. 71—76. — Beneš, Vojta: Masarykovo dílo v Americe [Masaryks Werk in Amerika]. Prag 1925. Über Masaryks Motivierungen beim Vertragsabschluß siehe Mamatey, Victor S.: The United States and Eastern Central Europe 1914—1918. A Study in Wilsonian Diplomacy and Propaganda. Princeton 1957, S. 282 ff. Eine Interpretation vom zentralistischen Standpunkt bieten Jirásek, Jozef: Slovensko na rozcestí 1918—1938 [Die Slowakei am Scheideweg]. Brünn 1947 und Dérer. Neuere Beurteilungen zum Pittsburger Abkommen von exil-slowakischer Seite bei Kirschbaum und Lettrich; von slowakisch-kommunistischer Seite bei Lipscher, Ladislav: L'udácka autonómia. Iluzie a skutočnosť [Die Autonomie der Volksparteiler. Illusion und Wirklichkeit]. Preßburg 1957. Die mit dem Pittsburger Abkommen verbundenen juristischen und völkerrechtlichen Probleme stellen Braunias, Karl: Der Pittsburger Vertrag. Zeitschrift für Völkerrecht 22 (1938) 194—200 und Schranil, Rudolf: Versuch eines staatsrechtlichen Umbaus der Tschechoslowakei und ihr Ende. Zeitschrift für Osteuropäisches Recht, N. F. 5 (1939) 541—567 dar.

²¹ Von diesem Recht hatten die Revolutionäre Nationalversammlung und, mit gewissen Vorbehalten, auch die Abgeordneten der SVP Gebrauch gemacht. Die Verfassung vom 29. Februar 1920, die die nationale Einheit der Tschechen und Slowaken in der Präambel hervorhob, trug aber einen Oktroicharakter, da sie von einer ernannten Nationalversammlung beschlossen worden war. Auch war darin der slowakische katholische Volksteil nicht seiner tatsächlichen Stärke entsprechend repräsentiert. Die moralische Verbindlichkeit des Pittsburger Abkommens, das nicht nur die politischen Ziele und die Geisteshaltung Masaryks, sondern auch der nach Amerika ausgewanderten Tschechen und Slowaken widerspiegelt, soll damit nicht geschmälert werden.

In gleicher Weise hat sich Masaryk 1918 auch mit den Vertretern der in Amerika lebenden Karpatoukrainer verständigt. Die Legitimation dieser Gruppe um Dr. Žatkovič war weder besser noch schlechter als die der Pittsburger Unterzeichner. Dieser Beschluß einer privaten Vereinigung amerikanischer Staatsbürger diente Masaryk jedoch als Grundlage für die spätere Besetzung der Karpaten-ukraine. Die von den Ruthenen geforderte Autonomie wurde ihnen im Frieden von Trianon zuerkannt; erst 1937 nahm die Prager Regierung die Durchführung

tretenen Idee einer einheitlichen „tschechoslowakischen Nation“ und die daraus entspringenden politischen und nationalen Konsequenzen entschieden ab und beanspruchte die Anerkennung der Slowaken als ethnisch individuelle, von den Tschechen durchaus abgegrenzte Nation. Die Slowakei sollte innerhalb der ČSR zu einem Selbstverwaltungsverband mit abgeleiteten Befugnissen, mit einem eigenen Landtag, mit einer selbständigen Exekutive und voller Verwaltungshoheit umgewandelt werden. Von jetzt ab wurden jedoch auch alle Beschwerdepunkte der SVP, ob sie nun auf dem nationalen, kirchlichen, administrativen, wirtschaftlichen oder kulturellen Sektor lagen, unter dem Deckmantel der Forderung nach „nationaler Autonomie“ und nach der „Verwirklichung des Pittsburger Abkommens“ verborgen. Der Staatsverband der Tschechen und Slowaken, eine Tschecho-Slowakische Republik, wurde von der SVP bis zum Jahre 1938 grundsätzlich nicht in Frage gestellt. Die SVP unter Hlinka bejahte die ČSR²²; eine mögliche Rückkehr zu Ungarn oder eine Konföderation der autonomen Slowakei mit Polen wurden nur in kleinen einflußlosen Gruppen innerhalb der SVP erwogen. Diese Kreise konnten ihre Ziele erst dann öffentlich propagieren, als dem alternden Hlinka ab 1937 die Zügel langsam aus der Hand glitten und der SVP von den Regierungen der Nachbarstaaten eine bedeutsame Rolle bei der Zerschlagung der ČSR zgedacht wurde. Die Ausweitung der Autonomie-Politik der SVP zu einer „Souveränitäts-Politik“ im Jahre 1938/39 erscheint daher ohne den Einfluß und die aktive Beteiligung der interessierten ausländischen Mächte undenkbar.

Bei einer Zusammenfassung der Ziele der SVP Hlinkas nach den bis zum Jahre 1937 vorliegenden Gesetzentwürfen, Erklärungen und Publikationen kristallisieren sich vier größere Schwerpunkte heraus. Als Begründung für ihre Forderungen auf innerpolitischem, sprachrechtlichem und wirtschaftspolitisch-sozialem Gebiet diente ihr der „nationale“ Programmteil, in dem die SVP, eine graduelle Assimilierung der Slowaken befürchtend, den Anspruch auf Anerkennung der „Eigenständigkeit und der Volksindividualität der slowakischen Nation“ erhob. Da die Verfassung und die Regierungspolitik

in Angriff. Im Jahre 1938 erhielten die Ruthenen eine dem slowakischen Autonomiegesetz entsprechende Rechtsstellung (Vgl. das Gesetz vom 22. November 1938, Nr. 328 SdGuV).

Beneš konnte Ende 1937 nur resigniert zugeben, daß das Pittsburger Abkommen ein offensichtlicher Fehler Masaryks gewesen sei (ADAP, D, II, 25).

Wir verweisen auf die Stellungnahme Masaryks 234 f. und Singules 73 f. — Vgl. auch Macartney 37 und Miller, D. Hunter: My Diary. Bd. 22. New York 1926, S. 220.

²² Der einzigen gegenteiligen Äußerung Hlinkas in einer Rede zum „Tag der slowakischen Intelligenz“ am 25. Juni 1932 in Trenčín, die SVP sei bereit, die Autonomie „auch um den Preis der Republik“ durchzusetzen, standen bis 1938 zahlreiche Erklärungen und Handlungen gegenüber, aus denen die Anerkennung und Bejahung der politischen Einheit des Staates hervorgingen. Vgl. Tiso: Wahrheit 60—62 und 119 und Lipták, Lubomír: Slovenská L'udácka buržoázia a Mnichov [Die slowakische Volksparteiler-Bourgeoisie und München]. In: Kdo zavinił Mnichov [Wer hat München verursacht]. (Prag) 1959, S. 107.

die „tschechoslowakische Nationaleinheit“ betonten, schienen den Slowaken als Teil des „Staatsvolkes“ keine politischen oder kulturellen Sonderrechte zuzustehen, wie sie eine nationale Minderheit für sich in Anspruch nehmen konnte. Erst auf dem Wege über die Anerkennung als „einer vom staatsführenden Volk verschiedenen . . . Nationalität“ glaubte die SVP ihr politisches Programm der „nationalen Autonomie“ durchsetzen zu können²³.

Die Ideologen der SVP, speziell Dr. Tiso, machten es sich deshalb zur Aufgabe, das Vorhandensein einer „slowakischen Nation“ und die Berechtigung eines „slowakischen Nationalismus“ aus dem Naturrecht abzuleiten und in historisierender Weise die Kontinuität der slowakischen Autonomiebewegung seit dem 19. Jahrhundert darzustellen²⁴. Durch die Betonung des naturgegebenen Rechts auf die Pflege ihrer Sprache, ihrer „nationalen Eigenart“ und ihrer Bräuche, der natürlichen Einheit des von ihnen bewohnten Raumes und der gemeinsamen Abstammung glaubte die SVP den Beweis für das Vorhandensein einer „slowakischen Nation“ erbracht zu haben. Doch gerade dieses Bewußtsein der gesellschaftlichen, kulturellen und auch historischen Gemeinsamkeit aller Slowaken fehlte 1918 noch weitgehend. Zuerst mußte das Gefühl einer regionalen Zusammengehörigkeit zu einem allgemeinen slowakischen „Nationalbewußtsein“ erweitert werden, bevor das Autonomie-Programm der SVP die Überzeugungskraft und die Unterstützung der slowakischen Wähler gewinnen konnte. Deshalb stellten die Autonomisten den Anspruch auf, in erster Linie „nationale Erwecker“ zu sein; sie leiteten ihren „Nationalismus“ aus der Pflicht ab, sich um das „slowakische Volk kümmern zu müssen“²⁵. Die SVP verstand es schließlich, den triebhaften naiven Nationalismus der slowakischen Bauern aufzugreifen, ihn politisch-ideologisch umzuformen und zuerst in einem Programm der nationalen Autonomie, nach 1938 in der Forderung nach dem slowakischen Nationalstaat zu vertreten. In dieser Hinsicht war „die Bewegung der Volkspartei . . . ein wiederbelebter slowakischer Nationalismus“²⁶.

Ohne die Aufklärungs- und Erziehungsarbeit abwerten zu wollen, erscheint uns doch die Hervorhebung der „nationalen Idee“ im Programm der SVP allein von der Notwendigkeit bestimmt, eine überzeugende Begründung für ihren Anspruch auf „nationale Autonomie“ oder auf die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes herauszustellen. In der praktischen Politik hat sich

²³ Zur Definition des Begriffs „Nationale Autonomie“ siehe Veiter, Theodor: Nationale Autonomie. Rechtstheorie und Verwirklichung im positiven Recht. Wien-Leipzig 1938, S. 58.

²⁴ Vgl. dazu Polakovič, Štefan: Tisova náuka [Tisos Lehre]. Preßburg 1941, S. 103—188 und S. 283—297. — Zachar, L'udovit: Katolicizmus a slovenský národný socializmus. Štátovedecká úvaha [Katholizismus und slowakischer Nationalismus. Staatswissenschaftliche Überlegung]. Preßburg 1940 und Polakovič, Štefan: Slovenský národný socializmus [Slowakischer Nationalsozialismus]. Preßburg 1941.

²⁵ Vgl. die Polemik Tisos vor dem Nationalgerichtshof im März 1947, Wahrheit 123.

²⁶ Šrobár vor dem Nationalgerichtshof während des Tiso-Prozesses, nach Tiso: Wahrheit 113.

die SVP mehrmals zu Konzessionen herbeigelassen, die das „nationale Interesse der Slowakei“ unberücksichtigt ließen²⁷.

Das politische Programm der SVP, das unter dem Schlagwort der „nationalen Autonomie“ lief, war komplex. Hlinka faßte den Inhalt dieses Begriffes sehr weit, denn zeitweise verstand er darunter alle politischen Rechte, soweit diese noch mit der staatlichen Souveränität vereinbar waren und die Einheit der ČSR nicht gefährdeten. Die Zentralregierung sollte als oberste Aufsichtsbehörde den für die Gesetzgebung und die Selbstverwaltung in der Slowakei verantwortlichen Landtag überwachen und die gemeinsamen Ressorts des Äußeren, der Finanzen und der Verteidigung in Übereinstimmung mit der slowakischen Landesregierung verwalten. Die Autonomierechte sollten in der ganzen Slowakei Anwendung finden, jedoch nur von den slowakischen Bewohnern des Landes in Anspruch genommen werden können. Der in der Slowakei lebenden deutschen und magyarischen Minderheit wollte die SVP dann innerhalb der slowakischen Autonomie eine bescheidene Kulturautonomie und Selbstverwaltung auf Gemeinde- und Kreisebene zugestehen. Der juristische Träger der „nationalen Autonomie“ sollte die SVP werden. Daraus leitete sich der Anspruch der Partei als der einzigen bewußt „slowakisch-nationalen Volksorganisation“ ab, allein und verbindlich für die Slowaken mit der Zentralregierung verhandeln und Verträge abschließen zu können. Als wichtigstes Ziel der Parteiarbeit galt, die Mehrheit der slowakischen Wähler zu repräsentieren, um dadurch den alleinigen Führungsanspruch der SVP zu bekräftigen²⁸. Nur eine bescheidene Minderheit innerhalb der Partei gedachte von allem Anfang an die Autonomie als Vorstufe für eine später zu verwirklichende „Souveränität“ auszunützen.

Die SVP stellte ihre Forderungen nach Verwirklichung der „nationalen Autonomie“ nur nach und nach auf; ein geschlossenes Programm legte sie erst 1938 vor. Noch vor der Verabschiedung der Verfassung, am 14. Januar 1920, brachten ihre Abgeordneten einen Ergänzungsantrag zum Verfassungsgesetz ein, in dem sie — noch recht ungenau definiert — die Selbstverwaltung und die Legislative auf Landesebene forderten²⁹. Der Slowakische Klub der Nationalversammlung lehnte den Antrag am 5. Februar 1920 mit der Begründung: „Zur Vorlage im Plenum ungeeignet“ ab³⁰. Die sechs Abgeordneten der Volkspartei stimmten daraufhin der Verfassung am 29. Februar

²⁷ Wir verweisen nur auf den Regierungsbeitritt der SVP im Januar 1927 und auf die Haltung der Partei bei der Wahl Beneš zum Staatspräsidenten im Dezember 1935.

²⁸ Die Frage der Legitimität und Legalität beschäftigte die SVP und besonders Tiso lange. Solange die SVP die Mehrheit der Wähler nicht vertrat, versuchte sie durch die Gründung einer „Autonomen Einheitsfront“ ihren Führungsanspruch zu erhärten. Vgl. Polakovič: *Tisova náuka* 189—228. — Hodža, Milan: *Federation in Central Europe. Reflections and Reminiscences*. New York 1942, S. 91. — Klepetář 394.

²⁹ Text bei Sidor: *Slovenská politika* 69.

³⁰ Nach dem ‚Slovák‘, 31. Dezember 1929.

1920 nur unter Vorbehalten zu; als Ziel ihrer Politik gaben sie offen „eine autonome Slowakei mit eigenem Landtag“ an³¹.

Den ersten durchdachten Entwurf für ein Autonomie-Gesetz arbeitete noch im gleichen Jahr Dr. Ferdiš Juriga aus und legte ihn am 31. Januar 1921 dem Vollzugausschuß der SVP vor. Nach dem Vorbild des österreichisch-ungarischen Ausgleichs von 1867 sollten dem tschechischen und slowakischen Landesteil im dualistisch gegliederten Staat nur der Präsident der Republik, die Außenpolitik, die Landesverteidigung und die Staatsfinanzen gemeinsam sein³². Der SVP-Abgeordnete Dr. Labaj bejahte in seinem Vorschlag, dem das Verhältnis zwischen Kroatien und Ungarn ab 1868 zu Grunde lag, eine starke Zentralregierung: der Landtag sollte nur die Kontrolle über die staatlichen Verwaltungsbehörden, das Ministerium für die Slowakei, die Verwaltung der Schul- und Kirchenangelegenheiten, das Justizwesen und die Landwirtschaftskammer übernehmen. Auf Hlinkas Aufforderung hin stellte auch Dr. Tuka einen Gesetzentwurf fertig, in dem er die Konstituierung eines Staatenbundes forderte³³. Sein Konzept ließ von der im österreichisch-ungarischen Ausgleich betonten Real- und Personalunion nicht mehr viel übrig. Die von ihm konzipierte „Tschechisch-Slowakische Republik“ wäre eine Konstruktion ohne eigentliche Staatsgewalt gewesen, da sie die Souveränität der beiden Mitgliedstaaten grundsätzlich unangetastet gelassen hätte³⁴.

Eine Kommission der SVP arbeitete Ende 1921 aus diesen drei Vorschlägen den Entwurf eines Autonomiegesetzes aus, der dem Parlament am 27. Januar

³¹ Vgl. Lettrich 73. Über die Modalitäten der Abstimmung zum Verfassungsgesetz vgl. Hartmann, Paul: Die politischen Parteien der Tschechoslowakischen Republik. Eine juristische Studie. Brünn usw. 1931, S. 41 f.

³² Weitere Einzelheiten bei Braunias, Karl: Die verfassungsrechtliche Stellung der Slowakei. Nation und Staat 12 (1939) 219.

³³ Text nach Tuka, Vojtěch: Návrh zákona o autonomii Slovenska [Gesetzentwurf über die Autonomie der Slowakei]. Rosenberg 1921 und dem ‚Slovák‘ vom 24. Juni 1921.

³⁴ Nach Tukas Entwurf sollten die beiden souveränen Staaten, die Tschechei und die Slowakei, einen völkerrechtlichen Vertrag abschließen, der ihr Verhältnis zueinander geregelt und ihnen völkerrechtlich volle Handlungsfreiheit garantiert hätte. Beiden Partnern stand ein eigenes diplomatisches Vertretungsrecht zu. Jedem der beiden Teilstaaten wurden eine eigene Verfassung und Gesetzgebung, eine eigene Regierung und nationale Streitkräfte zugebilligt, deren Unabhängigkeit nur durch die Person des gemeinsamen Staatspräsidenten und die Bestimmung, nur gemeinsam Krieg zu führen und Frieden zu schließen, eingeschränkt gewesen wäre. Zur gemeinsamen Lösung größerer Angelegenheiten sollten untereinander Meistbegünstigungsverträge abgeschlossen werden. Um eine mögliche Vorherrschaft der an Zahl und Wirtschaftskraft überlegenen Tschechen auszuschalten, sollte bei gemeinsamer Beratung jedem Partner dieselbe Stimmenzahl zur Verfügung stehen.

Dieser Entwurf Tukas hat bei der Planung der „Radikalen“ in der SVP in den dreißiger Jahren noch eine größere Rolle gespielt. Im polnischen Außenministerium beschäftigte sich 1934 der Direktor der Ostabteilung, Kobylanski, mit den Autonomie-Forderungen der Slowaken, insbesondere mit dem Gesetz-Entwurf Tukas, den er wegen seiner weitgespannten Konzeption als die für Polen günstigste Lösung des tschechisch-slowakischen Verhältnisses ansah.

1922 in Form eines „Gesetzesantrags auf Verfassungsänderung“ vorgelegt wurde. Seine Kernpunkte finden sich, abgesehen von einigen zeitbedingten Korrekturen 1930 und 1934, auch in den Juni- und Augustvorschlägen der SVP aus dem Jahre 1938; das slowakische Autonomie-Gesetz vom 22. November 1938 verwirklichte dann den Großteil der hier zum ersten Mal aufgestellten Forderungen. Dieser Antrag wurde 1922 schon im Initiativauschuß des Parlaments verworfen, der ihn ohne nähere Begründung zur Ergänzung der Verfassung für ungeeignet erklärte.

Es findet sich wahrscheinlich kein anderes politisches Dokument, das die frühen materiellen Ziele der SVP-Politik in gleicher Geschlossenheit aufzeigt und ein so offenes Bekenntnis zur Einheit und Unteilbarkeit der ČSR ablegt. Nach den Vorstellungen der SVP waren die drei den Staat bildenden Gebiete Böhmen-Mähren-Schlesien, die Slowakei und die Karpatenukraine je mit einer weitgehenden Territorialautonomie auszustatten. Für die Regelung der inneren Angelegenheiten jedes Landes war ein Landtag, für die Slowakei mit dem Sitz in Preßburg, vorgesehen. Dieser slowakische Landtag mit 92 Abgeordneten, nach der für die Nationalversammlung zuständigen Wahlordnung gewählt, sollte nur aus einer Kammer bestehen und für die Landesgesetzgebung verantwortlich sein. Das aktive und passive Wahlrecht wollte die SVP nur den in der Slowakei heimatberechtigten Personen zugestehen. Die Verwaltung des Landes sollte von einer Landesregierung unter einem vom Präsidenten der Republik ernannten Ministerpräsidenten geleitet werden, der — wie alle Regierungsmitglieder — die Heimatberechtigung in der Slowakei nachzuweisen hatte. Die SVP wollte der Landesregierung die Angelegenheit der Verwaltung, der Schule, der Kirche, der Justiz, der Volkswohlfahrt, des Handels, der Landwirtschaft, der öffentlichen Arbeiten und der Finanzen, die sich auf diese Ressorts bezogen, übertragen. Dem Landtag sollte die Aufsicht und die Entlastung der Landesregierung zustehen. Die Außenpolitik, die Landesverteidigung, Verkehr und Post, Staatsrecht, die Wahl und die Person des Staatspräsidenten und die für diese Aufgabenkreise erforderlichen Finanzen sollten weiterhin allen drei Staatsgebieten gemeinsam bleiben. Die aufgestaute Verbitterung über die politische Einflußlosigkeit der Slowaken in der Zentralregierung machte sich in der Forderung bemerkbar, daß ein Drittel der Minister und der Beschäftigten in den gesamtstaatlichen Ministerien Slowaken sein müßten. Das Recht der Ernennung der Minister und der hohen Staatsbeamten wollte die SVP dem Staatspräsidenten belassen. Die SVP verlangte die Zuteilung von wenigstens einem Fünftel der Sitze im Abgeordnetenhaus (61) und im Senat (32) an slowakische Abgeordnete. Ein aufschiebendes Veto-Recht einer Zweidrittel-Mehrheit der slowakischen Abgeordneten sollte eine tschechische Suprematie bei politischen Entscheidungen verhindern. Als Staatssprache für die Slowakei sollte allein Slowakisch zugelassen sein. Die Kosten für die Verwaltung des Gesamtstaates hoffte die SVP aus Staatssteuern und Monopolen aufzubringen und das Budget für die Slowakei mit slowakischen Steuermitteln (Einkommen- und Kopfsteuer) auszugleichen³⁵.

³⁵ Text des Gesetzesentwurfes bei Sidor: Slovenská politika 87 f.

So griff die Volkspartei bei der Gestaltung ihres Programms bewußt auf die Vorbilder zurück, die sich in der österreichisch-ungarischen Monarchie bei der Lösung nationaler Streitfragen bewährt hatten³⁶. Ihr Programm enthielt daneben auch die Autonomierechte, die den Bewohnern der Karpatenukraine im Minoritätenschutzvertrag vom 10. September 1919 zugestanden worden waren³⁷.

Ihren Autonomie-Anspruch stellte die SVP dann am kompromißlosesten am 3. August 1922 im „Silleiner Memorandum“ heraus. In diesem von Tuka verfaßten Dokument wiederholte sie den Inhalt des „Antrags auf Verfassungsänderung“ vom 27. Januar 1922, verlangte die Einlösung der Versprechungen des „Pittsburger Abkommens“ und wies auf die unbefriedigende Kultur- und Wirtschaftspolitik der Regierung in der Slowakei hin. Tuka schlug vor, die Verwirklichung der Autonomie und des slowakischen Selbstbestimmungsrechtes in einem Zusatzabkommen zum Friedensvertrag von St. Germain zu garantieren. Der SVP war aber mit dem Memorandum weder beim Präsidenten der Republik, noch beim Völkerbund oder der Botschafterkonferenz der Großmächte in Paris ein Erfolg beschieden³⁸. Erst das dank der Mitarbeit der SVP 1927 verabschiedete Gesetz über die Landesselbstverwaltung³⁹ brachte der Volkspartei in einigen Punkten eine Realisierung ihrer Vorschläge, ohne durch seine Bestimmungen dem weitgespannten Konzept nach „nationaler Autonomie“ zu entsprechen⁴⁰.

³⁶ Die meisten der von der SVP aufgestellten Forderungen waren dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn aus dem Jahre 1867 entlehnt, einige wenige wurden sogar schon in den speziell slowakischen Programmen von Liptovský Svätý Mikuláš von 1848 und Turčiansky Svätý Martin von 1861 angedeutet. Die Slowakei hätte nach den Vorstellungen der SVP also eine Stellung einnehmen sollen, die ihr staatsrechtlich größere Zugeständnisse als einem Kronland in der Monarchie im Sinne der Verfassung von 1867 gegeben hätte. Einzelheiten bei Hugelmann, Karl G.: Das Nationalitätenrecht des alten Österreich. Wien 1934 und Braunias, Karl: Die Fortentwicklung des altösterreichischen Nationalitätenrechtes nach dem Kriege. Wien 1936/38.

³⁷ Die autonomen Rechte der Ruthenen waren — nach dem Vorbild des ungarischen Volksgesetzes Nr. X vom Jahre 1918 „Über die Autonomie der in Ungarn lebenden ruthenischen Nation“ — in der Verfassung der ČSR vom 29. Februar 1920, Erstes Hauptstück, § 3, Abs. 2 ff. (Nr. 129 SdGuV) garantiert worden. Einzelheiten und Literaturhinweise bei Veiter 151—157. Die Autonomie wurde aber durch eine einfache Regierungsverordnung vom 26. April 1920 aufgehoben; erst durch das Gesetz vom 26. Juni 1937 (Nr. 172 SdGuV) wurde die Karpatenukraine mit beschränkten autonomen Rechten ausgestattet.

³⁸ Das Memorandum war nicht nur gewaltsam antitschechisch in der Argumentation und der Polemik, sondern auch promagyarisch und radikaler als die Schriften der ungarischen Revisionsliga. Als Denkschrift, bei der Hlinka als Verfasser zeichnete, wurde es unter dem Titel *Cri de détresse adressé au monde civilisé par un peuple condamné à mort* von der SVP dem Völkerbund zugestellt, der eine Behandlung jedoch ablehnte (Weitere Einzelheiten und die Begründung bei *Diplomaticus: The Czechs and their Minorities*. London 1939, S. 32). Auch Tuka konnte im Juli 1923 von dem Botschafterrat der Westmächte in Paris keine Stellungnahme zu der Denkschrift erhalten.

³⁹ Nr. 125 SdGuV vom 14. Juli 1927.

⁴⁰ Einzelheiten siehe S. 353.

Nach dem durch die Verurteilung Tukas und den mäßigen Erfolg bei der Wahl im Oktober 1929 bedingten Ausscheiden der SVP aus der Regierung Švehla änderte Hlinka seine politische Konzeption: er stellte nicht mehr grundsätzliche, sondern nur noch „Zeitforderungen“ auf und propagierte eine schrittweise Verwirklichung der Autonomie. Am 28. Januar 1930 nahm der V. Parteitag der SVP einen seit Oktober 1929 angekündigten Entwurf eines „Gesetzes über die Gewährung der Autonomie“ an, der dem neuen Aktionsprogramm der Partei entsprach⁴¹. Stärker als je zuvor stellte die SVP dann in einem Entwurf aus dem Jahre 1934 das Recht der Slowaken auf Selbstbestimmung heraus, beschränkte sich sonst aber auf praktische Vorschläge, die zu einer Normalisierung der Wirtschafts- und Beschäftigungslage führen sollten⁴².

Nationalitätenrecht ist fast immer auch Sprachenrecht. Daher hat die SVP bei allen Versuchen, die nationale Frage durch Gewährung einer Autonomie zu lösen, die Forderung nach Anerkennung des slowakischen Idioms als eigenständiger Sprache und den Anspruch auf ein slowakisches Schul- und Bildungswesen zu einem bestimmenden Politikum erhoben. Die im Sprachengesetz vorhandenen Assimilierungs- und Abwertungstendenzen des Slowakischen gegenüber dem Tschechischen und die Hervorkehrung der Idee einer „tschechoslowakischen Kultur- und Nationaleinheit“⁴³ stießen bei der SVP auf strikte Ablehnung. Die befriedigendste Lösung wäre die gleichberechtigte Verwendung beider Sprachen in gemeinsamen Angelegenheiten und die Bevorzugung von Tschechisch im Westen und Slowakisch im Osten der Repu-

⁴¹ ‚Slovák‘, 6. Oktober 1929. — Der Antrag wurde am 8. Mai 1930 im Parlament eingebracht; er verfiel schon im Initiativausschuss der Ablehnung. Einzelheiten bei Sidor: Slovenská politika 211 ff. — Čulen, Konstantin: Po Svätoplukovi druhá naša hlava [Nach Svätopluk unser zweites Staatsoberhaupt]. Middletown 1947, S. 157. — Hrušovský, František: Die Geschichte der Slowakei. Preßburg 1942, S. 173.

⁴² Diesen Entwurf kennen wir seinem Wortlaut nach nur aus einer Akte des polnischen Außenministeriums, dessen Direktor der Ostabteilung, Kobylanski, ihn mit den anderen Gesetzentwürfen der SVP studiert und kommentiert hatte. Akte Kobylanski/Slowakei. In der uns zugänglichen SVP-Presse finden sich nur zusammenfassende Inhaltsangaben.

⁴³ Nach dem Gesetz vom 10. Dezember 1918 wurde die slowakische Sprache als Amtssprache in der Slowakei festgelegt. In dem Gesetz vom 13. März 1919 hieß es, daß zwar allein der tschechische Text der Gesetzveröffentlichungen maßgeblich sei, die Veröffentlichung aber auch auf Slowakisch und Deutsch zu erfolgen habe. Der Minderheitenschutzvertrag vom 2. 10. 1919 setzte im Art. VII/9 ausdrücklich die tschechische Sprache als Staatssprache fest. Erst im Sprachengesetz innerhalb der Verfassungsurkunde vom 29. Februar 1920 (Nr. 122 SdGuV) hob das Parlament den Widerspruch durch den Begriff einer dem tschechischen und slowakischen Volk gemeinsamen „tschechoslowakischen Sprache“ auf. Sowohl tschechische als auch slowakische Eingaben und Texte galten als in der „tschechoslowakischen Sprache“ verfaßt. Im Ergänzungsgesetz über die Veröffentlichung von Gesetzen vom Dezember 1922 wurde diesem Zustand weiter Rechnung getragen: es bestimmte, daß von nun an die Veröffentlichung der Gesetze in der „tschechoslowakischen Sprache“ zu erfolgen habe, also „entweder auf Tschechisch oder auf Slowakisch“.

blik gewesen. Doch Tschechisch blieb effektiv die Staatssprache. Erst durch das Autonomie-Gesetz vom November 1938 wurde die Sprachenfrage zur Zufriedenheit der Volkspartei gelöst. Vorteilhaft wirkte sich jedoch der Abbau des zwischen den „historischen Ländern“ und der Slowakei bestehenden Kulturgefälles durch eine Neuordnung des Schulwesens und eine Neutralisierung der bisher dominierenden Magyarophilie aus⁴⁴. Hlinka aber befürchtete durch die Säkularisierung der Schulen und die bevorzugte Einstellung tschechischer Lehrkräfte eine Entwicklung, die die Interessen des slowakischen katholischen Nationalismus nicht ausreichend berücksichtigen würde. So bestimmte die Forderung nach der Errichtung slowakischer Konfessionsschulen und der Stellenbesetzung mit slowakischen Lehrern das Programm der SVP bis 1938 entscheidend mit.

Die SVP entwickelte kein eigenes Wirtschaftsprogramm, sie wies die Regierung aber seit 1919 kontinuierlich auf die schlechten Wirtschafts- und Lebensbedingungen in der Slowakei hin. Nur staatliche Subventionen, eine bedeutende Erleichterung der Wirtschaftsbeziehungen zu den Nachbarstaaten, gleichhohe Tarife und Steuern in der Slowakei und in den historischen Ländern hätten die slowakische Industrie vor dem Ruin bewahren können⁴⁵. Doch diese notwendigen Maßnahmen zum Schutz der slowakischen Industrie wurden von der Regierung überhaupt nicht oder zu spät getroffen. Die unbefriedigende wirtschaftliche und soziale Lage der Häusler und Kleinbauern in der Nordslowakei, die das Gros der SVP-Wähler stellten, erforderte durch-

⁴⁴ Zur Bildungspolitik in der Slowakei siehe Statistische Übersicht 12 und *Statistická príručka Slovenska 1948* [Statistisches Handbuch der Slowakei]. Preßburg 1948, S. 254. Weitere Einzelheiten bei Štefánek, Anton: *Zur Soziographie der geistigen Kultur der Slowakei*. Preßburg 1943/44, S. 379 ff.

⁴⁵ Statistiken und Angaben über die Lage der slowakischen Industrie nach dem Ersten Weltkrieg bei Macartney 82 f., 127—133, 190—197. — Diamond, William: *Czechoslovakia Between East and West*. London 1947. — Hassinger, Hugo: *Die Tschechoslowakei*. Ein geographisches, politisches und wirtschaftliches Handbuch. Wien usw. (1925), S. 485—487. — Nowak: *Der künstliche Staat* 195—203. — Wanklyn, Helen: *Czechoslovakia*. London 1954. — Seton-Watson, R. W.: *Slovakia, Then and Now*. London 1931 und die Beiträge über die slowakische Wirtschaft bei Kerner, Robert: *Czechoslovakia*. Berkeley 1949, und Thomson, S. Harrison: *Czechoslovakia in European History*. Princeton 1953².

In der modernen tschechoslowakischen geschichts- und wirtschaftswissenschaftlichen Literatur wird die verfehlte Wirtschaftspolitik der Regierungen während der Ersten Republik als ein Hauptfaktor für das Anwachsen der SVP-Bewegung aufgezeigt und angeprangert. Wir verweisen für eine eingehende Begründung und weitere Literaturangaben auf zahlreiche Aufsätze in den ČČH und HC (SAV) sowie auf Stanek 13—17 und 25—50. — Gosiorovský, Milan: *L'udáctvo po r. 1929* [Die Volkspartei nach 1929]. In: *Proti prežitkom l'udáctva* [Gegen die Überbleibsel der Volkspartei]. Preßburg 1954, S. 42—77 und Kral, Václav: *Die Tschechoslowakei* und München. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 7/1 (1959) 29. — Hrozány, H.: *Slovenská mládež v obrane republiky proti fašizmu a vojne* [Die slowakische Jugend bei der Verteidigung der Republik gegen Faschismus und Krieg]. Preßburg 1956.

greifende Agrarreformen⁴⁶. Höhere Kinderzulagen für kinderreiche Familien, verstärkte staatliche Gesundheitsfürsorge, eine Verbesserung der hygienischen Einrichtungen auf dem Dorf, die Bereitstellung von öffentlichen Arbeiten als Nebenverdienstmöglichkeit für die Bauern und die Erschließung von Kulturland rundeten die Forderungen der SVP auf sozialem Gebiet ab.

Das Programm der SVP war eigentlich weder originell noch ehrgeizig. Die Autonomisten wollten nur, wie es Hlinka auszudrücken pflegte, „Herr im eigenen Haus“ sein. Aus dieser Einstellung erwuchs auch das häufig von der Partei gebrauchte Schlagwort, die Tschechen sollten „die Slowakei den Slowaken“ überlassen und ihnen im innerstaatlichen Bereich eine eigenständige Entwicklung zusichern. So führte das Programm in der Hauptsache konkrete Beschwerdepunkte an, von deren Bereinigung sich die SVP eine allgemeine Besserstellung des von ihr vertretenen katholischen Volksteils erhoffte. Die Gewährung einer Autonomie auf kulturellem und religiösem Gebiet hätte die Volkspartei — bei bescheidenen Konzessionen im politischen und wirtschaftlichen Bereich — auf längere Zeit zufriedenstellen können. Anmaßend gebärdete sich die SVP nur in ihrem Anspruch, der alleinige rechtmäßige Sprecher der slowakischen Nation zu sein. Doch die verständnislose Slowakei-Politik der tschechoslowakischen Regierungen war nicht geeignet, die SVP zu einer konstruktiven Zusammenarbeit zu veranlassen. Sie trieb die Volkspartei in eine echte politische Opposition, die während der Staatskrise im Jahre 1938 durch die vollständige Erfüllung des politischen und nationalen Programms der SVP zwar abgebaut, aber nicht mehr beseitigt werden konnte.

Der SVP gelang es zwar nie, bei den Landesversammlungs- oder Parlamentswahlen die absolute Mehrheit der slowakischen Stimmen auf ihr Programm zu vereinen, sie besaß aber einen starken Rückhalt im slowakischen Volk. Zwei Wählergruppen fühlten sich der Partei besonders verbunden. Einmal standen die wenig gebildeten Häusler und Kleinbauern der Nord- und Mittelslowakei zu der SVP, dann auch, besonders nach 1930, die katholische Bürgerschaft der Klein- und Mittelstädte. Ihre hochgespannten Erwartungen, die sie — besonders auf wirtschaftlichem Gebiet — in die Republik gesetzt hatten, waren nicht in Erfüllung gegangen. Enttäuscht schlossen sie sich der Partei an, die ihnen ein politisches Mitspracherecht in Landesangelegenheiten und eine wirtschaftliche Besserstellung versprach, wenn die „Slowakei nicht mehr wie eine Kolonie von den Tschechen ausgebeutet wird“⁴⁷. Der bis zum Jahr 1928 anhaltende wirtschaftliche Aufschwung der Republik, der Eintritt in die Regierung, der Zweifel an der Glaubwürdigkeit des autonomen Programms aufkommen ließ, und schließlich die Verurteilung Tukas wegen Hochverrats machten die SVP in den Augen zahlreicher Wähler suspekt. Die Folgen der Weltwirtschaftskrise, die in der Slowakei besonders lang zu

⁴⁶ Die Slowakei war ihrem Charakter nach ein Agrarland und blieb es auch während der Ersten Republik. 1921 lebten immer noch 60,6% der slowakischen Bevölkerung von der Land- und Forstwirtschaft.

⁴⁷ Hlinka auf einer Wahlversammlung am 7. November 1925 in Nitra, ‚Slovák‘, 9. November 1925.

spüren waren, und die Neuausrichtung des SVP-Programmes sicherten der Partei bis zum Jahre 1935 wieder die Unterstützung dieser Wählerschichten.

Auch die jungen slowakischen Intellektuellen zeigten sich dem nationalen Programm der SVP nach 1930 stärker aufgeschlossen⁴⁸. Oft fehlten ihnen konkrete Vorstellungen, was sie sich unter einer „autonomen Slowakei“ vorzustellen hatten: als überzeugte Nationalisten wollten sie vor allem über das Schicksal ihres Landes selbst entscheiden. Die radikalen Parolen der Tuka-schüler um den ‚Nástup‘ fesselten ihre Phantasie. Für sie wurde das Sendungsbewußtsein, mit der Ausrufung der staatlichen Souveränität die „Rettung des slowakischen Volkes“ einzuleiten, zum bestimmenden Faktor ihrer politischen Anschauungen.

Die SVP konnte zwischen 1920 und 1935 ihren Stimmenanteil bei den Wahlen zwar verdoppeln, sie erreichte aber nie mehr als 32% der in der Slowakei abgegebenen Wählerstimmen⁴⁹. Es besteht aber kaum ein Zweifel darüber, daß seit Jahresbeginn 1938 die Mehrheit des slowakischen Volkes die Hauptpunkte des SVP-Programmes — Selbstverwaltung für die Slowakei und eine weite kulturelle Autonomie — für berechtigt hielt und befürwortete⁵⁰. Die Agrarier, die Sozialdemokraten und die zentralistisch ausgerichteten slowakischen Sektionen der tschechoslowakischen Parteien konnten zwar gemeinsam die Mehrzahl der slowakischen Stimmen auf sich vereinen, doch war und blieb die SVP bis 1938 die stärkste slowakische Einzelpartei.

Ein endgültiges Urteil, ob nun die autonomistische oder die zentralistische Richtung in der Slowakei an Boden gewannen, läßt sich auch bei einem Vergleich der Wahlergebnisse nicht fällen. Zu viele Imponderabilien bedürfen einer Berücksichtigung⁵¹. Durch die geschickte Handhabung bei der Stellenbesetzung, durch eine weitgehende Kontrolle über die Körperschaften der lokalen Selbstverwaltung, durch eine kleinliche Pressezensur und Polizeiüberwachung verstand die Zentralregierung die Ausweitung des Einflusses der SVP einzudämmen. So wenig sich aus den Wahlergebnissen der Rückgang des Magyarontums oder das Anwachsen der Tschechophilie bei

⁴⁸ Nach einer Schätzung von Macartney 146 waren um 1930 etwa ein Drittel der slowakischen Jugend zentralistisch, zwei Drittel autonomistisch eingestellt. Bei einer konfessionellen Aufteilung standen etwa 80% der Protestanten im zentralistischen Lager.

⁴⁹ Die Partei erzielte bei den Parlamentswahlen von 1920 21% = 235 389 Stimmen; 1925: 489 111 = 32%; 1929: 425 052 = 28% und 1935: 489 636 = 30% (der Autonomistische Block 564 273 = 35%). Das Tief ihrer Popularität erreichte die SVP bei der Wahl zur Ländervertretung von 1928, wo sie nur 325 588 Stimmen erhielt, 92 000 Stimmen weniger als bei der Wahl zur Landesvertretung im Herbst 1923 und 163 523 Stimmen weniger als bei den Parlamentswahlen von 1925. Angaben nach Statistische Übersicht 267. — Hoch, Charles: *The Political Parties in Czechoslovakia*. Prag 1936, S. 21 und Anhang. — Macartney 118 und 145ff.

⁵⁰ Der sozialdemokratische Spitzenfunktionär Michal Korman erklärte 1947 beim Tiso-Prozeß, nach 1935 hätten etwa 50–52% der slowakischen Bevölkerung die Autonomie gewünscht. Tiso: *Wahrheit* 110.

⁵¹ Vgl. die Überlegungen Macartneys 144 und die Auswertung der Wahlergebnisse durch die SVP im ‚Slovák‘ vom 3. April 1938.

den Slowaken herauslesen lassen, so wenig bedeuteten die Wahlen eine klare Abstimmung des Zentralismus gegen den Autonomismus. Wir vertreten die Auffassung, daß nach 1935 die Mehrheit der Slowaken eine weitgehende kulturelle und politische Autonomie ihres Landes begrüßt und verantwortungsvoll ausgebaut hätte. An der Kurzsichtigkeit der Staatspräsidenten Masaryk und Beneš scheiterte jedoch die rechtzeitige innenpolitische Befriedigung der Slowakei. Durch den Unverstand der Gegner wurde aus der Autonomiepolitik der SVP bald eine „Souveränitäts-Politik“ der germanophilen „Radikalen“, an der die ČSR zerbrechen sollte.

Die ideologischen Grundlagen des SVP-Programms

Katholizismus und Nationalismus, von Hlinka in der Phrase „Für Gott und die Nation“ zusammengefaßt⁵², bildeten die beiden wichtigsten Komponenten bei der ideologischen Begründung des SVP-Programms. Es blieb den Partei-Ideologen überlassen, den religiösen und den nationalen Aspekt zu einer Einheit zu verschmelzen, um dem Programm der SVP auch die nötige weltanschauliche Basis zu geben. In dieser „Ideologie“ lassen sich jedoch markante Unterschiede in der Beurteilung der beiden Hauptbestandteile nachweisen. Tiso, der Vertreter des gemäßigten Parteiflügels, entwickelte etwas unorthodox und oft unlogisch einen katholischen Konservatismus in der Staats- und Gesellschaftslehre, Tuka dagegen baute seine Ideen auf einen aggressiven Nationalismus und auf eine Ablehnung der parlamentarischen Demokratie auf. In der Auseinandersetzung des radikalen mit dem gemäßigten Flügel um den bestimmenden Einfluß auf die Führungsgremien der SVP ging es letztlich darum, welche der beiden Interpretationen als offizielle Partei-Ideologie herangezogen werden würde.

Es sind nicht so sehr einzelne Definitionen, sondern die gesamte Denkweise, die Art, politischen Vorgängen eine tiefere Rechtfertigung zu geben, die den Priester Dr. Jozef Tiso zum Repräsentanten der ideologischen Anschauungen des konservativen Flügels gemacht haben⁵³.

⁵² Hlinka hatte ursprünglich das Motto „Für Gott, Nation und Staat“ (Za Boha, za národ, za štát) über das Impressum im ‚Slovák‘ gesetzt. Nach Ausbruch des Konflikts mit der Regierung im Jahre 1919 veranlaßte er die Änderung in „Für Gott und die Nation“.

⁵³ Der am 13. Oktober 1887 in Velká-Bytča geborene Tiso entstammte einfachen Verhältnissen. Nach dem Studium der Theologie in Budapest und Wien (als Zögling des Pazmaneums) erhielt er 1910 seine Weihen, ein Jahr später wurde er zum Doktor promoviert. Über die Gemeindepolitik in Nitra kam er 1920 zur SVP; 1925 zog er als Abgeordneter in das Prager Parlament ein. Seinem Einfluß war der Eintritt der SVP in die Regierung 1927 zuzuschreiben, er wurde dafür mit dem Ministerium für Gesundheits- und Sozialfürsorge belohnt. Nach dem Ausscheiden Jurigas im Jahre 1929 rückte Tiso zum wahren Führer des konservativen Parteiflügels auf; 1930 akzeptierte ihn Hlinka als stellvertretenden Parteivorsitzenden. Im gleichen Jahr veröffentlichte Tiso eine kleine Broschüre, *Ideológia slovenskej ľudovej strany* [Die Ideologie der Slowakischen Volkspartei], in der er die Ideenlehre seiner Partei geschlossen niederlegte. Von da an galt

Um in Tisos Gedankenwelt eindringen und sie gerecht würdigen zu können, müßte der Beurteiler eigentlich katholischer Moraltheologe sein. Tiso war kein Systematiker — er änderte seine Grundkonzeption oft ab und paßte sie den politischen Erfordernissen der Stunde an. Für Tiso bedeutete diese Adaptabilität keinen Widerspruch, sie war vielmehr die praktische Anwendung jedweder Ideologie. Dabei war er sicher kein origineller oder besonders schöpferischer Denker, aber von seinem Katholizismus und Konservatismus ehrlich und aufrichtig überzeugt. Tiso gründete geistig auf der scholastischen Philosophie des Mittelalters, auf der Neuscholastik und den Naturalisten der Aufklärungszeit; auch Herder und der romantische Nationalismus beeinflussten seine Begriffswelt. Der katholische Moraltheologe Schindler, sowohl der Lehrer Tisos als auch Ignaz Seipels am Pazmaneum in Wien, vermittelte dem jungen Priester eine eigenartige „christliche Nationalstaatsdoktrin“ und Ständestaatslehre, die Tiso vor allem während der Epoche der slowakischen „Selbständigkeit“ vertrat⁵⁴. Manchmal legte er zwar ein Lippenbekenntnis zu den Idealen des Liberalismus ab und pries die Unabhängigkeit der nationalen Staaten, die Ideale der Französischen Revolution und die individuellen Freiheiten des einzelnen in der Gesellschaft, doch traten sie seinen nationalistischen Vorstellungen gegenüber in den Hintergrund. Praktisch folgte er den sicheren und leicht faßbaren Lehren des romantischen Nationalismus. Um eine Rechtfertigung für einen „slowakischen Nationalismus“ zu finden und das Selbstvertrauen seiner Landsleute zu heben, baute Tiso eine eigenartige „Geschichtsideologie“ auf: den Vorstellungen der „Alten von Turčiansky Svätý Martin“ um Hurban-Vajanský folgend⁵⁵, wies er den Slowaken die

er als der ‚Chefideologe‘, der auf den Parteitag die Grundsatzreferate übernahm und durch seine journalistische Tätigkeit die Meinungsbildung in der Slowakei entscheidend mitbestimmte. Seit 1936 wurde sein Einfluß auf Hlinka stetig von den ‚Nástupisten‘ und Sidor eingeengt. Die ideologische Radikalisierung der Partei nach 1939 machte er selbst nicht aktiv, aber an führender Stelle mit; eine wirksame Kontrolle über Tuka und seine Gefolgsleute konnte er weder als Minister noch als Staatspräsident ausüben. Außer der Broschüre *Ideológia slovenskej ľudovej strany*. Preßburg 1930, dienten uns Tisos im ‚Slovák‘ veröffentlichte Artikel und Referate zur kurzen Zusammenfassung seiner Anschauungen. — Štefan Polakovič hob in seinen Arbeiten: *Tisova náuka*; *Z Tisovho boja* [Aus Tisos Kampf], beide Preßburg 1941, und *K základom slovenského štátu* [Über die Grundlagen des slowakischen Staates]. Turčiansky Svätý Martin 1939, die Grundzüge von Tisos ideologischen Anschauungen hervor. In seiner Verteidigungsrede vor dem Nationalgerichtshof in Preßburg am 17./18. März 1947 legte Tiso nochmals, etwas alibistisch, verworren und idealisiert, seine politischen Vorstellungen dar. Auch Čulen setzte sich in seiner Tiso-Biographie: *Po Svätoplukovi . . .* mit diesem Themenkreis auseinander. In Preßburg erschien 1955 eine Studie von Sirácky, Andrej: *Klerofašistická ideológia ľudáctva* [Die klerikal-faschistische Ideologie der Volksparteiler], die auch manches Interessante zu diesem Thema enthält. In den meisten Werken der modernen slowakischen Geschichtsliteratur finden sich — allgemein wenig brauchbare — Kapitel über die Ideologie der SVP.

⁵⁴ Vgl. Tisos Grundsatz-Artikel in den *Organizačné zvesti HSL'S*, Jg. 1—5 (1941—1945).

⁵⁵ Das Fehlschlagen der slowakischen politischen Programme von 1848 und 1861 und ein zunehmender Druck der ungarischen Regierung nach 1867, der die Ent-

sprachliche und geographische Mittelstellung im Slawentum zu. Die kurze Zeit der staatlichen Selbständigkeit unter den Königen Svatopluk und Mojmir II. im Großmährischen Reich des 9. Jahrhunderts wertete Tiso als den bisherigen Höhepunkt der slowakischen Geschichte⁵⁶. Tiso schwärmte für eine Restauration der mittelalterlich-hierarchischen Ordnung unter dem Einfluß einer starken, streng autoritären römisch-katholischen Kirche. Er verkündete auch, der slowakischen Nation sei im göttlichen Schöpfungsplan eine besondere Rolle zugewiesen worden: sie sollte Träger und Vorkämpfer einer Wiedererneuerung des „reinen Slawentums“ auf politischem, sittlichem, religiösem und kulturellem Gebiet werden. Bevor das slowakische Volk aber diese Sendung erfüllen konnte, mußte es zuerst selbst als „Nation“ anerkannt werden und sich einer inneren Ausrichtung nach der katholisch-christlichen Lehre in der Tradition der Väter unterwerfen. Das Vermächtnis der Geschichte für die Zukunft der slowakischen Nation war in Tisos Auffassung ja gerade diese Ausrichtung des nationalen Lebens nach den Grundsätzen der katholischen Gesellschaftslehre. Der Katholizismus mußte sich darum auch in den Dienst dieser Nation stellen, „damit er durch seine bewährte Praxis alle Werte bewahre, die das Volk zu seinem Leben braucht“⁵⁷. Der slowakische Nationalismus konnte also nur in der Symbiose mit dem Katholizismus seine gesamtlawische Auffassung erfüllen⁵⁸.

Tiso stellte sich, da die Begriffe „Staat“ (in der Form des tschechoslowakischen) und (slowakische) „Nation/Volk“ für die Slowaken einen Gegensatz bildeten, gegen die These des Positivismus, der Staat sei mehr als das Volk. Nach seiner Auffassung, die er durch das Naturrecht und die päpstlichen Enzykliken bestätigt glaubte, nahm das Volk in der Gesamtheit die höchste

nationalisierung und Magyarisierung der Slowaken beschleunigen sollte, öffneten einer politischen Passivität und zugleich einer allslawischen Romantik die Tore. Der Apostel dieser Richtung wurde der nationale Dichter Svetozár Hurban-Vajanský, der aus den Händen des Zaren die Rettung der Slowakei erwartete.

⁵⁶ Die SVP scheute keine Mühe, die Kontinuität zwischen dem Großmährischen Reich und dem souveränen slowakischen Staat nachzuweisen, obwohl mehr als ein Jahrtausend dazwischen lag. Vgl. Polakovič: Slovenský národný socializmus, Teil 6. — Čulen stellte seine große Tiso-Biographie bewußt unter den Titel: Nach Svatopluk unser zweites Staatsoberhaupt.

⁵⁷ Tiso bei der Eröffnung des Wintersemesters 1938/39 in Preßburg. ‚Slovák‘, 15. November 1938.

⁵⁸ Polakovič: Tisova náuka 283—297.

Tiso erklärte am 2. Februar 1939 vor „Svoradov“-Studenten in Preßburg: „Der slowakische Nationalismus darf sich nicht gegen den Katholizismus wenden, denn eine Abkehr vom Katholizismus kommt einer Trennung des Baumes von seiner Wurzel gleich, bedeutet also den Tod, und zwar deshalb, weil dies eine Abkehr der Nation von ihrer Geschichte wäre.“ ‚Slovák‘, 3. Februar 1939.

Von seiner Studienzeit her war Tiso genau mit der Ideologie der einflußreichen christlich-sozialen Partei des Bürgermeisters von Wien, Dr. Karl Lueger, vertraut. Wir gehen in der Annahme sicher nicht fehl, daß Tiso die Anregung für seine autoritäre und katholisch betonte Politik, die er ja später auch mit einem gemäßigten Anti-Semitismus verbrämte, aus dieser Quelle zog. Vgl. Polakovič: Tisova náuka 103—188. — ‚Slovák‘, Jg. 1933, Nr. 51, 67, 77, 105, 107, 149, 162, 197, 207, 277 etc. — Čulen: Po Svatoplukovi 432 f. und Tiso: Wahrheit 92 f.

Stellung ein⁵⁹. In diesem System verlor der einzelne seine einmalige Bedeutung, er gewann sie als Volksglied erst durch seine Zugehörigkeit zu der Familie, zur Sippe, seinem Stamm und schließlich in der Sprach-, Kultur- und Glaubensgemeinschaft seines Volkes wieder. Der Universalismus des katholischen Glaubens verband dann die einzelnen Nationen zu einer unlösbaren, geistig-religiösen und politischen Einheit⁶⁰. Eine Synthese der nationalen Individualitäten mit dem katholischen Universalismus würde, nach Tiso, nicht nur die Rettung der einzelnen Nation bedeuten: sie würde auch die Verwirklichung jenes neuen Typus des Nationalismus garantieren, der in ethnographisch gemischten Gebieten die unerläßliche Bedingung für das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Nationalitäten sei.

Das Konzept, das Tiso verfolgte, sah nicht einen Rückfall in den Panslawismus des 19. Jahrhunderts vor. Wir dürfen aber vermuten, daß Tiso die Gründung eines katholisch-westslawischen Blockes befürwortete, in dem sich die Polen, die Slowaken, die Kroaten und unter Umständen auch die nichtslawischen Ungarn zur Verteidigung der katholischen und der slawisch-nationalen Interessen zusammenschließen sollten. Nur durch diesen Block glaubte Tiso ein weiteres Vordringen der den Bestand dieser Völker gefährdenden Ideologien des „sowjetisch-tschechischen Kommunismus“ oder des Faschismus und Nationalsozialismus verhindern zu können⁶¹.

⁵⁹ Vgl. Tiso: Wahrheit 60—62, 175 und Tiso: Ideológia 2f. — Sirácky 31ff.

⁶⁰ Tiso griff hier ganz eindeutig auf die in den zwanziger Jahren einflußreiche Ständestaatstheorie des Österreicherers Othmar Spann zurück. Er konstruierte zwar auch eine organisch gewachsene, universalistisch-ständische Gesellschaftsordnung, sah aber im Volkstum nicht nur eine geistige Gemeinschaft, die Einheit aller Gruppen bestimmten Stufenwertes, sondern verankerte sie — wie im Positivismus — in den objektiven Werten von Abstammung, dem gemeinsamen Siedlungsgebiet und einem gemeinsamen historischen Schicksal.

Nach 1939 versuchte Tiso, seine Ideen praktisch zu verwirklichen und den slowakischen Staat als Ständestaat zu organisieren. Er rechtfertigte die Notwendigkeit der Abschaffung gewisser demokratischer Grundrechte, des Verbots jeder Partei außer der Einheitspartei und die Stärkung der Autorität der Staatsgewalt — für uns unverständlich — mit der Forderung des Naturrechts und der katholischen Soziallehre (wie sie in den Enzykliken „Rerum Novarum“ und „Quadragesimo Anno“ niedergelegt war). Zuerst sollte eine grundlegende Reform des Gemeindeverfassungsrechtes in der Slowakei durchgeführt werden, bei der die einzelnen Bevölkerungsschichten nicht nur nach ihrer Zahl, sondern auch nach ihrer wirtschaftlichen, kulturellen und öffentlichen Bedeutung vertreten sein sollten (Tiso am 21. Februar 1939 vor dem slowakischen Landtag, nach Snem. Slov. Kraj. 1939 I vol. obd. I, zased. Tesnopisecká správa o. z. schôdzke Snem. Slov. Kraj. v Bratislave v dňoch 21., 22. a 23. febr. 1939). Für einen späteren Zeitpunkt sah er dann die Aufhebung des demokratischen Prinzips zugunsten einer wertmäßigen Staffelung, also einer ständischen Gliederung, vor. Während Tisos Ständestaatsgedanke seiner konservativen katholischen Einstellung entsprang, wurde nach 1939 der Begriff „Ständestaat“ im programmatischen Sinne von den „Radikalen“ um Tuka bewußt zur Tarnung von anti-demokratischen und anti-liberalen Tendenzen gebraucht, die darauf hinausliefen, die parlamentarische Demokratie abzuschaffen.

⁶¹ In der SVP zeigte sich besonders Karol Sidor solchen Gedankengängen aufgeschlossen. Ihm gelang es auch, Hlinka nach 1935 für diese Pläne zu gewinnen. Hlinka hatte sich schon 1926 über die Teilnahme deutscher Parteien an der Re-

Als das höchste Ziel seiner politischen Arbeit gab Tiso zuerst „die Ehre Gottes und dann das Wohl des (slowakischen) Volkes“ an. Sein Nationalismus, sein Interesse, „dem Volk zu seinem Vorteil zu verhelfen und das Wohl des Volkes zu unterstützen“, entsprang als „logische Konsequenz“ der christlichen Lehre⁶². Das Naturrecht, dessen „Wortträger die päpstlichen Enzykliken“ seien, bezeichnete Tiso als den Ausgangspunkt seiner politischen und ideologischen Anschauungen, als „die Quelle, aus der hier alles fließt“⁶³.

Dieses „Naturrecht“, dessen politischer Inhalt sich bei Tiso im großen und ganzen mit dem von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrecht der Völker deckt, bedeutete „das natürliche Recht der slowakischen Nation, über ihre staatliche Zukunft selbst zu entscheiden“⁶⁴. Auf Grund des Naturrechts nahm Tiso an, „daß es für das slowakische Volk besser sei, in einem Staatsverband mit der tschechischen Brudernation als mit einer nichtslawischen (= ungarischen) Nation im fremden Staat zu leben“⁶⁵. Den Höhepunkt der nationalen

gierung tief beunruhigt gezeigt. 1933 brachte er eine „slawische Opposition gegen die tschechisch-deutsche Regierung“ zusammen (vgl. ‚Slovák‘ vom 18. August 1933), in der sich die SVP, die SNP, die nationale Faschistengemeinde, die Radikalen Nationaldemokraten und die Nationale Liga für die Verteidigung des Slawentums zusammenschlossen. 1937 erklärte Hlinka bei einem Besuch in Polen, er sei ein bewußter Panlawist und wäre es auch immer gewesen (vgl. Nowak, Robert: Die Zukunft der Slowakei. Zeitschrift für Geopolitik 15 (1938) 791. — Völkischer Beobachter 18. und 19. August 1937). In Polen fanden die Vorstellungen Sidors im Außenministerium (Direktor Kobylanski) und im „Verein der Freunde der Slowakei L'udovit Štúr“ um den Senator General Gwiźdź und den Abgeordneten Oberst Walewski Widerhall; die Slowakei-Politik der polnischen Regierung 1938/39 war mit von diesen Überlegungen bestimmt. Auch Verbindungen der SVP, besonders von Mach, zu den kroatischen Autonomisten um Pavelić, lassen sich nachweisen.

⁶² Tiso setzte vereinfachend die Begriffe „christliche Lehre“ und „Sittenlehre“ gleich (Tiso: Wahrheit 101, 105—110, 142). Der christlichen Lehre entnahm er auch die Definition staatsrechtlicher Begriffe, „da auch die christliche Lehre aus dem gleichen Naturrecht schöpft, in dem auch die solide Staatswissenschaft fußt!“ (Tiso: Wahrheit 108 f.: „Die christliche Lehre war für mich ein Vermittler des Naturgesetzes.“)

⁶³ Tiso: Wahrheit 142. — Tiso sprach nur allgemein von den „päpstlichen Enzykliken“, ohne sie genau zu identifizieren. Die Sozialenzykliken Leos XIII. und Pius' XI. (Rerum Novarum, 1891, und Quadragesimo Anno, 1931) übten wohl den größten Einfluß auf seine Anschauungen aus. Darauf lassen Tisos Hinweise auf eine berufsständische Ordnung, auf die Stände, die die Wirtschaftspolitik als öffentliche Funktion in Selbstverwaltung wahrnehmen sollen, auf den Familienlohn und weitere soziale Forderungen schließen. Er leitete auch die Begründung für das „Völkische“ — den nationalen Programmpunkt der SVP — aus den Enzykliken ab (vgl. Wahrheit 143). Da aber Tiso außerdem in den Enzykliken die Rechtfertigung für die Aufhebung der demokratischen Grundrechte, für die Errichtung von Konzentrationslagern und sogar für einen maßvollen Anti-Semitismus fand (vgl. Wahrheit 143 f., 170 ff.), gab es für ihn wohl kein Gebiet, auf dem sie nicht angewandt werden konnten.

⁶⁴ Tiso: Ideológia 2 und Polakovič: Tisova náuka 7—101. — Bei Tiso bedeuteten, auf Herders Volksbegriff zurückgehend, „Nation“ und „national“ zunächst einmal die Zusammengehörigkeit von Sprache und Kultur.

⁶⁵ Tiso: Wahrheit 107.

Entwicklung sollte das slowakische Volk einmal in der Selbständigkeit, in einem auf Tradition und Sitte aufgebauten Nationalstaat erreichen. Tiso hegte keinen Zweifel, daß die Slowaken sowohl die objektiven als auch die subjektiven Voraussetzungen für die Anerkennung als eigenständige und selbstbewußte Nation erfüllten. Solange aber die wirtschaftliche Schwäche so offenbar war, sollte die Slowakei erst nach der Verbesserung ihres Wirtschaftsvolumens aus dem föderativen Verband der ČSR in die Eigenstaatlichkeit geführt werden⁶⁶.

Das autonomistische Programm, in dem Tiso „die klare Erfüllung des Naturgesetzes erblickte, . . . wollte dem slowakischen Volk seine Individualität und seine Freiheit in der Lenkung seiner eigenen Geschicke sichern, damit seine weitere kulturelle, soziale und wirtschaftliche Entwicklung durch nichts und niemanden gehemmt werde“⁶⁷.

In der Verwirklichung der Autonomie sah Tiso nur eine Methode zur vorläufig gerechteren Aufteilung der Staatsmacht. Er bekämpfte beharrlich das nationalstaatliche Dogma der ČSR und bediente sich dabei der Argumente, die die politischen Denker des österreichischen Deutschtums schon in den letzten Jahren der Monarchie herangezogen hatten, um die Relativität der Nationalstaatsdoktrin nachzuweisen⁶⁸. In Tisos Anschauung erscheint der tschechoslowakische Staat nur als eine über den Sonderinteressen der Nationalitäten stehende Größe eigenen Rechts.

Die Legitimität zur Verbreitung des Autonomie-Anspruches des ganzen slowakischen Volkes gegenüber der Zentralregierung glaubte Tiso aus der Tatsache ableiten zu können, daß die SVP die einzige slowakisch-nationale und wahre „Volks“-Vertretung sei. Da die Autonomie ja nur im besten Interesse der slowakischen Nation liege, sei es Aufgabe der Partei, zu ihrer Verwirklichung beizutragen, auch wenn die Mehrzahl der slowakischen Wähler der SVP dazu vorerst noch nicht das Mandat erteilt hätten. Das Fehlen einer klaren Stimmenmehrheit für das Autonomie-Programm suchte Tiso mit dem Hinweis zu bagatellisieren, daß die Mehrzahl der Slowaken auch nicht für eine zentralistische „tschechoslowakische“ Ausrichtung eintreten würden⁶⁹. Mit einem verstärkten politischen „Aktivismus“ wollte Tiso die noch

⁶⁶ Tiso: Wahrheit 60—63 und Sirácky 16—22.

⁶⁷ Tiso: Wahrheit 109.

⁶⁸ Tiso kannte auch die sozialistischen Theoretiker der Nationalstaatsdoktrin, Otto Bauer und Karl Renner; seine Anschauungen waren aber eindeutig von Ignaz Seipels Buch: Nation und Staat. Wien 1915, beeinflusst. Wie die katholischen Staatsrechtler Österreichs ging Tiso von der traditionellen Definition des Staates als des Förderers des Gemeinwohls aus. Die Hauptaufgabe des Staates bestand nach Tiso (und Seipel) in der umfassenden Förderung aller seiner Staatsangehörigen, aber auch der korporativen Größen, zu denen z. B. die Volksstämme zu rechnen waren.

⁶⁹ Tiso wies mit einigem Recht darauf hin, daß die Wahlen nicht unter der Parole „Selbstbestimmungsrecht“ gegen „Zentralismus“ ausgefochten wurden. Es waren auch materielle Vorteile zu gewinnen, wenn man für die „tschechoslowakischen“ Parteien, besonders für die immer in der Regierung vertretenen Agrarier stimmte. Vgl. ‚Slovák‘, 11. September 1935.

Fernstehenden für das Autonomie-Programm begeistern und gewinnen⁷⁰. Den vorläufigen Mißerfolg im Ringen um die Autonomie schrieb Tiso allein der Uneinigkeit des in viele Parteien gespaltenen slowakischen Volkes zu. So bedurfte es zuerst einer Einigung aller politischen Kräfte, um „mit einem geeinten Volk einen gemeinsamen politischen Vormarsch zur Erringung der slowakischen Rechte antreten zu können“⁷¹. Tiso setzte sich deshalb entschieden für eine „Blockbildung“ ein, die dem Autonomie-Programm bessere Erfolgsaussichten und eine größere Legitimität gegeben hätte. Seine Bemühungen zeigten erst im November 1938 bei der Bildung der autoritären Einheitsfront einen größeren Erfolg⁷². An der strengen Beachtung der Legalität wollte Tiso auf jeden Fall festhalten und eine Verwirklichung der Autonomie nur in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Verfassung erreichen⁷³.

Tiso hat sich nach dem Kriege heftig dagegen verwahrt, daß die von ihm entwickelten ideologischen Grundlagen des SVP-Programms von außen — besonders durch den Faschismus und Nationalsozialismus — beeinflußt worden seien⁷⁴. In manchen Passagen seiner ideologischen Vorstellungen lassen sich natürlich Übereinstimmungen mit den Thesen des Faschismus und Nationalsozialismus nachweisen: in der Betonung des Nationalen, im Sozialprogramm, in der politischen Funktion der Organismuslehre, in der Stellung des einzelnen zur Gesellschaft, in der Vergöttlichung des Volkes. Doch diese Parolen fanden nach dem Ersten Weltkrieg beinahe in allen rechtsorientierten Parteien und Staaten Europas Widerhall. Der Hauptunterschied lag wohl in

⁷⁰ Er verstand darunter ein „Bauen der Partei in die Tiefe und in die Breite, ein Ausweiten der Ideologie in grundsätzlicher und taktischer Hinsicht nach den Erfordernissen der christlichen Lehre“. Aktivismus war „die Tätigkeit des starken und friedliebenden Menschen zur Verwirklichung des Erdachten“ (Tiso am 20. April 1933 auf dem 6. Parteitag der SVP in Sillein, ‚Slovák‘, 22. April 1933, und Čulen: Po Svätoplukovi 160 f.). Durch den Aktivismus glaubte Tiso auch ein Mittel gegen den Radikalismus der „Nástupisten“ gefunden zu haben. Die programmatische Forderung nach Aktivismus bestimmte die Erklärungen der SVP bis 1945. Vgl. auch Tiso: Wahrheit 175.

⁷¹ Hrušovský 175. — Vgl. auch Polakovič: Tisova náuka 189—228.

⁷² Über die Versuche, einen „Block“ der katholischen Parteien in der ČSR zu bilden, siehe Hodža 91. — Čulen: Po Svätoplukovi 150 und Klepetář 394.

Mit der protestantischen Slowakischen Nationalpartei arbeitete die SVP seit 1930 lose zusammen, eine Angleichung der Programme wurde 1932 erzielt. Vgl. Hrušovský 175 f. — Čulen: Po Svätoplukovi 158—160. — Lorenz, Franz: Die slowakische Frage. Nation und Staat 6 (1932/33) 704 ff. Nach den Parlamentswahlen von 1935 zerfiel dieser ‚Autonomistische Block‘ wieder, 1937/38 distanzierte sich die Nationalpartei deutlich von der SVP.

⁷³ Vgl. Tisos Referat vor dem Parteitag in Pistyan am 19./20. September 1936, ‚Slovák‘, 21. September 1936. — Čulen: Po Svätoplukovi 507 und Tiso: Wahrheit 127. Tiso lehnte die Haftung der Partei für die illegale Tätigkeit einzelner Mitglieder ab. Die formale Wahrung der äußeren Gesetzmäßigkeit wurde von der SVP allgemein beachtet; es erscheint aber kaum glaubhaft, daß die weitreichenden Verhandlungen von Präsidiums- und Regierungsmitgliedern mit Vertretern ausländischer Mächte, die auf eine Zerschlagung der ČSR hinausliefen, ohne Wissen und Billigung der Parteiführung stattgefunden haben sollen.

⁷⁴ Tiso: Wahrheit 131, 139, 165 und 175.

Tisos verantwortungsbewußter, im Grunde naiver Gläubigkeit, die ihn zurückhielt, je zu totalitären Anschauungen vorzustößen: in seinen Vorstellungen fehlten die völlige „Erfassung“, die „Gleichschaltung“ des Lebens und Denkens des einzelnen, die Verabsolutierung der Staatsmacht. Die zahlreichen und unbestreitbaren Entlehnungen aus verschiedenen Doktrinen, in die Tiso meistens nur oberflächlich eindrang, beweisen, wie wenig originell er eigentlich dachte. Er und die „Gemäßigten“ der SVP nahmen — ähnlich der nationalen Rechten in Deutschland und Österreich — Zeitströmungen auf, wandelten sie willkürlich, und oft ohne ihre tieferen Zusammenhänge zu begreifen, für ihre speziellen slowakischen Voraussetzungen ab und glaubten in einer romantisierenden Geschichtsideologie und im katholischen Universalismus eine ethische Begründung für ihre Autonomie-Politik gefunden zu haben. Doch die logische Durchdringung des Programms fehlte. Deshalb besaß es auch nur eine geringe Überzeugungskraft und mußte zur Demagogie und einem falschen religiösen Pathos Zuflucht nehmen.

Weit einschneidender als Tiso bestimmte im Prinzip der Vertreter des radikalen Flügels, Dr. Vojtěch Tuka, die ideologische Ausrichtung der SVP. Er formulierte seine Anschauungen schon in den zwanziger Jahren, doch erreichten sie eine größere Wirkung erst nach 1936, als seine Schüler, die „Nástupisten“, ihren Einfluß in den Führungsgremien der Partei systematisch zu steigern verstanden. Nach 1939 fand Tuka im „souveränen slowakischen Staat“ die Möglichkeit, seine politischen Vorstellungen zu konkretisieren und politisch anzuwenden.

Tuka entlehnte seine ideologische Grundkonzeption dem Gedankengut des Faschismus und — nach 1938 — des Nationalsozialismus⁷⁵. Seine aus einem überhitzten Nationalismus geborenen politischen Konzeptionen zeigen in ihrem konsequenten und logischen Aufbau den erfahrenen Juristen. Zur Rechtfertigung seiner Ansichten mußte er nicht wie Tiso zu einer undefinierbaren „christlichen Lehre“, den päpstlichen Enzykliken, dem allumfassenden „Naturrecht“ oder dem „göttlichen Gesetz“ im Sinne Herders Zuflucht nehmen. Die nationalistische Ideologie übernahm Tuka erst, nachdem er sich im Sommer 1921 den katholischen, bürgerlich-agrarischen Kräften der SVP angenähert hatte. Seine ablehnende Haltung gegenüber dem tschechoslowaki-

⁷⁵ Über Tukas politische Anschauungen vor 1939, die für uns hier zur Debatte stehen, geben seine zahlreichen Leitartikel im ‚Slovák‘, die ‚Correspondence Slovaque‘ und sein Rodobranecký katechizmus [Katechismus der Rodobrana]. Preßburg 1928, Aufschluß. In der Zeitschrift ‚Nástup‘ haben seit dem 15. April 1933 Tukas Schüler seine Gedanken weiterverbreitet. Der Tuka-Biograph Ján E. Bor geht in: Vojtech Tuka. Uvod do života a diela [V. T. Eine Einführung in Leben und Werk]. Turčiansky Svätý Martin 1940 und (als Ernest Zaľko) in: Dr. Adalbert Tuka. Kämpfer und Staatsmann. Preßburg 1944², nur sehr oberflächlich und idealisierend auf Tukas ideologische Vorstellungen ein. In der modernen slowakischen Literatur finden sich nur verallgemeinernde und verzerrende Darstellungen. Einige brauchbare Hinweise finden sich in den Büchern von Hro-zány und Sirácky.

schen Staat entsprang — ähnlich wie bei Hlinka — einer im rein Persönlichen fundierten Abneigung⁷⁶.

Die Grundlage seines Handelns bildete die Konzeption, daß keine Nation ihrer physischen Vernichtung entgehen kann, die nicht einen souveränen Staat mit allen Voraussetzungen eines modernen „totalitären Nationalismus“ ihr eigen nennt. Nach Tukas Auffassung konnten die Slowaken in der ČSR eine Assimilation mit dem wirtschaftlich und bildungsmäßig stärkeren tschechischen Volk nicht vermeiden. Zur Rettung der slowakischen nationalen Eigenart mußte der Bruch rasch herbeigeführt werden und alle Gebiete des staatlichen und kulturellen Lebens umfassen. Tuka fühlte in sich den Ehrgeiz, diesen Schritt zu vollziehen und die Slowakei zu einer „niegeahnten Größe“ emporzureißen.

Ján E. Bor hat in seiner Tuka-Biographie den Einfluß von Sorel und Pareto auf Tuka nachzuweisen versucht. Es steht fest, daß Tuka beide Denker kannte; weit wichtiger wurde aber für ihn das konkrete Beispiel des faschistischen Italien, nach dem er seine Vorstellungen ausrichtete. Die politischen Bestrebungen in den Nachbarländern der Slowakei, die auf die Begründung autoritärer Einparteien-Staaten nationaler Prägung und auf die Ablehnung der liberal-demokratischen und sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung hinausliefen, fanden Tukas volle Billigung.

Tuka ging in seinen Überlegungen davon aus, daß die „Krise der parlamentarischen Demokratie“ auch die ČSR erfaßt habe. Eine amorphe soziale Massendemokratie mit ihrem Parlamentarismus und Parteiismus mache es sich zur Aufgabe, die nationale Entwicklung in der Slowakei zu unterdrücken, das Land wirtschaftlich auszubeuten und das slowakische Volk zwangsweise zu assimilieren. Die Slowaken konnten ihrer physischen Vernichtung nur dann entgehen, wenn sie die Gestaltung ihres politischen Schicksals im eigenen Staat selbst in die Hand nahmen. Als Voraussetzung für diese „Machtübernahme“ hielt Tuka jedoch zuerst die innere Reform, die Ausrichtung der politisch-sozialen Schichten nach einem neuen Strukturprinzip der Gesell-

⁷⁶ Tuka war unter Aberkennung seiner Versorgungsansprüche 1919 von seinem Preßburger Lehrstuhl für internationales Recht entfernt worden. Seiner Verbitterung und seiner affektbetonten Handlungsweise entsprang der Plan, die ČSR zugunsten und mit Hilfe der Nachbarstaaten zu zerschlagen. Erst nach seiner engeren Bindung an die SVP nahm die Absicht, einen souveränen slowakischen Staat in einen Staatenbund mit Ungarn oder Polen einzugliedern, konkrete Formen an.

Das Motiv des persönlichen Hasses darf bei Tuka nicht zu gering bewertet werden. Er war ein leidenschaftlicher Mensch, auch wenn er äußerlich sehr beherrscht schien. Haß und Abscheu gegen das feindliche Prinzip, das er im tschechoslowakischen Staat verkörpert glaubte, wurde von ihm zum sittlichen Verdienst erhoben. Er hat seinem Haß gegen die Tschechen und alles Tschechische schlechthin einen geradezu religiösen Charakter verliehen. Auch der jeweilige politische Gegner wurde zum absoluten Feind, zum Teufel, mit dem er weder Recht noch Richter gemein haben wollte. Mit dem Ausgleich der beiderseitigen Interessen konnte er sich nicht mehr begnügen, sondern nur mit der Vernichtung des Gegners und des von ihm vertretenen Prinzips.

schaft, für notwendig⁷⁷. In einem „organisch“ aufgebauten nationalen Staat sollte dann die „volle Einheit und wechselseitige Abhängigkeit aller Gruppen und Individuen“ zum Ausdruck kommen, die „die Grundbedingung für jede nationale Einheit ist“⁷⁸. In seinem Katechismus für die Rodobrana legte Tuka die Pläne zum Ausbau eines souveränen slowakischen Staates vor. Die Grundgedanken zog er nach 1939 zum Teil — sogar radikalisiert — wieder heran⁷⁹. Über eine militärisch gestraffte und politisch uniforme Ordnung des gesamten gesellschaftlichen Lebens, die die Grundrechte des Individuums aufhob, sollte ein strikt hierarchisch-autoritärer Ordnungs- und Führungsaufbau eine zentralistische Stärkung der Staatsmacht verbürgen. Mit der Einschmelzung aller Volksteile in eine „Volksgemeinschaft“ verband Tuka das Bekenntnis zur konsequenten Verwirklichung des Führerprinzips in allen Bereichen des politischen, sozialen und kulturellen Lebens. Der demokratische Mehrparteienstaat sollte über die Entmachtung des Parlamentarismus durch die Gleichschaltung der Abgeordneten, Lenkung der Wahlen und die Einführung einer ständisch-korporativen Vertretungsordnung zu einem totalitären Einparteienstaat umgewandelt werden. Staat, Nation, Einheitspartei und Regierung waren in Tukas Planung identisch. Die Gleichsetzung von Staat und Partei führte juristisch und organisatorisch zu einer Verwischung der Grenzen zwischen beiden: die obersten Organe der Partei sollten zugleich die obersten Staatsorgane werden. Die Aufgabe der Partei bestand demnach darin, die von der mit diktatorischer Gewalt ausgerüsteten Führungsspitze angestrebte Willenseinheit herzustellen. Tuka ging es nicht um die Durchsetzung des Willens des slowakischen Volkes durch die hierarchischen Willensvereinheitlichungen innerhalb der Partei und durch diese im Staat: einzig und allein der Wille der Führung sollte in der durch die Machtübernahme nach unten sowie durch ökonomische Vorteile befriedigten Partei und durch sie im slowakischen Volk herrschen.

Tuka machte sich schon in den zwanziger Jahren an die Verwirklichung seiner Vorstellungen. Den demokratischen Parteienstaat in der ČSR mit der für alle politischen Gruppen rechtlich gleichen Möglichkeit, ihre Ideen zu propagieren, hielt er für untragbar. Er versuchte, den anarcho-syndikalistischen Traditionen entsprechend, die slowakische „Nation“ gegen den tsche-

⁷⁷ Tuka besaß anfangs keine genauen Vorstellungen, wie dieses Strukturprinzip angeordnet werden sollte, denn er nannte es bald korporativ, bald berufständisch, bald syndikalistisch, immer aber ‚organisch‘ (vgl. *Correspondence Slovaque*, Nr. 3/1925 und Nr. 1/1926).

⁷⁸ ‚Slovák‘, 23. Februar 1927.

Tuka bemühte sich, über Tiso hinausgehend, den Staat als ein über und unabhängig von den Individuen selbständig existierendes, also als ein von ihren Willensakten losgelöstes Wesen darzustellen. Diese pervertierte Vorstellung sekundierte ihm bei der Verhüllung des totalitären staatlichen Herrschaftsanspruchs.

⁷⁹ Vgl. seine Schriften *Slovenský národný socializmus* [Der slowakische Nationalsozialismus]. (Preßburg 1940); *Slovenský národný socializmus a rol'nictvo* [Der slowakische Nationalsozialismus und die Bauern]. Preßburg 1941, und *Slovenský štát* [Der slowakische Staat]. Preßburg 1944.

choslowakischen Staat auszuspielen, indem er Regierung und Staat identifizierte, um diesen Gegensatz taktisch zur Bekämpfung der Regierung und der zentralistischen Parteien zu verwenden. Er prangerte das mangelnde „Nationalbewußtsein“ und die fehlende politische Verantwortung der slowakischen Regierungsparteien an und bemühte sich, sie bei den Wählern in Mißkredit zu bringen⁸⁰. Die SVP bezeichnete er dagegen als die „Verkörperung der slowakischen nationalen Bestrebungen“⁸¹. Daraus leitete er den Anspruch auf die politische Monopolstellung der SVP in der Slowakei ab. Nur die SVP konnte demnach die Neuausrichtung der Gesellschaftsstruktur in Angriff nehmen, die die Voraussetzung für die slowakische nationale Eigenständigkeit bot.

Um die „Wiedergeburt der slowakischen Nation“ einleiten zu können, mußte Tuka jedoch zuerst die SVP in seinem Sinne umformen. Mit dem ‚Slovák‘ war ihm früh ein Organ zur Verkündigung seiner Ideen in die Hand gegeben; als Generalsekretär der SVP unterstand ihm seit 1926 auch der Auf- und Ausbau des Parteiapparates. Tuka nahm Demonstrationen gegen den ‚Slovák‘ zum Anlaß, um schon 1923 eine ihm blind ergebene Elite in seiner „Vaterlandswehr“ (Rodobrana) zusammenzufassen, die, ähnlich den faschistischen Schwarzhemden und der SA, für „einen ungestörten Verlauf der Versammlungen“ Sorge tragen sollte⁸². Die „Rodobranten“, mit der „erhabensten priesterlichen und kriegerischen Tugend“ ausgestattet⁸³, beschworen ihre Bereitschaft, „Gut und Blut für die slowakische Nation, für die slowakische Autonomie und für den katholischen Glauben zu opfern“⁸⁴. Es gelang Tuka, die Rodobrana in kurzer Zeit zu einer „schlagkräftigen“ halb-militärischen Kerntruppe auszubauen, mit der er einen „Marsch auf Preßburg“ und die Übernahme der staatlichen Macht wagen zu können glaubte. Der mißglückte November-Putsch Hitlers 1923 und die Opposition in den eigenen Reihen hielten Tuka dann doch noch von einem Staatsstreichversuch zurück. Die Regierung Švehla sah sich 1927 veranlaßt, die Organisation wegen „Staatsgefährdung“ zu verbieten.

Der kompromißlose Propagandafeldzug Tukas im ‚Slovák‘ gegen Kommunismus, Sozialismus und das tschechische Freidenkertum, gegen jede Form

⁸⁰ Vgl. Tukas Pressekampagne im ‚Slovák‘ vor den Parlamentswahlen 1925 und den Landesvertretungswahlen im Dezember 1928.

⁸¹ ‚Slovák‘, 23. September 1925.

⁸² Hrušovský 165.

Tuka schrieb über seine Schöpfung: „... Das glänzende Beispiel Italiens zeigt uns den Weg. . . . Unsere tapfere Rodobrana, die slowakischen Faschisten, brennen vor Enthusiasmus, ihre Muskeln sind mit Selbstsicherheit gestärkt. Sie sind von unserer faschistischen Stärke, unserem Programm und unserer Furchtlosigkeit be-seelt . . .“ ‚Slovák‘. Nr. 146, 17. Juli 1926. Vgl. die Aussagen Machs vom 23. April und Tisos vom 8. März 1946 sowie das Referat von Jaroslav Hanka vom 6./14. April 1946 (S. 50—56) im Archiv Ústavu dejín Komunistickej strany Slovenska, „Daxner-Nachlaß“, Tuka-Prozeßakten.

⁸³ Tuka im Vorspruch zum Rodobranecký katechizmus.

⁸⁴ Schwur der Rodobrana am 27. Mai 1927 in Geram Sv. Benedeck, nach Aschenbrenner, Victor: Tschechen und Slowaken. Nation und Staat 2 (1928/29) 395.

des Liberalismus und die Freimaurerei sicherte ihm die Sympathie der kirchlichen und klerikalen Kreise. Der von ihm früh gepredigte Anti-Semitismus, den Tuka zwar nicht mit einer tendenziösen Rassentheorie verbrämte, sondern von wirtschaftlichen Gesichtspunkten her begründete, fand unter den Slowaken weiten Widerhall und übte auch auf gläubige Katholiken eine gewisse Anziehungskraft aus. Tukas Verhältnis zur katholischen Kirche war trotzdem brüchig und zweideutig. Er verstand es immer, sich den Anstrich eines glaubensstrengen Katholiken zu geben und jede Konfliktsmöglichkeit mit der Kirche geschickt zu vermeiden. Der von ihm erdachte nationale Staat sollte jedoch der totalitäre, jede Lebensregung umfassende Staat sein, der um so stärker würde, je schmaler die staatsfreie Sphäre des Individuums blieb. Tuka plante dem Volk die Religion, seiner Elite aber nur das desillusionierende Herrschaftswissen zu erhalten. In der Art des katholischen Paganismus der Action française wollte er zwar die hierarchische Gemeinschaftsform des Katholizismus, nicht aber seine religiöse Norm, seine Autoritätsidee ohne seine Dogmatik übernehmen. Schließlich gedachte er seinen anti-intellektualistischen Intellektualismus mit einem atheistischen Theismus zu krönen.

In Tukas Anschauungen fanden sich — oft nur angedeutet — alle Komponenten, die dem Faschismus und Nationalsozialismus zur ideologischen Begründung ihrer Herrschaft dienten. In der kurzen Spanne der Eigenstaatlichkeit nach 1939 gelang es weder Tuka noch Tiso, ihre Ideen konsequent zu verwirklichen, da sie sich teilweise entgegenarbeiteten. Erst nach einer Verschmelzung ihrer Vorstellungen könnten wir — wie in der kommunistischen Diktion — von einer „klerikal-faschistischen Ideologie“ sprechen⁸⁵. Tukas Pläne einer totalitären Ausgestaltung der Slowakei nach nationalsozialistischem Muster kamen über Ansätze nicht hinaus, weil der konservative Parteiflügel um Tiso als Hemmschuh wirkte. Tuka fehlte zur Verwirklichung seiner Vorstellungen vor allem der Rückhalt im slowakischen Volk, den Tiso besaß. Deswegen gelang es ihm nicht, das Führerprinzip, das allein die Garantie zum Erfolg geboten hätte, in die Tat umzusetzen. Die Frage, ob die Slowakei bei ihrer offenbaren wirtschaftlichen Schwäche und bei der naivfrommen Ausrichtung der Volksmassen in Friedenszeiten einen totalitären Staatsaufbau hätte tragen können, bleibt unbeantwortet.

Die Slowakei-Politik der Prager Regierungen

Die Eingliederung der Slowakei in den jungen tschechoslowakischen Staat führte zu unerwarteten Komplikationen. Das Fehlen aktiver politischer und kultureller Organisationen, die Misere in der Verwaltung, in den öffentlichen Diensten und im Wirtschaftsleben, vor allem aber der einflußreiche promagyarische und ausgesprochen anti-tschechisch eingestellte Bevölkerungsteil

⁸⁵ Klimeš, Vladimír: *L'udáctvo a Vatikán* [Die Volksparteiler und der Vatikan]. In: *Proti prežitkom l'udáctva* 163 und 170. — *Stanek* 25, 47/48, 65.

erschwerten schon dem Kabinett Kramár die Übernahme der staatlichen Gewalt. Den damals eingeschlagenen kompromißlosen Zentralisierungskurs behielten die folgenden Regierungen ausnahmslos bei. Er fand nicht die volle Billigung der slowakischen Sektionen der tschechischen Parteien, er wurde aber von den „Regierungsslowaken“ im Interesse des Gesamtstaates unterstützt. Den Autonomie-Forderungen der SVP stellten die „Republikanische Partei des tschechoslowakischen Landvolkes“ (Agrarier)⁸⁶ und die „Tschechoslowakische Sozialdemokratische Arbeiterpartei“⁸⁷ ein Programm entgegen, das den Anspruch auf eine enge politische, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit der Tschechen und Slowaken im „tschechoslowakischen“ Nationalstaat erhob. Als Wortführer dieser Richtung in der Slowakei galten Milan Hodža und Ivan Dérer. Die kleine Slowakische Nationalpartei (SNP) versuchte, weitgehend autonomistischen Vorstellungen huldigend, in diesem Konflikt zwischen der SVP und den „Regierungsslowaken“ zu vermitteln. Der Kommunistischen Partei, die weder staatsbejahend-zentralistisch noch autonomistisch eingestellt war, gelang es, durch die geschickte Ausnützung des Gegensatzes zwischen Autonomisten und Zentralisten zur drittstärksten politischen Organisation aufzusteigen⁸⁸. Konstruktive Vorstellungen über eine

⁸⁶ Die Agrarier vertraten die Interessen der großen und mittleren Bauern der Süd- und Westslowakei, für die sie soziale Reformen, Subventionen, hohe Preise für landwirtschaftliche Produkte und Schutzzölle verlangten. Den Erfordernissen des ländlichen Proletariats der Erntearbeiter, Kleinhufner und Häusler, die über 70 % des slowakischen Bauernstandes ausmachten, wurde wenig Rechnung getragen. Hodžas Ideal entsprach die Agrardemokratie, die politische Herrschaft der breiten bäuerlichen Massen, die in ihrer Homogenität eine Gewähr für eine wirkliche Gleichheit bildeten. Über Hodžas politische Vorstellungen siehe seine Bücher *Česko-slovenský rozkol* [Die tschecho-slowakische Spaltung]. Wien 1917 und *Federation in Central Europe*. New York 1942 wie auch *Unsere staatlichen Aufgaben*. In: *Die Tschechoslowakische Republik*. Bd. 2. Prag 1937. — Vgl. auch Braunias, Karl: *Der slowakische Nationalismus*. Zeitschrift für Politik 29 (1939) 168—179.

⁸⁷ Die von etwa 10 % der slowakischen Wähler getragenen Sozialdemokraten zeigten sich den Autonomisten gegenüber auch nicht zu den geringsten politischen Zugeständnissen bereit und erhofften von einem strikten Zentralismus und einer vollkommenen kulturellen und nationalen Assimilation der Slowaken im tschechischen Volkstum die Lösung der slowakischen Frage. Die mangelnde Kompromißbereitschaft der Sozialdemokraten war nicht zuletzt für das Scheitern der Regierungspolitik gegenüber der Slowakei verantwortlich.

⁸⁸ In ihrem Programm vom 8./9. Mai 1937 trat die vorher nicht strikt zentralistisch ausgerichtete KP zum ersten Mal mit konstruktiven Lösungsvorschlägen zum slowakischen Dilemma auf wirtschaftlichem, sozialem und kulturpolitischem Gebiet hervor. Vgl. Filo, Milan: *Boj KŠČ na Slovensku za obranu republiky v rokoch 1937—38* [Der Kampf der KPTsch in der Slowakei bei der Verteidigung der Republik in den Jahren 1937—1938]. (Preßburg) 1960, S. 56 f. und *Rudé právo*. Nr. 177, 20. Mai 1937.

Die KP fand ihre Wähler hauptsächlich unter den magyarischen Kleinbauern und Landarbeitern; in der Umgebung von Preßburg, auf der Schütt und in der Südslowakei bis nach Nové Zámky erhielt sie zwischen 20 und 30 % der abgegebenen Stimmen. In den rein slowakischen Gebieten lag ihr Stimmenanteil konstant zwischen 6 und 10 %.

Slowakei-Politik besaßen nur die Agrarier, die in ihrem Programm des „Regionalismus“ an der engen politischen Bindung der Slowakei an den Einheitsstaat festhalten, die Härten eines strikten Zentralismus aber vermeiden wollten.

Der Zentralgewalt boten sich bei der Staatsgründung drei Möglichkeiten zur Ausgestaltung ihrer Slowakei-Politik an. Sie konnte versuchen, die um die SVP gruppierten oppositionellen Elemente durch Zugeständnisse — vor allem auf dem kulturellen Sektor — zu befriedigen. Die formelle Anerkennung der „slowakischen Nationalindividualität“, Konzessionen in der Frage der Konfessionsschulen und der Stellung der katholischen Geistlichkeit, eine stärkere slowakische Beteiligung an der Verwaltung⁸⁹, eine tatkräftige Hilfe für die slowakische Industrie und für die Kleinbauern hätten der Agitation der SVP den Boden entzogen. Obwohl die autonomistischen Tendenzen in der Slowakei nicht auf ein Zerschlagen des Staates, sondern nur auf eine andere Organisationsform hinielten, bedeuteten sie für das gemeinsame Zusammenleben und für eine geordnete Entwicklung eine schwere Belastung. Wir halten es aber nicht für ausgeschlossen, daß die SVP oder eine andere Partei trotz einer Kulturautonomie den Anspruch auf „nationale Autonomie“ früher oder später nicht doch wieder erhoben hätten.

Die umfassendste und befriedigendste Lösung, eine Föderalisierung der Republik, blieb nach 1918 bis in die dreißiger Jahre wegen der fehlenden Voraussetzungen undurchführbar. Erst ein Ausgleich mit Ungarn — vielleicht durch die Rückgabe der von Magyaren bewohnten Gebiete der Süd-Slowakei — und die Konsolidierung der inner-slowakischen Verhältnisse konnten die Gewähr für den Fortbestand eines tschecho-slowakischen Bundesstaates bieten. Als die Regierung nach dem Abkommen von München unter Zwang an die Verwirklichung der dualistischen Staatsform ging, reichte den slowakischen Separatisten jedoch auch dieses Zugeständnis nicht mehr aus.

Im Jahre 1918 bestand die politische Notwendigkeit, die Macht all dessen abzuschwächen, was eventuell eines positiven Verhältnisses zum früheren Regime hätte verdächtigt werden können. Daher entschied sich die Regierung für eine extreme Zentralisierungspolitik, die ihren Niederschlag in der Verfassung und dem Gauverfassungsgesetz vom 29. Februar 1920 fand⁹⁰. Durch Schule, Verwaltung und Wirtschaft sollte die Slowakei tschechisiert und das national und politisch wenig differenzierte slowakische Volk durch Assimilation in den tschechischen Volkskörper aufgesogen werden. Denn für die Regierungen bedeutete die „slowakische Frage“ aus Gründen der äußeren und inneren Politik eine schwere Verlegenheit. Ohne die Mitarbeit der Slowaken konnten sowohl die „Nationalstaatspolitik“ als auch die slowakische Prestige-Politik nicht durchgeführt werden. Daraus erklärt sich das Bemühen der tschechischen Politiker, die Führer der Autonomie-Bewegung als kleine

⁸⁹ Vgl. Macartney 111 ff. — Seton-Watson: *The New Slovakia* 19 ff. — Singule 78 f. — Hassinger 475 f. Beschäftigungszahlen von Tschechen und Slowaken und Berufsstatistiken bei Boháč, A.: *Statistický Obzor* [Statistische Umschau]. Prag 1935, Nr. 4/5, S. 183—190 und Macartney 133/34.

⁹⁰ Nr. 125 und 126 SdGuV.

Clique unzufriedener Opportunisten und Unruhestifter im Auftrag der ungarischen Irredenta abzutun.

Die Maßnahmen, die die Regierung seit 1920 zur Sicherung ihres Herrschaftsanspruches in der Slowakei ergriff, waren nicht immer klug gewählt. Erst nach der Verabschiedung der „Gauverfassung“, einem Werkzeug der straffen Zentralisierungspolitik⁹¹, wurde das Standrecht, 1923, nach den Wahlen zu den Gau- und Gemeindevertretungen, auch der „politische Ausnahmezustand“ in der Slowakei aufgehoben. Nach dem Erfolg der SVP bei den Parlamentswahlen im Herbst 1925 versuchten der Ministerpräsident Švehla und vor allem Hodža, die Autonomisten zur Mitarbeit in der Regierung heranzuziehen, um gemeinsam eine Dezentralisierung der Verwaltung durchzuführen. Die Verhandlungen kamen am 15. Januar 1927 zum Abschluß; schon am 14. Juli des gleichen Jahres konnte das Gauverfassungsgesetz durch Hodžas „Gesetzesvorlage über die Gebietsselbstverwaltung“ ersetzt werden⁹². Es lag im Interesse der SVP, die traditionslosen Gaue abzuschaffen und durch die Wiedereinführung der „Länder“ als Verwaltungseinheiten eine Grundlage für ihre Forderung nach „Autonomie für das Land Slowakei“ (Slovenská krajina) zu erhalten⁹³. Die Partei sprach klar aus, daß sie dieses Gesetz nicht als Endlösung betrachten könne, da ihre Hauptforderung auf Anerkennung einer „individuellen slowakischen Nation“ und eine „slowakische Nationaleinheit“ in ihm nicht berücksichtigt worden sei⁹⁴. Hodža sah durch diese Verwaltungsreform seine Vorstellung von einer Gebietsselbstverwaltung als angemessenen rechtlichen Ausdruck der Dezentralisierung verwirklicht, die er durch die Errichtung einer Landesschulbehörde und Landwirtschaftskammer für die Slowakei ausbauen wollte.

Ein weiteres Anliegen der SVP, die Normalisierung des Verhältnisses Staat—Kirche und der Beziehungen zwischen der ČSR und dem Vatikan, wurden durch ihre Mitarbeit in dem Modus-vivendi-Abkommen vom 2. Februar 1928 beigelegt. Aber schon bei der Wahl des Staatspräsidenten und nach den Gemeindewahlen vom 2. Dezember 1928 zeigten sich tiefe Sprünge in der

⁹¹ Einzelheiten siehe Bokes, František: *Dejiny Slovenska a Slovákov od najstaršich čias až po oslobodenie* [Geschichte der Slowakei und der Slowaken von der ältesten Zeit bis zur Befreiung]. Preßburg 1946, S. 369 f. und S. 379 f. — Dérer, Ivan: *The Unity of the Czechs and Slovaks*. Prag 1938, S. 66. — Borovička 63.

⁹² Über die Verhandlungen zum Regierungseintritt geben Klepetář 216 und 245 ff. und Čulen: *Po Svätoplukovi* 135 f. Auskunft. Den Einfluß des Vatikans auf die politische Ausrichtung der SVP behandeln Klimeš 163—180. — Stanek 157—209. — Stanek, Imrich: *Vatikán, spojenec ľudáctva a tzv. Slovenského štátu* [Der Vatikan, Verbündeter der Volkspartei und des sog. slowakischen Staates]. ČCH 3 (1955) 82—110. — Sirácky 29 ff. — Einzelheiten über die Gebietsselbstverwaltung bringen Brauniás, Karl: *Die Slowaken*. Stuttgart-Berlin 1942, S. 64 f. — Dérer: *Unity* 66. — Borovička 143 ff.

⁹³ Vor 1918 wurde das von den Slowaken bewohnte Gebiet Ungarns als „Oberungarn“ bezeichnet; von einem „slowakischen Raum“ oder der „Slowakei“ konnte eigentlich erst nach 1918 gesprochen werden.

⁹⁴ Vgl. Tisos Stellungnahme nach der Verabschiedung des Gesetzes bei Čulen: *Po Svätoplukovi* 137 und Lorenz 706.

Koalition⁹⁵. Nach der Verurteilung Tukas wegen Landesverrats schied die SVP aus der Regierung Udržal aus⁹⁶; bei den Neuwahlen am 27. Oktober 1929 konnte die Partei ein weiteres Absinken ihres Stimmenanteils knapp verhindern.

Die SVP ging nach den Parlamentswahlen geschwächt in eine gemäßigte Opposition⁹⁷; der konservative Flügel gewann seinen Einfluß auf Hlinka zurück und vertrat weiterhin einen maßvollen Autonomie-Kurs. Die Dezentralisierung in der Verwaltung wirkte sich vorteilhaft für die Slowakei aus, obwohl die Regierung keineswegs auf ihre strikte Kontrolle verzichtet hatte. Aber sie gab alle Pläne einer graduellen Tschechisierung der Slowaken auf. Der Konflikt zwischen der Regierung und der SVP brach erneut 1933 aus, als Hlinka bei der Pribina-Feier am 13. August 1933 in Nitra in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Malypetr einen nachhaltenden propagandistischen Erfolg erzielte. Als Gegenmaßnahme versuchte die Regierung die politische Arbeit der SVP durch eine kleinliche Pressezensur und Versammlungsverbote einzuschränken. Das ostentative Fernbleiben der SVP bei der Staatspräsidentenwahl im Jahre 1934 löste weitere Spannungen aus.

Eine vorübergehende Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen brachte noch einmal das Jahr 1935. Die SVP konnte bei den Mai-Wahlen ihre Position weiter ausbauen, aber keinen der SdP vergleichbaren Erfolg erzielen. Einem Regierungseintritt widersetzte sich die SVP auch dann, als Hodža am 5. November 1935 als erster Slowake die Ministerpräsidentenschaft übernahm. Als Verhandlungsgrundlage bestand die SVP auf einer „schrittweisen Verwirklichung der nationalen Autonomie“⁹⁸. In seiner Regierungserklärung vom

⁹⁵ Bei der Wiederwahl Masaryks am 27. Mai 1927 enthielt sich die SVP der Stimme. Nach der schweren Niederlage der SVP bei den Gemeindewahlen (im Vergleich zur Parlamentswahl von 1925 verlor die SVP 163 523 = 33 % ihrer Stimmen) forderte Tuka den sofortigen Austritt aus der Koalition. Der Tuka-Prozeß führte zu einer Aufsplitterung in der SVP und zu einem Ausscheiden der gemäßigten Politiker Juriga, Tománek, Macháček und Kubíř. Unifizierungsminister Gažík wurde von Hlinka zur Demission gezwungen. Vgl. Grečo, Martin: *Martinská deklarácia* [Die Deklaration von St. Martin]. Preßburg 1939, S. 174 ff.

⁹⁶ Nach den §§ 2 und 6 des Staatsschutzgesetzes von 1923 (Nr. 50 SdGuV) wurde Tuka am 5. Oktober 1929 zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Ihm wurde überzeugend nur der Empfang ausländischer Gelder für seine anti-tschechische Pressekampagne nachgewiesen. Tuka gab diesen Tatbestand in seinem Gnadengesuch an den Präsidenten der Republik im Jahr 1935 zu. Vgl. Klepetář 280. — Prager Presse vom 5. Dezember 1937. — Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Pol. IV, 382 (Tschechoslowakei, Innenpolitik, Parlaments- und Parteienwesen), Bd. 2, E 023569/70 und Anlage, Bericht Eisenlohrs aus Prag vom 6. Dezember 1937. — Feierabend, Ladislav: *Ve vláдах Druhé republiky* [Im Dienst der Zweiten Republik]. New York 1961, S. 70. — Zum Tuka-Prozeß: Smida, J.: *The Tuka-Trial*. Preßburg 1930. — Loubal, František: *Tukův proces*. Brünn 1938. — Jehlička, Francis: *Une étape du Calvaire Slovaque: Le proces Tuka*. Paris 1930. — AUD KSS, „Daxner-Nachlaß“, Tuka-Prozeß.

⁹⁷ Vgl. die Begründung Tisos bei Čulen: *Po Svätoplukovi* 157.

⁹⁸ Der Vollzugsausschuß der SVP legte am 24. Mai 1935 die Bedingungen für einen Regierungseintritt der Partei fest. Tiso führte Verhandlungen mit dem Ministerpräsidenten Malypetr und dem Vorsitzenden der Tschechischen Volkspartei Msgr.

5. Dezember 1935 bot Hodža der SVP jedoch nur ein Investitionsprogramm für die slowakische Wirtschaft und eine Angleichung des Lebensstandards und der Tarife an die historischen Länder an; er machte aber keine konkreten politischen Vorschläge⁹⁹. Obwohl Hodža weiterhin hart und ehrlich an einer Lösung der „slowakischen Frage“ arbeitete, kam er doch über Vorschläge und Ansätze nicht hinaus. Eine von ihm eingesetzte „Slowakei-Abteilung“ im Ministerpräsidium besaß nur geringen Einfluß auf die Ausrichtung der Slowakei-Politik der Regierung, denn Hodža konnte sich mit seiner Konzeption im Ministerrat und in der tschechischen Ministerialbürokratie nicht so durchsetzen, wie sich das die Slowaken wünschten. Seine Verhandlungen mit der SVP, die sich bis zum Jahresende 1936 hinzogen, scheiterten letztlich an der Forderung der Volkspartei nach einem Ministerium, dem die slowakische Landesverwaltung in allen Bereichen unterstellt werden sollte¹⁰⁰. Als die Regierung die Verhandlungen Anfang des Jahres 1938 auf dieser Basis wieder aufnehmen wollte, ließ sich die SVP nicht mehr zu einem Einschwenken auf die Regierungslinie und zur Aufgabe ihrer parlamentarischen Opposition bewegen.

Die Verhärtung der Fronten zwischen der Regierung und der SVP nach 1936/37 war Hodža nicht persönlich zuzuschreiben; weit einschneidender beeinflusste ein Vertrauensbruch von Beneš die politische Haltung der SVP. Als er sich im Dezember 1935 seine Wahl zum Staatspräsidenten von der SVP mit dem Versprechen erkaufte, der Slowakei innerhalb eines Jahres eine großzügige politische Autonomie mit der prozentualen Beteiligung der Slowaken bei den Zentralämtern, Konfessionsschulen, einer Korrektur der Staatszuschüsse, der Verbesserung der Wirtschaftslage und der Bevorzugung der slowakischen Industrie bei der Vergebung von Staatsaufträgen einzuräumen¹⁰¹, und diese Zusage nicht einhielt, trug er zu dem Prestigeverlust der „Gemäßigten“, den Befürwortern seiner Wahl, und zum weiteren Aufstieg der „Radikalen“ in den Führungsgremien der Partei bei. Die „Nástupisten“ um

Srámek. Die Unterredungen schleppten sich erfolglos hin; die Absage gab Tiso dann in einer Rede am 25. Juni 1935 als Antwort auf die Regierungserklärung Malypetrš. ‚Slovák‘. Nr. 149—151, 26.—28. Juni 1935. — Čulen: Po Svätoplukovi 107 f. und Sidor: Slovenská politika 314.

⁹⁹ Čulen: Po Svätoplukovi 109.

¹⁰⁰ Solange der Staatsbeitrag der Slowakei passiv war (16 % der Staatseinnahmen, aber 18 % der Staatsausgaben betrafen die Slowakei. Vgl. Čulen: Po Svätoplukovi 163 und Feierabend 106), wollte Hodža nur eine weitere Dezentralisierung der Verwaltung durchführen. Hodža erklärte sich aber bereit, eine Anerkennung der „slowakischen Nationalindividualität“ und der slowakischen Sprache als der einzigen Amtssprache in der Slowakei graduell durchzuführen. Er weigerte sich aber entschieden, eine „slowakische Nationalität“ neben der tschechoslowakischen Staatsangehörigkeit in die Heimatkartei aufzunehmen und die Migration der Tschechen nach der Slowakei zu unterbinden. Die SVP brach daraufhin die Verhandlungen ab. Vgl. Čulen: Po Svätoplukovi 163 ff. — Dérer: Slovenský vývoj 239.

¹⁰¹ Über die Motivierung der SVP bei der Wahl Beneš zum Staatspräsidenten gibt Čulen: Po Svätoplukovi 170—173 weiteren Aufschluß.

Durčanský und die polonophile Gruppe um Sidor lehnten, schon unter dem Einfluß deutscher, polnischer und magyarischer Kontakte stehend, einen Ausgleich mit der Regierung ab. Sie wollten unter allen Umständen den „slowakischen Nationalstaat“ und drängten bewußt auf eine Staatskrise hin, die sie der Erfüllung ihrer Wünsche näherbringen sollte.

Bei einer etwas flexibleren Slowakei-Politik der Regierung lag bis zur Jahresmitte 1937, ganz sicher aber bis Ende 1936, ein gerechter Ausgleich für beide Seiten im Bereich des Möglichen. Masaryks Konzept der „National- und Kultureinheit des tschechoslowakischen Volkes“ mußte für diesen Kompromiß zwar geopfert werden; die Regierung wäre dann aber innerlich gefestigt in die schweren Verhandlungen mit den nationalen Minderheiten eingegangen. Nach dem langen und fruchtlosen Hinhalten konnte bei der SVP nicht mehr mit einer aktiven Mitarbeit und Staatsloyalität in der krisenhaften Situation nach 1937 gerechnet werden. Die Zugeständnisse der Regierungen kamen zu zögernd, zu spät und zu erzwungen, sie verletzten den Stolz der Slowaken, reichten nie weit genug und trugen schon den Keim für neue Forderungen in sich. Als dann 1938 die Regierung endlich konstruktive Vorschläge zur Diskussion stellte, hatte sich unter dem Einfluß von Hitlers aggressiver Tschechoslowakei-Politik die innen- und außenpolitische Situation so gewandelt, daß die SVP nicht mehr mit Teilversprechungen abgespeist werden konnte. Die Krise des Jahres 1938 brachte dann den latent schwelenden Konflikt zwischen der tschechoslowakischen Regierung und der autonomistischen Slowakischen Volkspartei Hlinkas zum Ausbruch¹⁰².

¹⁰² Siehe dazu Hoensch, Jörg K.: Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik. Hlinkas Slowakische Volkspartei zwischen Autonomie und Separation 1938/39. Köln-Graz 1965.

STELLUNGNAHMEN ZUM MÜNCHENER ABKOMMEN IN DER DEUTSCHEN PRESSE

Von Otto Kimminich

Aus verschiedenen Anlässen ist das Münchener Abkommen vom 29. September 1938 in den letzten zwei Jahren erneut in den Blickpunkt der deutschen Öffentlichkeit geraten. Jahrestage, Äußerungen von Politikern, Vorspiele zu diplomatischen Fühlern, Forderungen der Regierung der ČSSR und manch andere Ereignisse boten Anlaß, sich wieder mit dem Abkommen zu beschäftigen. In einem Land mit einer freien Presse, wie es die Bundesrepublik Deutschland ist, spiegelt sich eine solche Erregung der Gemüter unweigerlich in der Tagespresse wider und findet ihren Niederschlag nicht zuletzt in zahlreichen Leserzuschriften. Bei den zum Teil skandalähnlich aufgemachten „Anlässen“ zum Münchener Abkommen war es nicht anders, und sicher ergab sich auch dabei, dem Gesetz der großen Zahl entsprechend, ungefähr dieselbe Verteilung von klugen und weniger klugen Äußerungen wie bei allen anderen Ereignissen dieser Art.

Ein Meinungsforscher könnte vielleicht sämtliche Stellungnahmen in Kategorien einteilen und daraus mehr oder weniger gewichtige Schlüsse auf die öffentliche Meinung in dieser Frage ziehen. Hier aber soll das Interesse auf einen anderen Aspekt dieser Diskussion gelenkt werden: Unter den Veröffentlichungen in der Tagespresse — Leserzuschriften, Interviews, Marginalien, Gutachten und kleineren Abhandlungen — findet sich eine erstaunlich große Zahl von Stellungnahmen kompetenter Fachleute. Wissenssoziologisch mag es sehr interessant sein, warum sich eine solche Fachdiskussion von Wissenschaftlern auf die Ebene der Tagespresse verlagert; man mag sich fragen, ob dies mit dem Gegenstand der Diskussion, mit dem politischen Klima in der Bundesrepublik oder mit einem neuen akademischen Stil zusammenhängt. Aber auch diese Fragen sollen hier unerörtert bleiben. Vielmehr soll versucht werden, aus den wichtigsten dieser Stellungnahmen den gegenwärtigen Diskussionsstand herauszukristallisieren.

Zu Beginn des Jahres 1965 erschien in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (13. 1. 1965, S. 6) eine Leserzuschrift von Prof. Dr. Karl Alfred Hall, Marburg/Lahn. Der Autor vertrat darin die Auffassung, daß im Sudetenproblem zwei „Lebensinteressen“ miteinander in Widerstreit stünden: das Selbstbestimmungsrecht einer Volksgruppe und das Interesse an der Unteilbarkeit des Staatsgebiets. Er möchte dem ersteren den Vorzug geben und erwähnt drei Wege zu seiner Verwirklichung: Teilung des Staatsgebietes, Abschneiden von Gebietszipfeln und einschränkende Auslegung des geographischen Begriffes. Allen drei Wegen billigt er eine Erfolgchance zur Lö-

sung des Sudetenproblems zu. Im Endeffekt bedeuten sie alle dasselbe, nämlich Abtretung eines Teils des tschechoslowakischen Staatsgebietes an das Deutsche Reich, nur der Umfang der Abtretung variiert. Im ersten Fall müßte er möglichst weitgehend mit den Sprachgrenzen übereinstimmen, im zweiten Fall hätten nur einige „Zipfel“ (Asch, Rumburg-Warnsdorf, Friedland) von der Tschechoslowakei abgeschnitten werden sollen, im dritten Fall würde sich eine Grenze entlang der Gebirgskämme ergeben, die einige Teile des Sudetengebietes vom böhmisch-mährischen Raum trennen (Tepler Höhen, Duppauer Berge, Isergebirge, Altvatergebirge).

Diese Ausführungen riefen einen heftigen Protest von Prof. Dr. Wolfgang Schweitzer, Bethel, hervor (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19. 1. 1965, S. 6). Schweitzer rügte insbesondere, daß Hall das Münchener Abkommen so behandle, als sei es „im Prinzip zwar richtig, nur die Durchführung unbesonnen“. Mit Abscheu wies er den Gedanken von sich, daß heute noch jemand von der Lostrennung gewisser Gebiete der Tschechoslowakei reden könne. Dieser letztere Einwand geht allerdings deswegen fehl, weil Hall keineswegs von der Gegenwart sprach, sondern nur von den grundsätzlichen Möglichkeiten zur Lösung der Sudetenfrage in der Vergangenheit. Ausdrücklich erwähnte er dies für seinen „Fall 2“ (Abschneiden von Gebietszipfeln), zu dem er meinte, daß dies 1918 hätte geschehen können. Bereits 1938 sei es dazu zu spät gewesen. Auf das Münchener Abkommen war Hall überhaupt nicht eingegangen, sondern hatte nur erwähnt, daß das „Unrecht von 1938“ nicht in der Teilung Böhmens, sondern in der schikanösen Art der Grenzführung gelegen habe.

Die Kontroverse Hall-Schweitzer zeigt den Streitstand, der noch bis vor kurzem allenthalben zu beobachten war. Es ist eine sterile, an den wesentlichen Problemen vorübergehende Debatte. Daß 1918 und 1938 (ganz zu schweigen von den 20 Jahren, die dazwischen lagen) sehr viele Möglichkeiten bestanden, das Sudetenproblem zu lösen, ist eine bekannte Tatsache. Wenn Hall sich auf das Selbstbestimmungsrecht beruft, so kann er für jene Zeit jedenfalls die Proklamationen des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson ins Feld führen, die ja nicht die Privatmeinung eines Gelehrten waren, sondern das offizielle Programm der mächtigsten Siegernation, auf dessen Grundlage nach allseitigem Einverständnis der Friede zu schließen war. Die völkerrechtsdogmatischen Schwierigkeiten bezüglich des Selbstbestimmungsrechts, auf die sich Schweitzer beruft, kommen daher in dem von Hall gemeinten Zeitpunkt nicht zum Tragen. Die Tatsache, daß das Völkerrecht damals (und wahrscheinlich auch heute) das Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht in einem Sezessionsrecht einzelner Volksteile verwirklichte, hätte die Schöpfer des Friedens von St. Germain keineswegs daran gehindert, das Sudetengebiet, oder Teile desselben, an Österreich oder das Deutsche Reich anzuschließen. Dagegen werden solche Fragen des Selbstbestimmungsrechts aktuell, wenn man, wie Prof. Schweitzer es tut, von der heutigen Lage ausgeht. Man sieht daher auf den ersten Blick, daß die beiden Diskussionsteilnehmer aneinander vorbeireden und daß letztlich keiner von

ihnen eine Lösung des gegenwärtigen Problems, oder auch nur eine Grundlage für eine solche Lösung, vorschlägt.

Aber noch in anderer Beziehung ist die Kontroverse Hall-Schweitzer symptomatisch. Hall hatte nur indirekt auf das Münchener Abkommen Bezug genommen, das er „das Unrecht von 1938“ nannte, gegen dessen wesentlichen Inhalt er aber nichts einwendete. Schon dies wurde ihm von Schweitzer vorgehalten. Wie könne ein „nüchtern denkender Mensch“ es wagen, den Inhalt des Münchener Abkommens für prinzipiell richtig zu halten? Darin offenbart sich ein interessanter politischer Komplex der Deutschen, der sich den vielen überkommenen Komplexen dieser Nation hinzugesellt hat: der München-Komplex. Die ausschließlich politisch-historische Betrachtungsweise, die auf das Münchener Abkommen seit 1945 angewandt wurde, zeigte dieses im Lichte der nationalsozialistischen Außenpolitik als ein abscheuliches Beispiel brutaler Gewaltanwendung und als Vorbereitung auf den Weltkrieg, den Hitler anschließend entfesselte. Jeder Deutsche, der seine demokratisch-friedliche Gesinnung demonstrieren wollte, sah sich daher veranlaßt, seinen Abscheu vor dem Münchener Abkommen zu betonen. Das Münchener Abkommen durfte nicht erwähnt werden, ohne daß man sich ausdrücklich davon distanzierte und es schärfstens verurteilte.

Freilich kann heute niemand an der Tatsache vorübergehen, daß der Ausdruck „München“ in der internationalen Politik zu einem Gattungsbegriff geworden ist, der die Politik der Beschwichtigung gegenüber einem Diktator und der Aufopferung von Interessen einer schwachen Nation bezeichnet. In politisch-historischer Betrachtungsweise war ein solches Ergebnis wohl unvermeidlich. Über die Berechtigung des so verstandenen Symbols besteht daher kein Zweifel. Doch hat die Erklärung des Münchener Abkommens zur (negativ) heiligen Kuh in der deutschen Öffentlichkeit jahrelang eine objektive Erörterung der *Rechts*probleme dieses Abkommens verhindert, so daß man weithin unvorbereitet war, als diese Probleme plötzlich aktuell wurden.

Umso bedeutsamer ist es, daß die Kontroverse der letzten 18 Monate das Münchener Abkommen hauptsächlich als Rechtsproblem behandelt hat. Die Tragweite dieser grundsätzlichen Wandlung ist kaum zu unterschätzen. Ihr materieller Inhalt wird im folgenden an Hand der einzelnen Stellungnahmen noch zu zeigen sein. Vorweg aber sei bemerkt, daß durch alle diese Stellungnahmen, die sich auf die Rechtsprobleme beschränken, die politisch-historische Würdigung des Münchener Abkommens nicht angetastet worden ist. Fast alle Stellungnahmen haben ausdrücklich darauf hingewiesen. Die Beschäftigung mit den juristischen Problemen von internationalen Verträgen, die das Deutsche Reich in der Zeit von 1933 bis 1945 abgeschlossen hat, bedeutet nicht automatisch eine Billigung der nationalsozialistischen Außenpolitik. Wollte man anders argumentieren, so dürfte sich auch niemand mehr mit dem Reichskonkordat beschäftigen. Die Anerkennung dieser simplen Tatsache schafft die erste Voraussetzung für eine objektive und fruchtbare Diskussion jener Probleme und damit nicht zuletzt auch des Problems der Beziehungen zwischen Recht und Macht im Völkerrecht, für welches die Vor-

gänge um das Münchener Abkommen in der Tat interessantes Material liefern und das eines der vordringlichsten juristischen Probleme auch unserer Zeit ist.

Eine knappe und nüchterne Darstellung der Rechtsprobleme des Münchener Abkommens findet sich in der Leserschrift von Prof. Dr. Fritz Münch, Bonn, in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 1. Juni 1964 (Seite 9). Zwar erörtert Münch nicht die Rechtsprobleme des Zustandekommens des Vertrages, sondern geht von dem gültigen Zustandekommen aus und beschränkt sich auf die Analyse der rechtlichen Auswirkungen der nachfolgenden Ereignisse. In dem knappen Satz: „Die Widerrufe während des Krieges, der Bruch der implizierten Garantie des Reststaates schaffen die Abtretung nicht aus der Welt“ wird eine Reihe von juristischen Streitfragen angerissen. Bei einem Widerruf ist im Völkerrecht wie im innerstaatlichen Recht zu prüfen, ob ein Widerrufsrecht gegeben war, ob der als „Widerruf“ bezeichnete Akt tatsächlich nach Form und Inhalt einen rechtlich relevanten Widerruf darstellt, ob er vom Widerrufberechtigten selbst abgegeben worden ist oder von jemandem, dessen Legitimation nicht eindeutig feststeht (z. B. einer nicht anerkannten Exilregierung) usw. Hinsichtlich des Bruchs der „implizierten Garantie“ wäre zunächst zu prüfen, ob das Garantieverprechen integrierender Bestandteil des Münchener Abkommens war und, sofern diese Frage bejaht wird, welche Rechtsfolgen sich aus einem solchen Bruch ergeben. (Nach durchaus herrschender Meinung berechtigt der Bruch eines Vertrages zur Kündigung, bewirkt aber keineswegs eine Unwirksamkeit des Vertrages von Anfang an.) Ferner wäre zu unterscheiden zwischen der Respektierung der territorialen Integrität der Rest-Tschechoslowakei, zu der das Deutsche Reich wie alle anderen Staaten schon auf Grund des allgemeinen Völkerrechts verpflichtet war, und der besonderen Verpflichtung nach dem Zusatzabkommen zum Münchener Abkommen, in dem die Signatarmächte Deutschland, Italien, England und Frankreich sich zum Abschluß besonderer Garantieverträge mit der Rest-Tschechoslowakei verpflichteten. Dies sind einige der Probleme, die in dem erwähnten Satz des Leserbriefes von Prof. Münch anklingen.

Ein anderes Problem, auf das Professor Münch in seinem Leserbrief hinweist, ist die Frage, ob 1945 mit der Formel „Deutschland in den Grenzen vom 31. 12. 1937“ eine Desannexion vollzogen worden ist, oder „ob zur Wiederherstellung de iure des Gebietsstandes vor München unsere Unterschrift dazutreten muß“. Professor Münch läßt diese Frage offen und weist lediglich darauf hin, daß die Tschechoslowakei nicht Kriegspartei gewesen ist, obwohl sie eine Kriegsbeendigungserklärung abgegeben hat und obwohl ihre Exilregierung die Erklärung der Vereinten Nationen vom 1. 1. 1942 mit unterzeichnet hat. Diese Auffassung ist richtig. Jedoch wird trotzdem beachtet werden müssen, daß die Sudetenfrage zum Gesamtkomplex der Friedensregelung nach dem Zweiten Weltkrieg gehört. Die Potsdamer Formel der „Grenzen vom 31. 12. 1937“ ist ein Vorgriff auf den Friedensvertrag. In diesem Zusammenhang von einer „Desannexion“ zu sprechen, ist deshalb ausgeschlossen, weil es sich bei der Abtretung des Sudetengebietes an das

Deutsche Reich nicht um eine Annexion, sondern um eine Zession handelte. Die Ausführungen von Münch sind daher insofern widersprüchlich. Das Annexionsproblem könnte aber hier in einem anderen Zusammenhang auftauchen: Wenn man das Münchener Abkommen als rechtsgültig zustandekommen und durch die nachfolgenden Ereignisse nicht beseitigt erachtet (wie es Münch tut), so erhebt sich die Frage, ob das Sudetengebiet nicht schon vor Abschluß eines Friedensvertrages durch eine 1945 erfolgte Annexion seitens der Tschechoslowakei wieder rechtsgültig tschechoslowakisches Staatsgebiet geworden ist. Hiergegen spricht das heute im Völkerrecht allgemein anerkannte Annexionsverbot, das sich nicht zuletzt aus dem in der Satzung der Vereinten Nationen niedergelegten Gewaltverbot ergibt. Jedoch taucht dabei andererseits die Frage auf, ob nicht die Bundesrepublik durch konkludentes Handeln diese Annexion des Sudetengebietes gebilligt hat. Die Grenze der Bundesrepublik zur Tschechoslowakei wird in ihrem heutigen Verlauf durchaus als feststehende Staatsgrenze behandelt, und die Bundesregierung hat wiederholt erklärt, daß sie keinerlei Gebietsansprüche an die Tschechoslowakei stellt. Freilich wäre hier wieder vom rechtsdogmatischen Standpunkt zu fragen, ob die Billigung eines Nachbarstaates das Hinwegsetzen über ein völkerrechtliches Verbot gegenüber allen anderen Mitgliedern der Völkergemeinschaft rechtfertigen kann. In dieser Formulierung ist die Frage sicher zu verneinen; sie ist aber rein theoretisch, weil eben die Lösung des Gebietsproblems bei einer Friedenskonferenz bereits vorgezeichnet ist: Die Großmächte haben erklärt, daß sie Deutschland jedenfalls auf die Grenzen vom 31. 12. 1937 beschränken werden, und die Bundesrepublik Deutschland hat erklärt, daß sie in bezug auf die Grenzen zur Tschechoslowakei damit zufrieden ist. (Es würde ihr im übrigen auch nichts nützen, wenn sie erklärte, daß sie nicht zufrieden sei; denn daß die Siegermächte das besiegte Deutschland in einem Friedensvertrag zu Gebietszessionen zwingen können, ist unbestritten.) Jedoch ist Münch zuzustimmen, wenn er ausführt, daß eine solche endgültige Regelung als *contrarius actus* des Münchener Abkommens der Unterschrift der seinerzeitigen Signatarmächte bedarf.

Schließlich weist Münch noch darauf hin, daß sich die Rechtsproblematik des Münchener Abkommens nicht in Grenzfragen erschöpft. Er umreißt diesen anderen Fragenkomplex mit den Worten: „das Schicksal der dorthin gehörigen Bevölkerung und ihres Eigentums“. Damit ist der aktuelle Hauptgrund für die juristische Analyse des Münchener Abkommens angesprochen. Diejenigen, die der Meinung sind, daß das Münchener Abkommen entweder nur von rechtshistorischem oder „revanchistischem“ Interesse sein könne, übersehen zumeist diesen Hauptgrund.

Aus Anlaß des 26. Jahrestages brachte „Die Welt“ am 30. September 1964 (S. 6) eine stattliche Abhandlung des Mainzer Professors Dr. Hubert Armbruster unter dem Titel: „Das Münchner Abkommen — noch aktuell“. Armbruster untersucht zunächst die tschechische Forderung, die Bundesregierung solle erklären, daß das Abkommen von Anfang an ungültig gewesen sei, sowie die weitere Forderung, die Ungültigkeit „gewisser Gesetze und Verord-

nungen der Bundesrepublik, die ihre Rechtsgültigkeit vom Münchener Abkommen herleiten“, zu proklamieren. Er fragt, warum die Tschechoslowakei auf diesen Forderungen beharrt und sich nicht mit der Erklärung der Bundesregierung begnügt, daß sie keine Gebietsansprüche gegen die Tschechoslowakei stelle. Mit Recht folgert er, daß offenbar mehr hinter diesen Forderungen steht als nur die Gebietsfrage und mehr als bloße juristische Haarspalterei.

Obwohl somit Armbruster von einem aktuellen Anlaß ausgeht, beginnt er richtigerweise seine Untersuchung mit einer Analyse der Ereignisse von 1938 und stellt fest, daß das Münchener Abkommen nur ein Teilstück eines völkerrechtlichen Gesamtvorgangs gewesen ist, der mit dem britisch-französisch-tschechoslowakischen Notenwechsel vom 19./21. September 1938 begann und mit einer von Italien, Frankreich und England am 21. November zur Kenntnis genommenen tschechoslowakisch-deutschen Niederschrift über die Grenzregelung endete. Dies ist in der Tat der richtige Ansatzpunkt; denn der Wortlaut des Münchener Abkommens selbst ergibt eindeutig, daß es keineswegs die Bedeutung besitzt, die ihm in der politisch-historischen Betrachtungsweise beigemessen wird. Das Münchener Abkommen nimmt nämlich bereits in den Eingangsworten Bezug auf ein bereits vorher geschlossenes Abkommen, zu dessen Durchführung es dienen soll. Damit ist jenes Abkommen über die Abtretung der Sudetengebiete gemeint, das zwischen den Westmächten und der Tschechoslowakei durch einen Notenwechsel vom 19./21. September 1938 zustande gekommen war.

Bei der Erörterung der Frage, warum die Tschechoslowakei von der Bundesregierung eine Ungültigkeitserklärung bezüglich des Münchener Abkommens fordert, geht Armbruster von dem Standpunkt aus, „daß die Erklärung, ein völkerrechtliches Abkommen sei von Anfang an ungültig gewesen, automatisch den Zustand als rechtsverbindlich wiederaufleben läßt, der unmittelbar vor seinem Abschluß bestanden hat“. Vor Abschluß des Münchener Abkommens, schreibt Armbruster, befanden sich die Sudetendeutschen im Genuß ihrer Heimat und ihres Eigentums. Demzufolge wären die Sudetendeutschen nach der Ungültigkeitserklärung des Münchener Abkommens „in Heimat und Eigentum unverkürzt wieder einzusetzen“. Da dies offenbar nicht die Absicht ist, die die tschechoslowakische Regierung mit ihrem an die Bundesregierung gestellten Ansinnen verfolgt, sucht Armbruster mit Recht diese Absichten auf einer anderen Ebene. Die weitere Forderung der tschechoslowakischen Regierung, die Bundesrepublik möge „gewisse Gesetze und Verordnungen aufheben, die ihre Rechtsgültigkeit vom Münchener Abkommen herleiten“, könne auf die richtige Spur führen. Allerdings fügt Armbruster die durchaus richtige Bemerkung ein, daß dieses Verlangen „rechtlich fragwürdig“ sei; denn solche Vorschriften gebe es nicht: die Gesetze und Verordnungen, die in der Bundesrepublik gelten, leiten ihre Rechtsgültigkeit ausschließlich aus den Artikeln unseres Grundgesetzes her.

Die tschechische Forderung könne daher nur in dem Sinne verstanden werden, daß alle diejenigen Bestimmungen gemeint sind, die in sachlichem Zu-

sammenhang mit dem seinerzeitigen Gebietsübergang erlassen worden sind. Damit ist die Erörterung wieder bei dem oben erwähnten Hauptgrund der juristischen Aktualität angelangt. Es handelt sich vor allem um zwei Rechtsbereiche: Staatsangehörigkeitsrecht und Eigentumsrechte. Daneben erwähnt Armbruster noch § 96 des Bundesvertriebenengesetzes als mögliche Zielscheibe der tschechischen Forderungen. Dieser Paragraph verpflichtet den Bund und die Länder, das Kulturgut der deutschen Vertreibungsgebiete im Bewußtsein des ganzen Volkes lebendig zu erhalten, sowie Wissenschaft und Forschung bei der Erfüllung der Aufgaben zu unterstützen, die sich aus der Vertreibung und der Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge ergeben. Hier warnt Armbruster vor diplomatischen Vorleistungen, die nach deutschem Verfassungsrecht möglicherweise unzulässig wären. Einschränkungen der landmannschaftlichen Presse, der Vertriebenenorganisationen, der öffentlichen und insbesondere der wissenschaftlichen Erörterung der Vertreibungsfrage würden gegen die Art. 5, 8 und 9 des Grundgesetzes verstoßen. Würden sich diese Einschränkungen ausschließlich zu Lasten der Sudetendeutschen auswirken, so wäre damit eine „diskriminierende Rechtsverkürzung dieser Mitbürger“ gegeben. Offenbar meint Armbruster damit eine Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes (Art. 3 GG).

Erst in den letzten drei Absätzen seiner Untersuchung kommt Armbruster wieder auf völkerrechtliche Fragen zu sprechen, und weist hierbei auf interessante Aspekte hin. Durch die Vertreibung sei „der Grundzusammenhang zwischen Gebietshoheit und Staatsangehörigkeit zerrissen worden“. Man müsse hierbei beachten, daß dieser Zusammenhang neuerdings in der sowjetischen Politik Anerkennung finde. Anlässlich der sowjetisch-chinesischen Auseinandersetzung ist von chinesischer Seite auf die „rechtswidrige“ Besiedelung gewisser Gebiete in Ostasien und Zentralasien hingewiesen worden, deren Zugehörigkeit zur heutigen Sowjetunion auf zwangsweise auferlegten Diktaten beruht. Armbruster zitiert nun einen Artikel der „Prawda“, in dem die chinesische These zurückgewiesen wird und in dem auf das Argument abgestellt wird, daß jene Gebiete für die dort lebenden Russen zur Heimat geworden seien. Armbruster meint, daß sich hieraus eine „präjudizielle Bedeutsamkeit der deutschen Haltung in den aktuellen Auseinandersetzungen mit der Prager Regierung“ ergebe. Er läßt durchblicken, daß alle Staaten, einschließlich der Sowjetunion, ein Interesse daran hätten, daß „die völkerrechtliche Ordnung hinsichtlich jenes Grundzusammenhangs zwischen Gebietshoheit und Staatsangehörigkeit“ nicht „noch mehr gefährdet“ wird. Dies mag für die staatsangehörigkeitsrechtlichen Fragen von einer gewissen positiven Bedeutung sein, für die Gesamtlösung des Sudetenproblems aber könnte sich jenes Argument sogar negativ auswirken. Nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern auch in Westdeutschland hört man immer häufiger den Hinweis darauf, daß die heute in den ehemals deutschen Vertreibungsgebieten lebenden Polen und Tschechen, die ebenfalls durch eine „rechtswidrige“ Besiedelung im Sinne des rotchinesischen Arguments in diese Gebiete gekommen sind, dort bereits Heimatrecht genießen. Zumindest wird dies für ihre

in den betreffenden Gebieten geborenen Kinder angenommen. Die Problematik dieses Heimatrechts, wie des Heimatrechts überhaupt, soll hier nicht erörtert werden und wird auch von Armbruster nicht erwähnt. Jedoch muß daran erinnert werden, um zu zeigen, daß die sicherlich interessanten Auseinandersetzungen um den „Grundzusammenhang zwischen Gebietshoheit und Staatsangehörigkeit“ doch nicht so einfach zu eindeutigen Schlußfolgerungen führen.

Dagegen verdient Armbrusters Schlußbemerkung zu diesem Fragenkomplex eine weit über denselben hinausgehende Beachtung. Armbruster meint, daß es von der deutschen Haltung abhängen wird, ob „die völkerrechtliche Ordnung hinsichtlich jenes Grundzusammenhangs zwischen Gebietshoheit und Staatsangehörigkeit noch mehr gefährdet wird“. Dieser Gesichtspunkt gilt für alle Fragen im Zusammenhang mit dem Münchener Abkommen und der Vertreibung der Sudetendeutschen wie auch der anderen Vertriebenen. Bei allen diesen Fragen sind so tiefgreifende völkerrechtliche Probleme involviert, insbesondere eine große Anzahl von Menschenrechten, auf denen das Völkerrecht der Gegenwart und der Zukunft beruht, daß jede Entscheidung über diese Fragen an die Grundfesten des Völkerrechts rührt. Von seiten der Vertriebenen wird häufig die Frage gestellt, was das Völkerrecht für die Sache der Vertriebenen tun könnte. Es wäre nun an der Zeit, auch einmal die umgekehrte Frage zu stellen, welche Bedeutung die Entscheidung über das Schicksal der Vertriebenen für das Völkerrecht hat. Wenn die Friedensregelung die durch Vertreibung und Konfiskation verletzten Menschenrechte schützt, so leistet sie einen wertvollen Beitrag zur Festigung des modernen Völkerrechts und damit zur Erhaltung des Friedens; wenn aber die Friedensregelung dieses Problem nicht löst oder mit juristischen Spitzfindigkeiten zu umgehen sucht, so erschüttert sie die noch schwachen und mit vieler Mühe errichteten Grundpfeiler einer neuen internationalen Friedensordnung derart, daß das Völkerrecht in seiner Entwicklung um Jahrhunderte zurückgeworfen wird und die Welt wieder vor dem Chaos steht. Diese Überlegungen sind es, die jede Regierung — auch die der Bundesrepublik Deutschland — zu größter Vorsicht mahnen müssen, wenn sie an die Behandlung der hier angeschnittenen Fragen herangeht. Deutschland wird Opfer bringen müssen, wenn es eine Normalisierung seiner Beziehungen zu seinen östlichen Nachbarn erreichen will. Zu welchen Opfern sich die Deutschen bereit finden, ist eine innerdeutsche Angelegenheit, in die kein anderer Staat hineinreden darf und wird. Vom Völkerrecht her gesehen darf Deutschland jedes nationale Opfer bringen. Es darf aber nicht völkerrechtliche Grundsätze opfern. Die Bundesregierung tut also gut daran, wenn sie an den Fragenkreis des Münchener Abkommens nur mit äußerster Vorsicht herangeht und die völkerrechtlichen Probleme zunächst sorgfältig studiert. Die Warnung Armbrusters, keine vorschnellen Erklärungen abzugeben, muß unterstrichen werden. Sie gilt nicht nur für die Erklärungen der Bundesregierung, sondern auch für die Erklärungen interessierter Organisationen und Einzelpersonen.

Unter der Überschrift „Staatsrechtler: Münchener Abkommen hinfällig“

brachte die Frankfurter Allgemeine Zeitung am 17. November 1964 (S. 5) „Erklärungen“ der Professoren Bachof (Tübingen), Dürig (Tübingen) und Forsthoff (Heidelberg) zum Münchener Abkommen. Es handelte sich um Presseinterviews, die die genannten Professoren der Associated Press gegeben hatten. Der Text der Interviews ist in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung offenbar verstümmelt wiedergegeben worden. Immerhin bleibt die Tatsache bemerkenswert, daß hier drei der bedeutendsten Staatsrechtler Deutschlands zu diesem Thema Stellung genommen haben.

Dürig weist zunächst darauf hin, daß die heutigen Regierungen Englands und Frankreichs vom Münchener Abkommen abgerückt sind und daß dieses Abkommen am 5. August 1942 von Großbritannien und am 29. September 1942 von der französischen Exilregierung gekündigt worden ist. Die Fragen der Kündigungsberechtigung, der Form der Kündigung und ihrer Wirkung werden im Wortlaut der FAZ-Veröffentlichung nicht erwähnt.

Einer interessanten Argumentation bedient sich Ernst Forsthoff: Das Grundgesetz habe sich in Art. 116 auf die Reichsgrenzen vom 31. Dezember 1937 festgelegt. Es habe damit das Münchener Abkommen indirekt preisgegeben. Nun haben die Schöpfer des Art. 116, der die Definition des Begriffs „Deutscher“ enthält, sicher nicht an das Münchener Abkommen gedacht. Eine direkte Verbindung zwischen Art. 116 und dem Münchener Abkommen besteht aber nicht; insbesondere bedeutet diese Verfassungsbestimmung, wie Professor Forsthoff selbst einräumt, noch keinen völkerrechtlich wirksamen Verzicht. Doch erfolgte, wie schon oben erwähnt, die Festlegung auf die Reichsgrenzen vom 31. Dezember 1937 bereits in einem völkerrechtlichen Instrument, nämlich dem Potsdamer Abkommen, und die Bundesregierung hat auf internationaler Ebene wiederholt erklärt, daß sie diese Ausgangsbasis akzeptiere. Das Argument aus Art. 116 GG geht daher an den eigentlichen Problemen vorbei. Darüber hinaus betont Forsthoff, daß die übrigen Kontrahenten des Münchener Abkommens dessen fortbestehende Rechtsbindung mit Sicherheit unter Berufung auf den Zweiten Weltkrieg bestreiten werden, „woran wir nichts ändern können“. Die letztere Wendung deutet an, daß Forsthoff der Meinung ist, das Münchener Abkommen könne von den übrigen Kontrahenten ohne Rücksicht auf das Völkerrecht beseitigt werden. Darin liegt letztlich eine gefährliche Negierung der völkerrechtlichen Betrachtungsweise. Denn wenn das Münchener Abkommen nicht unter völkerrechtlichen Gesichtspunkten untersucht werden dürfte, so müßte dies auch für alle anderen Abkommen gelten. In diesem Sinne spricht aus den Worten Forsthoffs eine tiefe Resignation, die geeignet ist, jeden Optimismus in bezug auf die weitere Entwicklung des Völkerrechts zu dämpfen.

Wer an die Zukunft des Völkerrechts glaubt, kann sich niemals damit abfinden, daß ein besiegtter oder schwacher Staat nichts daran ändern kann, wenn völkerrechtliche Prinzipien nicht angewendet werden. Jedoch könnte die Wendung Forsthoffs „woran wir nichts ändern können“ auch in einem anderen Sinne verstanden werden. Selbst wenn nämlich das Münchener Abkommen rechtsgültig zustande gekommen ist, nicht gekündigt und durch die

nachfolgenden Ereignisse nicht beseitigt worden ist, könnte es doch nicht verhindern, daß der noch zu schließende Friedensvertrag mit Deutschland eine andere Regelung über den Gegenstand des Münchener Abkommens trifft. Hieran könnte die Bundesrepublik in der Tat nichts ändern; denn hier äußert sich die Tatsache, daß sie die Rechtsnachfolgerin eines besiegten Staates ist und in den Verhandlungen zum Friedensvertrag eine schwache Position hat. Inwieweit sie sich auf alliierte Erklärungen der Kriegszeit, wie z. B. die Atlantic Charter, berufen könnte, um Gebietsveränderungen zu verhindern, die nicht mit dem erklärten Willen der betroffenen Bevölkerung in Einklang stehen, müßte allerdings noch sorgfältig geprüft werden. Sicher ist, daß sich die Bundesrepublik, wie auch der kleinste Staat im schwarzen Afrika, auf die Beachtung der Menschenrechte berufen kann. Dies betrifft aber, wie bereits erwähnt, zwar die Frage der Austreibung, Vermögenskonfiskation und sonstigen Behandlung der Sudetendeutschen, nicht aber die Territorialfrage.

Wenn Forsthoff im Zusammenhang mit dem Abrücken der Signatarmächte vom Münchener Abkommen die „Berufung auf den zweiten Weltkrieg“ erwähnt, so könnte damit die Frage des Einwirkens eines Krieges auf bestehende Verträge angeschnitten sein. Diese Frage ist jedoch nur dort interessant, wo Verträge noch laufen, d. h. noch nicht erfüllt sind. Das Münchener Abkommen ist dagegen von allen Beteiligten erfüllt worden, und zwar lange vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. (Dies gilt jedenfalls dann, wenn das Zusatzabkommen, welches das bereits erwähnte Garantieverprechen enthält, nicht integrierender Bestandteil des Münchener Abkommens war. Wird dagegen letzteres bejaht, so ist das Münchener Abkommen von *allen* Signatarmächten in dem Zeitpunkt gebrochen worden, in dem die Garantiepflicht entstand und nicht beachtet wurde, d. h. ebenfalls lange vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.)

Die Frage der Garantie des tschechoslowakischen Reststaates wird von Otto Bachof mit Recht in den Vordergrund gestellt. Er untersucht die Frage jedoch nicht im einzelnen, sondern geht von vornherein davon aus, daß der deutsche Einmarsch in Böhmen und Mähren im März 1939 den Bruch des Münchener Abkommens darstellte. Daß ein solcher Bruch bereits früher durch Nichtabschluß des Garantievertrages verübt worden sein könnte, oder daß das Garantieverprechen gegenüber dem Münchener Abkommen einen selbständigen Vertrag darstellen könnte, erörtert er nicht. Trotz der eindeutigen Ausgangsbasis in bezug auf den Bruch des Abkommens gelangt jedoch Bachof nicht zu einem klaren Ergebnis hinsichtlich des Rechtsstatus des Sudetengebiets. Der Fortfall des Münchener Abkommens habe keinen automatischen Rückfall an die Tschechoslowakei zur Folge gehabt. Zwar spreche manches dafür, in der Vier-Mächte-Erklärung vom 5. Juni 1945 („Deutschland in den Grenzen von 1937“) einen Rückgliederungsakt zu erblicken, jedoch sei dies „immerhin fraglich“. Mit Recht weist aber auch Bachof darauf hin, daß die Lösung der Territorialfrage in einem Friedensvertrag praktisch bereits vorgezeichnet ist.

Da sich die Veröffentlichung in der FAZ vom 17. November 1964 schon nach ihrem Titel mehr auf die staatsrechtliche Seite des Fragenkomplexes konzentrieren wollte, da ferner die Stellungnahmen der drei Professoren auf zwei halbe Spalten zusammengedrängt waren und da schließlich die Ausführungen nach journalistischen Gesichtspunkten gekürzt worden waren, konnte kaum erwartet werden, daß diese Veröffentlichung irgendwelche Einzelfragen beantwortete. Trotzdem kommt ihr hinsichtlich einer grundsätzlichen Frage große Bedeutung zu: alle drei Professoren gehen übereinstimmend davon aus, daß das Münchener Abkommen rechtsgültig zustande gekommen ist. Dies ist die klarste Aussage der gesamten Veröffentlichung, so daß deren Überschrift besser lauten sollte: „Staatsrechtler: Münchener Abkommen rechtsgültig zustande gekommen.“ Mit dieser Ansicht stehen die drei Staatsrechtler in Einklang mit der herrschenden Meinung im Völkerrecht. So gesehen, zeigen die Äußerungen der drei Professoren den Streitstand zum Münchener Abkommen recht eindringlich und lassen eine interessante Entwicklung erkennen. Während in den ersten Monaten und Jahren nach dem Abschluß des Münchener Abkommens die Völkerrechtslehre nicht im geringsten am rechtsgültigen Zustandekommen dieses Abkommens zweifelte, waren es in den ersten Nachkriegsjahren nur wenige Völkerrechtler, die sich mit dieser Frage überhaupt beschäftigten. Allerdings hat noch 1947 der Schweizer Völkerrechtler Paul Guggenheim in seinen Vorlesungen an der Haager Akademie für Internationales Recht das rechtsgültige Zustandekommen der Münchener Regelung ausdrücklich betont. Heute ist diese Auffassung zumindest im Westen wieder herrschend geworden, während hinsichtlich der Weitergeltung nach dem März 1939 noch Zweifel bestehen. Der Begriff der „Hinfälligkeit“, der in den Stellungnahmen der drei Staatsrechtler verwendet wird, ist für sich gesehen juristisch viel zu wenig prägnant, um erkennen zu lassen, welcher Endigungsgrund eigentlich gemeint ist. Offenbar ist er gerade wegen seiner Unbestimmtheit gewählt worden, damit er die verschiedenen, oben aufgezeigten Möglichkeiten umfaßt (Nichteinhaltung des Garantieversprechens, Bruch des Vertrages durch Einmarsch in die Rest-Tschechoslowakei, Kündigung durch die beiden Westmächte usw.). Und schließlich wird jeder Vertrag dadurch „hinfällig“, daß über denselben Gegenstand von denselben Partnern ein neuer Vertrag geschlossen wird. Mit der Betonung der „Hinfälligkeit“ ist daher so gut wie gar nichts über die eigentlichen Rechtsprobleme ausgesagt. Mit der Betonung des rechtsgültigen Zustandekommens ist dagegen eine klare Ausgangsbasis für die weitere rechtswissenschaftliche Untersuchung gewonnen.

Vor einer Isolierung der rein positiv-rechtlichen Aspekte des Fragenkomplexes warnt Prof. Dr. Friedrich Klein, Münster, in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 3. 2. 1965 (S. 3). Das Abkommen berühre „die ganze Thematik des außenpolitischen und völkerrechtlichen Bereichs“. Daß Professor Klein mit dieser Warnung keineswegs eine Rückkehr zur ausschließlich politisch-historischen Betrachtungsweise anstrebt, ergibt sich aus seinen weiteren Ausführungen. In der „rechtsgutachtlichen Erklärung“, die in der

Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 3. 2. 1965, wiederum journalistisch verkürzt, wiedergegeben ist, umreißt Klein die Rechtsprobleme des Münchener Abkommens mit meisterhafter Klarheit und beantwortet eine Reihe von Einzelfragen. Auch er geht vom rechtsgültigen Zustandekommen des Münchener Abkommens aus und vertritt darüber hinaus die Meinung, daß auch die nachfolgenden Ereignisse das Abkommen nicht in seinem Fortbestand berührt haben. Er verweist dabei insbesondere auf die allseitige Erfüllung des Abkommens. Das Entstehen einer Garantiepflicht gegenüber der Rest-Tschechoslowakei bejaht er spätestens für den 2. November 1938, den Tag der Verkündung des „Wiener Schiedsspruchs“, durch den die Frage der ungarischen Minderheiten in der Tschechoslowakei geregelt wurde, so daß damit die letzte Bedingung für die im Zusatzabkommen zum Münchener Vertrag vorgesehene Garantie der Rest-Tschechoslowakei erfüllt war. Auch wenn die Ereignisse vom März 1939 einen Verstoß gegen das Münchener Abkommen darstellten, werde doch dieses Abkommen in seiner Gültigkeit davon nicht berührt, da eine Vertragsverletzung einen Vertrag nicht automatisch nichtig mache, sondern nur ein Kündigungsrecht nach sich ziehe. Es ist fast überflüssig zu betonen, daß Klein damit die ganz eindeutige Rechtslage nach (schon 1938/39) geltendem Völkerrecht wiedergibt. Richtigerweise spitzt sich das Problem damit auf die Frage zu, ob im Anschluß an den Vertragsbruch eine entsprechende Kündigung seitens der anderen Signatarmächte erfolgte. Hier weist Klein darauf hin, daß die Westmächte zwar gegen die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren protestiert, das Abkommen aber nicht gekündigt haben. Ein Protest allein genüge aber nicht, einen Vertrag unwirksam zu machen. Auch dies entspricht allgemeinem Völkerrecht.

Die Stellungnahme Friedrich Kleins erweist sich somit als die klarste und völkerrechtlich am besten fundierte von allen bisherigen Presseveröffentlichungen. Knapp drei Wochen später erschien eine zustimmende Äußerung von Dr. Dr. Kurt Rabl in derselben Zeitung (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. 2. 1965), in der jedoch ein „nicht ganz unwesentlicher Punkt“ von Kleins Ausführungen angezweifelt wurde: Die Garantiepflicht gegenüber der Rest-Tschechoslowakei sei nicht am 2. November 1938 entstanden; denn diese Garantie habe die von der Tschechoslowakei mit Frankreich und der Sowjetunion geschlossenen Militärbündnisse ersetzen sollen. Voraussetzung für die Gewährleistung der neuen tschechoslowakischen Grenze sei daher die Auflösung jener Verträge gewesen. Die tschechoslowakische Diplomatie habe die Auflösung dieser Verträge nicht betrieben und damit „die Voraussetzung für die Erteilung der Garantie durch die dazu an sich verpflichteten Mächte nicht geschaffen“. Ob diese Argumentation einer juristischen Nachprüfung standhält, erscheint fraglich. Sicher waren Frankreich und die Sowjetunion nach einer vertraglichen, von der Tschechoslowakei anerkannten Änderung der Grenzen nicht mehr verpflichtet, die alten Grenzen der Tschechoslowakei zu verteidigen, und konnten dies auch nicht mehr. Wollte man anders argumentieren, so müßte gefolgert werden, daß Frankreich und die Sowjetunion bereits im September 1938 diese Verträge dadurch gebrochen hatten, daß sie

nicht sofort Deutschland den Krieg erklärten. Eine weitere Frage ist es, ob die Bündnisverträge sich automatisch auf die Rest-Tschechoslowakei mit den geänderten Grenzen übertrugen, oder ob sie durch die Grenzänderung gegenstandslos geworden waren. In letzterem Falle wäre der Weg für die Garantiepflicht der Signatarmächte des Zusatzabkommens zum Münchener Vertrag auch nach Rabls Ansicht frei gewesen. Im ersteren Fall hätten die dergestalt veränderten Militärbündnisse den Bedingungen dieses Zusatzvertrages nicht widersprochen. Denn im Zusatzvertrag verpflichteten sich die Westmächte, die Grenzen der Rest-Tschechoslowakei auf der Grundlage des Notenwechsels vom 19./21. September 1938 zu garantieren. In diesem Notenwechsel aber hatten die Westmächte der Tschechoslowakei versprochen, ihre Sicherheit und Unabhängigkeit dadurch zu garantieren, daß sie die bilateralen Militärbündnisse der Tschechoslowakei durch eine allgemeine Garantie ersetzten. Aus diesem überragenden Ziel der zeitlich lückenlosen Garantie der Sicherheit und Unabhängigkeit der Tschechoslowakei folgt, daß eine *vorgängige* Lösung der bilateralen Militärbündnisse von der Tschechoslowakei nicht erwartet wurde.

Immerhin ist ersichtlich, daß es sich hier um Fragen handelt, die nur auf Grund eines sorgfältigen Studiums der diplomatischen Akten beantwortet werden können. Ob das bisher veröffentlichte Aktenmaterial hierzu überhaupt ausreicht, muß noch geklärt werden. Zur Frage der Garantiepflicht ist noch anzumerken, daß das Deutsche Reich, wie auch alle anderen Staaten, auch ohne einen besonderen Garantievertrag verpflichtet war, die Grenzen der Rest-Tschechoslowakei kraft allgemeinen Völkerrechts zu respektieren. Mit Recht betont dies auch Rabl in seiner Leserschrift in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Die Bedeutung seines Hinweises auf die Tatsache, daß die Westmächte bei ihrem Protest gegen den deutschen Einmarsch in Böhmen und Mähren nicht auf die Verletzung der Garantiepflicht Bezug nahmen, ist dagegen nicht ganz klar. Diese Unterlassung beweist nämlich nicht unbedingt, daß die Westmächte vom Nichtbestehen einer deutschen Garantiepflicht überzeugt waren, sondern könnte auch darauf zurückzuführen sein, daß ja auch die Westmächte selbst zum Abschluß eines Garantievertrages mit der Rest-Tschechoslowakei verpflichtet waren und durch den Nichtabschluß eines Garantievertrages das Zusatzabkommen verletzt hatten. Auf eine Pflicht, die man selbst verletzt hat, weist man nicht gerne hin.

Die interessante Reihe der Presseveröffentlichungen zum Münchener Abkommen ist damit sicher noch nicht abgeschlossen. Mit den oben behandelten Artikeln sind die bisher veröffentlichten Pressestimmen auch keineswegs vollzählig erfaßt. Es handelt sich bei ihnen aber um einige der bedeutsamsten, weil von anerkannten Experten verfaßten, Stellungnahmen zu diesem Problem. Trotz aller Vorbehalte gegenüber der Form der Veröffentlichung — insbesondere der deutlich sichtbaren Kürzung mancher Ausführungen aufgrund von redaktionstechnischen Notwendigkeiten — darf man es wohl begrüßen, daß in der deutschen Presse eine objektive, fachliche Diskussion um eine Frage entstanden ist, die, wie bereits angedeutet, nicht nur für das Sudetenproblem, sondern für die gesamte Friedensregelung von Bedeutung ist.

THE CZECHOSLOVAK COMMUNIST COUP IN THE SINO-SOVIET DISPUTE*

By Peter A. Toma

Historians symbolically refer to our contemporary period as an avalanche of unsurpassable social and political upheavals. To them it represents a general historical process of modernization in which science and technology play the strategic role and democracy and Communism the tactical part. Both systems are presently competing to control the minds of men caught in the web of this process. The outcome of this competition, it would seem, hinges on many factors and variables inherent in the problems of modernization.

One such factor — a dominant one — is the method by which modernization takes place. In Communist terminology modernization is conceived as an economic process employing the political means of socialist revolution whose function it is to bring about the birth of the new society, meaning Communism. Hence socialist revolution constitutes a significant part of what might be called Communist ideology of modernization. From Marx to Khrushchev and Mao Tse-tung the Communist theory of revolution had played a key role in the appeal to the minds of men interested in economic and social modernization. Today this appeal is not only intensified but also diversified¹. On the one hand, the Russian Communists are emphasizing the utility of peaceful socialist revolutions by referring to the February (1948) coup in Czechoslovakia as a case in point²; on the other hand, the Chinese are denying the usefulness of peaceful socialist revolution and insist that there is no historical precedent for a peaceful transition from capitalism to socialism.

The aim of this paper is threefold: First, to type all socialist revolutions from 1917 to 1962; second, to reexamine the methods by which the Communist monopoly of power was effected in Czechoslovakia; and third, to evaluate the impact of the February coup on the Communist revolutionary thinking today.

* This article represents a portion of the author's study in Czechoslovakia: Past and Present. Paris 1965.

¹ See „The Proletarian Revolution and Khrushchev's Revisionism.“ Editorial article — comment on the „Open Letter of the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union (VIII)“ — simultaneously published in central Chinese Communist party daily, Jen-min Jih-pao [People's Daily] and monthly Hung Ch'i [Red Flag], March 31, 1964. (Hereafter cited as JMJP-HC joint editorial.)

² Kar, George: The Socialist Revolution — Peaceful and Non-Peaceful. World Communist Review V/5 (1962) 33.

Basic types of socialist revolutions

Socialist [actually meaning Communist] revolution is used here to denote the Communist bid for the monopoly of power in a non-Communist state. Operationally, then, socialist revolution prevails when the non-Communist state's monopoly of power is effectively challenged and persists until a Communist monopoly of power is established³. Just how Communist power is indeed effected becomes a matter of form of struggle. It can be either peaceful (carried out without employing violence) or non-peaceful (accomplished by violent means). The forms of peaceful revolutionary struggle are: *Coup d'etat* (when the transfer of the habit of obedience from the old to the new government is virtually automatic), plebiscite and electoral process. The forms of non-peaceful revolutionary struggle are: Guerrilla or civil war, armed uprising and military intervention.

Since the power monopoly of the state depends largely on the habit of obedience of the governed (rather than their consent), socialist revolution usually begins with the lessening of the habit of obedience to the old government and ends, if successful, with the effecting of the transfer of power to the new government affiliated with the Communist system. Affiliation of the new government with the Communist system must not necessarily occur at the time of the transfer of power (as was the case in Cuba), however, affiliation with the Communist system is a prerequisite to socialist revolution. If the transfer of power to the government affiliated with the Communist system fails to take place, then the revolution is unsuccessful.

There have been thirty-eight socialist revolutions in the world since 1917. Fourteen were successful⁴ and twenty-four were unsuccessful⁵. Among

³ For a detailed description of this operational definition, see Amann, Peter: *Revolution: A Redefinition*. Political Science Quarterly 77/1 (1962) 36—53.

⁴ In Russia in October, 1917; in North Vietnam on September 2, 1945; in North Korea on September 6, 1945; in Outer Mongolia on October 20, 1945; in Yugoslavia on November 29, 1945; in Albania on January 10, 1946; in Bulgaria on September 9, 1946; in Poland on January 19, 1947; in Hungary in May, 1947; in Romania in November, 1947; in Czechoslovakia on February 25, 1948; in China on October 1, 1949; in East Germany on October 7, 1949; and in Cuba on April 16, 1961. The dates of these revolutions are approximations rather than absolutes. For example, in Cuba, April 16, 1961, had been selected as a symbolic date making Fidel Castro's announcement of Cuba's affiliation with the Communist system. „He repeated it more fully and formally on May 1, 1961, but the former date had gained recognition as the official inauguration of the new era.“ Draper, Theodore: *Castro's Revolution: Myths and Realities*. New York 1962, p. 115. Therefore the dates in this study are to be considered as symbolic expressions enabling us to build a construct for quantitative analysis. Furthermore, there is no general agreement on dates concerning, for instance, military intervention in Eastern Europe after 1944, in either Communist or non-Communist literature.

⁵ In Russia-Petrograd from July 16 to 18, 1917; in Finland from January 27 to April 12, 1918; in Germany-Berlin from January 5 to 12, 1919; in Hungary from March 21 to August 1, 1919; in Bavaria from April 13 to May 1, 1919; in Austria on June 15, 1919; in Germany-Mansfeld in March, 1921; in Germany-Hamburg

the fourteen successful socialist revolutions eleven had been accomplished non-peacefully (in Russia, North Vietnam, China, Korea, Yugoslavia, Albania, Bulgaria (1946), Poland, Hungary (1947), Romania and East Germany) and three peacefully (in Czechoslovakia, Outer Mongolia and Cuba). Of the twenty-four unsuccessful socialist revolutions three were peaceful attempts (in Hungary, India-Kerala and San Marino) and twenty-one non-peaceful attempts (in Russia-Petrograd, Finland, Germany (1919), Bavaria, Austria (1919), Germany (1923), Bulgaria (1923), Estonia, Indonesia (1926), China: Shanghai, Wu-han and Canton, Austria (1934), Spain (1934), Greece (1936), Spain (1937), Greece (1944—45), Burma, Malaya and Indonesia (1948).

Table I.
Four basic types of socialist revolutions, 1917—1962

	peaceful	non-peaceful	
successful	3 (8 %)	11 (29 %)	14 (37 %)
unsuccessful	3 (8 %)	21 (55 %)	24 (63 %)
	6 (16 %)	32 (84 %)	38 (100 %)

Of the eleven successful socialist revolutions that were accomplished non-peacefully, six were usurpations imposed by the agents of the occupying Soviet army (in North Korea, Bulgaria (1946), Poland, Hungary (1947), Romania and East Germany); and five were guerrilla or civil wars (in

on October 5, 1923; in Bulgaria on September 21, 1923; in Estonia on December 1, 1924; in Indonesia-Java and Sumatra in November, 1926; in China: Shanghai in March, 1927; Wu-han from June to July, 1927; and Canton from December 11 to 14, 1927; in Austria-Linz and Vienna from February 12 to 16, 1934; in Spain-Asturias in October, 1934; in Greece from March to May, 1936; in Spain-Catalonia in May, 1937; in Greece from December 1, 1944, to January 11, 1945; in Burma from March, 1948, to present; in Malaya from July 7, 1948, to June 30, 1960; in Indonesia-Madiun in September, 1948; in India-Kerala from April, 1957, to July 31, 1959; and in San Marino from August 14, 1945, to September 19, 1957.

Russia, China, North Vietnam, Yugoslavia and Albania). The form of struggle for the three remaining successful socialist revolutions — accomplished peacefully — two were *coups d'etat* (in Czechoslovakia and Cuba) and one was a plebiscite in Outer Mongolia. Of the twenty-one non-peaceful socialist revolutions that failed, sixteen were armed uprisings (in Russia-Petrograd, Germany (1919), Germany (1921), Germany (1923), Bulgaria (1923), Estonia, Indonesia (1926), China: Shanghai, Wu-han and Canton, Austria (1934), Spain (1934), Greece (1936), Spain (1937) and Indonesia (1948)) and five guerrilla or civil wars (in Finland, Bavaria, Greece (1944—45), Malaya and Burma). The form of struggle for peaceful socialist revolutions that failed was one *coup d'etat* in Hungary in 1919 and two by electoral process in India-Kerala and San Marino.

Table II.

Forms of struggle of four basic types of socialist revolutions, 1917—1962

	peaceful			non-peaceful			
	Coup d'etat	Plebiscite	Electoral Process	Military Interven.	Guerrilla Civil War	Armed Uprising	
successful	2 (5.3 %)	1 (2.6 %)	0	6 (15.8 %)	5 (13.2 %)	0	14 (36.9 %)
unsuccessful	1 (2.6 %)	0	2 (5.3 %)	0	5 (13.2 %)	16 (42 %)	24 (63.1 %)
	3 (7.9 %)	1 (2.6 %)	2 (5.3 %)	6 (15.8 %)	10 (26.4 %)	16 (42 %)	38 (100 %)

In many cases the form of struggle was not a single-factor affair. Overlappings of one form of struggle with another were frequent occurrences in the history of socialist revolutions. For example, in North Korea and Poland military intervention and in Czechoslovakia and Cuba the *coups d'etat* were all preceded by guerrilla wars which if not controlled were at least infiltrated by the Communist takeover at an opportune time.

Perhaps a more important factor affecting the outcome of socialist revolutions was Communist military conquest and cooperation. In fact, Communist expansion was more effective through military conquest and occupation than through any other form of struggle⁶. Thus, while revolutionary

⁶ Since October, 1917, the following territories were acquired by the Communists through military conquest and occupation: Estonia (from October, 1917, to January, 1918), the Ukraine (from December 27, 1917, continuously), Belorussia (from December 30, 1917, continuously), Turkestan (from January 3, 1918, continuously), North Caucasus (from April, 1918, continuously), Latvia (from December, 1918, to April, 1919), Lithuania (from January to May, 1919), Slovakia (from

attempts of all types and forms of struggle account for a total of thirty-eight incidents, military conquest and occupation, during the same period of time involved, amount to forty-two cases⁷.

From 1917 to 1920 (the period of „international solidarity with the Soviet people“), there were seven revolutionary attempts of various types (military intervention excluded) trying to establish the dictatorship of the proletariat, but only one succeeded, that in Russia. During the world depression years, 1929—1933, when strikes, unemployment and demonstrations were higher than during any other period of Communist history, and when Communists all over the world were supposed to be guided by the program of the VI. Congress of the Comintern (issued on September 1, 1928) calling for the creation of a „World Union of Soviet Socialist Republics“ through the violent overthrow of bourgeois power and the substitution in its place of proletarian power, there were no revolutionary attempts anywhere and in many countries the membership in Communist parties declined rather than forged ahead⁸. After the Second World War, during the 1945—1950

June 16 to July 5, 1919), Azerbaidjan (from April, 1920, continuously), Armenia (from November 29, 1920, continuously), Poland-Bialystok (from July 31, 1920, to March 18, 1921), Georgia (from February, 1920, continuously), Mongolia (from March 13, 1920, to June 11, 1921), Poland: Polosk-Kamenetz-Podolsk line (from September 17, 1939, to June 22, 1941, and continuously after World War II), Finland-Karelia (from November 30, 1939, to June 22, 1941, and after World War II continuously), Romania-Bessarabia and Bukovina (from June 28, 1940, to June 22, 1941, and continuously after World War II), Lithuania (from August 3, 1940, to June 22, 1941, and continuously after World War II), Latvia (from August 5, 1940, to June 22, 1941, and continuously after World War II), Estonia (from August 6, 1940, to June 22, 1941, and continuously after World War II), Iran-Azerbaidjan and Kurdistan (from October 6, 1941, to May 6, 1946), Romania (from August, 1944, to May 13, 1955), Czechoslovakia (from October, 1944, to December, 1945), Subcarpathian Ruthenia (from February, 1945, continuously), Bulgaria (from September, 1944, to September 15, 1947), Tannu-Tuva (from October 11, 1944, continuously), Poland (from July, 1944, to May 13, 1955), Hungary (from September, 1944, to May 13, 1955), East Germany (from April, 1945, to May 13, 1955), Austria (from April, 1945, to May 15, 1955), Northern Manchuria (from August 9, 1945, to February 15, 1946), North Korea (from August 14, 1945, to January 1, 1949), Southern Sakhalin, Kurile Islands and Port Arthur (from August 15, 1945, continuously), South Korea (from June 25, 1950, to September 10, 1950), Laos (from June, 1952, to March, 1953), Cambodia (from March to July, 1954), and Tibet (from March, 1959, continuously). (The reason for mentioning Estonia, the Ukraine, Belorussia, Turkestan, North Caucasus, Latvia, Lithuania, Azerbaidjan, Armenia, and Georgia separately from Russia during the Bolshevik Revolution is mostly because these territories had declared national independence, without gaining recognition from any governments, prior to the time of conquest and occupation by the Soviet Red Army, in most cases made up of their own nationals. The Union of Soviet Socialist Republics was not established until December 22, 1922.)

⁷ See Appendix I.

⁸ On the basis of empirical investigation, one tentative answer to the question of why between 1929—1933 there were no socialist revolutionary attempts is this: The Communists must have learned from their past mistakes that unless they have strong party support from the working class and the discontented masses —

period, there were sixteen revolutionary attempts of various types (military intervention included)⁹, however, this time the ratio was almost reversed: There were twelve successful and only four unsuccessful socialist revolutions. Among the successful socialist revolutions the February (1948) coup in Czechoslovakia was probably of greater significance than any other socialist revolution since World War II. It marked the beginning of a new revolutionary era in the history of socialist revolutions.

The Czechoslovak example

The socialist revolution in Czechoslovakia, as the Czechoslovak Communist historians view it today, began on May 27, 1946, one day after the first post-war parliamentary elections, and ended on June 27, 1948, the day when the Czechoslovak Social Democratic party was absorbed into the Communist party of Czechoslovakia¹⁰. From April, 1945, (when the basic principles to which the post-war Czechoslovak government professed allegiance were spelled out in a document known as the Kosice Programme) until May 27, 1946, the Communists in Czechoslovakia were engaged in a so-called national and democratic revolution. The primary task for the Communists in this period was to build Communist strength in the nation. In practice this meant the organization of a mass Communist party controlled by a hard-core Communist elite¹¹; the assumption of power by the Communist-controlled national committees¹²; the formation of a new peo-

rendering them an even chance in the projected struggle — it is better to abstain and go into more intensive preparation for the revolution than to take an uneven chance and risk defeat, which could be a great setback for world Communism as evidenced from the experience in Finland, Germany, Bulgaria, etc. — countries where the Communist parties, after the abortive attempts, were driven underground.

⁹ China, Indochina, Yugoslavia, Albania, Greece, Romania, Czechoslovakia, Bulgaria, Korea, Poland, Hungary, Germany, Outer Mongolia, Malaya, Burma, and Indonesia.

¹⁰ See Veselý, Jindřich: Prag Februar 1948. Berlin 1959, pp. 25 and 345.

¹¹ While the Social Democrats, the Populists, the National Socialists and the Slovak Democrats only began to establish and build their organizations, the Communists were already strengthening their mass party . . . The Communist strength in membership was always stronger than that of all the other parties combined. See Veselý 14 and Kozák, Jan: The New Role of National Legislative Bodies in the Communist Conspiracy. Washington 1962, p. 31. Cf. also Kozák, Jan: Znachenije natsional'noy i demokraticeskoy revolyutsii v Chekhoslovakii dlya bor'by rabocheho klassa za sotsializm [The Significance of the National and Democratic Revolution in Czechoslovakia in the Struggle of the Working Class for Socialism]. Voprosy Istorii KPSS, No. 4 (July 1962).

¹² „In the first months after liberation, the national committees wielded extraordinary powers, for no other authority existed and they expressed the first election of self-government after German oppression. In time they organized in communes, districts, and provinces, and were granted broad powers of administration, both in local affairs and as arms of the authority of the government.“ See Diamond, William: Czechoslovakia Between East and West. London 1947, p. 47. Although elections to the national committees were not held until May 16, 1954, shortly after the general election in 1946, the Communists — because of the support from

ple's security system and army¹³; the prohibition of the revival of the political parties which had represented the reactionary interests in pre-war Czechoslovakia — (in this group was also included the largest pre-war political party, the Agrarian party)¹⁴; a systematic purge of the political, economic and cultural life of the country¹⁵; the settlement of the relations

the Soviet army until May, 1945, and because of the extraordinary strength of their own party since May, 1945 — held 55 per cent of the chairmanships of local national committees, 80 per cent of district national committees, and 100 per cent of provincial national committees. In 37.5 per cent of all local national committees the Communists maintained an absolute majority. See Vratislav Busek and Nicolas Spulber, eds., *Czechoslovakia*. New York 1957, p. 66. — Václav Král, ed., *Vznik a vývoj lidové demokratického Československa* [The Origin and Development of People's Democratic Czechoslovakia]. Československá akademie věd (1961) 225 and 234. — Veselý 25. Thus, the statement that „in 1944—45, under the leadership of the Communist party of Czechoslovakia, national committees became the main mass-media of our national democratic revolution“, was both candid and accurate. See Král 347 and *Komunistická strana Československa; Ústřední výbor, Národní výbory* [National Committees]. Prague 1946.

¹³ After the war the former police force was replaced by the so-called National Security Corps (SNB). The majority of the new security officers were former workers and peasants, some were veterans of the 1944—45 partisan movement, and a large number of the new policemen belonged to the Communist party. The Ministry of Interior, which was in charge of the new security organization, was headed by a Communist whose successful communication of the SNB became one of the major issues during the February, 1948, crisis.

The new Czechoslovak army was built on the Soviet model with Soviet equipment; it resembled the Soviet army in almost every aspect of its organization with the exception that there were no party organizations in the Czechoslovak army units. „In the army [we] introduced only a system of party confidants appointed from the top and reaching down to the company level . . . this system of confidants relied on the support of the enlightenment officers and higher up it was running parallel with the enlightenment apparatus. Thus the organs of enlightenment became the nucleonic forms of the party organs and the party apparatus in the army . . . Developments in the army after 1945 were forged ahead by means of a struggle between the embryos of the new and the remnants of the old elements . . . A significant contribution was made by some army representatives, headed by the then Minister of National Defense, General L. Svoboda, whom the party won to its side and who successfully carried out the military part of the government program.“ See Král 251—252.

¹⁴ This agreement enabled the Communists in Slovakia to divide party power on an equal basis with the Slovak Democrats in spite of the fact that numerically speaking they were actually in a minority. Until the spring of 1946 there were only two political parties — the Slovak Communist party and the Slovak Democratic party — in existence in Slovakia; and because of the „parity system“ (every party being represented by the equal number of officials in the local government), the Communists were able to maintain a lead over their rivals in both the Czech lands (where they had a numerical advantage) and in Slovakia (where they had only one competitor).

¹⁵ „By October, 1946, twenty thousand persons had been arraigned before the People's Courts, one third of them Czechs; 362 of them (of whom 205 were Germans) were executed, 426 sentenced to life imprisonment; 13,548 received sentences amounting to over 100,000 years; 3,771 were acquitted.“ See R. R. Betts, ed., *Central and South East Europe, 1945—1948*. London 1950, p. 176.

between the Czech and Slovak nations on the principle of equality; the expulsion of the German minority, and other measures enabling the Communists to apply the „pincer“ tactic against their enemies.

According to this technique, pressure is first created „from below“ (the masses) through agitation, then it is combined with pressure „from above“ (a Communist-dominated national and local government¹⁶ and parliament) through legislative initiative so that the opposition is constantly on the defense — moving in a Communist-activated area, which can be described as the jaws of a pincer. The aim of this scheme is to force the rivals to yield to exerted pressures by the National Front (representing the political unity) and by the workers and peasants (representing the national unity of the state) so that the adversaries can eventually be controlled and maneuvered into a desirable position for the final kill¹⁷. In Czechoslovakia this final act was accomplished in the middle of February, 1948. Until then the Communists were skillfully employing the „pincer“ technique in a complex process of power struggle.

During the first stage — the national-democratic revolution — the Communists kept alive the struggle against former Nazis and collaborators, against black marketeers and opportunists, against those hostile to the Kosice Programme and against opponents of the Czechoslovak-Soviet alliance. At the same time, within bounds, the Communists encouraged private capitalist enterprise and through their auxiliary organizations and left-wing Social Democrats rallied support for greater civil, political and economic rights in order to bring class antagonism into closer range. However, class struggle on such issues as „reactionary domestic forces“, slow legislative work, „sabotage“ by „the millionnaires“, the Marshall Plan, espionage for a „reactionary power“ and the so-called „plot to overthrow the government“ did not take place until several months after the parliamentary elections of 1946¹⁸. The Communists in Czechoslovakia had decided

¹⁶ Ever since the first Provisional Government was formed in 1945, the Communists, through their fellow-travelers such as Z. Fierlinger, B. Lausmann and L. Svoboda, maintained a simple majority until February, 1948.

¹⁷ As to the question why did the representatives of the non-Communist parties in April, 1945, at Kosice agree to such a program is accurately answered by a Communist historian in this passage: „What could they have done? Their political and organizational positions were very weak yet, whereas the revolutionary clan of the nation was so strong and expressed with such vigor and determination that the representatives of the bourgeoisie in the Government and the National Front had no other alternative but to consent to certain measures which in reality meant the undermining of the very foundations on which the capitalist order was built.“ Veselý 17. Cf. also Taborsky, Edward: Benes and Stalin — Moscow 1943 and 1945. *Journal of Central European Affairs* 13/2 (1953) 154—181.

¹⁸ As a result of the May, 1946, elections, the Communists emerged as the strongest post-war party in Czechoslovakia with 38.1 per cent of the votes cast in their behalf. Second was the National Socialist party with 18.5 per cent; third, the People's party with 15.7 per cent; fourth, the Slovak Democratic party with 14.1 per cent; fifth, the Social Democratic party with 12.1 per cent; sixth, the

first to legitimize their power through the electoral process and then to test it in a class war against the bourgeoisie involving „the revolutionary use of parliament“.

The main ingredients of the Communist strength during the socialist revolution, which in February, 1948, tipped the scales in Communist favor, were: (1) the ability to exploit the labor movement; (2) the monopoly over agricultural policy; and (3) the skill to transform the Social Democratic party into a front organization serving Communist interests.

Ever since the end of the war, the Communist-organized Revolutionary Trade Unions Movement (ROH) proclaimed itself the one and only trade union organization in Bohemia and Moravia. A similar organization, under identical circumstances, was established in Slovakia and on February 28, 1946, the two organizations merged into a single body called the United Revolutionary Trade Unions Movement of Czechoslovakia¹⁹. In spite of the population loss of some 2.5 million since 1939, the strength of the new trade union movement in February, 1948, stood at its pre-war peak of 2 250 000 — eighty-six per cent Czech and fourteen per cent Slovak members²⁰. This membership made it the largest single organization in the country. By law, ROH was permitted to participate and to make suggestions in all legislative and executive matters affecting the workers; it had the right to representation on all public bodies not popularly elected; and it enjoyed a decisive position in management. Since ROH had a hierarchically centralized structure, decision making was vested in a twenty-member Board of Trustees of the Central Council of Trade Unions (URO) — both

Slovak Freedom party with less than one per cent; and seventh, the Slovak Labor party with less than one per cent. It is noteworthy that the Marxist parties (the two Communist parties, the Social Democratic party and the Slovak Labor party) secured 51 per cent of the votes cast. 516,428 out of a total electorate of 7,583,784 evaded the law of compulsory voting, spoiled their ballot papers, sent them in blank, or just declared their indifference to the election. For additional information on the elections, see Diamond 239.

¹⁹ After the dismemberment of Czechoslovakia in 1939, the once scattered and diffused labor movement (in 1930's the number of unions, organized by crafts, reached about 700, of which 485 were organized into nation-wide centrals, while the remainder were independent) had been reorganized and unified (both in the so-called Protectorate and the Slovak state) into two unions, one for private employees and one for civil servants. They became the nuclei for the passive Communist underground movement until the twilight of Nazism in Czechoslovakia. When the Russian Red Army was entering Czechoslovakia, the members of the labor movement began to organize underground national committees, revolutionary guards in factories, and after the liberation they assumed police duties in many cities and towns. Thus, it is safe to assume that what Anton Zapotocký, leader of the Red Unions in pre-war Czechoslovakia, could not accomplish from 1927 to 1938, the Nazis did during their occupation of Czechoslovakia. See Zapotocký, A.: *Boj o jednotu odborů* [The Struggle for the Unification of Trade Unions]. Prague 1949.

²⁰ The number of wage and salary earners in Czechoslovakia for that period was 3,500,000. See State Statistical Office: *Statistická příručka republiky Československé*. Prague 1948, p. 41.

dominated by the Communist party. Thus, whenever the Communist strategists needed to exert pressure on their rivals from below, they could call on the trade unions; the leadership of the labor movement would see to it that labor support for Communist programs was available in noticeable measure. The trade unions in post-war Czechoslovakia were controlled by Communists and not by Social Democratic bureaucrats.

ROH, as a class and socialist organization, consolidated the unity of the workers' class; it enhanced its revolutionary strength and weight and, under the leadership of the Communist party, it used its strength most effectively for the fortification of the people's democratic power and for the advancement of the socialist revolution²¹.

What URO was able to achieve for the Communists during the national-democratic revolution in the labor movement, the „Peasants' Commissions“ were able to master in the agricultural drive during the socialist revolution. As organs of the landless, small and medium farmers (applicants for land), these commissions — founded and controlled by Communists — represented the strongest organized farm group demanding a new land reform in Czechoslovakia²². Their pressure on the non-Communist parties in the Czechoslovak Parliament helped to trigger off a class struggle with the bourgeoisie which in February, 1948, culminated in Communist seizure of power.

The Communist scheme for the advancement of the socialist revolution in agriculture entailed the following steps. First, the members of the Peasants' Commissions discussed a draft proposal for land reform, submitted to them by the Communist-controlled Ministry of Agriculture; then, after voting upon it, they drew up petitions and passed resolutions in favor of the draft bill which was forwarded by thousands to Parliament where the Communists openly agitated and debated for passage of the program. M. P.'s who were opposed to the measure were exposed as friends of „kulaks“ and enemies of the people. Next, the Ministry of Agriculture announced even more drastic land reform proposals — thus exerting more pressure „from above“, which in turn created greater intensity of the class struggle. In order to bring the complex process to a climax, delegations from the Peasants' Commissions — joined by representatives of other Communist-inspired organizations — stormed the Parliament building and shouted slogans

²¹ Kozák 25.

²² In accordance with the Kosice Programme, the first large transfer of land was carried out in 1945 and early 1946 when 2,946,395 hectares of land belonging to „big holders, enemies and traitors“ were confiscated and allotted, on the basis of decrees, to 305,148 families of farm workers, tenants and small-holders. Large landowners — holding more than 50 hectares of land — still occupied approximately one-fifth of the land, which the Communists interpreted as dangerous bourgeois strength in the countryside. Therefore, in the fall of 1946, the Communist-headed Ministry of Agriculture announced a proposal for a drastic „reform“ program that would confiscate land from the so-called „rest-estate holders“ and „speculators“, i. e., land-owners with over 150 hectares of arable or 250 hectares of agricultural land. See Kozák 28—29.

demanding immediate implementation of the proposal — thus exerting more pressure „from below.“ Finally, the pressure from „above“ and from „below“ closed like the claws of a pair of pincers and the badly shaken opposition, suffering from political pressure, gave way to the passage of the land reform laws which were interpreted by Communists and non-Communists alike as one more Communist victory. When the last step of this scheme was actually taken, according to the Communist historian Jan Kozák, on July 11, 1947, the consequences of it were: „the liquidation of more of the economic positions of the bourgeoisie in the village, a big political defeat of the bourgeoisie (its increasing isolation), a considerable strengthening and broadening of the bond between the workers' class and the working peasantry²³.“

Since it was imperative for the Communists in Czechoslovakia during the socialist revolution always to be on the offensive²⁴, pressures against the opposition, similar to those mentioned above, continued in full dosage until February 20, 1948. Twelve non-Communist party leaders in the twenty-six-member Gottwald government — exhausted and unable to cope with such pressures any longer — resigned and thus prompted a Communist-engendered government crisis. While the disorganized opponents were still in shock, suffering from Communist „fair play“, the proponents were displaying „mass support“ for Premier Gottwald by organizing workers' and peasants' demonstrations and by parading armed militia-men in the town squares. Meanwhile, pressure had been mounted against a feeble old man, the President of the Republic, to accept the resignations of the twelve ministers and to appoint new ones (Communists and fellow-travelers) — hand picked long before the February crisis by the Presidium of the Communist party. With the formation of a new government, suddenly the opposition disintegrated, opportunists from the opposite side of the aisles found new allies, and the Communist party seemed to be steadily moving towards the final stage of the socialist revolution. By February 25, 1948, the transfer from the old to the new government through the habit of obedience was for all practical purposes completed. The replacement of the capitalist with the Communist state's monopoly of power, however, had not become final until June 27, 1948.

The period between the February coup and the June *Gleichschaltung* was effectively used by the Communists to win to their side the „orphans“ of capitalism and to consolidate the power of the dictatorship of the proletariat in the new people's democratic state. For these ends the Communists employed the following means: They initiated a third land reform which, as an overture to collectivization announced in November, 1949, limited private ownership of the land to fifty hectares in size²⁵; permitted a new in-

²³ Kozák 31.

²⁴ Král 176.

²⁵ For additional information on this, see Busek 250 ff.

flux of members into the Communist party²⁶; introduced a new constitution which formalized the transmission belts of the new regime²⁷; gradually removed all „enemies of the people“ from responsible positions in the state; and, on May 28, held a new election, this time with a single list of candidates receiving 89.3 per cent of the votes cast (the rest were blank ballots indicating opposition), which legitimized the power they acquired in February, 1948. Hereafter the road was open for the Communists to travel with full speed towards the complete establishment of Communist monopoly of power in the state. It took them only one month to reach their destination.

On June 7, Edward Benes formally resigned his post as President of the Czechoslovak state and on June 27 the Communist party rejoiced over the incorporation of the expurgated rump of the Social Democratic party. According to Klement Gottwald, President Benes' successor, June 27 was as outstanding in the history of the Czechoslovak working class as May, 1945, and February, 1948²⁸. It symbolized the finale of a performance given by the left-wing members of the Social Democratic party under the „baton“ of their leader, Zdenek Fierlinger. First as Premier and later as Vice-Premier, Fierlinger was instrumental in converting the National Front into a „symphony orchestra“ monopolized by Communist patrons.

With Social Democratic support in both the government and the legislature, the Communists were able to put through all their major proposals by simple majority. Since in the multipolar system of the national-front government the balance lay with the Social Democrats, the non-Communists, eager to win Social Democratic support, were also prepared to yield to Social Democratic demands which, in effect, represented Communist proposals advertently assigned for implementation to their front organization.

The post-war Social Democratic party, which was built vertically by the surviving left-wing leaders as an integral part of Communist power²⁹, served both as a Communist catalyst and a national solidifier in the political arena of new Czechoslovakia. Considering the strength of the pre-war Social Democratic party, especially in the labor movement³⁰, the reason for organizing two rather than one Marxist parties, at least in the Czech lands, becomes obvious. In order to capture the forty per cent of all union members who before the war belonged to Social Democratic unions, and in order to

²⁶ For a table on membership changes, see below, p. 383.

²⁷ For details, see Taborsky, Edward: *Communism in Czechoslovakia, 1948—1960*. Princeton 1961, pp. 165—348.

²⁸ *Komunistická strana Československa: S jednotnou stranou dělnické třídy k vítězství socialismu* [With a Unified Party of the Working Class to the Victory of Socialism]. Prague 1948, p. 6.

²⁹ See Z. Fierlinger's testimony of this in his address to the Merger Convention of the two parties on June 27, 1948, in *ibid.* 31—33.

³⁰ For a penetrating analysis of Communist strength in Czechoslovakia and other East European countries, see Burks, R. V.: *The Dynamics of Communism in Eastern Europe*. Princeton 1961.

prevent the right-wing leaders from usurping the potential Social Democratic power, the left-wing leaders, supported by the Soviet army and Czech Communists, built a new Social Democratic party which in reality became a branch of the Communist party under a different label. Under left-wing management, the Social Democratic party had become an indispensable tool of Communist conspiracy. Without Social Democratic support, Communist pressure „from above“ would have been a fiasco and the *peaceful* seizure of power in February, 1948, unattainable.

The above analysis of the peaceful socialist revolution in Czechoslovakia is derived from arguments mostly presented by Communist historians of that country. Our next task is to examine the Communist Chinese interpretation of the socialist revolution in Czechoslovakia in the light of the Sino-Soviet rift and then to extricate the lessons that follow from the controversy.

The Peking viewpoint

Unlike the Communists in Prague, Peking is of the opinion that the Communist monopoly of power in Czechoslovakia was taken from the bourgeoisie non-peacefully during World War II rather than peacefully during the period from May, 1946, to June, 1948. The Chinese Communists argue that in the course of the anti-fascist war the Communist party of Czechoslovakia, by employing „guerrilla warfare and armed uprisings against the fascists“, was able to establish a national coalition government which „was in essence a people's democratic dictatorship under the leadership of the proletariat, i. e., a form of the dictatorship of the proletariat“³¹. The events in February, 1948, according to the Chinese interpretation of the socialist revolution in Czechoslovakia, represent „ . . . a counter-revolutionary *coup d'etat* to overthrow the people's government by an armed rebellion. But the government led by the Communist party immediately deployed its armed forces and organized armed mass demonstrations, thus shattering the bourgeois plot for a counter-revolutionary come-back. These facts clearly testify that the February event was not a ‚peaceful‘ seizure of political power by the working class from the bourgeoisie but a suppression of a counter-revolutionary bourgeois *coup d'etat* by the working class through its own state apparatus, and mainly through its own armed forces“³².

In other words, Peking would like us to believe that the socialist revolution in Czechoslovakia began in August, 1944, (with the „Communist led“ Slovak National Uprising) and ended in May, 1945, (with the „Communist led“ Prague Uprising and the establishment of the Provisional government — designated as „a people's democratic dictatorship under the leadership of the proletariat“). From then on, according to Peking, the administration, the armed forces, the police, the courts, legislation, the schools, trade, indu-

³¹ JMJP-HC joint editorial, March 31, 1964.

³² *Ibid.*

PLACE (In Chronological Order)	MILITARY CONQUEST and OCCUPATION	TYPES OF SOCIALIST REVOLUTIONS				FORMS OF REVOLUTIONARY STRUGGLE					
		Peaceful	Non-Peaceful	Successful	Unsuccessful	Military Interv.	Armed Uprising	Guerrilla or Civil War	Coup d'Etat	Plebiscite	Elect. Process
1. Russia (Petrograd)			x		VII. 16—18, 1917		VII. 16—18, 1917				
2. Russia			x	XII. 30, '22				X. 1917 — XII. 1922			
3. Estonia (SRA)	X. 1917 — I. 1918										
4. Ukraine (SRA)	XII. 27, 1917—										
5. Belorussia (SRA)	XII. 30, 1917—										
6. Turkestan (SRA)	I. 3, 1918—										
7. Finland			x		I. 27 — VI. 12, 1918			I. 27 — IV. 12, 1918			
8. N. Caucasus (SRA)	IV. 1918—										
9. Germany (Berlin)			x		I. 5—12, 1919		I. 5—12, 1919				
10. Latvia (SRA)	XII. 1918 — IV. 1919										
11. Lithuania (SRA)	I.—V. 1919										
12. Hungary		x			III. 21 — VIII. 1, '19				III. 21 — VIII. 1, '19		
13. Bavaria			x		IV. 13 — V. 1, 1919			IV. 13 — V. 1, 1919			
14. Austria			x		VI. 15, 1919		VI. 15, 1919				
15. Slovakia (HRA)	VI. 16 — VII. 5, 1919										
16. Azerbaidjan (SRA)	IX. 1920—										
17. Armenia (SRA)	XI. 29, 1920										
18. Poland (Bialystock — SRA)	VII. 31, '20 — III. 18, '21										
19. Georgia (SRA)	II. 1921—										
20. Germany (Mansfeld)			x		III. 1921		III. 1921				
21. Mongolia (SRA)	III. 13 — IV. 11, 1921										
22. Germany (Hamburg)			x		X. 5, 1923		X. 5, 1923				
23. Bulgaria			x		IX. 21, 1923		IX. 21, 1923				
24. Estonia			x		XII. 1, 1924		XII. 1, 1924				
25. Indonesia (Java)			x		XI. 1926		XI. 1926				
26. China (Shanghai)			x		III. 1927		III. 1927				
27. China (Wu-han)			x		VI.—VII. 1927		VI.—VII. 1927				
28. China (Canton)			x		XII. 11—14, 1927		XII. 11—14, 1927				
29. China (Prov. Govt.)			x	X. 1, 1949				XI. 7, '31 — X. 1, '49			
30. Austria (Linz — Vienna)			x		II. 12—16, 1934		II. 12—16, 1934				
31. Spain (Asturias)			x		X. 1934		X. 1934				
32. Greece			x		III.—V. 1936		III.—V. 1936				
33. Spain (Catalonia)			x		V. 1937		V. 1937				
34. Poland (Polosk — Podolsk — SA)	IX. 17, '39 — VI. 22, '41										
35. Finland (Karelia — SA)	IX. 30, '39 — VI. 22, '41										
36. Romania (Bessarabia and Bukovina — SA)	VI. 28, '40 — VI. 22, '41										
37. Lithuania (SA)	VIII. 3, '40 — VI. 22, '41										
38. Latvia (SA)	VIII. 5, '40 — VI. 22, '41										
39. Estonia (SA)	VIII. 6, '40 — VI. 22, '41										
40. Iran (Azerbaidjan — SA)	X. 6, '41 — V. 6, '46										
41. Indochina (N. Vietnam)			x	IX. 2, '45				III. 1941 — VII. 20, '54			
42. Yugoslavia (AVNOJ)			x	XI. 29, '45				XI. 1942 — XI. 29, 1945			
43. Albania (LNC)			x	I. 10, '46				IX. 1942 — I. 10, 1946			
44. Greece (PEEA — EAM — ELAS)			x		XII. 1, '44 — I. 11, '45			III. 1944 — I. 11, 1945			
45. Bessarabia & Bukovina (SA)	VI. 1944—										
46. Karelia (SA)	VII. 1944—										
47. Latvia (SA)	VII. 1944—										
48. Iran (Azerbaidjan — SA)	VII. 1944—										
49. Lithuania (SA)	VIII. 1944—										
50. Estonia (SA)	IX. 1944—										
51. Romania (SA)	VIII. '44 — V. 13, '55		x	XI. 1947		IX. 1947					
52. Czechoslovakia (SNP — PP — SA)	X. '44 — XII. '45	x		II. 25, 1948				VIII. '44 — V. 9, '45	II. 21—25, '48		
53. Poland (KRN — AL — SA)	VII. '44 — V. 13, '55		x	I. 19, 1947		I. 19, 1947					
54. Bulgaria (SA)	IX. '44 — IX. 15, '47		x	IX. 9, 1946		IX. 9, 1946					
55. Hungary (SA)	IX. '44 — V. 13, '55		x	V. 1947		V. 1947					
56. Tannu — Tuva (SA)	X. 11, 1944—										
57. Subcarpathian Ruthenia	II. 1945—										
58. Austria (SA)	IV. '45 — V. 16, '55										
59. East Germany (SA)	IV. '45 — V. 13, '55		x	X. 7, 1949		V. 30, 1949					
60. Northern Manchuria (SA)	VIII. 9, '45 — II. 15, '46										
61. North Korea (PEL — SA)	VIII. 14, '45 — I. 1, '49		x	IX. 6, 1945		IX. 6, 1945		IX. '44 — VIII. 14, '45			
62. So. Sakhalin, Kurile Is. & Port Arthur (SA)	VIII. 15, 1945—										
63. Outer Mongolia		x		X. 20, 1945						X. 20, 1945	
64. Malaya			x		VII. 7—16, 1948			VII. 7, '48 — VI. 31, '60			
65. Burma			x		III. 1948—			III. 1948			
66. Indonesia (Madiun)			x		IX. 1948		IX. 1948				
67. South Korea (KPA)	VI. 25, '50 — IX. 10, '50										
68. Laos (NVPA)	VI. '52 — III. '53										
69. Cambodia (NVPA)	III.—VII. 1954										
70. India (Kerala)			x		IV. '57 — VII. 31, '59					IV. '57 — VII. 31, '59	
71. Tibet (CPA)	III. 1959										
72. San Marino			x		VIII. 14, '45 — IX. 19, 1957						VIII. 14, '45 — IX. 19, '57
73. Cuba (26JM)			x	IV. 16, 1961				VII. 26, '53 — I. 1, '59	IV. 16, 1961		
Totals	42	6	32	14	24	6	16	10	3	1	2

Key: SRA = Soviet Revolutionary Army
HRA = Hungarian Red Army
SA = Soviet Army
AVNOJ = Anti-Fascist Council of National Liberation of Yugoslavia
LNC = National Liberation Movement
PEEA = Pan-Popular Committee of National Liberation
EAM = National Liberation Front
ELAS = People's Liberation Army
PP = Prague Uprising
SNP = Slovak National Uprising
KRN = National Council of the Homeland
AL = People's Army
KPA = Korean People's Army
NVPA = North Vietnamese People's Army
CPA = Chinese People's Army
PEL = People's Emancipation League
26JM = 26th of July Movement

stry, foreign relations and other parts of the state power monopoly were in the hands of Czechoslovak Communists who in February, 1948, continued to maintain this power in spite of the „reactionary plot“ to overthrow them.

To those individuals who lived in Czechoslovakia prior to February, 1948, or who participated in the struggle against Nazi occupation, or who were members in President Benes' state apparatus, the Chinese explanation of the socialist revolution in Czechoslovakia is at best a fantasy. Communist power in Czechoslovakia was weakest (paradoxically, however, Soviet power — due to the so-called liberation of Czechoslovakia—was strongest) from August, 1944, to May, 1945 — it was gradually stronger in 1946 and 1947 and strongest in 1948.

Table III.

Membership of the Communist party of Czechoslovakia*

Period	Number of Members
May, 1945	27,000
August, 1945	712,776
March, 1946	1,081,544
November, 1947	1,281,138
January, 1948	1,539,672
November, 1948	2,500,000

* Sources: Rudé právo [Prague], March 31, 1946. — Korbel, Pavel: Numerical Strength and Composition of the Communist Party of Czechoslovakia. Published in mimeographed form by the Free Europe Committee. New York 1954, p. 4. — Klimeš, Miloš and Zachoval, Marcel: Příspěvek k problematice únorových událostí v Československu v únoru 1948 [A Contribution to the Analysis of Problems Related to the February Events in Czechoslovakia in February, 1948]. ČsČH 6 (1958) 191. — Rudé právo, November 20, 1948.

As Table III shows, it took the Communists in Czechoslovakia almost three years, going through a complex process, to build up their power position in the multi-party political society before they could attempt to seize power from their rivals³³. The Communists claimed that while the other parties organized in 60 to 70 per cent of the communities, Communist cells blanketed 96 per cent of all localities³⁴. By the end of 1947, in spite of the sample polls indicating a drop in the Communist vote, the Communists controlled all major arteries of the power organism of the Czechoslovak state. Now the Communists were ready for a showdown with their opponents; they possessed at least an even chance to win the mono-

³³ For a revealing account of how the socialist revolution in Czechoslovakia was effected, see Král, *op. cit.*; Kozák, *op. cit.*; and Veselý, *op. cit.*

³⁴ Rudé právo, November 30, 1948. Cf. also Zinner, Paul E.: Communist Strategy and Tactics in Czechoslovakia, 1918—48. New York 1963, p. 124.

poly of power in Czechoslovakia. They did so — and by doing so — they transferred the power peacefully, without violence, in February, 1948, and not in May, 1945. Czechoslovakia's affiliation with the Communist system was effected after and not before the February coup. Hence the Kremlin explanation, although not absolutely correct, is more plausible today than the Peking viewpoint.

„Here as elsewhere, the fascist occupation regime with its collaborators was overthrown by armed action. But the national and democratic revolution developed into socialist revolution along peaceful lines. The alliance of the Czechoslovak and Soviet people prevented imperialist intervention; the workers' representatives took over the key posts in the government and the national committees, the organs of revolutionary authority; the working people established control over the nerve centers of political and economic life; the working class was united, the Communists formed a bloc with the Left Social Democrats and other democratic forces; the counter-revolutionary putsch was nipped in the bud; meetings, demonstrations and strikes but no destruction of production capacities — such was the general pattern of the February, 1948, events. The workers, led by the Communists, carried arms but did not use them . . .³⁵“

This explanation of the parliamentary road to socialism in Czechoslovakia is predicated on the Kremlin assertion, first introduced at the 20th Congress of the CPSU, that as a result of the changes in the world balance of forces „imperialism and reaction“ have changed their nature, the law of class struggle has changed, and hence armed revolution as a form of struggle has become outmoded³⁶. Since the essence of socialist revolution today is „not so much in coercion as in creating a new society“³⁷, „revolution“ in the Kremlin vocabulary now implies „social coercion“ and not necessarily armed violence.

Under conditions of peaceful coexistence, the Kremlin asserts, „favorable opportunities are created for the intensification of class struggle in the capitalist countries, for the national liberation movement and socialist revolutions“³⁸. Such „opportunities“ include the nationalization of certain „monopolized sectors of industry“, the democratization of the management of public sectors of the economy, the development of the initiative and participation of the working people in all spheres of economic life, the creation of democratic control over capital investments in industry and agriculture, the carrying out of agrarian reforms, and others. Thus, Moscow maintains, „now the working class can carry out the socialist revolution by peaceful means if it wages a struggle to uphold and extend its democratic and social rights and gains“³⁹.

³⁵ Kar 33.

³⁶ JMJP-HC joint editorial, March 31, 1964.

³⁷ Kar 31.

³⁸ Pravda, January 7, 1963.

³⁹ Kar 36.

Peking, however, finds Khrushchev's thesis of peaceful coexistence the same as preaching class peace. The Chinese equate peaceful coexistence and the peaceful road to socialism with heresy committed by revisionism⁴⁰. The Chinese Communist leaders admit that historical conditions have changed fundamentally since the end of World War II⁴¹, however, they categorically deny the Kremlin allegation that „imperialism and reaction“ have changed their nature:

„Abundant historical evidence indicates the reactionary classes never give up power voluntarily . . . They are always the first to use violence to repress the revolutionary mass movement, and to provoke civil war, thus placing armed struggle on the agenda⁴².“

As much as the leaders of the Communist Party of China (CPC) believe that the chief component of the „bourgeois state machine“ is armed force and not parliament, to them the acquisition of a stable majority in parliament by the proletariat through elections is either impossible or undependable. They consider it impossible because roughly onehalf of the Communist parties in the capitalist countries are still illegal and undependable because the bourgeoisie can always change the electoral laws of the country. Thus, in Mao Tse-tung's own words,

„The seizure of power by armed force, the settlement of the issue by war, is the central task and the highest form of revolution. This Marxist-Leninist principle holds good universally, for China and for all other countries . . . We may say that only with guns can the whole world be transformed⁴³.“

Hence the Chinese Communists exalt their own concept of *armed* revolution and repudiate the Kremlin concept of peaceful transition.

Concluding observations

Ten years ago, at the 20th Congress of the CPSU, the Communist theory of socialist revolution was reexamined in the light of certain fundamental changes that had taken place in the world since the Second World War. As a result, revolution was termed synonymous with social coercion rather than armed violence.

⁴⁰ For the complete text of the Chinese criticism, see „The Proletarian Revolution and Khrushchev's Revisionism.“ JMJP-HC joint editorial, March 31, 1964.

⁴¹ „The change is mainly manifested in the great increase in the forces of imperialism. Since the war, the mighty socialist camp and a whole series of new and independent nationalist states have emerged, and there have occurred a continuous succession of armed revolutionary struggles, a new upsurge in the mass movements in capitalist countries and the great expansion of the ranks of the international Communist movement, the international proletarian socialist revolutionary movement in Asia, Africa and Latin America have become the two major historical trends of our time.“ JMJP-HC joint editorial, March 31, 1964.

⁴² Ibid.

⁴³ Problems of War and Strategy, Selected Military Writings. Peking 1963, pp. 267 and 273. Quoted in JMJP-HC joint editorial, March 31, 1964.

Moscow's optimal belief in peaceful socialist revolution — challenged by Peking — is based on the premise that under conditions of peaceful co-existence favorable opportunities are created for the intensification of class struggle in the capitalist countries, for the national liberation movement and socialist revolutions in the underdeveloped areas. The Kremlin leaders cite Czechoslovakia as a case in point. „Here as elsewhere, the fascist occupation regime with its collaborators was overthrown by armed action. But the national and democratic revolution developed into socialist revolution along peaceful lines“⁴⁴. Peking, on the other hand, considers the achievement of the socialist revolution in Czechoslovakia as a non-peaceful development during the final stage of World War II. „From China to Cuba“, Peking proclaims, „all [Communist] revolutions, without exception, were won by armed struggle and by fighting against armed imperialist aggression and intervention“⁴⁵. Peking insists that there is no historical precedent for peaceful transition from capitalism to socialism and hence regards the use of violence a prerequisite to proletarian revolution.

How accurate is the Chinese contention? Is there an historical precedent for a Communist party seizing power peacefully? Who has a better chance of convincing the members of the world Communist movement about the validity of the two types of socialist revolution, Peking or the Kremlin? What should be the role of the non-Communist countries, and, of course, the Czechoslovak exile, in this controversy?

Unfortunately, on the basis of gross figures, Peking's argument for non-peaceful methods of socialist revolutions is historically justified. As Table I shows, eighty-four per cent of all socialist revolutions were non-peaceful and only sixteen per cent were peaceful. Seventy-eight and one-half per cent of all successful revolutions were non-peaceful and only twenty-one and one-half per cent were peaceful. However, if we disregard the old cliché that history repeats itself and take into consideration the present danger involving annihilation of mankind, then the Chinese claim obviously cannot be considered justified. Furthermore, if we accept the premise that it was predominantly the Western challenge manifested by the arms race, the ability to cope with chronic tension during the ice period of the so-called Cold War, the nuclear stalemate and the capability to overkill that compelled the Soviet Union to seek competitive peaceful coexistence, which in turn made war and violent revolution as methods of continuation of foreign policy obsolete, then we must also admit that the success or failure of the Chinese advocacy with respect to their own concept of revolution will greatly depend on whether or not the non-Communist countries will permit Mao Tse-tung to prove his theory in practice. Should the Chinese Communist leader be successful in his endeavor, we can be certain that all gains toward peace would suddenly be jeopardized by the blind ambition

⁴⁴ Kar 33.

⁴⁵ JMJP-HC joint editorial, March 31, 1964.

and excessive optimism of the Communist warmongers. It must be, therefore, the duty of all peace-loving nations of the world to circumvent the Chinese militant philosophy of revolution from becoming a practical tool of international politics. It must be done by all nations using every available means — including that of the *Quai d'Orsay* (aspiring to resolve the issue by using political power rather than military force). As the most powerful non-Communist country in the world, the United States must let Peking know that any Communist Chinese sponsored revolution or military adventure anywhere in the world would necessitate multilateral action against her. Perhaps Communist China will one day realize — as did Communist Russia — that any change by force is futile especially when it incorporates the possibility of self-destruction. If, however, the Soviet Union should continue to promise military aid to Communist China, in case of war, it is doubtful that Peking will soon change its *bellicose* attitude toward the United States and her allies. One might even venture to argue that the present-day polarized Communist system is, military speaking, as strong as ever because it is able to accommodate extremists of the left and the right as well as those in the center of the spectrum without actually sacrificing its security arrangement. Thus, while the Sino-Soviet dispute leads to internal diversification of the Communist system, the unity of its security remains unfettered.

The Sino-Soviet controversy over the concept of socialist revolution must not go unchallenged by the Czechoslovak exile. It should induce a reexamination and a response. It is high time for the world engaged in the struggle between darkness and light to learn about the truth concerning the events of February, 1948. No apologia or rationalizations of any kind can help prevent repetition of the pincer technique, skillfully used by Communists, in Asia, Africa, Latin America or Europe. Just as the Communists were able to learn from their own past mistakes — i. e., the unsuccessful Communist revolutions — so must democracies learn from their weaknesses committed in the past *vis-a-vis* totalitarianism. The argument that the Communist *coup d'etat* in Czechoslovakia in February, 1948, was successful because of „the display of Soviet power“ has very little validity today, especially when the question is raised: Was not the display of Soviet power in Czechoslovakia strongest from May to December, 1945; less strong in 1946 and gradually weaker in 1947 and 1948? Had the Czechoslovak Communists considered „Soviet power“ to be the key to a successful socialist revolution, in all probabilities the Prague coup would have been carried out before December, 1945 — before the Soviet army withdrew from Czechoslovakia. The fact remains that unlike in Poland, Hungary, Romania, Finland, Bulgaria and other countries where the Communist parties were outlawed shortly after World War I, in Czechoslovakia the Communist party had a long tradition — interrupted only during World War II — and a favorable position in the multi-party system of the first republic. It numbered as second largest party in the general elections, held in 1925, and third in the general elections of

1929 and 1935. Hence the strength of the Communist party of Czechoslovakia was built rapidly and effectively after the Second World War. Yet, it took the Communists almost three years, and the use of all available democratic and undemocratic means, to capture the monopoly of power in Czechoslovakia.

This reporter's aim is not to judge but to examine, not to condemn but to correct. Much is to be learned yet from the mistakes committed by the leaders of the democratic forces of the post-World War Two Czechoslovak republik. The plea, therefore, is addressed to those who can bring light to darkness so that truth shall prevail even if the cost is self-criticism and loss of pride. Let us prove to the world that we are worthy pupils of our late teacher, Thomas Garrigue Masaryk.

DER TSCHECHOSLOWAKISCHE KOMMUNISTISCHE STAATSTREICH UND DAS CHINESISCH-SOWJETISCHE STREITGESPRÄCH

Von Peter A. Toma

Die Historiker sprechen von unserer Zeit als von einer Zeit ungeheurer sozialer und politischer Umwälzungen, wobei auf der einen Seite Wissenschaft und Technik den Modernisierungsprozeß repräsentieren, auf der anderen Seite Demokratie und Kommunismus.

In der kommunistischen Terminologie ist die Modernisierung ein wirtschaftlicher Prozeß, bei dem die sozialistische Revolution, die eine neue Gesellschaftsform, nämlich den Kommunismus, hervorzubringen hat, eine bedeutende Rolle spielt. Heute betonen die russischen Kommunisten ausdrücklich die Nützlichkeit friedlicher sozialistischer Revolutionen, indem sie sich auf den tschechoslowakischen Staatsstreich vom Februar 1948 berufen, Revolution leugnen und daran festhalten, daß es in der Geschichte kein Beispiel für den friedlichen Übergang vom Kapitalismus zum Kommunismus gibt.

Vorliegender Beitrag hat sich ein dreifaches Ziel gesteckt: 1. alle sozialistischen Revolutionen von 1917—1962 aufzuzählen; 2. nochmals die Methoden zu prüfen, mit denen das kommunistische Machtmonopol in der Tschechoslowakei hergestellt wurde und 3. den Einfluß des Februar-Staatsstreichs auf das heutige kommunistische revolutionäre Denken zu bestimmen.

Die kommunistische Machtergreifung kann friedlich oder nicht-friedlich vor sich gehen. Die Formen der friedlichen Revolution sind: Staatsstreich, Volksentscheid und Wahlen; die Formen der nicht-friedlichen Revolution sind: Guerrilla- oder Bürgerkrieg, bewaffneter Aufstand und militärische Intervention.

Seit 1917 gab es in der Welt 38 sozialistische Revolutionen. Von den 14 erfolgreichen gingen drei friedlich vor sich, nämlich in der Tschechoslowakei und in Cuba (Staatsstreich) sowie in der Äußerer Mongolei (Volksentscheid). Unter den 24 erfolglosen sozialistischen Revolutionen waren ebenso drei friedliche Versuche. In der Geschichte der sozialistischen Revolutionen liefen in vielen Fällen mehrere Formen des Kampfes nebeneinander her, am häufigsten wurde die kommunistische Expansion durch militärische Eroberung und Okkupation bewirkt.

Von den sieben Revolutionsversuchen zwischen 1917 und 1920 hatte nur einer Erfolg, und zwar in Rußland. In den Jahren von 1929—1933, in denen Streiks, Beschäftigungslosigkeit und Demonstrationen häufiger waren als zu irgendeiner anderen Zeit der kommunistischen Geschichte, gab es nirgends Revolutionsversuche und die Kommunistische Partei verlor sogar in vielen Ländern Mitglieder. Nach dem Zweiten Weltkrieg, 1945—1950, gab es 16 Revolutionsversuche, von denen 12 Erfolg hatten. Davon erlangte der tschechoslowakische Staatsstreich (1948) größere Bedeutung als irgendeine andere sozialistische Revolution nach dem Zweiten Weltkrieg. Er war der Anfang einer neuen Revolutionsära in der Geschichte der sozialistischen Revolution.

Die Sozialistische Revolution in der Tschechoslowakei, wie sie die tschechoslowakischen Historiker heute sehen, begann am 27. Mai 1946, einen Tag nach den ersten parlamentarischen Nachkriegswahlen, und endete am 27. Juni 1948, dem Tag, als die Tschechoslowakische Sozialdemokratische Partei von der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei aufgesaugt wurde. Vom April 1945 bis zum 27. Mai 1946 waren die Kommunisten in der Tschechoslowakei mit einer nationalen und demokratischen Revolution beschäftigt. Die erste Aufgabe dieser Periode war die Bildung einer kommunistischen Stärke in der Nation. Nach dieser Methode wird zuerst durch Agitation ein Druck von unten her erzeugt, der dann, verbunden mit dem Druck von oben, durch gesetzgebende Initiative, die Opposition in eine ständige Verteidigung drängt. Der Zweck dieses Schemas ist, die Gegner zu zwingen, dem Druck von beiden Seiten nachzugeben, und sie schließlich in die für den letzten Schlag wünschenswerte Lage hineinzumaneuvrieren. Die Hauptstützen der kommunistischen Stärke während der sozialistischen Revolution waren: 1. die Fähigkeit, die Arbeiterbewegung auszunützen; 2. die Monopolstellung in der Landwirtschaftspolitik; 3. das Geschick, die Sozialdemokratische Partei in eine Organisation umzuwandeln, die den kommunistischen Interessen diene. Von den 26 Mitgliedern der Gottwald-Regierung traten zwölf nicht-kommunistische Parteiführer auf ständigen Druck von seiten der Kommunisten am 20. Februar 1948 zurück und verursachten somit eine kommunistisch forcierte Regierungskrise. Beneš, der Präsident der Republik, hatte, ebenfalls unter Druck, die Rücktrittserklärungen entgegenzunehmen und neue Minister (natürlich Kommunisten) zu ernennen. Am 25. Februar 1948 war der Übergang von der alten zur neuen Regierung unter dem Anschein der Legalität vollzogen. Der

Zeitraum zwischen dem Staatsstreich im Februar und der Gleichschaltung im Juni wurde von den Kommunisten gut genutzt, um ihre Position zu stärken. Am 28. Mai hielten sie wieder Wahlen ab mit einer einzigen Kandidatenliste, wodurch ihre im Februar erlangte Macht legitimiert wurde. Nun war der Weg frei für die endgültige Errichtung des kommunistischen Machtmonopols. Am 7. Juni trat Eduard Beneš noch formell von seinem Präsidentenposten zurück und am 27. Juni 1948 erfreute sich die kommunistische Partei des Zusammenschlusses mit dem geläuterten Rest der Sozialdemokratischen Partei. Nach Klement Gottwald, dem Nachfolger Benešs auf dem Präsidentenstuhl, war der 27. Juni in der Geschichte der tschechoslowakischen Arbeiterklasse ebenso bedeutend wie der Mai 1945 und der Februar 1948. Ohne die Hilfe der Sozialdemokraten wäre der kommunistische Druck „von oben“ ein Fiasko und die „friedliche“ Machtergreifung im Februar 1948 unerreichbar gewesen.

Im Gegensatz zu den Prager Kommunisten ist Peking der Meinung, daß das kommunistische Machtmonopol in der Tschechoslowakei der Bourgeoisie während des Zweiten Weltkrieges auf nicht-friedlichem Wege entrissen und nicht von Mai 1946 bis Juni 1948 friedlich erlangt wurde; das heißt: Peking möchte glaubhaft machen, daß die sozialistische Revolution in der Tschechoslowakei August 1944 (mit dem kommunistisch-geführten slowakischen Nationalaufstand) begann und Mai 1945 (mit dem kommunistisch-gelenkten Prager Aufstand und der Errichtung der provisorischen Regierung) endete. Von da an wäre die Macht in den Händen der tschechischen Kommunisten gewesen, die im Februar 1948 nur fortfuhren, ihre Macht zu behaupten. Für Kenner der Verhältnisse ist diese chinesische Interpretation reine Phantasie. Die kommunistische Macht in der Tschechoslowakei war nämlich von August 1944 bis Mai 1945 am schwächsten und wurde dann bis 1948 schrittweise stärker, was eine Tabelle veranschaulicht.

So ist die Erklärung, die der Kreml auf dem 20. Parteitag der KPDSU abgab, und die mit der Auffassung der tschechischen Historiker übereinstimmt, zwar auch nicht korrekt, aber um vieles glaubhafter als die chinesische Ansicht. Auch ist der Kreml der Meinung, daß in der heute veränderten Welt das Wesentliche der sozialistischen Revolution nicht mehr so sehr die Gewaltanwendung als vielmehr die Schaffung einer neuen Gesellschaft sei. Unter den Bedingungen einer friedlichen Koexistenz, behauptet der Kreml, würden günstige Gelegenheiten für die Intensivierung des Klassenkampfes in den kapitalistischen Ländern geschaffen.

Für die Chinesen jedoch ist friedliche Koexistenz und friedlicher Weg zum Sozialismus Häresie, für sie gibt es nur bewaffnete Revolution und sie weisen die Auffassung des Kreml vom friedlichen Übergang zurück. Leider sind Pekings Argumente für die nicht-friedliche Methode der sozialistischen Revolution historisch gerechtfertigt. Es ist darum Pflicht aller friedliebenden Nationen, Peking mit allen Mitteln daran zu hindern, seine militante Philosophie in die Tat umzusetzen.

THADDAEUS HAENKE ALS ZOOLOGE

Von Rudolf Zischka

Von dem im Jahre 1761 im nordböhmischen Kreibitz geborenen und 1789 im Auftrage des Königs von Spanien mit einer großen Expedition auf eine Weltreise gegangenen Naturforscher Thaddaeus Haenke wußte man bisher, daß er im letzten Jahrzehnt des achtzehnten und dann durch weitere 17 Jahre im 19. Jahrhundert in Südamerika als Botaniker, Arzt und Chemiker tätig gewesen war und Bedeutendes auf diesen Gebieten geleistet hatte; daß er aber auch wichtige zoologische Forschungen durchführte, davon war nichts bekannt. Es ist das Verdienst des unermüdlich suchenden Haenkebiographen Josef Kühnel¹, daß in jüngster Zeit nachgewiesen werden konnte, daß Haenke auch systematische zoologische Beobachtungen, Untersuchungen und Beschreibungen durchgeführt hat, die für die Zeit vor Alexander von Humboldt als die wichtigsten Beiträge auf dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften angesehen werden können. In den Archiven von Madrid wurden umfangreiche Aufzeichnungen Haenkes gefunden, die seit 140 Jahren unbeachtet geblieben waren. Als sie im Jahre 1959 für die deutsche Haenke-Forschung entdeckt worden waren, konnten bald darauf große Teile dieser Manuskripte fotokopiert und für die weitere Verwertung geordnet werden. Nachdem dann die Deutsche Forschungsgemeinschaft einen Betrag zur Verfügung gestellt hatte, mit dem die auf Microfilme aufgenommenen Handschriften so vergrößert werden konnten, daß sie lesbar waren, konnte an ihre Bearbeitung gegangen werden. Dabei zeigte sich, daß ein großer Teil der Aufzeichnungen Haenkes den Insekten gewidmet war. Aber auch zahlreiche, durch gute Zeichnungen ergänzte Beschreibungen von Fischen, Vögeln und Säugetieren kamen zum Vorschein, die den Beweis erbrachten, daß ein wissenschaftlich vorgebildeter Forscher in den von ihm bereisten riesigen Gebieten mitten in Südamerika, und zwar sowohl im andinen Teil des heutigen Boliviens als auch in den südlichen Einzugsgebieten des Amazonas, die ebenfalls zu diesem Lande gehören, als erster Europäer tätig gewesen ist.

In diesem Aufsatz sollen die Manuskripte Haenkes über die Insekten und einige Gruppen der Spinnen, Skorpione und Tausendfüßler behandelt werden². Für die weiter oben erwähnten Tier-Ordnungen müssen andere Bearbeiter herangezogen werden.

¹ Kühnel, Josef: Thaddaeus Haenke. Leben und Wirken eines Forschers. München 1960. (Veröffentlichungen d. Collegium Carolinum 9.)

² Diese Manuskripte befinden sich im Archiv des Botanischen Gartens in Madrid unter der Signatur: 2^a Division n^o 5 (8), Seite 1—289, 330—337, 469—470 und 2^a Division n^o (15), Seite 22—43.

Bevor die neuentdeckten Manuskripte behandelt und auf ihre Bedeutung untersucht werden, ist es notwendig, die tragische Situation Haenkes in einer Welt aufzuzeigen, die sich sowohl politisch als auch geistig in einem revolutionären Umgestaltungsprozeß befand.

Haenke studierte in Prag und Wien Medizin, Botanik und Scheidekunst, wie damals die Chemie bezeichnet wurde. Als Teilnehmer an der großen Forschungsexpedition, die unter dem Kommando des in spanische Dienste getretenen Italieners Malaspina auf eine große Entdeckungsreise in die damals Südsee genannte Welt des pazifischen Ozeans geschickt worden war, und deren Aufgabe es u. a. auch sein sollte, im Gebiet des nördlichen Eismeres nach der immer noch vermuteten Passage zum Atlantik zu suchen, war ihm das Gebiet der Botanik zugewiesen worden. Der erst 28 Jahre alte Naturforscher war ausgewählt worden, weil man annahm, daß er den auf die Teilnehmer der Expedition zukommenden physischen Belastungen gewachsen sein werde.

Am 26. Juni 1789 begann in Wien die Reise. Von einer Station zur anderen beförderte die kaiserliche Postkutsche den jungen Forschungsreisenden. Schon am 4. Juli war er in Paris und 16 Tage später in Madrid. In Paris war mittlerweile mit dem Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789 ein Prozeß eingeleitet worden, der den endgültigen Untergang des absoluten Königtums bringen sollte. Dieses Ereignis, das in Europa eine 25 Jahre währende Epoche kriegerischer Auseinandersetzungen einleitete und das mit seinen geistigen Ausstrahlungen auch Südamerika ergriff und dort mit dem Zusammenbruch des gewaltigen spanischen Kolonialreiches endete, bewirkte auch, daß Haenke während seines ganzen weiteren Lebens von Spanien und seiner österreichischen Heimat so gut wie abgeschnitten wurde. Das konnte er damals, als er mit hochgespannten Erwartungen in eine zu einem großen Teile noch unbekannte Welt hinauszog, nicht ahnen. Aber gerade die durch die politischen Umwälzungen und kriegerischen Auseinandersetzungen in Europa herbeigeführte geistige Isolierung bedeutete, daß er von den Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nichts erfahren konnte. Es war ihm vollkommen unmöglich gemacht, mit Botanikern, Zoologen und anderen zeitgenössischen Naturwissenschaftlern zu einem fruchtbaren schriftlichen Gedankenaustausch zu gelangen.

Als er in Wien sein Gepäck in die Koffer schichtete, hatte er zwar neben seinen Gebrauchskleidern auch den für die Audienz beim Hof in Madrid vorgeschriebenen Gala-Anzug und eine mit Fransen und Rüschen reich versehene Wäscheausstattung dabei, an Literatur aber, die für ihn so wichtig gewesen wäre, seien das nun Bücher medizinischen Inhalts oder Werke botanischer oder zoologischer Natur, stand ihm nichts zur Verfügung. Das einzige Büchlein, das er während seines ganzen Lebens wie ein Heiligtum behandelte, war das ihm schon von Prag her gehörende Exemplar des „Systema naturae“, Ausgabe 1758, von Linné. Derart armselig ausgestattet machte er sich auf den Weg, um im fernen Südamerika und auf den Inseln der Südsee, hinüber bis zu den Philippinen und hinauf bis in das eisige Alaska, Pflan-

zen zu sammeln, sie zu konservieren und für den Transport nach Europa herzurichten. Heute wäre es undenkbar, daß ein so mangelhaft ausgestatteter Reisender, dem es selbst an einem Mikroskop, sogar an einer guten Lupe fehlt, an die Arbeit gehen könnte, die man von ihm verlangt, ganz abgesehen davon, daß als wichtigstes Gepäck ganze Koffer voller Bücher zur Verfügung stehen müßten. Aber damals war ein Degen anscheinend wichtiger als eine Schreibfeder.

Haenke war ein Praktiker. Er fügte sich in alle Lebenslagen und meisterte auftretende Schwierigkeiten. Es war ihm anscheinend auch von Anfang an klar, daß seine Hauptarbeit darin bestehen müsse, Pflanzen und andere beachtenswerte Naturobjekte zu sammeln und sie so zu konservieren, daß für die spätere Untersuchung und Beschreibung jene Teile gut erhalten bleiben, denen eine besondere Wichtigkeit zukommt. Obwohl in seinen Schriften Bemerkungen über die Natur seiner Sammelarbeit nicht darauf schließen lassen, daß er in dem eben dargelegten Sinn vorgehen wolle, führen doch zwingende Gründe zu der Annahme, daß er sich seine Aufgabe so vorstellte, erst nach seiner Rückkehr nach Europa das von ihm gesammelte Material wissenschaftlich zu verarbeiten. Die Sorgfalt, mit der er Pflanzen verpackte, spricht jedenfalls für diese Annahme.

Er hatte also nur einen Linné zur Verfügung. Dieses Büchlein war die Grundlage seiner Arbeit. In einer Arbeit, die er über eine in Prag damals Aufsehen erregende Reise auf die Schneekoppe schrieb, auf deren Spitze bis dahin noch kein Botaniker gekommen war, heißt es: „Mein Leitfaden zu diesem Versuche war des unsterblichen Linnæi Calendarium Floræ aus dem Jahre 1757.“ Er hat also die Bedeutung der von Linné geschaffenen Grundlagen für die botanische — und natürlich auch zoologische — Systematik schon als junger Student erkannt. Diese Schwärmerei und Verehrung für den Vater der Systematik bewahrte er sich bis zu seinem Tode. Das liest sich heute leicht und selbstverständlich. Aber damals, als Haenke noch zu Lebzeiten Linnés dessen unbekannter Jünger wurde, war das, was Linné verkündete, absolut keine unbestrittene Lehre, die von dem schwedischen Forscher aufgestellt worden war, genau so wie hundert Jahre später um Darwin und seine Lehre von der Entstehung der Arten ein Streit entstehen sollte, der die ganze gebildete Welt erfaßte und zu heftigen Diskussionen führte. In Paris beherrschten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die sogenannten Enzyklopädisten das geistige Leben. Sie schufen die gedankliche Unterlage der französischen Revolution. Die glanzvollsten Namen der Wissenschaft und der Literatur hatten sich vereinigt, um der Freiheit des Geistes einen Weg zu bahnen. Unter ihnen befand sich der Graf von Buffon — ein Naturforscher, der besonders über die Lebensgewohnheiten der Tiere schrieb (heute würde man ihn einen Verhaltensforscher nennen) —, der einer der geistreichsten Männer seiner Zeit war. Dieser nämliche Buffon, den man so hoch einschätzte, daß einer der größten Plätze von Paris nach ihm benannt wurde, spottete über Linné und sein Vorhaben, Ordnung in die Welt der Lebewesen bringen zu wollen. Der kleine Student Haenke aber nannte den Meister unsterblich.

Es ist — und um das beweisen zu können, wurde diese kleine Exkursion nach Paris unternommen — eine der hervorragendsten Eigenschaften Haenkes, der in seiner Bedeutung bis heute noch nicht genügend erkannt ist, daß er mit sicherem Blick zu einer Zeit den Wert einer Lehre oder auch einer Erfindung erkannte, da die übrige Menschheit, einschließlich ihrer jeweiligen Gelehrten, so einen Prediger noch einen Narren nannte. Wie wäre es sonst erklärlich, daß Haenke in seiner Eigenschaft als Arzt in der damals noch kleinen bolivianischen Stadt Cochabamba, die heute hunderttausend Einwohner hat, im Jahre 1806 eine auf alle Einwohner ausgedehnte Pockenimpfung durchführte, eine prophylaktische Behandlung zur Bekämpfung einer wahren Geisel der Menschheit, die erst zehn Jahre vorher von dem schottischen Arzt Jenner zu einem brauchbaren Verfahren entwickelt worden war. Es besteht aller Grund zu der Annahme, daß die ersten Pockenimpfungen in Amerika nicht in New York, sondern von Haenke in Südamerika durchgeführt worden sind. Er hat die Bedeutung der Impfung zu einer Zeit erkannt, als man in Deutschland noch lange nicht daran dachte, sie allgemein einzuführen, und es klingt einfach unglaublich, wenn man hört, daß er im Jahre 1806 eine Maßnahme setzte, die in Deutschland erst 70 Jahre später durch das Impfgesetz vom Jahre 1874 zum Obligatorium erklärt worden ist. Diese Beispiele sollen genügen, um darauf hinweisen zu können, daß Haenke einer jener seltenen Menschen war, die sich zu einer Zeit, da so etwas als Ausnahme galt, ein umfassendes Wissen erworben haben, das sie instand setzte, auf vielen Gebieten bahnbrechend zu wirken. Er war ein Polyhistor im Sinne von Leibnitz.

Es kann nicht Aufgabe einer Darlegung, die sich ein bestimmtes Ziel gesetzt hat, sein, alle von Haenke praktizierten Beschäftigungen aufzuzeigen. Es müßte sonst wenigstens auf seine Tätigkeit als Hersteller von Pulver, als Erfinder eines Umwandlungsprozesses von Rohsalpeter in ein in der Industrie brauchbares Produkt, als Erforscher der Hochgebirgswelt der Anden — er hat Berge bis zu einer Höhe von 6000 Meter als Alleingänger bestiegen! — eingegangen werden. Es mußte aber auf die widrigen Umstände hingewiesen werden, die Haenke daran hinderten, die Ergebnisse seiner Arbeiten und Entdeckungen nützen zu können. Er hat zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die *Victoria regia* entdeckt. Den Ruhm, diese Wunderblume beschreiben zu dürfen, hatte 25 Jahre später ein anderer. Diese Ungunst des Schicksals verfolgte ihn sein ganzes Leben lang und es ist daher kein Wunder, wenn er schließlich an der Zeit und den Menschen verzweifelte und sich in die Wildnis der bolivianischen Berge zurückzog, um in einer selbst und freiwillig gewählten Klausur dann sein Leben auf eine so erschütternd tragische Weise zu beenden, daß heute nicht einmal die Stelle bekannt ist, wo ihn die Indianer, die seine Nachbarn gewesen waren, begraben haben.

Als die Manuskripte Haenkes über seine Forschungen entomologischer Natur durchgesehen wurden, ergab sich von selbst die Frage: Wo hat der Mann jenes Fachwissen her, das ihn befähigte, die Tiere mit sicherem Blick in ihre Familie einzuordnen und sie dann zu beschreiben. Es ist ganz aus-

geschlossen, daß er ohne gediegene Vorkenntnisse diese ordnende Arbeit leisten konnte. Wir wissen von ihm selbst, daß er kein Buch zoologischen Inhalts mitgebracht hat. Sollte er eines besessen haben, dann ist es in der Bucht von Montevideo verloren gegangen. Dort kenterte aus nicht ganz klar ersichtlichen Gründen das Schiff, mit dem er von Spanien nach Südamerika gesegelt war. Sozusagen im letzten Augenblick passierte das Unglück und er mußte froh sein, unter seiner Schlafmütze sein Offizierspatent und seinen Linné gerettet zu haben, als er schwimmend das rettende Ufer erreichte. Aus Europa war also nichts an einschlägiger Literatur da. Ein spanisches Buch über Insekten hat es im Jahre 1789 aber bestimmt nicht gegeben. Daß er ganz ohne Literatur gearbeitet haben soll, das ist fast unmöglich, denn er hat nicht weniger als allein 24 Käferfamilien angeführt, dazu 3 Schmetterlingsfamilien und 17 Familien anderer Insekten. Das ist schon eine ganz schöne und für die damalige Zeit sehr beachtliche Liste. Die kann ein alter und erfahrener Entomologe heute ohne weiteres zusammenstellen, nicht aber ein gerade von der Universität gekommener Arzt und Botaniker. Wenn auch unterstellt wird, daß er vom Gymnasium oder von der Karlsuniversität her Kenntnisse mitgebracht hat, reicht diese Erklärung nicht aus, um das Vorhandensein des ohne Zweifel erworbenen Fachwissens in genügendem Maße zu erhärten. Hier besteht also eine Lücke. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Frage nach der Herkunft der zoologischen Kenntnisse Haenkes niemals beantwortet werden können.

Wann er seine Aufzeichnungen, die fast 1000 Blätter füllen, begonnen hat, ist auch nicht auszumachen. Mit großer Wahrscheinlichkeit, ja mit Sicherheit, kann dagegen angenommen werden, daß Haenke diese Manuskripte nicht selbst nach Spanien geschickt hat, sondern daß sie aus seinem Nachlaß stammen; die Manuskripte sind nämlich nicht in Reinschrift abgefaßt. Haenke hat die Titelseite in sauber gezeichneter Handschrift geschrieben, sonst aber sind nur Beschreibungsentwürfe vorhanden, mit Streichungen, Einschiebungen und anderen für provisorische Aufzeichnungen typischen Zeichen. Das hätte ihren Wert in keiner Weise herabgesetzt, wenn sie jemals veröffentlicht worden wären. In Bolivien konnte das nicht geschehen, denn im ganzen Lande gab es noch keine Druckerei. Auch diese Aufzeichnungen sind demnach für einen Gebrauch in einer vielleicht viel späteren Zeit bestimmt gewesen. Da sie aber nie veröffentlicht worden sind, können die Manuskripte nach den Regeln der bestehenden internationalen Nomenklaturvorschriften heute nicht mehr benützt werden, um eine Priorität Haenkes späteren Autoren gegenüber sicherzustellen. Das ist tragisch, kann aber nicht geändert werden. Trotzdem steht es außer allem Zweifel, daß die jetzt gefundenen Manuskripte, besonders dann, wenn das dazugehörige beschriebene Insektenmaterial mit nach Europa gekommen wäre, für die damalige Zeit eine naturwissenschaftliche Sensation bedeutet hätten. Haenke selbst sagt in einem auch erst vor wenigen Jahren in Sucre, der früheren Hauptstadt des Gebietes von Alto Peru, das dem heutigen Bolivien entspricht, gefundenen Brief, daß er vierzig Kisten wertvollen pflanzlichen und anderen naturwissenschaftlichen

Materials nach Madrid geschickt habe. Diese Sammlungen sind niemals nach Spanien gekommen, was nur so erklärt werden kann, daß während der napoleonischen Kriege von Franzosen und Engländern zahlreiche Schiffe mit spanischer Flagge versenkt worden sind.

Es bleibt nichts anderes übrig, als die jetzt gefundenen Manuskripte, mögen sie sauber geschrieben sein oder in Form von Entwürfen vorliegen, auszuwerten. In diesem Aufsatz kann unmöglich jede von Haenke beschriebene Art behandelt werden. So etwas gehört in eine Fachzeitschrift. Es bestünde auch die Gefahr, daß sich die Leser dafür bedanken würden, mit Begriffen und Ausdrücken bekannt gemacht zu werden, die sie nicht verstehen können. Es sei daher nur soviel gesagt, daß Haenke sehr systematisch vorgegangen ist. Den meisten Tieren hat er in der Beschreibung eine ganze Seite gewidmet. Den jeder Beschreibung vorangetzten Namen hat er in lateinischer Sprache angeführt. Dann hat er das Tier in spanischer Sprache regelrecht beschrieben, indem er die Antennae, die Fühler, in ihren Einzelheiten schilderte, dann den Kopf, den Thorax, den Hinterleib, die Beine u.s.w. Das hat er so gut getan, daß sich manche Systematiker, die zu Beginn unseres Jahrhunderts beschrieben haben, daran ein Beispiel nehmen könnten. Der heutige Leser dieser Beschreibungen ist von vorneherein darüber im Bilde, in welche Familie das betreffende Tier gehört, denn aus dem lateinischen Namen, etwa der Bezeichnung *Carabus*, was Laufkäfer bedeutet, geht sofort hervor, was für ein Tier beschrieben wird. Es hätte vollkommen genügt, bei der endlichen Publikation nur noch den Gattungs- und Artnamen festzulegen. Haenke hatte schon in Prag Beschreibungen vorgenommen und er kannte die Prinzipien der binären Nomenklatur, so wie sie nach den neuen Regeln von Linné anzuwenden waren. Er hätte aber, um die Einteilung auch nach dem Gattungs- und Artbegriff vornehmen zu können, die Beschreibungen jener südamerikanischen Arten gebraucht, die bereits von Linné und einigen anderen Autoren gemacht worden waren. Wegen des Fehlens dieser Literatur mußte er die definitive Namengebung hinausschieben.

Es wurde schon erwähnt, daß in den Beschreibungen Haenkes 24 Käferfamilien aufgeführt sind. Die Aufgliederung in Gattungen war noch nicht erfolgt, es stand aber bereits fest, daß im ganzen 446 Arten von Käfern in die Beschreibungen aufgenommen worden waren. Das ist eine sehr große Anzahl für einen einzigen Autor. Noch eindrucksvoller wird die Sache, wenn man bedenkt, daß der Autor die Tiere selbst gefangen hatte. Aber auch noch aus einem anderen Grunde ist diese Zahl imponierend. In den Tropen ist es so, daß die Mehrzahl der Insekten ein nächtliches Leben führt. Bei Tage leben sie versteckt. Um sie in der Nacht fangen zu können, braucht man eine Lichtquelle. Je stärker das Licht, desto ergiebiger der Fang. Neuerlich ist es sogar so, daß eigene Lichtarten für den Insektenfang entwickelt wurden. So werden Quecksilberlampen oder sogenannte Schwarzlichtlampen verwendet. Letztere wirken auf das menschliche Auge überhaupt nicht. Das schwarze Licht ist für den Menschen unsichtbar, wirkt aber auf die Insekten in geradezu unwiderstehlicher Weise. Das Insekt wird magisch angezogen. Zu Zeiten

Haenkes gab es überhaupt keine geeignete Lichtquelle. Gewöhnliche Kerzen oder das Lagerfeuer eignen sich nicht, denn die Tiere verbrennen. Bis in die Zeit der Petroleumlampen unserer Großväter gab es sozusagen keine Beleuchtung von Wohnungen und Straßen. Die Leute gingen buchstäblich mit den Hühnern schlafen. In den Tropen wurde es auf jeden Fall so gehalten. Die Sammlungen Haenkes stammten also aus dem sogenannten Tagfang. Außer den 446 Arten von Käfern beschrieb Haenke 72 Arten von Schmetterlingen. Das ist sehr wenig und nur so zu erklären, daß sich die zarten Schmetterlinge mit ihren beschuppten Flügeln nur sehr schlecht für den Transport eignen. Der größere Teil waren wieder Tagfalter. Nachtfalter hatte er nur 25 Arten und außer diesen die separat genannten Schwärmer. Dann kommen 212 Arten Insekten anderer Ordnungen. Bei diesen fällt auf, daß er verhältnismäßig viele Hemiptera beschreibt. Das sind meistens Baum- und Blattwanzen, aber auch Raubwanzen, die er merkwürdigerweise alle *Cimex* nennt. *Cimex* aber ist die Bettwanze. Wahrscheinlich waren ihm die zahlreichen Wanzenfamilien unbekannt und er hat zur Orientierung nur den einen Namen verwendet. Die Zikaden sind natürlich auch stark vertreten, was für die Tropen nur selbstverständlich ist. Bei den Zweiflüglern, den Diptera, auf gut deutsch Fliegen, geht er bereits zu den Familien über, begnügt sich also nicht mit der Zuteilung zur Ordnung. Er unterscheidet die bei uns in Deutschland Bremsen genannten Stechfliegen, die Schnaken, die Mosquitos, worunter die Stechmücken zu verstehen sind, und die Musciden, zu denen unsere Stubenfliege gehört. Man möchte beinahe sagen, daß er selbstverständlich auch die Blattschneideameisen beschreibt, jene auch dem naturwissenschaftlichen Laien auf jeden Fall auffallenden Insekten, die in langen Kolonnen dahermarschieren, wobei die von den Nestern kommenden behend dem Baume oder Strauche zustreben, der sich gerade in der Bearbeitung befindet, während die heimmarschierenden je ein Stück Blatt in die Höhe halten, das meistens einigemal so groß ist wie die Trägerin. Es fällt auf, daß Haenke bei diesen Tieren auch den einheimischen Indianernamen anführt. Die Quechua-Indianer, in deren Wohngebiet Haenke viele Jahre seines Lebens verbracht hat, nennen diese Ameisen Chaca (Tschaka), und Haenke hielt das für so wichtig, daß er diesen Namen ebenfalls anführt. Neben einigen anderen kleineren Ordnungen wird dann eine Anzahl Hymenoptera behandelt, worunter wir uns Bienen und Wespen vorstellen können und zu denen auch die hochentwickelten Ameisen gehören. Schließlich fallen ein paar Arten Gottesanbeterinnen (Mantidae) auf, dann Eintagsfliegen (Ephemeroidea) und Köcherfliegen (Phryganidae) neben Grillen, den sehr großen südamerikanischen Schaben (*Blatta*-Arten) u.s.w. Zusammen sind das 16 Ordnungen und Familien mit den schon genannten 212 Arten. Damit wären die Insekten, deren Charakteristikum es ist, daß sie sechs Beine haben (Hexapoda), erschöpft. Es folgen noch drei Gruppen sogenannter niederer Tiere, die alle mehr als sechs Beine haben. Dazu gehören die Spinnen, von denen Haenke 42 Arten beschreibt. Darunter befinden sich auch die großen Vogelspinnen (*Mygale*-Arten). Ob er die Spinnen, die sich für eine Trocken-

präparation nicht eignen, in Alkohol untergebracht hat oder in Formol, das geht aus den Manuskripten nicht hervor. Dann folgen zwei Arten von Skorpionen. Diese Tiere fallen vermöge ihrer seltsamen Gestalt auf, sind aber auch durch ihre Giftigkeit allgemein bekannt. Als letzte Gruppe bleiben noch die Tausendfüßler zu erwähnen, von denen 4 Arten beschrieben sind und zwar von jener Familie, deren Arten einen walzenförmigen Körper haben. Die Familie heißt Julidae und so nennt Haenke sie auch ausdrücklich.

Alles in allem sind in jenen Manuskripten, die in Madrid fotokopiert worden sind — es gibt noch ganze Pakete, die einer späteren Sichtung vorbehalten bleiben mußten —, 778 Arten beschrieben worden. Das war für die Zeit um 1800 eine sehr beachtliche Zahl und es ist tief zu bedauern, daß diese Beschreibungen aus den schon dargelegten Gründen nicht veröffentlicht worden sind. Dadurch sind sie zweifellos in ihrem Werte herabgemindert. Geht man bei Betrachtung der Sache aber über den systematischen Rahmen hinaus, dann bleibt eine Leistung bestehen, vor der wir uns nur anerkennend verneigen können.

EDUARD LANGER

Von Hugo Herrmann

Am 21. Oktober 1964 waren fünfzig Jahre seit dem Tode des Großindustriellen Dr. Eduard Langer verstrichen. Sein Wirken als Politiker, Schriftsteller, Volkskundler und Bibliophile verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden, der es seit Jahrzehnten anheimgefallen ist. Zu Lebzeiten Eduard Langers war seine vielseitige Tätigkeit nur einem kleinen Kreise bekannt, die Fachleute freilich, wie Adolf Hauffen und Gustav Jungbauer als beste Sachkenner, würdigten vor allem seine volkskundlich-fachliche Leistung¹. In den Herzen seiner engeren Landsleute lebt er weiter als Wohltäter der Landschaft².

Eduard Langer entstammt einem weitverzweigten Geschlecht³, dessen Angehörige seit 1620 als Erbrichter in verschiedenen Orten Nordmährens (Hohenfluß, Klein Mohrau, Hannsdorf, Krummwasser) bis an die Schwelle der Gegenwart nachweisbar waren. Es waren einflußreiche, standesbewußte Männer, die auch in der Wahl der Ehefrau die Zugehörigkeit zu einer besonderen Gesellschaftsschicht, einer Art Bauernadel, betonten. Der Großvater Eduard Langers, Franz Anton Langer (1790—1826), war Erbrichter in Klein Mohrau; für den Sohn Eduard Langer (1825—1862), der mit der Grulicher Bäckermeisterstochter Theresia Beschorner (1825—1894) verheiratet war, hatte er um 1850 die Stadtmühle in Rokitnitz im Adlergebirge erworben. Als Ältester von vier Söhnen und zwei Töchtern wurde dem Stadtmüller am 25. Dezember 1852 im Städtchen Rokitnitz der Sohn Eduard geboren.

Eduard Langer besuchte die Volksschule seines Heimatortes, dann das Piaristengymnasium im ostböhmischen Reichenau an der Kneschna und das Kleinseiter Gymnasium in Prag, an dem er 1873 die Reifeprüfung ablegte. Das Studium der Rechtswissenschaften an der Prager Universität beendete er 1877; zwei Jahre später folgte die Promotion zum Dr. jur., und nach zweijähriger Tätigkeit im Gerichtsdienst trat er im Juli 1879 als Konzipient in das Anwaltsbüro Dr. Franz Schmeykals ein, des politischen Führers der Deutschen in Böhmen, mit dem ihn bald ein enges Vertrauensverhältnis verband. Dem hochangesehenen Anwalt und Politiker verdankt Eduard Langer nicht

¹ Hauffen, Adolf: Eduard Langer. Deutsche Arbeit 15 (1915) 113—116. — Hauffen, Adolf — Jungbauer, Gustav: Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen. Reichenberg 1931, S. XXI—XXII. — Jungbauer, Gustav: Dr. Eduard Langer zum Gedenken. Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 5 (1932) 225—226.

² Michalitschke, Ernst: In memoriam Dr. Eduard Langer. Braunauer Rundbrief 1956, Heft 3, S. 10—12.

³ Langer, Franz: Geschichte der Familie Langer. Manuskript. Prag 1936.

nur seine fachliche Ausbildung, sondern er wurde auch von einer höheren Warte mit den politischen Problemen der Deutschen in Böhmen vertraut gemacht, denen er schon an der heimatlichen Sprachgrenze und als Student in Prag mit offenen Augen begegnet war. Franz Schmeykal bahnte dem jungen Mitarbeiter den Weg ins politische Leben. 1883 wird der Dreißigjährige Sekretär der „Vertrauensmänner der Deutschen in Böhmen“; neben seinem Beruf übte er dieses verantwortungsvolle Amt bis 1894 aus. Eduard Langer hatte 1887 in Prag eine eigene Anwaltspraxis eröffnet, die sich bald eines guten Zuspruchs erfreute. Er entfaltete auch in den Prager deutschen Vereinen, besonders im Deutschen Schulverein, eine emsige Tätigkeit. Wenige Jahre später griff er aktiv in die Landespolitik ein; in zwei Sitzungsperioden (1892—1897) vertrat er als Abgeordneter der Fortschrittspartei den ostböhmisches Städtewahlbezirk Trautenau-Braunau. Von 1893—1897 war Eduard Langer auch Mitglied des Landesschulrates für Böhmen. Seine besondere Fürsorge als Parlamentarier galt der Erhaltung und dem Ausbau des deutschen Schulwesens in Böhmen⁴.

1892 vermählte sich Eduard Langer mit Frau Johanna, verw. Suida (1850—1926), der ältesten Tochter des Textilgroßindustriellen und Großgrundbesitzers Josef Edler von Schroll (1821—1891) und der Paula geb. Brožovsky von Pravoslav (1828—1851). Er verlegte 1897 seinen Wohnsitz nach Braunau in Böhmen, nachdem er die Prager Anwaltspraxis aufgegeben hatte und Mitchef und Teilhaber der Firma Benedict Schroll's Sohn geworden war, die in Braunau und Halbstadt, später auch in Grulich, ausgedehnte Fabriken und in Wien eine Niederlassung hatte; sie zählte zu den größten Textilunternehmen der Monarchie⁵. Krankheit zwang Eduard Langer, sich von öffentlicher Tätigkeit zurückzuziehen; umso stärker widmete er sich der schriftstellerischen und wissenschaftlichen Arbeit sowie dem systematischen Ausbau seiner Bibliothek und der volkskundlichen Sammlungen. Am 21. Oktober 1914 starb er in Braunau; sein Leichenbegängnis wurde zu einer Bekundung der Wertschätzung, der sich der Verstorbene in weiten Kreisen von Stadt und Land erfreute⁶.

Ein besonderes Anliegen Eduard Langers war seit Beginn seines öffentlichen Wirkens die Fürsorge für seine engere Heimat, das Adlergebirge. Durch Wort, Schrift und Tat setzte er sich unermüdlich für das Notstandsgebiet im östlichen Böhmen ein. In Artikeln in Tageszeitungen und in Aufsätzen hat er auf das „Gebirgselend“ hingewiesen⁷ und sich bei der Wiener

⁴ Langer, Eduard: Das Recht der tschechischen Minoritätsschulen. Eine Denkschrift. Prag 1896, 79 S.

⁵ Großindustrie Österreichs. Bd. 3. Wien 1908, S. 33—38.

⁶ Nachrufe u. a.: Bohemia (Prag) Nr. 292 v. 23. 10. 1914; Prager Tagblatt (Prag) v. 23. 10. 1914, 2. Beilage; Braunauer Deutsche Nachrichten (Braunau) Nr. 43 v. 23. 10. 1914.

⁷ Gebirgselend. Bohemia v. 4. und 5. 3. 1898; Adlergebirgselend. Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen 6 (1906) 66—74. — Erwerbsverhältnisse im Adlergebirge. DVöB 7 (1907) 81—98.

Regierung und im Prager Landtag um Abhilfe bemüht. 1894 gründete er den „Bund der Deutschen Ostböhmens“, der 1912 in 73 Ortsgruppen 4 600 Mitglieder umfaßte⁸; er blieb dessen Obmann bis zu seinem Tode. In der Sicherung des nationalen Besitzstandes in den gefährdeten Grenzgemeinden, vor allem aber in der Besserung der katastrophalen wirtschaftlichen Lage des Gebirgslandes sah er seine Aufgabe. Hebung der Volksbildung und des allgemeinen wie des Fachschulwesens, Erschließung neuer, lohnender Erwerbsquellen in den kargen Gebirgslagen (Korbflechtereier, Schachtelmacheerei, Erzeugung von Haarnetzen u. a.), Förderung der Landwirtschaft (durch Obstbau, Bienenzucht), Ausbau des Verkehrsnetzes, Erschließung der Landschaft für den Fremdenverkehr⁹: diese und andere Maßnahmen sollten helfen, die Wirtschaft krisenfest zu machen und den nationalen Besitzstand zu erhalten. Die „Mitteilungen“¹⁰ des Verbandes, dessen führende Kraft Eduard Langer von Anfang an war, geben ein Bild des vielfältigen segensreichen Wirkens dieses Schutzvereines, dessen Sitz bis 1903 Trautenau, dann Braunau war. Den Namen „Vater des Adlergebirges“ und die Ehrenbürgerschaft seiner Vaterstadt und zahlreicher Gemeinden hat er verdient.

In die Satzungen des Bundes war auch die Pflege der Heimatkunde aufgenommen. Noch vor der Aktion der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen unter Adolf Hauffen (1894) hatte Eduard Langer mit der Sammlung volkstümlicher Überlieferungen angefangen, und zu Beginn der neunziger Jahre war vom Isergebirge bis zur Steckerer Sprachinsel, vor allem auf die Mitarbeit der Lehrerschaft gegründet, ein Netz von Gewährsmännern aufgebaut, die das Sagen- und Liedgut, Volksschauspiel, Sitte und Brauchtum aufnahmen und auf der Grundlage von umfangreichen Fragebogen (1884, 1891, 1893) für eine spätere Bearbeitung bereitstellten. Eduard Langer sammelte das reichlich anfallende Material in seinem Volkskundearchiv. Nur zu einem Teil konnte er es in seiner Zeitschrift „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“¹¹ veröffentlichen. Mancher Schatz blieb ungehoben, wenn auch das Archiv von den Erben Eduard Langers der Forschung zugänglich gemacht wurde¹².

Die systematisch betriebene Sammeltätigkeit umfaßte auch Volkstracht und Schmuck, Mobiliar und Hausrat, Volkskunst verschiedener Art, Gegenstände der religiösen Volkskunde und der Volksmedizin. Die Objekte waren in einer

⁸ Perko, Franz: Die wirtschaftlichen Schutzvereine Böhmens. Deutsche Arbeit 4 (1904/5) 615—618: Der Bund der Deutschen in Ostböhmen.

⁹ Langer, Eduard — Schade, Johann: Führer durch das Adlergebirge. Prag 1898, 43 S. (Herausgegeben vom Bund der Deutschen in Ostböhmen.)

¹⁰ Mitteilungen des Bundes der Deutschen Ostböhmens. Prag 1895—1900; von 1901—1912, Neue Folge, als Beilage der DVöB, Braunau.

¹¹ Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (DVöB). Herausgeber Eduard Langer. Bd. 1—12 je 4 Hefte. B. 13 Hefte 1, 2. Braunau 1901—1913. B. 1 mit 2 Ergänzungsheften (Franz Schönig, der „Mittelwälder Horaz“).

¹² Herrmann, Hugo: Weihnachtsspiele im nördlichen und östlichen Böhmen. Ungedruckte Prager Dissertation 1922, die z. T. auf Bestände der Langerschen Sammlungen zurückgreift.

reichhaltigen privaten Schausammlung¹³ zusammengestellt und sollten den Grundstock für ein Museum des Braunauer¹⁴ Ländchens bilden. Über ihr Schicksal nach 1945 ist nichts bekannt; es ist anzunehmen, daß sie zum großen Teil in das neuerrichtete Bezirksmuseum in Braunau (Okresní muzeum v Broumově) übernommen wurde. Zunftarchivalien aus der Sammlung sind dem Stadtarchiv Braunau einverleibt worden¹⁵.

Eduard Langers planvoll und mit großen Mitteln aufgebaute Bibliothek¹⁶ zählte zu den bedeutendsten Privatbibliotheken Österreichs. Sie umfaßte (1912) mehr als 30 000 Werke, darunter eine volkskundliche Spezialbücherei von mehr als 4000 Bänden. Ihr besonderer Wert aber lag in den Sondergebieten, in den 500 Inkunabeln¹⁷, den etwa 6000 Kleinschriften (Flugblättern, Liedern, Zeitungen und anderen Einblattgedrucken), der kulturgeschichtlichen Abteilung (Dreißigjähriger Krieg, Böhmischer Aufstand, 1848/49 u. a.). Den Glanzpunkt bildeten an die 800 Handschriften, vor allem mittelalterlicher deutscher Prosa. Walther Dolch, der im Auftrage der Deutschen Kommission der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin 1909 zur Aufnahme der Handschriften der Stiftsbibliothek der Benediktiner nach Braunau gekommen war, entdeckte den reichen, in der Fachwelt völlig unbekanntem Bestand¹⁸, der, wie er schreibt, „auch der größten Sammlung zur Zierde gereicht“ wäre. Auch eine ausgesuchte Kollektion von Miniaturhandschriften¹⁹ war vorhanden. Die Exponate der Langerschen Bibliothek erregten denn auch auf der Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig (1914)²⁰ berechtigtes Aufsehen in Fachkreisen. Von 1911 an hatte Eduard Langer in Walther Dolch einen hervorragenden Fachmann gewonnen, der die Schätze der Bibliothek zu erschließen begann. Weitreichende Pläne lagen vor: Die Kataloge der einzelnen Abteilungen sollten im Druck erscheinen, ein beschreibendes Verzeichnis sämtlicher Handschriften war vorgesehen, auf Grundlage der druckgeschichtlichen Abteilung sollte eine systematische Bibliographie der österreichischen Frühdrucke erscheinen. Der Tod des Besit-

¹³ Cechner, Antonín: *Soupis památek historických a uměleckých v politickém okresu Broumovském* [Verzeichnis der historischen und Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Braunau]. Prag 1930, 352 S., hier S. 170—178, mit Abbildungen.

¹⁴ Wintera, Laurenz: *Historische Denkmale in Braunau i. B. und Umgebung*. Mitt. d. 3. (Archiv) Sektion d. Zentralkommission zur Erforschung der Kunstdenkmäler 8 (1912) 88—94.

¹⁵ Schieche, Emil: *Die Archive der deutschböhmisches Städte nach der Aussiedlung*. Stifter-Jahrbuch 2 (1951) 101—120.

¹⁶ Dolch, Walther: *Geschichte und Einrichtung der Dr. Eduard Langerschen Bibliothek in Braunau i. B.* Braunau 1912, 20 S.

¹⁷ Dolch, Walther: *Der Drucker katalog der Dr. Eduard Langerschen Bibliothek in Braunau i. B.* Braunau 1913, 26 S.

¹⁸ *Berichte der Deutschen Kommission der kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften* v. 22. 1. 1910 und 26. 1. 1911.

¹⁹ Dolch, Walther: *Die Miniatur-Handschriften der Dr. Ed. Langerschen Bibliothek zu Braunau i. B.* Zeitschrift für Bibliothekswesen. N. F. 6 (1914) 35 ff.

²⁰ *Sonderausstellung der Dr. Ed. Langerschen Bibliothek zu Braunau i. B. auf der Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Leipzig 1914*, 39 S., 1 T.

zers und seines Mitarbeiters (Dr. Dolch ist im Dezember 1914 im Osten gefallen)²¹ ließ die Pläne nicht mehr reifen; nur das erste Heft der „Bibliographie der österreichischen Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts“, von Walther Dolch²² bearbeitet, ist erschienen²³. Es behandelt die in den innerösterreichischen Ländern gedruckten Werke. Das zweite Heft sollte die Bestände der Langerschen Bibliothek stützen können, die seltene Erzeugnisse aus böhmisch-mährischen Druckereien enthielten (Pilsen, Winterberg, Jungbunzlau, Leitomischl, Nikolsburg, Proßnitz, Kralitz u. a.).

Die Bibliothek war in einem 1904 errichteten modernen Zweckbau untergebracht. Als infolge der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre das große Wohnhaus an der Trautenauer Straße verkauft wurde, erfolgte die Unterbringung der Bücherschätze mehr behelfsmäßig im sogenannten Johanneshof. Ein kleiner Teil der wertvollen Stücke ist in den Antiquariatshandel gelangt; so finden sich u. a. Erstdrucke mit dem Langerschen Besitzvermerk in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien²⁴. Ein Teil, der im Zweiten Weltkrieg nach Niederösterreich verlagert worden war, ist dem Krieg und den Wirren der ersten Nachkriegszeit zum Opfer gefallen²⁵. Über die Schicksale des in der Tschechoslowakei verbliebenen weitaus größten Bestandes ist nichts Näheres bekannt geworden. Es ist anzunehmen, daß er, wie der anderer wissenschaftlicher Bibliotheken, auch der Braunauer Stiftsbibliothek, nach 1945 Prager Zentralstellen zugeführt worden ist.

Eduard Langers schriftstellerische Tätigkeit war in erster Linie der Heimat- und Volkskunde Ostböhmens zugewandt. Frühzeitig schon hatte er den Plan gefaßt, eine umfassende Darstellung der Geschichte und Kultur des Adlergebirges zu geben. Über zwanzig Jahre ziehen sich Veröffentlichungen hin, die unter dem Sammeltitle „Aus dem Adlergebirge“²⁶ fünf z. T. unvollständig gebliebene Bände umfassen, darunter auch eigene dichterische

²¹ Dolch, Walther: Bestimmungen der Dr. Ed. Langerschen Bibliothek über Bucheinbände, ihre Erhaltung und Katalogisierung. Zentralblatt für Bibliothekswesen 30 (1913) 69—77. (Auch als Sonderdruck.)

²² Nachruf auf Bruno Walther Dolch von Karl R. Fischer: MVGD 54 (1915) 58—63.

²³ Bibliographie der österreichischen Drucke des XV. und XVI. Jahrhunderts. Hrsg. v. Eduard Langer. Bd. 1. H. 1. Trient-Wien-Schrattenthal. Bearb. v. Walther Dolch. Wien 1913, VII + 171 S., 4 T.

²⁴ Nach einer Mitteilung des Staatsbibliothekars Dr. Mazal, Wien.

²⁵ Nach einer Mitteilung des letzten Besitzers der Bibliothek Eduard Langer-Schroll, Wien.

²⁶ Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen. Bd. 1—5. Prag 1891—1912.

1. Aus dem Adlergebirge. Prag 1891, 227 S.

2. Die deutsche Sprachinsel Ostböhmens. Braunau 1909—10, 192 S.

3. Aus meiner Liedermappe. — Ein Kaiser Josefsfest. Prag 1898, 201 S.

4. Das Purkrecht der Stadt Rokitz v. J. 1572. Braunau 1909, 47 S. (nicht fortgesetzt).

5. Aus meiner Liedermappe: 1. Folge: Liederkränze (2 Lieferungen). Braunau 1912—1913, 96 S. (nicht fortgesetzt).

Versuche, epigonale Lyrik im Stil des 19. Jahrhunderts, etwa Rückerts, Uhlands, Geibels u. a. Der schwankende Gesundheitszustand des Autors war die Ursache, daß die breitangelegten Pläne nicht verwirklicht wurden, und so ergaben sich Lücken, die nicht mehr geschlossen werden konnten. Unvollendet blieb auch die geplante Sammlung von Quellen zur Geschichte des Adlergebirges²⁷. Zu den bedeutendsten Schriften Langers zählt seine gründliche Monographie der Firma Benedict Schroll's Sohn in Braunau²⁸, mit der er auf Grund eines umfassenden Quellenstudiums einen anerkannten Beitrag zur Geschichte der österreichischen Textilindustrie geliefert hat.

Eine „einzig dastehende Leistung hat er mit seiner alle Stoffgebiete [der Volkskunde] berücksichtigenden und wissenschaftlichen Anforderungen voll entsprechenden“ „Deutschen Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“²⁹ vollbracht. In diesem 13 Bände umfassenden Werk (vom 13. Band sind nur die Hefte 1 und 2 erschienen) hat Eduard Langer nicht nur einen Teil des reichen Ertrages seiner Sammeltätigkeit niedergelegt und bearbeitet; in ihm sieht Adolf Hauffen das wertvollste Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit des Autors³⁰. Genannt seien aus der großen Zahl der Beiträge nur die wichtigsten Aufsätze des Herausgebers: die erste Veröffentlichung des Braunauer Stadtbuches vom Anfang des 15. Jahrhunderts (in Regestenform)³¹; eine Darstellung des Lautstandes, der Formen und des Satzbaues der Adlergebirgsmundart³²; Materialien zur Geschichte des Zunftwesens im Adlergebirge³³; die erste Biographie des Wagner-Sängers Josef Tichatschek (1807—1886)³⁴; Beiträge zur Mundartdichtung im östlichen Böhmen³⁵; Goethes Aufenthalt in Ostböhmen³⁶ u. a. Der Abdruck eines Adlergebirgs-Idiotikons ist — wie manches andere — infolge des frühen Todes Torso geblieben.

Hervorzuheben sind Langers Bemühungen, das Werk älterer Autoren der

²⁷ Materialien zur Geschichtsschreibung im Adlergebirge. Bd. 1. H. 1 und 2. Prag 1897—1900 (nicht fortgesetzt).

²⁸ Firma Benedict Schroll's Sohn. Prag 1895, 245 S. (Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie in Böhmen 4.) — Rez. MVGD 34 (1895/96) 15—20, Literar. Beilage.

Ergänzung dazu: DVöB 3 (1903) 5—14.

²⁹ Jungbauer, Gustav in Sud. Z. f. Vkde. 5 (1932) 225—226.

³⁰ Hauffen, Adolf: Deutsche Arbeit 15 (1915) 113—116.

³¹ Das älteste Braunauer Stadtbuch von 1403, recte 1407. DVöB 6 (1906) 77—176; 7 (1907) 10—57, 99—153; 8 (1908) 29—47; dazu: Übersichtliche Darstellung der Braunauer Schöppenhühle. DVöB 8 (1908) 124—152.

³² Vorstudien zu einem Wörterbuch der Adlergebirgsmundart. DVöB 10 (1910) 192—229.

³³ Über ehemaliges Zunftwesen im Adlergebirge. Ebenda 10 (1910) 3—72; 11 (1911) 3—40, 103—123.

³⁴ Josef Anton Tichatschek. Ebenda 8 (1908) 3—28.

³⁵ U. a. Anton Kahler und Hieronymus Brinke. Erstdrucke von Mundartgedichten. (Zu A. Kahler: H. R. Kreibich: Anton Kahler, der Mundartdichter des Braunauer Ländchens. Sud. Zs. f. Vkde. 5 (1932) 183—191).

³⁶ Goethe im Braunauer Ländchen und im Riesengebirge. Ebenda 1 (1901) 27—35, 116—121.

Vergessenheit zu entreißen; so gab er die Werke Uffo Horns³⁷ heraus und legte die seit langem vergriffene Sammlung mundartlicher Gedichte Franz Schönigs³⁸ (mit einer wertvollen Einführung) vor und erweiterte sie um bisher unbekannte Dichtungen.

Die letzten Lebensjahre brachten Eduard Langer auch die verdiente wissenschaftliche Anerkennung; so wurde er u. a. Korrespondierendes Mitglied des Arbeitsausschusses für das deutsche Volkslied in Böhmen (1910), Korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen (1912) und Korrespondent des Archivrates in Wien (1913).

Ein hervorstechender Wesenszug Eduard Langers war seine soziale Einstellung. In seinem Wirken für die engere Heimat hat sie sich am sichtbarsten entfaltet, galt ja durch Jahrzehnte seine unermüdliche Fürsorge den notleidenden Menschen des Adlergebirges; so ist er zum verehrten und geliebten Wohltäter einer ganzen Landschaft geworden. Als Mitchef und Teilhaber eines großen Industrieunternehmens — die Firma Benedict Schroll's Sohn beschäftigte vor dem Ersten Weltkrieg an die 2800 Arbeiter und Angestellte — hat er sich vor allem der sozialen Einrichtungen des Betriebes angenommen, die in seiner Zeit als vorbildlich angesehen werden konnten. Auf seine Initiative geht die Errichtung der Fabrik in Grulich (1910) zurück, die in erster Linie der Arbeitsbeschaffung in dem industrie- und gewerbearmen Gebiete dienen sollte. Die Auszeichnung mit dem Franz-Josefs-Orden (1908) mag als Anerkennung für sein vorbildliches Wirken für das Gemeinwohl erfolgt sein³⁹.

Wenn man Eduard Langer einreihen will in die geistige und politische Situation Deutschböhmens um die Jahrhundertwende, so findet man ihn in der Schutzvereinsarbeit neben Karl Schücker und Anton Kießlich, die den das ganze Land umfassenden „Bund der Deutschen in Böhmen“ gegründet haben, in nächster Nachbarschaft zu Josef Taschek, dem Gründer des Deutschen Böhmerwaldbundes, dessen Wirken dem Eduard Langers am ähnlichsten war. Hervorzuheben ist sein persönliches Engagement, seine alle Lebensgebiete umfassende Fürsorge für die Landschaft, die ihn weit über einen Verbandsfunktionär hinaushebt. — In der Landespolitik gehört Eduard Langer zu den deutsch-fortschrittlichen Politikern, die sich unter Schmeykals Führung für eine Politik des Ausgleichs auf gerechter, die nationalen Belange berücksichtigender Basis einsetzten, neben Julius Lippert, Karl Eppinger, Adolf Bachmann u. a.; seine besondere Leistung lag in der Schulpolitik.

³⁷ Uffo Horns Gesammelte Werke. Hrsg. von Eduard Langer. Braunau 1902—1912; erschienene Lieferungen 1—25. (Nicht abgeschlossen, es fehlt noch die Erzählung „1844“.)

³⁸ Franz Schönig, der „Mittelwälder Horaz“ und seine glätzsichen Gedichte. Ein Beitrag zur Mundart des Adlergebirges und des Braunauer Ländchens. Braunau 1903, 70 S. — Franz Schönig, der „Mittelwälder Horaz“ und seine weiteren glätzsichen und neuhochdeutschen Gedichte. Braunau 1909, 73 S. (Beide Veröffentlichungen erschienen als Ergänzungshefte zur DVöB 1.)

³⁹ Ein Bildnis Eduard Langers ist in Sud. Zs. f. Vkde. 5 (1932) 225 enthalten.

— In der Heimatforschung, die in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Landschaften Deutschböhmens den Grund zu den beachtlichen Leistungen der Jahre nach 1918 gelegt hat, steht Eduard Langers Name neben dem A. Johns (Egerland), A. Paudlers (Nordböhmen), A. Czernys (Schönhengst) u. a. Als besonders verdienstvoll ist seine organisatorische Tätigkeit zu nennen, die eine Zentralstelle der ostböhmischen Volkskunde geschaffen hat. — Als Begründer einer der bedeutendsten Privatbibliotheken und als Spezi­alsammler nimmt Eduard Langer unter den Bibliophilen des alten Österreich einen hervorragenden Platz ein. Im Zusammenwirken mit Walther Dolch hätte wohl ein weites, fast unbebautes Feld (Druckgeschichte Österreichs) erschlossen werden können, wenn der Tod dem Werk der beiden nicht ein frühes Ende gesetzt hätte.

BUCHBESPRECHUNGEN

Historica IV und V. Les sciences historiques en Tchécoslovaquie.

Nakladatelství Čsl. Akademie Věd, Prag 1962 und 1963, 304 S. u. 328 S.

Beide Bände haben einen ziemlich ausgebreiteten Bezug zur deutschen Geschichte und sind deshalb als Stellungnahmen aus einem sonst für die meisten deutschen Leser unzugänglichen Sprachraum der europäischen Historiographie beachtenswert. Die einzelnen Beiträge sind deutsch, englisch oder französisch. Der Schwerpunkt der Themenwahl ist in beiden Bänden im 19. und 20. Jahrhundert zu suchen, die „Barocklücke“ der letzten Bände wird auch hier wieder deutlich, Mediaevistik ist nur mit zwei Beiträgen vertreten, zwei andere führen in die böhmische Geschichte vor der slawischen Einwanderung.

Band 4 beginnt mit einem Referat über „Das keltische Oppidum bei Hrazany an der mittleren Moldau“ von Libuše Jansová (S. 5—22). Diese Siedlung gehört in die Reihe der böhmischen Keltstädte, die sich in der Südhälfte des Landes gefunden haben und einen alten Handelsweg an der Moldau markieren. Sie umfaßt mit ihren Vorwerken ca. 40 ha. Unter ihren befestigten Zugängen befindet sich auch ein „Zangentor“, wie es von W. Dehn 1960 an einem rheinischen Beispiel erläutert worden ist. Die Siedlung beherbergte in lokaler Differenzierung eine eisenverarbeitende und eine landwirtschaftlich tätige Bevölkerungsgruppe. Aber die Sozialstruktur des neu ausgegrabenen Ortes wie auch eine genauere Chronologie sind noch Forschungsproblem.

Josef Dobiaš, Fachmann für die spätrömische Germanenpolitik in den Donauprovinzen und ihrer Nachbarschaft, liefert einen Überblick über „Das tschechoslowakische Gebiet zur Zeit des römischen Kaisertums“ (S. 23—38). Er legt einige Korrekturen an herkömmlichen Auffassungen über die Quadengeschichte vor und zeichnet an Hand eigener älterer Arbeiten noch einmal die Grundzüge besonders der Quadengeschichte vom 2. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts.

Auch Josef Janáček, der über den „böhmischen Außenhandel in der Mitte des 15. Jahrhunderts“ berichtet (S. 39—58), ist für dieses Thema bereits ein bekannter Spezialist. Er zeigt das Vordringen der Nürnberger Großkaufleute im Prager Handel nach den Hussitenkriegen, die durch ihre Kapitalmacht und kaufmännische Regsamkeit den einheimischen Kaufleuten überlegen waren, so daß sie nach einer Epoche des Grenzhandels und der Dezentralisierung während der Hussitenkriege den böhmischen Fernhandel bald völlig beherrschten. Wie in Polen und auch in Österreich blieb dabei

in Böhmen das Übergewicht der deutschen Handelsvermittlung zum venezianischen Partner kennzeichnend. Vergeblich hatte dagegen Sigmund die genuesische Konkurrenz zu beleben versucht, und vergeblich bemühte sich eine Generation später Georg von Poděbrad, nach einem Konzept Antonio Marinis, um die Gründung einer königlich privilegierten und finanzierten einheimischen Handelsgesellschaft, um damit das Nürnberger Übergewicht in der Transitvermittlung zu brechen. Die Nürnberger Schlüsselstellung war nicht aufzuheben und wurde 1488 durch einen Handelsvertrag für Jahrzehnte besiegelt.

Georgs Handelspolitik unterscheidet sich nach Janáček aber noch vom späteren Merkantilismus, weil sie in der Organisation einer staatlichen Wirtschaftsfürsorge die Regeln der Handelsbilanz nicht beachten mußte. Denn bei der noch ungebrochenen Produktivität der böhmischen Silbergruben konnte man den böhmischen Importüberhang jederzeit durch „Silberexport“ ausgleichen, wie Janáček richtiger sagt, als man es meist mit der unzutreffenden Schablone von der „passiven Handelsbilanz“ ausdrückt. Dennoch unterstreicht er den modernen Ansatz der königlichen Handelsfürsorge überhaupt.

Den größten Raum im 4. Band füllen drei Arbeiten zur neueren Geschichte. Bedřich Loewenstein legt hier „Ziele und Probleme der werdenden demokratischen Bewegung in Deutschland“ (S. 59—128) in einer umsichtigen, fast ausschließlich an deutscher Literatur, auch an ungedruckten Dissertationen orientierten Studie dar. Er würdigt darin die republikanischen Strömungen in Deutschland während der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, die man gewöhnlich, aber zu eng begrenzt, mit dem Begriff des Hambacher Festes von 1832 verbindet. Etwa in der Mitte seines Beitrags kommt Loewenstein dann zur eigenen Vertiefung seines Themas: hier untersucht er die Programme und Verteidigungsreden Wirths und Siebenpfeiffers, der beiden führenden Gestalten aus dem Kreis der Männer um das Hambacher Fest. Marx, aber auch noch Mehring, hatten diese Programme wegen der Fruchtlosigkeit der Aufstandsbewegung ignoriert. Auch der späteren „bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung“ sagt Loewenstein eine entsprechende Vernachlässigung nach. Allerdings deckt sich sein Gesamturteil über Wirth und Siebenpfeiffer dann durchaus mit Formulierungen neuer deutscher Handbücher. Die Bedeutung seiner Arbeit beruht aber in der gut orientierten und klaren Darstellung eines tatsächlich wenig beachteten Geschichtsabschnittes, in der schärferen Interpretation mancher Einzelheiten im republikanischen Programm des vormärzlichen Deutschland, das später von der Tendenz zum Nationalstaat und von dem legitimen Weg, den Bismarck hierfür zu bahnen wußte, der Werbekraft seiner Ideen beraubt worden ist. Die Analyse des politischen Programms von Johann August Wirth hätte vielleicht noch durch einen Vergleich mit späteren Äußerungen an Profil gewonnen.

Jan Novotný bietet eine ausgewogene Analyse „Zur Problematik des Beginns der industriellen Revolution in der Slowakei“ (S. 129—190). Seit

je waren die ungarische und die slowakische Forschung hier verschiedener Meinung. Während die Ungarn die österreichische Wirtschaftspolitik für die bekannte Verzögerung der industriellen Entwicklung im Königreich Ungarn verantwortlich machten, die von 1752 bis 1850 die östliche Reichshälfte überhaupt als Rohstoff- und Absatzgebiet, kurz als Binnenkolonie betrachtete, sucht Novotný dieses Urteil zu korrigieren. Die hemmenden Wirtschaftsdirektiven, von der österreichischen Seite mit dem Hinweis auf die Steuerfreiheit des ungarischen Adels verteidigt, fanden nach Novotný ihre Entsprechung in der unelastischen Gesellschaftsstruktur der ungarischen Reichshälfte, welche in ihrem Konservatismus die Entwicklung industriellen Unternehmens hemmte: Abenteuerliche Züge und Finanzskandale ihres Hypothekenwesens ohne Grundbücher; adelige und königliche Regalrechte, die teils auch noch nach 1848 bestanden; Mangel an einheimischen Fachleuten; schlechte Transportverhältnisse; das System der inneren Mauten — das alles verzögerte oder erstickte großzügigere Unternehmungen im Sinne der industriellen Revolution in der ersten Hälfte des 19. Jh. Als 1850 endlich der Binnenzoll innerhalb der Monarchie aufgehoben wurde, hätte es nach Meinung Novotnýs eher eines Schutzzolls für die ungarische Industrie bedurft.

Novotný zeigt im übrigen die Entwicklung der einzelnen Industriezweige, unter denen nur zwei den Anschluß an die modernen Produktionsmethoden ihrer Zeit gefunden hatten, nämlich Eisenbergbau und -verhüttung im slowakischen Norden des Königreiches und die Veredelungsindustrie landwirtschaftlicher Produkte, weil sie sich leicht in die agrarische Produktionskapazität des Landes einfügte. Dagegen lehnt es Novotný ab, den Beginn der slowakischen Industrialisierung mit einzelnen, aber instabilen Entwicklungen in der Textilindustrie zu markieren.

Jaroslav César und Bohumil Černý gehören nach ihren Vorarbeiten über die politischen Strömungen unter den Sudetendeutschen während der ersten tschechoslowakischen Republik ebenfalls schon zu den bekannten Autoren (Vgl. Bohemia-Jahrbuch 3 (1962) 527—530). Bereits die Einleitung zu ihrem Beitrag über „Die fünfte Kolonne der Nazis in der Tschechoslowakei“ (S. 190—256) zeigt aber, daß sie ihr Thema nicht ohne gegenwartspolitische Effekte verfolgten. Denn ein gerecht abwägendes Urteil über die politische Konstitution der ersten Republik darf den deutschen Radikalismus nicht ohne Zusammenhang mit dem tschechischen sehen, mit dem er ja teilweise unmittelbar korrespondierte, von dem er Anregungen empfing und den er auch seinerseits zu Reaktionen herausforderte, gerade so wenig, wie man die internationale konstitutionelle Schwäche der jungen europäischen Demokratien nach 1918 vergessen darf, die durch manche Unvollkommenheit radikale Strömungen auslösten, ohne ihnen entgegenzuwirken.

Schon der Titel des Aufsatzes setzt eine ursprüngliche Verbindung Henleins mit Hitler geradewegs voraus. Diese Verbindung ist aber in Wirklichkeit ein kompliziertes Problem. Die politische Linie Henleins mit allen ihren Loyalitätserklärungen von 1934 bis 1938 ist womöglich nichts anderes

als kalkulierte Tarnung, so wie auch Hitler nach 1923 einen sog. „legalen“ Weg gesucht hatte, um die Verfassung der deutschen Republik zu zerstören. In diesem Sinne hatte sich Henlein in einer bekannten Rückschau in Wien mit seinen Diensten für Hitlers Großdeutschland gebrüstet, aber es wäre verfehlt, wollte man diesen Rückblick für eine lautere Quelle betrachten. Denn die allmähliche Hinneigung Henleins zu Hitler, wie sie sich der Darstellung der beiden Autoren ablesen läßt, könnte geradeso das Ergebnis einer Opportunitätspolitik gewesen sein, die Henlein und seine Bewegung allmählich Hitlers Vertrauensleuten in den eigenen Reihen und Hitlers politischen Inspirationen auslieferte. Engere Kontakte Henleins mit der NSDAP und dem Deutschen Reich werden seit 1935 konstatiert. Aber sie sind noch kein Belegstück im Sinne dieser Alternative. Für die Illoyalität der Henleinbewegung werden stattdessen in diesem Aufsatz mehrfach nur inferiore Aktenhinweise vermerkt (etwa S. 215 Anm. 60, S. 220 Anm. 72 u. a.). In der Rekonstruktion der beiden Verfasser erscheinen diese Anhaltspunkte in einer vorschnell überhöhten Bedeutung.

Andererseits wäre es freilich verfehlt, diese Eingrenzung tatsächlicher irredentistischer Ziele mit einer Annullierung gleichzusetzen. Die Sudetendeutsche Partei war ein komplexes Gebilde, die tatsächliche Führerschaft Henleins darin umstritten und keinesfalls von prägender ideologischer Kraft. Es wird dem Historiker nicht erspart bleiben, sich in diese Komplizität hineinzudenken.

Noch sorgsamer muß die Frage nach der Verantwortlichkeit der sudetendeutschen Bevölkerung für das Wachstum der Henleinbewegung angefaßt werden. Hitler blieb trotz seiner offenen Konzepte in „Mein Kampf“ auch manchen Gegnern des Nationalsozialismus 1933 vertrauenswürdig im Sinne überparteilicher Kooperation. Henlein hatte sich 1934 mit einer Loyalitätserklärung in den Lidové Noviny den Unwillen radikaler deutscher Studenten zugezogen. Noch 1938 verfügte er über Vertrauen bei den tschechischen Agrariern, und sogar die verzweifelten Versuche Benešs, durch Verhandlungen mit der SdP den Staatsbestand noch wenige Wochen vor München zu retten, konnten die Partei selbst damals noch vor der ganzen deutschen Bevölkerung als einen loyalen Gesprächspartner der legitimen Staatsregierung erscheinen lassen. Wie sollte da die deutsche Wählerschaft 1935 oder 1938, wie sollte die deutsche öffentliche Meinung in der ČSR die Frage lösen, die heute noch vor den Historikern ohne eine klare Antwort steht, wie sollte sie entscheiden, was raffinierte Tarnung, was allmähliche bedrohliche, oder ausweglose Entwicklung sei? Billigerweise wird man zudem ein vertretbares Urteil nicht finden können, wenn man die Option für demokratische Spielregeln in der Politik einfach als selbstverständlich voraussetzt. Denn eine solche Entscheidung ist breiteren Bevölkerungskreisen ja doch erst auf langen Wegen der politischen Erziehung und der historischen Erfahrung zugänglich. Beide waren 1938 nur wenig wirksam, zu wenig, um zu unterstützen, was außerdem eben noch, erst in den letzten Monaten sichtbar, auf dem Spiele stand: die Loyalität zum Staat.

Die beiden Autoren haben die Grundlagen für eine solche Beurteilung gut ausgebreitet, aber sie haben ihre Berechtigung selber nicht anerkannt. Das gilt auch von einem anderen Aspekt zur politischen Haltung der deutschen Staatsbürger in der ersten Republik, nämlich von der staatlichen Minderheitenpolitik. Auch hier sind die beiden Verfasser in ihren Urteilen anerkennenswert lockerer als ältere tschechische Arbeiten. Das zeigen ihre Ansichten über Absicht und Effekt der Wirtschaftspolitik während der großen Krise von 1930. Sie bemerken in anderem Zusammenhang, daß man sich im Juni 1936 um eine Revision der Minderheitenpolitik bemüht habe, und verweisen hierfür auf einen Vorstoß der KPC, der tschechischen Agrarier, der Zeitschrift „Přítomnost“ mit Stellungnahmen von Schütz, Hacker und Jaksch. Vor einer solchen drohenden Einigung zwischen dem deutschen demokratischen Aktivismus und der tschechischen Regierungspolitik mußte sich die SdP hüten: mit dieser Feststellung kennzeichnen die beiden Verfasser einen Wettlauf um den Ausgleich mit der Regierung zwischen der SdP und den demokratischen deutschen Kräften. Aber sie fügen eines nicht hinzu: ein solcher Wettlauf (den die deutschen Aktivisten in ehrlichem Bemühen eingingen, die SdP vielleicht aber nur mit destruktiven Tendenzen) war nur möglich, weil die tschechische Minderheitenpolitik gern die Gelegenheit aufgriff, die eine deutsche Gruppe gegen die andere auszuspielen — und das ganz ohne Rücksicht auf das Verhältnis der beiden deutschen Kontrahenten zu demokratischen Prinzipien! Demnach sind auch die Verhandlungen im Juni 1938 zwischen Beneš und Henlein nicht mit den Verfassern als Kapitulation einer verfehlten Außenpolitik zu bezeichnen (S. 249), sondern als die Niederlage einer falschen Innenpolitik.

Ein Gespräch mit der tschechischen Wissenschaft gerade auch über die jüngsten Jahrzehnte ist nicht nur nützlich sondern auch notwendig. Aber es verfehlt seine wissenschaftliche Bedeutung, wenn sich dabei der Historiker zum Anwalt einer Partei macht. Leider haben die beiden tschechischen Autoren diese Position nicht vermieden, wenn sie zu dem Schluß finden, nach der Einstellung der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei sei die Ausweisungsaktion der Nachkriegszeit die „einzig mögliche und gerechte Lösung“ eines innenpolitischen Problems gewesen. Es diene der wissenschaftlichen Nüchternheit nicht, wenn man sich über dieses Zitat erregte. Aber weder der Nachweis der Staatsfeindschaft, selbst auch nur für eine politisch aktive und treibende Partei innerhalb des Staatsgefüges, noch auch für die Behauptung, daß dieses Staatsgefüge an sich die inkorporierte Gerechtigkeit gewesen sei, ist bisher vorgelegt worden. Ein Gespräch über die Geschichte der ersten tschechoslowakischen Republik muß offenbar noch viele Vorurteile überwinden, ehe man zum Thema findet.

Zwar keine gerechte, aber doch eine logische Lösung des Sudetenproblems sind für J. Kořalka die Ereignisse nach 1945. Auch er meint, daß die Sudetendeutschen in ihrer Mehrzahl aktive Teilnehmer bei der Auflösung der ersten Republik gewesen seien (S. 269). An sich befaßt er sich aber nicht mit der Zeitgeschichte, sondern mit dem sudetendeutschen Geschichts-

bild und seiner Revision. Er findet hier einen guten Ausgangspunkt mit Ausführungen Eugen Lembergs. Nun sucht er Lembergs Forderungen mit der Praxis zu konfrontieren. Dabei ist ihm aber ein Fehler unterlaufen. Er greift nämlich nicht nach neuen Ansätzen unter dem Einfluß Lembergs, sondern nach Emil Franzels „Sudetendeutscher Geschichte“. Franzels Buch ist zwar in mancher Hinsicht interessant, aber es bietet keine Auseinandersetzung mit der älteren Historiographie im Sinne Lembergs, sondern ist ihr selber noch mehrfach verhaftet.

Der Band bringt noch eine tschechische Stellungnahme zur History of Technology Bd. IV und V, Oxford 1959, von dem Wirtschaftshistoriker J. Purš und von J. Horák eine Skizze zum Leben von J. Šafařík.

Den 5. Band leitet Ivan Hlaváček ein mit einer guten Übersicht zur „Geschichte der Kanzlei Wenzels IV. und ihrer Beamten 1376—1419“ (S. 5—70). Hlaváček hielt sich bei seiner Untersuchung an äußere Anhaltspunkte in der Kanzleiproduktion, die bisher noch niemals im Zusammenhang geprüft worden sind. Damit bietet er solide Angaben mit einer Anzahl kleinerer Korrekturen älterer Behauptungen. Die oft umstrittene Nationalitätenfrage der Beamten schränkt Hlaváček zu Recht in ihrer grundsätzlichen Bedeutung ein (S. 30) und zeigt dafür gerade an den letzten beiden führenden Beamten Wenzels ein gutes Beispiel: die beiden stammten nach ihren Zunamen aus Weilburg und aus Bamberg, konzipierten unter anderem aber auch tschechische Texte.

Bedřich Šindelář behandelt in einem Aufsatz über „Comenius und den Westfälischen Friedenskongreß“ (S. 71—109) das Verhältnis des Exulanten und Brüderbischofs in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges zu den Schweden, in deren Dienste er 1642 bekanntlich getreten war. Er zeigt die Sympathie und politische Unterstützung, die Comenius als Sprecher der Vertriebenen bei Oxenstierna fand, der mit einem protestantisch geleiteten Königreich Böhmen einen schwedischen Stützpunkt in Mitteleuropa schaffen wollte. Aber in der Endphase der Verhandlungen war die Stellung Oxenstiernas geschwächt, und trotz einiger diplomatischer Bemühungen gelang es den Exulanten nicht, die Schweden zur Einlösung ursprünglicher Zusagen zu bewegen. Denn im Interessenkonflikt zwischen protestantischer Solidarität und Reichsverpflichtungen hatten sich nun die protestantischen deutschen Stände nicht mehr für die Restitution der böhmischen Exulanten eingesetzt. Šindelář zitiert das bittere Urteil des großen tschechischen Pädagogen über die deutschen Protestanten, ohne ihn aber mit dem Hinweis auf dieses wirkliche Dilemma zu korrigieren.

Der Beitrag B. Lehárs über „Die ökonomische Expansion des Bafa-Konzerns zuhause und im Ausland“ (S. 147—188) erinnert daran, daß die erste tschechoslowakische Republik ein hochindustrialisiertes Land mit einer sehr effektiven Wirtschaftskraft gewesen ist. Lehár zeigt, wenn man von einigen zeitgenössischen Antagonismen absieht, die Entwicklung einer kühnen Unternehmung, die nicht nur die Inlandsproduktion schon vor und trotz der Weltwirtschaftskrise beherrschte, sondern zudem noch ein welt-

weites Netz von Produktionsstätten und Verkaufsdiensten im Ausland aufbaute, schließlich eine in Mitteleuropa noch ganz unbekannte Totalorganisation eines Großbetriebes der Leichtindustrie entwickelte und sich am Ende mit branchenfremden Unternehmen zu einem Mammutkonzern auswuchs. Bafa hatte schon in den dreißiger Jahren nicht nur Markterschließung in den unterentwickelten Ländern betrieben, sondern auch Zweigfabriken in Asien und Afrika angelegt und sich um eine wirtschaftliche Kooperation bemüht, die allgemein erst in den letzten Jahren ein wichtiges Element der westlichen Wirtschaftsexpansion geworden ist.

In seinen politischen Ambitionen wirkte der Konzern nicht nur nach den Gesetzen seiner Selbsterhaltung gegen die kommunistische Partei, sondern auch gegen die gewerkschaftliche Organisation im Sinne der Betriebspolitik des älteren Kapitalismus. Mit der Eigengesetzlichkeit großer Wirtschaftsunternehmungen der Zwischenkriegszeit setzte er sich sogar für eine bürgerliche Diktatur innerhalb der ersten Republik ein, wie Lehár vermerkt. Dieser Aspekt verdiente noch besondere Untersuchung. Ein anderer fehlt ganz: nämlich die Rolle dieser respektablen, mit der Staatsautorität aufs engste verbundenen Wirtschaftsmacht im Zusammenhang mit der nationaltschechischen Wirtschaftspolitik.

Über „Österreich und den deutschen Zollverein“ schreibt Věra V o m a ě k o v á (S. 109—146) mit einer originellen Einleitung zu den ideologischen Varianten dieses historiographischen Problems.

Es handelt sich dabei um die naive Rezeption historischer Zusammenhänge für die Gegenwartspolitik unter dem Aspekt, wie Vomačková befürchtet, der deutschen Hegemonie in Mitteleuropa. Nun ist freilich auch ihr Beitrag ein wenig unter dem Einfluß solcher gegenwartspolitischer Aspekte; denn sie bemüht sich um Widerlegung der historischen Möglichkeiten eines großen mitteleuropäischen Wirtschaftsraumes, ohne seine historischen Chancen abzuwägen und ohne im übrigen die Analogie zu politischen Gegenwartsprojekten aus der historischen Betrachtung zu eliminieren. Das muß man aber auch in jedem Falle, weil sich die sogenannten räumlichen Bedingungen in ihren Auswirkungen auf die Organisationsformen des menschlichen Miteinanders ja in Wirklichkeit ständig verändern und keiner simplen Tradition unterliegen. Auch hat sie historische Relationen unterschätzt, wenn sie um 1848 von „unterdrückten Nationen“ in Österreich spricht (S. 124). Denn was um diese Zeit allmählich zu nationalem Selbstbewußtsein und zugleich zur Fiktion der Unterdrückung seiner nationalen Eigenart erst heranreifte, war noch nicht Objekt einer Entnationalisierungspolitik, weil sich damals eben noch keine Nationalkörper herausgebildet hatten und der Versuch, aus aller Staatsbevölkerung eine „österreichische Nation“ zu bilden, noch politisch auf allen Seiten größtenteils hingegenommen wurde.

Im übrigen zeigt die Arbeit sehr gut Metternichs Opposition gegen den Zollverein im Sinne der österreichischen Eigenstaatlichkeit, Kübecks Reformversuch, dessen Scheitern, ja dessen Beabsichtigung bereits als ein Zeichen des Unvermögens zu konstruktiver Sozialpolitik bezeichnet wird, und

konzentriert sich dann auf die Diskussion über den österreichischen Anschluß zum deutschen Zollverein, welche während der Revolutionsmonate aufgebrochen war. Das löste national und wirtschaftlich bestimmte Stellungnahmen aus und offenbarte klare Zusammenhänge zwischen der industriellen Entwicklung und zollpolitischen Interessen in Niederösterreich und in Böhmen, die hier zudem noch mit nationalpolitischen Programmen rivalisierten. Mit dem Sieg der Reaktion mußte 1850 diese Diskussion wieder der Regierungsinitiative weichen.

Gegen die, wie sie ausdrücklich feststellen, verbreitete Unkenntnis in der westlichen Welt wenden sich V. K u r a l und A. B e n ě i k in einer Darstellung der „Partisanenbewegung in der Tschechoslowakei während des zweiten Weltkrieges“ (S. 189—238). Sie stellen da ein bourgeoises Konzept zu einem Staatsstreich dem kommunistischen Plan eines langdauernden Partisanenkampfes gegenüber. Das Gewicht dieser Operationen wuchs von Westen nach Osten und hatte seinen Schwerpunkt in der Slowakei. Die beiden Verfasser betonen hier allerdings die besonderen Schwierigkeiten in der ideologischen Auseinandersetzung: noch habe die Entnationalisierungspolitik Beneš in der Slowakei nachgewirkt und für eine Zeitlang die unter Hitlers Einfluß entstandene Staatsbildung populär gemacht. Zugleich sei in der schwach industrialisierten Slowakei das Proletariat als Träger der Partisanenbewegung erst wenig entwickelt gewesen. Dementsprechend wäre wohl eine soziologische Analyse der 15 000 vornehmlich in der Slowakei im Laufe des letzten Kriegsjahres tätigen Partisanen sehr aufschlußreich und man müßte meinen, sie wäre am tschechischen und slowakischen Quellenmaterial auch möglich. Leider fehlt sie.

Noch stärker als Kural und Benčík zeigt sich K a r e l K a p l a n im letzten Beitrag dieses Bandes von parteipolitischen Aspekten geleitet. Er schreibt „Über die Rolle von Dr. E. Beneš im Februar 1948“ (S. 239—265). Die Bourgeoisie, führt er aus, habe im Jahr 1948 einen Wahlsieg der KPČ befürchtet und deshalb einen Putsch geplant, von dem sich Beneš erst im letzten Moment distanzierte. Den jähen Meinungsumschwung des Präsidenten erklärt der Verfasser mit seinem sicheren Blick für reale innenpolitische Entwicklungen, die ihm einen Widerstand gegen den Willen der Mehrheit der Bevölkerung aussichtslos erscheinen ließen. Der Aufsatz trägt den Stil politischer Schulungsliteratur. Von einer methodischen Begründung seiner Thesen sieht er ab.

Der Band bringt noch eine Rezension J. M a c e k s über Erich Hassinger: Das Werden des neuzeitlichen Europa 1300—1600 (Braunschweig 1959) auf S. 267—276, der Aufmerksamkeit verdient, einen Nachruf des bekannten Kunsthistorikers und Restaurateurs V. K o t r b a auf den Nestor der tschechischen Kunstgeschichte, Zdeněk Wirth († 1961) und schließlich eine interessante Übersicht Maceks zur historiographischen Produktion in der Tschechoslowakei 1959/60.

Československý Vojenský Atlas [Tschechoslowakischer Militäratlas].

Naše vojsko-MNO, Prag 1965, 386 S., DM 184,—.

Dieser Atlas ist in Zusammenarbeit mit dem Ministerium für nationale Verteidigung, der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaft und den Hochschulen aus Anlaß der 20-jährigen Befreiung der Tschechoslowakei entstanden. Sein Ziel ist, eine Gleichberechtigung neben dem sowjetischen Weltatlas, dem Times-Atlas und dem Atlante Internazionale del Touring Club Italiano u. a. zu erreichen. Dieser Atlas soll fernerhin nicht nur der breiten Öffentlichkeit im Sinne der kommunistischen Partei dienen, sondern er will auch das Fachniveau des Berufssoldaten heben und das geographische und militärgeschichtliche Wissen der Hörer der Militärakademien und Lehranstalten vertiefen. Dies wäre nur die eine Seite des Zweckes dieses Werkes. Daneben soll er in zivilen Schulen, in wissenschaftlichen, pädagogischen und anderen Kulturanstalten Verwendung finden, weiterhin ist er als Handbuch gedacht für politische Institute, wissenschaftliche und andere Bibliotheken, für Arbeiter in den Sparten, in denen eine Kenntnis der geographischen Verhältnisse in der Welt notwendig ist. Dieser Atlas wurde vom tschechoslowakischen Ministerium für Schulwesen und Kultur als Hochschullehrbuch genehmigt und wird sogar für höhere Schulen empfohlen. Daraus geht schon hervor, daß dieser Atlas nicht nur einem kleinen Sektor von Benutzern zur Verfügung stehen soll. Das Format des Kartenwerkes ist 310 mal 410 mm. Die Karten sind 16 bis 18-farbig.

Zwei Drittel der Karten haben geographischen Inhalt und ein Drittel umfaßt den historischen Teil. Der Maßstab der Übersichtskarten schwankt zwischen 1 : 500 000 bis zu 1 : 30 Mill.; während die Erdteilkarten Europas Maßstäbe zwischen 1 : 500 000 bis 1 : 20 000 haben, sind die Asiens, Afrikas und Amerikas 1 : 500 000 bis 1 : 30 Mill. und die Australiens und Ozeaniens solche von 1 : 5 Mill. bis 1 : 30 Mill. Die Pläne sind überwiegend im Maßstab 1 : 250 000 abgebildet. Auf den Erdteilkarten größer als 1 : 1 Mill. ist das Relief in Isohypsen mit Schummerung, das hydrographische Netz, Siedlungen, das Verkehrsnetz und die politischen Grenzen sind neben Objekten besonderen Charakters eingezeichnet, während die Karten mit kleinerem Maßstab als 1 : 1 Mill., nicht aber wie es im tschechischen Text heißt „größeren“, nur die Waldsignatur tragen, die auch die übrigen Karten zeigen. Die Beschriftung ist durchweg in lateinischer Schrift. Was die sprachlichen Unterschiede anbetrifft, so werden die Blattbezeichnungen nur in tschechischer Sprache angeführt und ebenso ist die Namenplatte der kleinmaßstäblichen Karten nur tschechisch, während die großmaßstäblichen Karten die Namen in der Sprache des Landes führen, nur die maritimen Bezeichnungen sind stets tschechisch. Während die Karten im Maßstab 1 : 1 Mill. und kleiner das geographische Koordinatennetz eingetragen haben, zeigen die Karten in größerem Maßstab ein Orientierungsgitternetz. Die benutzte Kartenprojektion ist jeweils nur auf den physischen Karten unterhalb des Maßstabes angeführt. Der geographische Teil umfaßt annähernd 155 phy-

sische, 100 thematische und 144 großmaßstäbliche Detailkarten und Stadtpläne.

Der zweite Teil enthält rund 550 historische und militärgeschichtliche Karten und Schlachtpläne. Eingeleitet wird dieser Teil durch eine übersichtliche Zusammenstellung der Schlachtordnungen von den Athenern angefangen bis zu den Abwehrschlachten der Gegenwart mit jeweils der Angabe über die Wirkung der verschiedenen Waffengattungen, dem Stand der Armeen, jedoch ohne die der Sowjetunion, und der Kriegsverluste, beginnend mit dem Dreißigjährigen Krieg bis einschließlich des Zweiten Weltkrieges. Der Inhalt dieses Teiles gliedert sich in die Kriege des Sklavenzeitalters, des Feudalismus, der Epoche der kapitalistischen Gesellschaft bis zur allgemeinen Krise des Kapitalismus, der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus und in den Zweiten Weltkrieg. Den Abschluß bilden die Karten zur wehrpolitischen Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg, auf denen der Koreakrieg, die Auseinandersetzung um den Suezkanal, der Algerienkrieg und zuletzt die kriegerischen Operationen auf Kuba dargestellt werden. Die letzten Karten zeigen die Militärpakte und -Verträge der kapitalistischen Staaten, des Natopaktes und des Warschauer Vertrages. Leider erscheint der Registerteil erst 1966.

Siegersbrunn bei München

Karl Albert Sedlmeyer

Gerhard Hahn, Die Einheit des Ackermann aus Böhmen. Studien zur Komposition.

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1963, 124 S. (Münchner Texte und Untersuchungen zur Literatur des Mittelalters 5.)

Das Buch, das inmitten der bald unübersehbaren Literatur zu Text, Umkreis, Gestalt und Bedeutung des „Ackermann aus Böhmen“ eine zentrale, jedoch seltsam unerledigte Frage anfaßt — und löst —, in üblicher Weise zu besprechen, steht mir an sich nicht zu — angesichts des Dankes, den der Verfasser im Vorwort mir als seinem Lehrer widmet und angesichts all der Fäden, die es auch persönlich mit mir verknüpfen. Ich will deshalb auch Lob und Zustimmung, die es verdient, zurückstellen, und kann das umso eher, als z. B. Fritz Tschirch in seiner Besprechung im „Anzeiger für Deutsches Altertum“ 76, 1965, S. 167—171 dem so vornehm kritisch wie rückhaltlos gerecht wird. Sicher darf ich aber die Leser des Jahrbuchs referierend bekanntmachen mit „einem der förderlichsten Beiträge zur Ackermann-Forschung aus den beiden letzten Jahrzehnten überhaupt“ (so Tschirch S. 171).

Die thematische Konsequenz und Einheit im „Ackermann“, die doch dringlichste Frage für Verständnis und Wertung des unausschöpfbaren Werks, lief seit Burdachs einseitiger Renaissance- und Hübners einseitiger wenn auch notwendiger Mittelalter-Interpretation schiefe Wege. Über die

Einheit durch rhetorische Mittel besteht jetzt einige Klarheit (Bäuml, Tschirch). Die thematische Einheit aber hat Hahn sicher, umsichtig, minutiös bestätigt. In so knapper wie konsequenter Durchinterpretation der kleinsten Kapitelgruppen wird das ganze Geflecht der motivlichen und thematischen Zusammenhänge aufgedeckt. Dabei erklärt sich der erste Teil des Dialogs so, daß die Anklagehaltung des Ackermanns als affektiver Wirbel, auf dem Hintergrund der antiken Affektlehre gestaltet, gegenübersteht der Sicherheit des Todes als *lex naturalis*, insofern also der Ackermann im Unrecht und allmählich einsehend beruhigter. Im zweiten Teil aber gerät der Tod mehr und mehr ins Unrecht, weil er, selbst affektiv, alles Menschliche als *vanitas* schilt, während der Ackermann jetzt ruhiger die „Ehre“ aller menschlichen Glücks- und Werterfahrung, ausgehend von der Ehe, verteidigen kann. Es „sieg“ also nicht der Tod, wie noch bis jetzt behauptet. Sondern Gottes Urteil im 33. Kapitel kann Wort für Wort auf Recht und Unrecht der im ersten und zweiten Teil von Mensch und Tod gehaltenen Positionen bezogen werden: beide haben je ein „Recht“ der Natur — der Tod das der *lex naturalis*, der Ackermann das des Affekts, des Schmerzes. Beide aber steigern ihr Recht zum „Besitz“ des Lebens, der Ackermann sein Recht auf Glück zur Schelte des Todes, der Tod sein Natur-Recht zur Herrschaft über die „*vanitas*“ des Lebens. So erhält der Tod nur den „Sieg“ der *lex naturalis*, der Ackermann nur die „Ehre“ von Glück und Wert der Lebenserfahrung zugesprochen. Im litaneiartigen, reich rhetorisch geschmückten und doch wie in Tränen ausströmenden Epilog des Dichters aber kündigt sich die *coincidentia oppositorum* an: das lebende Erleiden und das erleidende Leben.

Der dritte Teil des Buches ordnet die interpretierend, aber recht und ohne Umwege interpretierend gewonnenen Einsichten systematisch als „Bauform“ und „Baulinie“. Der Schluß deutet so bescheiden wie nur möglich neue Folgerungen für den ganzen Komplex des „Ackermann“-Verständnisses an. Eine umfangreiche Bibliographie verzeichnet, unter Hinweis auf die Berichte bei L. L. Hammerich — G. Jungbluth 1951, W. Krogmann 1954 und F. H. Bäuml 1960, die Literatur zum „Ackermann“ von 1950 bis 1963.

Wenn das unausschöpfbare Büchlein des Stadtschreibers von Saaz, entstanden aus dem Todesverlust seiner Frau Margarethe im Jahr 1400, heute wieder ohne Einschränkung als Ganzes aus Lebensnot und Rhetorik wirken darf (vgl. auch Gerhard Hahn, Johannes von Saaz „Der Ackermann aus Böhmen“, Interpretationen, R. Oldenbourg Verlag München 1964), so ist das zu einem wichtigen Teil diesem guten und schönen Buch zu danken.

München

Hugo Kuhn

Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Nürnberg. Hrsg. vom Stadtarchiv im Auftrage des Stadtrats zu Nürnberg. 1. Bd.: Nürnberger Urkundenbuch.

Im Selbstverlag hrsg. vom Nürnberger Stadtrat, 1.—5. Lfg., Nürnberg 1951—1959, 850 S., 2 Taf.

Nürnberg war bis zu seiner Zerstörung nicht nur für uns Deutsche, sondern für die Welt der Prototyp der Stadt des spätmittelalterlichen Reiches, die in die Gegenwart ragende Häufung von Türmen, Mauern und Fachwerkgiebeln. Wer ihre Gassen durchschritt, belebte sie im geheimen mit den Gestalten Albrecht Dürers. Nirgends war im Reiche die Welt des Mittelalters optisch so geschlossen — deshalb der Neugier des modernen Menschen unmittelbar verständlich — auf unsere Zeit gekommen wie hier in Nürnberg. Die Werke der Feder, welche die geistigen Exponenten dieses Nürnberger Bürgertums hervorgebracht haben, wirken über die Stadt hinaus und sind seit langem Gegenstand der allgemeinen geisteswissenschaftlichen Forschung. Die Chroniken Nürnbergs wurden von Carl Hegel in der Reihe der von ihm edierten „Deutschen Städtechroniken“ zuerst veröffentlicht. Hier bot sich die Geschichte, wenn auch nicht so mühelos wie beim Genuß dürerscher Bilder, so doch in lesbarem Zusammenhang einer fortlaufenden Darstellung. Auch die Polizeiverordnungen der Stadt, eine unerschöpfliche kulturgeschichtliche Quelle, gewissermaßen die amtlich-kritische Beschreibung Nürnberger Lebens, wurden früh durch den Stuttgarter Literarischen Verein veröffentlicht. Dagegen hatte Nürnberg nicht das Glück, einen der großen Initiatoren der Diplomatie zu besitzen oder zu gewinnen. Daß die Quellengattung, die nicht unmittelbar verständlich ist, sondern des kombinierenden, einordnenden Verstandes bedarf, um Sprache zu gewinnen, keinen Böhmer auf sich zog, mag darauf zurückzuführen sein, daß die Blüte Nürnbergs in einer Zeit lag, in der die klassische Zeit des Urkundenwesens vorüber war. Nürnberg hat vom Aufschwung der wissenschaftlichen Diplomatie im 19. Jahrhundert nicht profitiert, sondern sich zunächst mit einer Frucht der ersten Periode diplomatischen Interesses begnügen müssen, der „Historia Norimbergensis diplomatica“, die der Ratskonsulent Karl Lazarus von Wölkern 1738 drucken ließ. Ein weiteres Moment hat die Herausgabe eines Nürnberger Urkundenbuches gehemmt: der allgemein bekannte bayerische Archivzentrismus, der auch die Nürnberger Urkunden bis 1400 in das Bayerische Reichsarchiv nach München entführte. Es fehlte also die beunruhigende, zur Bearbeitung auffordernde Gegenwart der Urkunden, aber trotz allem kommt man wohl doch nicht um das Eingeständnis herum, daß es in Nürnberg im 19. Jahrhundert keinen Mann gab, der eine derartig schwierige wissenschaftliche Aufgabe mit Elan bewältigt hätte; Nürnberg hatte keinen Böhmer, Pertz, Waitz, keinen Mann, der einfach zupackt — und es schafft. Dabei wird man auch bleiben können, wenn man bedenkt, daß das Aufkommen neuer Quellengattungen — neben der Urkunde — im Spätmittelalter eine besondere Problematik für den Editor aufwirft. Die

Schwierigkeiten läßt der erste Plan der Publikation erkennen, den der damalige Stadtarchivar Ernst Mummenhoff 1886 auf Anregung des Nürnberger Geschichtsvereins und im Auftrage des Magistrats entwarf. Er sah die Gliederung in: 1. staatsrechtlich-politische Urkunden, 2. Gesetze und Ordnungen, 3. Urkunden der Klöster und der Deutschordensniederlassung, 4. privatrechtliche Urkunden vor. Hegel verlangte in einem Gutachten eine Beschränkung dieses Programms, wollte aber Rats- und Ämterlisten und Rechnungen in das Urkundenbuch aufgenommen wissen. Mit Recht riet Mummenhoff von der Publikation der Rechnungen ab, wünschte aber weitere Gutachten von sechs anderen Historikern über die Anlage des Werkes. Der Ausschuß lehnte dies ab. 1888 hatten die verschiedenen Gremien den Beschluß gefaßt, daß man sich auf die Bearbeitung der staatsrechtlich-politischen Urkunden bis 1427 beschränken wollte. Mit diesen Vorberatungen war bereits die Zeiteinheit verstrichen, die die Monumentalisten in ihrer besten Zeit brauchten, um einen *Scriptores*-Band herauszubringen. Bis zum Ende des Jahres 1901 hatte Mummenhoff über 3000 Abschriften angefertigt. Es kann kein Zweifel sein, daß die Sammlung der über viele Provenienzen verstreuten Urkunden ein schwieriges Unternehmen war. Sehr schleppend zogen sich die Arbeiten hin, unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg, dann durch die damaligen wissenschaftlichen Hilfsarbeiter Reike und Schaffer wieder aufgenommen. Als G. Pfeiffer in das Stadtarchiv eintrat, brach der Zweite Weltkrieg aus. Auch wenn man berücksichtigt, daß Stadtarchivare mit allen möglichen Kulturaufgaben belastet werden, so scheint mir doch nicht der nötige Druck hinter das Unternehmen gesetzt worden zu sein. Anders kann ich mir nicht erklären, daß die Edition von ca. 1080 Stücken über 60 Jahre gedauert hat. Man kann nur hoffen, daß in dieser Zeit so viele Vorarbeiten für die künftigen Bände geleistet worden sind, daß diese nun rasch erscheinen und meine Ansicht sich als irrig erweist. Es ist das Verdienst von G. Pfeiffer, daß er seit 1948 auf die endliche Herausgabe des Urkundenbuches gedrängt hat. Der Text konnte in vier Lieferungen von 1951 bis 1954 erscheinen. Das Register folgte 1959. Die bayerische Archivverwaltung setzte auch jetzt noch dem Unternehmen die größten Hindernisse entgegen und verschickte Urkunden nur in kleinen Quantitäten nach Nürnberg. Man fürchtete den „Versuch, frühere Extraditions-wünsche auf dem Umwege über eine langfristige Ausleihung ganzer Bestände doch noch indirekt durchzusetzen“. Für die wissenschaftliche Entblätterung der bayerischen Provinzen gibt es keine wissenschaftliche, sondern nur eine administrative Rechtfertigung. Die fränkischen Archivbestände sind ohne jeden Zusammenhang mit München entstanden, und früher wie heute wird über diese Bestände in erster Linie an den fränkischen Universitäten gearbeitet. Und wenn schon München die Zentrale der Forschung sein soll, so ziehe man die Konsequenz und bringe alle Archive geschlossen dorthin, behalte aber nicht die Zerstückelung von Beständen bei, die auf ein einst auch in Preußen vorhandenes, aber schnell überwundenes wissenschaftlich-administratives Fehlurteil zurückzuführen ist. Gewiß wären durch

zeitweilige Überlassung von Urkundenfonds keineswegs alle Schwierigkeiten der Schriftbestimmung von Stücken, die etwa die Kanzlei des Nürnberger Rates verlassen haben, aus der Welt geschafft, aber die Arbeit von G. Pfeiffer wäre erleichtert worden, auch für die paläographischen Untersuchungen. Denn ein modernes UB muß den Nachweis der handgleichen Stücke enthalten. Zugegeben, daß solche Untersuchungen für diesen bis 1300 reichenden Band noch keine große Rolle spielen; es muß aber doch grundsätzlich alles Material geprüft werden können, das aus einer Nürnberger Kanzlei ausgelaufen oder von Nürnberger Hand für fremde Aussteller geschrieben worden ist. Nun kann eine paläographische Untersuchung nicht mehr allein an Hand der Originale vorgenommen werden. Man kommt den handgleichen Stücken auch nur sehr unvollkommen mit Hilfe von Filmen und eines Lesegerätes auf die Spur, wie es G. Pfeiffer getan hat, sondern nur mit Hilfe von Positivaufnahmen, die möglichst in Originalgröße gehalten sind. Man muß rasch und übersichtlich die Stücke zu handgleichen Gruppen zusammenstellen oder doch solche Gruppen bilden können, für die Handgleichheit wahrscheinlich ist. U. U. wird dann noch eine Überprüfung der Originale nötig sein, um zuverlässige Entscheidungen treffen zu können. Ein solcher finanzieller Aufwand macht sich bezahlt, außerdem kann man diesen photographischen Apparat später noch vielfältig verwenden. Wir kommen auf diese von G. Pfeiffer unternommenen paläographischen Untersuchungen noch kurz zurück und wenden uns zunächst der Auswahl des Materials zu.

Der erste Band ist ein Urkundenbuch nach Betreffen. Auf Empfehlung von Erich Frh. v. Guttenberg hat G. Pfeiffer auch die in Nürnberg ausgestellten Urkunden und die auf Nürnberg bezüglichen chronikalischen Nachrichten aufgenommen. Für die letztere Quellengruppe waren bereits Vorarbeiten geleistet worden. Darüber hinaus sind aber auch frühe Zeugen mit der Herkunftsbezeichnung Nürnberg (Nr. 112) aufgenommen worden. Man mag dem Versuch, durch Aufnahme von Regesten der am Ort ausgestellten Urkunden den Platz und seine Geschichte in der Frühzeit zu verdeutlichen, immer wieder mit Skepsis gegenüberreten; sicher erleichtert er in der Mehrzahl der Fälle dem Suchenden die Arbeit und führt ihn nur relativ selten dadurch in die Irre, daß dem Bearbeiter ein einschlägiges Stück entgangen ist.

Bleiben wir zunächst bei der Abgrenzung. Leider hat sich G. Pfeiffer im Vorwort nicht deutlich genug geäußert, was der Band, abweichend vom Plan Mummenhoffs und den letzten Empfehlungen von Guttenbergs, nun wirklich bieten soll. Entgegen der Absicht Mummenhoffs, die staatsrechtlich-politischen Urkunden im ersten Band zu bringen, hat sich Pfeiffer offensichtlich zu einem chronologischen Abdruck der Fonds und der Bestände entschlossen. Nur so wird — um ein Beispiel von Dutzenden herauszugreifen — erklärlich, weshalb die Schenkung der Burgkapelle an den DO durch Friedrich II. von 1216 (Nr. 142) aufgenommen worden ist. Diese Urkunde hat offenbar dem DO-Haus Nürnberg gehört, wenn die Urkunde auch in München in den unseligen Kaiserselekt gestellt worden ist.

Man wüßte die Fondszugehörigkeit genauer, wenn im Druck nicht nur

angegeben wäre „Rückschr. 14.—19. Jh.“, sondern wenn die älteren Dorsalien abgedruckt worden wären. Dies ist eine unerläßliche Arbeit. Vielleicht hätte auf diese Weise die frühere Archivordnung der Urkunden des DO in Nürnberg rekonstruiert werden können. Darüber hätte in der Einleitung oder in einem gesonderten Aufsatz berichtet werden müssen. In dieser Überlieferungsgeschichte hätten auch Bemerkungen über die kopiale Überlieferung ihren Platz finden sollen. So sieht man nicht, was es mit dem Nürnberger Salbuch Nr. 134, das öfter genannt wird, auf sich hat, zumal nicht einmal dazugesetzt wird, welcher Zeit es angehört.

Die Kopfregesten der im vollen Wortlaut abgedruckten Stücke werden teils als Satz, teils als bloße Stichworte gegeben. Das letztere Verfahren, das W. Ebel in den Lübecker Ratsurteilen vielleicht noch mit einiger Berechtigung angewandt hat, widerspricht nicht nur den Gepflogenheiten, sondern es erschwert die Lektüre eines Urkundenbuches, denn es gibt doch auch Leute, die große Mengen von Urkunden durchsehen. Es ist unzureichend, über eine Urkunde Adolfs von Nassau zu schreiben: „Holzrecht des Nürnberger Predigerklosters im Reichswald“ (Nr. 864).

Wenn man über Nr. 854 liest „Erbleihevertrag“, so ist mit dieser Typenangabe für eine Urkunde des Klarenklosters in Nürnberg wenig gewonnen. Für den Ortsfremden erfordert es Mühe, Aussteller und Empfänger zu ermitteln, eine Arbeit, die er vom Bearbeiter erwartet. „Schenkung an Kloster Engelthal“ über Nr. 580 will sagen, daß der Bamberger Bürger Heinrich gen. Alumbé dem Kloster Engelthal seine Krambänke in Nürnberg schenkt.

Es gibt auch Stücke, die überhaupt kein Kopfregegest aufweisen, so Nr. 400, das den Vollabdruck einer Urkunde bringt, ausgenommen das Wort „bezeugt“. Solche Unregelmäßigkeiten, deren Nachweis sich stark vermehren ließe, verwundern umso mehr, als in dem unpaginierten Vorwort gesagt wird, die Urkunden seien nach modernen Ausgabegrundsätzen für den Druck hergerichtet und mit Kopfregesten versehen worden. Hier sollten die mustergültigen Kopfregesten von E. Krausen im UB von Raitenhaslach künftig als Vorbild dienen.

Wir gehen auf eine weitere Grundsatzfrage der Bearbeitung ein, die wir bereits berührt hatten. Es ist G. Pfeiffer gelungen, die Hand des Notars Ludwig zwischen 1253 und 1265 in 15 Urkunden nachzuweisen. Leider wird dieses für die Verfassungsgeschichte Nürnbergs hochbedeutsame Faktum nur als Anmerkung 2 zu Urkunde Nr. 358 mitgeteilt. Wenn man es nicht vom Register oder von der in Lieferung 5 enthaltenen Schriftprobe 1 her faßt, kann es einem leicht entgehen. Auf ähnliche Weise sind in Anmerkung 1 von Nr. 914 die Dutzende von handgleichen Stücken versteckt, die in den 90er Jahren ein Nürnberger Schreiber, vielleicht der Landgerichtsschreiber Konrad, für Nürnberger und andere Aussteller geschrieben hat. Auch der Schreiber von Nr. 1041 ist mehrfach nachweisbar. Diese Dinge hätten in die Einleitung gehört. Man kann schwerlich Schriftbeschreibung und Diktatnachweis in einem solchen Werk in eine Fußnote zu einer Urkunde ver-

bannen. Es ist überhaupt die Frage, ob man die Einleitung in das Kanzlei- und Urkundenwesen Nürnbergs im 13. und 14. Jahrhundert, die W. Schultheiß in seiner Veröffentlichung der Acht-, Verbots- und Fehdebücher Nürnbergs von 1285—1400 (1960) gebracht hat, nicht besser der 5. Lieferung des Urkundenbuches hätte beigegeben sollen. Weitere Untersuchungen von H. Knörl, Bayreuth, über das Stadtschreiberamt in Nürnberg im 13. und 14. Jahrhundert sind im Gange.

Vermissten wir einerseits Dinge, auf die man in einem modernen Urkundenbuch nicht verzichten möchte, so hat G. Pfeiffer seine Arbeitskraft andererseits an Nachforschungen gewandt, die sich u. E. im Endeffekt nicht oder nur unzureichend verzinsen.

Wir meinen die Druck-, Regesten- und Literaturnachweise bereits bekannter Stücke. Für wen wird ein solches Überlieferungstemma schon einmal wichtig? Für überflüssig halte ich solche Nachweise bei Regesten, die nur wegen des Ausstellungsortes aufgenommen worden sind. Es ist nicht einzusehen, weshalb für die Urkunde Adolfs von Nassau für den Grafen von Geldern (Nr. 855) sämtliche Drucknachweise gebracht werden mußten von Goldast über Lünig, Falckenstein, die Constitutiones bis zu den für den Seminargebrauch zusammengestellten Quellensammlungen von Zeumer und Sander und Spangenberg, die zweifellos nur aus den Constitutiones abgedruckt haben. Hier steht das Vollständigkeitsstreben nicht mehr im Einklang mit dem wissenschaftlichen Nutzen.

Für den Druck hätte der Hinweis auf die Constitutiones und für das Regest der auf Samanek Nr. 393 genügt. Durch solchen wenig ertragreichen Arbeitsaufwand werden die Veröffentlichung eines Werkes verzögert, die Willens- und Nervenkraft, die man in ein derartiges Unternehmen zu investieren hat, unnötig aufgezehrt und die Kosten erhöht.

Man hätte statt dessen lieber gesehen, die Regesten wären in der freilich zeitraubenden Form abgefaßt worden, die seit langem als die übliche gilt, nämlich als ganze Sätze in deutscher Sprache. Die Namen wären zu verifizieren, die überlieferte Form und verfassungsrechtlich wichtige Termini in Klammern zu setzen. Als mustergültig können in dieser Hinsicht z. B. die von E. G. Franz bearbeiteten Regesten des Klosters Haina bezeichnet werden. Der dauernde Wechsel zwischen deutschem und lateinischem Wortlaut im Nürnberger UB ist sehr störend. Als überflüssig müssen in einem Nürnberger UB Dinge wie die originale Wiedergabe des Königstitels, der für den Ausstellungsort Nürnberg keine Bedeutung hat, betrachtet werden.

Wir müssen danach streben, die Benutzung der dauernd wachsenden Zahl unserer Quellenpublikationen auch durch übersichtliche graphische Anordnungen zu erleichtern. Dazu gehören schnell erfaßbare Kolummentitel. Auch in diesem Punkt waltet im Nürnberger Urkundenbuch puritanische Einfachheit, sie fehlen. Wenn die Koreakrise an dem schlechten Papier der ersten Lieferung schuld war, so hätte sich für die folgenden ein besseres finden lassen sollen, das sich noch mit der ersten Lieferung hätte zusammenbinden lassen. Ein Urkundenbuch muß einige hundert Jahre halten, und ein Urkundenbuch

von Nürnberg sollte ein Aushängeschild dieser Stadt sein, die der Geschichtswissenschaft zu dem verpflichtet ist, was sie in der deutschen Geschichte bedeutet. So wird sich der Benutzer, der Besseres gewöhnt ist, hinsichtlich der Ausstattung des Werkes nicht mit der Auffassung des Herrn Oberbürgermeisters im Geleitwort identifizieren. Der kritische Betrachter wird ihm auch darin nur bedingt zustimmen, daß die lange Verzögerung in der Bearbeitung in die Lage versetzt habe, „methodisch und stofflich mehr zu erreichen als frühere Generationen in gleichartigen Werken“. Methodisch liegt das Nürnberger UB unter diesen Publikationen nicht an der Spitze, sondern gehört eindeutig zu den Urkundenbüchern älteren Typs.

Wir sind uns bewußt, daß es für G. Pfeiffer äußerst schwierig war, das Material, das durch die Hände mehrerer Bearbeiter gegangen war, zu einem Ganzen zu formen. Da wir uns mit einem solchen Unternehmen in der gleichen Lage befinden, glauben wir sagen zu können, daß man in solchen Fällen die brauchbare Substanz aus alten Sammlungen ohne Hemmungen zu einem neuen Quellenwerk „zusammenschneiden“ sollte.

Nur mit Zögern haben wir unsere Einwände gegen die Bearbeitungsgrundsätze des Nürnberger Urkundenbuches, das uns erst mit Verspätung zur Besprechung übertragen wurde, vorgebracht, weil wir den Aufwand an Akribie zu ermessen wissen, den G. Pfeiffer in das Werk gesteckt hat und der unserer uneingeschränkten Anerkennung gewiß ist. Es ist zu hoffen, daß Unregelmäßigkeiten, die die Benutzung des ersten Bandes erschweren, sich in den folgenden vermeiden lassen. Außerdem wäre zu begrüßen, wenn die bisher fehlende Archivgeschichte nachgeliefert, die verstreuten Siegelbeschreibungen zusammengefaßt und durch Siegeltafeln veranschaulicht würden.

Gießen

Hans Patze

Rudolf Anděl, Husitství v severních Čechách [Der Hussitismus in Nordböhmen].

Severočeské krajské nakladatelství, Reichenberg 1961, 150 S., 7 Karten und Bildbeilagen.

Das Buch behandelt auf 100 Textseiten den nordböhmischen Raum um Iser, Neiße und Polzen zur Zeit der Hussitenkriege, wobei man angesichts der Umstände eben besser von Kriegen spricht, als von der hussitischen Revolution. Denn mit Ausnahme von Jungbunzlau ist die Entwicklung in Nordböhmen kaum als Revolution zu bezeichnen: der Hochadel blieb überwiegend königstreu, Bauern- und Bürgeraufstände fehlen. Doch auch die militärischen Ereignisse ließen, im großen gesehen, Nordböhmen eher als einen stillen Winkel erscheinen. Alle die berühmten Hussitenschlachten sind südlich der Elbe geschlagen worden. Schon J. Salaba hat vor 25 Jahren darauf hingewiesen, daß Nordböhmen in der hussitischen Topographie wie

in der böhmischen nur am Rande liegt, und das ist kein Wunder: eigentlich ist diese Gegend seit den Anfängen ihrer unsicheren Zugehörigkeit zum přemyslidischen Machtbereich bis hin zum 18. Jahrhundert immer im Windschatten der böhmischen Geschichte gestanden, ehe sie zum industriellen Schwerpunkt wurde und die sozialen und die nationalen Probleme unserer Zeit in ihren Grenzen aufbrachen.

Vielleicht hätte eine solche Überlegung der Arbeit Anděls eine Ausgangsposition geboten. Denn man müßte dann die Abstinenz eines stillen Winkels von einer heroischen Epoche nicht mehr diskutieren. Die Revolution der Bürger und Bauern fand kein aktives Echo in jenem Gebiet, und Anděl begründet das mit der geringeren gesellschaftlichen Reife jener Landstriche. An den schematischen Feststellungen über die wachsenden Sozialdifferenzierungen und über die Verelendung eines Teiles der Bevölkerung um 1400 hält er dabei aber fest. Hier ist aber ein wichtiger Unterschied zu betonen: die südböhmische Sozialrevolution hatte Macek vor zehn Jahren recht einleuchtend mit der wachsenden bäuerlichen Besitzersplitterung in einem überbevölkerten Raum erläutert. Anděl hatte im Rahmen der böhmischen Entwicklungen einen ganz andersgearteten Raum zu untersuchen, nämlich ein Gebiet, das beinahe ausschließlich durch die adelige, königliche und kirchliche Rodetätigkeit seit dem 13. Jahrhundert erschlossen wurde. Er hätte die Frage verfolgen müssen, wie weit sich auf diesem Kolonisationsgrund in einem zur Hussitenzeit noch immer relativ ausbaufähigen Raum die Sozialverhältnisse vom bereits spätmittelalterlich dichtbevölkerten Südböhmen unterschieden. Anděl zieht aus dem Register der Papstzehnten Folgerungen für die soziale Lage der Bevölkerung, doch bieten diese Zahlen nur summarische Aufschlüsse, schon deshalb, weil die Pfarreien in dieser Quelle nur nach ihrer Abgabesumme, nicht aber nach ihrer Größe unterschieden sind. Die Frage nach dem Sozialstatus, freilich eine komplizierte Frage angesichts der Quellenlage, blieb offen.

Dennoch bringt das Buch eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse. Anděl hat nämlich tatsächlich seine Untersuchung bereits bei der Kolonisation des 13. Jahrhunderts angesetzt, freilich nur, um die Entwicklung der grundherrlichen Verhältnisse zu zeigen. Mit Kartenbeilagen erläutert er die Bedeutung der Hussitenkriege für die Besitzumwälzungen im Bereich der kleinräumigen Adelspolitik und liefert damit ein wichtiges Beispiel für die gesamtböhmische Entwicklung. Der größte Teil seiner Ausführungen (S. 39—91) ist dem chronologischen Ablauf dieser Entwicklung gewidmet, die in ihren Einzelheiten freilich nur lokale Bedeutung besitzt.

München

Ferdinand Seibt

Barock in Böhmen. Hrsg. und eingeleitet v. Karl M. Swoboda. Erich Bachmann: Die Architektur und Plastik; Erich Hubala: Die Malerei; Hermann Fillitz und Erwin Neumann: Das Kunstgewerbe.

Prestel-Verlag, München 1964, 360 S. mit 210 Abb., Ln. DM 38,—.

Hinter dem einfachen Titel des vorliegenden Werkes, das sich auf die bildende Kunst beschränkt, verbirgt sich die anspruchsvolle Gemeinschaftsarbeit von vier renommierten Kunsthistorikern. Prof. Erich Bachmann bestreitet mit seiner Darstellung der Architektur und der Plastik den Hauptteil des Werkes. Seine konzentrierte Sprache beschränkt sich streng auf das Wesentliche und vermeidet alle überflüssigen Abschweifungen und schwer verständlichen Fremdwörter. Diese Strenge des Stils trägt entscheidend zum guten Verständnis bei. Durch seine umfassende, an den Objekten selbst erworbene Sachkenntnis gelingt es dem Verf., den Leser an den Kern der Probleme geradlinig heranzuführen, die Querverbindungen und Einflüsse und vor allem die Entwicklung aufzuzeigen. Im Architekturkapitel hätte man sich allerdings zu manchen der meisterhaft klaren Baubeschreibungen, die besonders dem Studenten eine große Hilfe sein werden, eine Abbildung gewünscht, so auf den S.35—36 zu den Kirchen in Obořiště, Eger (St. Klara) und in Kiritein (S. 43). Von der Abteikirche Břevnov wird leider nur eine Außenansicht gezeigt (S. 36—37, Abb. 45), die hier gar nicht zum Text paßt. Der Text auf S. 39 oben (Zisterzienserkloster Königssaal) paßt nicht zu Abb. 55 (Gang im Kloster), da von der Außenfront und ihrer Wirkung die Rede ist. Diese Mängel gehen wohl zu Lasten des Verlages.

Zum Kapitel „Plastik“ sind gleichfalls einige Anmerkungen zu machen: Abb. 7 eignet sich nicht für den Text auf S. 134 links unten, denn man erkennt nur irgendwelche Figuren an und auf der Fassade. S. 137 rechts unten muß es anstatt „Camaldulenser-Eremitage“ Eremitage heißen. S. 141 oben links und weiter unten: Johann Ulrich Meyer oder Mayer? Die Abb. 113 entspricht nicht dem Wert eines Hauptwerkes der deutschen Barockplastik! Feinheiten sind nicht zu erkennen. S. 131 links oben Druckfehler: „niederdeutsch-säch(s)ische Einfluß“. Ebenda 5. und 4. Zeile von unten fehlen Kommata hinter „Wartenberg“ und „überhaupt“.

Das von Erich Hubala bearbeitete Kapitel über die Malerei steht den beiden vorangehenden an Qualität nicht nach. Einige Bemerkungen mögen beachtet werden: Auf S. 200 rechts oben ist folgender Satz keineswegs zu begreifen. (Es handelt sich um Bilderzyklen vom Leben, Wirken und Sterben der Heiligen, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts). „So verbreiteten diese Bilderzyklen ein hagiographisches und volkskundliches (!) Wissen wie nie zuvor (!), begründeten eine starke Tradition, die neben bebilderten Heiligenlegenden und Erbauungsschriften ein kräftiges Ferment der Volksfrömmigkeit darstellte.“ Hier wird doch die Universitätsbildung des 20. Jahrhunderts auf das endende 17. projiziert! Gab es ferner im Mittelalter kein hagiographisches Wissen? S. 202 links oben „Zer(s)trentheit“. S. 204 links oben 1. Zeile „großen (!) Kurfürsten“. Ebenda Zeile 6 ff.: „Willmann

hat den Durchbruch zum Barock und die Ausbildung eines persönlichen Stils von außen ganz nach innen verlegt.“ Außen und innen wovon? S. 206 links, Ende des 1. Absatzes: „1734 kam er [Brandl] . . . nach Kuttendorf. Hier verbrachte er seine letzten Lebensjahre . . . Am 24. September 1735 (sic!) ist Brandl gestorben.“

Das von Hermann Fillitz und Erwin Neumann geschriebene Kapitel „Das Kunstgewerbe“ vermittelt einen ausgezeichneten Überblick und rundet das Werk ab. Den Schluß bilden das Tafelverzeichnis mit hinreichenden Erläuterungen, die Anmerkungen, Fotonachweise sowie Namen- und Ortsregister. Für die hervorragende Buchgestaltung, den sehr guten Druck, geschmackvollen Einband, das Papier und die geschickte Aufteilung der 210, größtenteils sehr guten und neuen, Schwarz-Weiß-Aufnahmen in vier nach den einzelnen Kapiteln anschließende Gruppen sei dem Verlag gedankt. Dr. Johanna Baronin von Herzogenberg erwarb sich durch Materialbeschaffung Verdienste um das Werk.

Die völkerverbindende Wirkung dieses qualitätvollen, mit großer Liebe zur Sache und zur historischen Wahrheit geschriebenen Buches ist sehr hoch einzuschätzen. Es wird dazu beitragen, Böhmen mit seinen herrlichen Kunstwerken in fortschreitendem Schauen und Einfühlen als einen lebendigen Teil Europas verstehen zu lernen. Möge das Werk von vielen Menschen, Gelehrten und Laien, gekauft und mit Gewinn gelesen werden!

München

Michael Renner

Otokar Mrázek, Vyoj průmyslu v Českých Zemích a na Slovensku od manufaktury do roku 1918 [Die Entwicklung der Industrie in den böhmischen Ländern und in der Slowakei von der Manufakturperiode bis zum Jahr 1918].

Nakladatelství Politické Literatury, [Prag] 1964, 490 S., geb. Kčs 34,50.

In der jüngeren tschechoslowakischen Geschichtsschreibung nimmt begreiflicherweise das Thema der Industrialisierung einen ganz hervorragenden Platz ein. An erster Stelle sind da die Arbeiten von A. Klima, F. Mainuš und A. Špiesz über die Manufakturen, von J. Purš über die „industrielle Revolution“, von P. Vrbová über den Maschinenbau, von L. Kárníková über den Kohlenbergbau und von Z. Šolle über die Arbeiterbewegung zu nennen. Purš hat seine verschiedenen Aufsätze über das Thema der industriellen Revolution in einem Buch zusammengefaßt, das 1960 erschien (*Průmyslová revoluce v českých zemích*, Prag 1960).

Es mußte locken, aus den Ergebnissen der verschiedenen vorliegenden Untersuchungen ein Gesamtbild der Entwicklung von der Epoche der Manufakturen bis ins 20. Jahrhundert zu entwerfen und dabei nicht nur die Vorgänge in Böhmen, Mähren und Schlesien, sondern auch in der Slowakei zu berücksichtigen. Diese Aufgabe hat sich Otokar Mrázek mit seinem Buch

gestellt, wobei er als zeitliche Grenze das Jahr 1918 setzt. Der Verf. gehört der jüngeren Generation an. In seiner Literaturübersicht nennt er drei von ihm verfaßte Arbeiten, von denen aber offenbar nur eine in einer Sammlung von Lehrtexten für die Hochschulen gedruckt worden ist (Prag 1954). In der 1960 erschienenen Übersicht über die tschechoslowakische Historiographie in den letzten 25 Jahren wird sein Name noch nicht genannt.

Der Verf. hat seine Darstellung ausschließlich auf Literatur gestützt. Seine Literaturübersicht bringt zunächst die Werke des klassischen Marxismus-Leninismus, dann in einer zweiten Gruppe der „übrigen Werke“ tschechische, deutsche (zumeist aus der Zeit der Donaumonarchie) sowie einen französischen und einen englischen Titel. Neuere Arbeiten, die außerhalb der Tschechoslowakei angefertigt wurden und Ergänzendes hätten dazu beitragen können, fehlen (vgl. R. Forberger, *Die Manufaktur in Sachsen vom Ende des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1958; Hermann Freudberger, *The woolen-goods industry of the Habsburg Monarchy in the eighteenth century*, in: *Journal of Economic History* 20 (1960) 383—406; ders., *The Waldstein Woolen Mill, Noble Entrepreneurship in the eighteenth century Bohemia*, Boston/Mass. 1963; G. Merel, *Magyar iparfejlődés 1790—1848*, Budapest 1951).

Die Freudbergersche Arbeit über die Waldsteinsche Fabrik ist allerdings so spät erschienen, daß Verf. sie kaum noch benutzen konnte; dasselbe gilt für die Untersuchung von Herbert Hassinger (*Der Stand der Manufakturen in den deutschen Erblanden der Habsburger Monarchie am Ende des 18. Jahrhunderts*, in: *Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, hrsg. v. F. Lütge, Stuttgart 1964), die hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt sei. Verf. geht es, wie er in der Einleitung betont, in seiner Arbeit darum, sich auf die Ergebnisse der marxistischen Historiker zu stützen, „faktografisches“ Material aber auch den Untersuchungen bürgerlicher Historiker und den offiziellen Statistiken zu entnehmen. In seiner Periodisierung hält er sich im allgemeinen an die Schemata von O. Říha, V. Husa, A. Klima und J. Purš, nur den Beginn des „imperialistischen Abschnittes“ läßt er nicht schon mit den 80er Jahren (wie die ersten drei), sondern (wie Purš) mit dem Ausgang des Jahrhunderts einsetzen. Demgemäß teilt Verf. seinen Stoff in drei Perioden: die erste läßt er von der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts bis 1848 gehen; in ihr sieht er in einem ersten Zeitabschnitt als wesentlichste Vorgänge die Entstehung und das Erstarken der Manufakturen, die er bis in die 80er und 90er Jahre des 18. Jahrhunderts gehen läßt. Eine zweite Phase der vollen Entfaltung der Manufakturen führt Verf. vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts. Für eine dritte Phase, von den 20er Jahren bis 1848, sieht er als Hauptkennzeichen die Anfänge der industriellen Revolution, in die dann der Zusammenbruch des Feudalismus eingreift. Die zweite Periode von 1848 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bezeichnet Verf. als die Zeit der Entfaltung des Industriekapitalismus. Sie teilt er wieder in 3 Phasen: 1) den Aufschwung der industriellen

len Revolution von 1848 bis 1867, 2) deren Abschluß bis zur Freihandelskrise in den 70er Jahren, und 3) den Übergang vom Industriekapitalismus zum Imperialismus. Die 3. Periode von 1900 bis 1918 kennzeichnet Verf. als Herrschaft des Imperialismus in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ihre Untergliederung sieht er gegeben durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

In der Behandlung der einzelnen Abschnitte schildert Verf. jeweils zunächst die Gegebenheiten in den Ländern der böhmischen Krone (v českých zemích): Böhmen, Mähren und Schlesien, um dann einen Abschnitt über die ziemlich andersgeartete Entwicklung der zur ungarischen Krone gehörigen Slowakei folgen zu lassen. Die — besonders von der Entwicklung in England — sich unterscheidende Ausgangssituation sieht Verf. gekennzeichnet durch die wirtschaftliche und politische Schwächung der Städte nach dem Dreißigjährigen Krieg, besonders der städtischen Gewerbe und ihrer Zunftorganisation, und die „zweite“ Leibeigenschaft. Die Hauptvoraussetzung für das Aufkommen der Manufakturen, namentlich in der Textil- und Glasfabrikation, war nicht der freie Arbeiter, sondern der kleine, unfreie Heimarbeiter, der mit seiner ganzen Familie mit primitiven Produktionsmitteln arbeitete. Diese dem Adel zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte waren eine der Ursachen für die starke Beteiligung des Adels an der Gründung der ersten Manufakturen. Für den langsamen Gang der Dinge in den böhmischen Ländern und insbesondere in der Slowakei sieht Verf. eine Reihe spezifischer Gründe im mangelhaft entwickelten Warenaustausch, in den Privilegien des Adels, in der Politik des Wiener Hofes gegenüber Ungarn. Der Übergang zum Maschinenbetrieb erfolgte zunächst im Textilbereich, in Böhmen in der Baumwollverarbeitung, in Mähren in der Wollverarbeitung. Überhaupt erfuhr die Entwicklung im Bereich der Leichtindustrie bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts eine raschere Beschleunigung als in der Schwerindustrie, wobei in der Slowakei eine bezeichnende Verzögerung eintrat. In den böhmischen Ländern war der Prozeß der industriellen Revolution zu Beginn der 70er Jahre im wesentlichen vollzogen. — Verf. liegt sehr daran, den Zusammenhang mit dem Kompromiß von 1867, mit dem eine Etappe der „Revolution der Bourgeoisie“ abgeschlossen war, zu betonen. In der Slowakei war der entsprechend schwächere Prozeß erst in den 90er Jahren vollzogen, als die Wirtschaft hier bereits unter dem Zeichen des „Monopolkapitalismus“ stand. Das raschere Tempo des Wachstums der Schwerindustrie in den böhmischen Ländern im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts sieht Verf. bedingt durch die Verdichtung des Binnenhandels und besonders durch die Entfaltung der Technik (Thomas-Martin-Verfahren, Maschinenbau, Elektrotechnik).

Im Rahmen der österreichischen Monarchie hatte die Industrieproduktion der böhmischen Länder von Anfang an ein beachtliches Gewicht. Das gilt für die Baumwoll-, die Woll-, die Flachs- und Seidenverarbeitung, für die Glasindustrie, das keramische Gewerbe und die Zuckerproduktion; gegen Ausgang des Jahrhunderts kam dann ein wachsender Anteil in der Kohlen-

und Eisenerzeugung sowie im Maschinenbau hinzu. Die Entwicklung in der Slowakei wurde bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gebremst durch die Konkurrenz der Industrie im westlichen Teil der Monarchie, besonders der böhmischen Länder, wobei das anfängliche Übergewicht vom Ende des Jahrhunderts durch den Industrialisierungsprozeß in den südlichen Teilen der ungarischen Monarchie gemindert wurde, ebenso durch die Konzentration des Maschinenbaus in Budapest. Eingehend beschäftigt sich Verf. mit dem Konzentrationsprozeß, bei dem das Wiener und Prager Bankkapital und die dahinterstehende „halbfeudale Großgrundbesitzerklasse“ eine maßgebliche Rolle spielte. Auffallend findet Verf. dabei die starke Beteiligung deutschen Kapitals. Von den 1913 in der Doppelmonarchie investierten 10 Milliarden Kronen ausländischen Kapitals waren 6 Milliarden reichsdeutsch, während das tschechische Bankkapital, das zuletzt ein stärkeres Wachstum zu verzeichnen hatte als das deutsche, selbst die Gelegenheit der Expansion wahrnahm und im Osten und Südosten (in der Slowakei, in Galizien, Polen und Rußland sowie in den verschiedenen südslawischen Ländern, ja auch in der Türkei) investierte.

Das Buch ist nicht leicht zu lesen; Verf. hat seine Darstellung „gespickt“ mit Daten; er hat für die gesamte Arbeit einen immensen Fleiß aufgewandt; manches hätte dabei gestrafft werden können. Der Übersichtlichkeit dient eine Reihe von Tabellen und Grafiken. Leider fehlen Register; auch hätte es sich empfohlen, eine nicht tschechische Zusammenfassung mit zu veröffentlichen.

Köln

Hermann Kellenbenz

Hubert Rösel, Beiträge zur Geschichte der Slawistik an den Universitäten Halle und Leipzig im 18. und 19. Jahrhundert.

Universitätsverlag Carl Winter, Heidelberg 1964, 219 S., 1 Titelbild und 14 Tafeln, brosch. DM 28,—. (Annales Universitatis Saraviensis, Reihe: Philosophische Fakultät 3.)

Nachdem Rösel bereits 1957 über die Entwicklung der Slawistik an den Universitäten in Berlin und Breslau geschrieben hatte, legte er jetzt auch eine stattliche Sammlung von Dokumenten zur Vorgeschichte der Slawistik an den Universitäten Halle und Leipzig vor. Der Darlegung der Hintergründe, die zur Aufnahme litauischer und polnischer Sprachstudien in Halle führten, folgt eine Abhandlung über die slawistischen Studien in Leipzig. Daran anschließend sind die wohl wesentlichsten Dokumente aus dem Sächsischen Landeshauptarchiv Dresden, dem Universitätsarchiv Halle und dem Universitätsarchiv Leipzig abgedruckt — in Anbetracht der schweren Zugänglichkeit dieser Archive eine sehr wertvolle Bereicherung der Publikation; für die Darstellung der historischen Entwicklung unentbehrliche Grundlage.

Wenn auch für das Polnische schon in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts Interesse vorhanden war, was die Aufnahme dieser Sprache in den Ausbildungsplan des Collegium orientale theologicum beweist, so ist dieser Tatsache unseres Erachtens kein großes Gewicht beizumessen, denn die Hinneigung zum östlichen Nachbarn war nicht im Willen zur Erforschung seiner Sprache begründet.

Anders die Gründung des litauischen Seminars, hinter der die auf eine weite Zukunft gerichtete Absicht eines Herrschers stand, für einen Bevölkerungsteil seines Landes Lehrer und Geistliche ausbilden zu lassen. Ursache der Gründung dieses Seminars war zwar nicht das wissenschaftliche Interesse, sondern ein staatspolitisches, aber durch die Ausbildungsabsichten wurde die Beschäftigung mit Wissensgebieten bedingt, die man zum Bereich der Baltistik zählen muß; religiöse Erbauungsstunden für Polen aber kann man kaum zur Slawistik zählen.

Dem vergleichbar ist die heutige Entwicklung. Nötiger Sprachunterricht, weil wirtschaftliche oder politische Interessen dies verlangen oder gebieten, heißt nicht Slawistik betreiben.

Als es für Preußen notwendig wurde, polnisch sprechende Verwaltungsbeamte in den neuerworbenen Gebieten einzusetzen, wurde zwar in Halle ein polnisches Lektorat eingerichtet, aber eine wissenschaftliche Durchdringung des Polnischen war nicht geplant. Insofern scheint uns diese Periode auch nicht unbedingt zur Geschichte der Slawistik zu rechnen zu sein.

Sehr interessant ist der Abdruck einer Bekanntmachung des Rektors der Universität Halle (UA Halle, P 31, Bl. 9; 1. c. p. 93), die einen deutlichen Hinweis für eventuelle Anstellungswünsche der Studiosi nach dem Examen enthält. Ob auf Grund solcher Mahnungen oder eigener Erkenntnis: der damalige Lektor Vetter konnte zehn Hörer unterrichten, von denen zwei Berliner, zwei Brandenburger, drei Magdeburger, einer aus der Mittelmark, einer Thüringer und einer Sachse waren.

Nach achteinhalb Jahren endet infolge der Kriegsläufe das polnische Lektorat in Halle — Slavica werden für die nächsten hundert Jahre nicht mehr betrieben.

Ähnlich wie in Halle sind es staatspolitische Interessen, die zur Aufnahme slawistischer Studien in Leipzig führten, abgesehen von der Studentenvereinigung des Wendischen Prediger-Collegiums, in der später außer den sorbischen Theologiestudenten auch Studenten der Jurisprudenz, der Medizin und der Philosophie wirkten. Die Aufgabenzuteilung für diese außerordentlichen Mitglieder des Collegiums — Studium der Geschichte der Sorben, Erforschung der Sprache, Sammeln von Sprichwörtern — und die Entstehung von Kirchenliedern, Liedtexten und Zeitschriftenartikeln in diesem Kreis lassen eine deutliche Absicht zur wissenschaftlichen Erforschung des Sorbentums und zum literarischen Schaffen erkennen.

Sehr ausführlich legt Rösel die Lage an der Universität Leipzig zur Zeit der Sachsen auf dem polnischen Königsthron dar. Es ist dankenswert, daß in diesem Abschnitt bei Behandlung des Lektors Trotz dessen bei Estreicher

und Korbust nur unvollständig aufgeführtes Schriftenverzeichnis von Rösel ergänzt wurde.

Die Pflege der polnischen Sprache, die in Leipzig auch nach 1763 Fortsetzung fand, als die sächsischen Kurfürsten nicht mehr Könige von Polen waren, lag bis zum Erlöschen des Lektorates in Händen mancher Männer, von denen für die Slawistik Samuel Linde große Bedeutung erlangt hat. Leider ist, wie Rösel S. 53 mitteilt, über dessen Wirken in den Akten nichts zu finden. Im April 1795 quittierte Linde den Dienst in Leipzig — die polnischen Studien finden damit ihren Abschluß.

Erst 1818 bittet J. A. E. Schmidt den König um die Stelle eines Lektors der russischen Sprache; 32 Jahre wirkte Schmidt, der eine Reihe von Wörterbüchern und Grammatiken verfaßte. Fast belustigend ist die Korrespondenz der Universität mit dem Kultusministerium über den Fall Jordan zu lesen, aus der uns manche Stelle aktuell anmutet. Nachdem man Jordan geschafft hatte, wurde das Lektorat für rund 20 Jahre nicht wieder besetzt, bis das Ministerium der Errichtung einer außerordentlichen Professur für Slawistik zustimmte und Leskien berief. Damit beginnt die eigentliche Geschichte der Slawistik an der Universität Leipzig.

Fast 150 Jahre „Vorgeschichte“ hat Rösel in klarer Form, mit vielen Dokumenten belegt, uns in seinem Werk geschildert, Jahre, in denen praktischer Sprachunterricht in einer Slawine für Theologen und Verwaltungsbeamte oder für Studenten aller Richtungen erteilt wurde. Slawistik kann man das wohl kaum nennen, für die Errichtung eines Lehrstuhles in Leipzig scheint es aber nach den Akten die nötige Voraussetzung gewesen zu sein.

Bleibt zu wünschen, daß ähnliche Darstellungen für die anderen Universitäten folgen.

Kelkheim

Horst Preiß

Herbert Steiner, Die Arbeiterbewegung Österreichs 1867—1889. Beiträge zu ihrer Geschichte von der Gründung des Wiener Arbeiterbildungsvereines bis zum Einigungsparteitag in Hainfeld.

Europa-Verlag, Wien 1964, VIII + 308 S., 4 Bildtafeln, Leinen DM 36,50. (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte der Arbeiterbewegung in Österreich 2.)

Die Darstellung Herbert Steiners über die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis zu dem Hainfelder Parteitag, der den Wendepunkt der Entwicklung der österreichischen Arbeiterbewegung hin zu einer modernen Massenpartei bedeutet hat, ist für den Fachmann wie den Laien in gleicher Weise unentbehrlich. Steiners Buch ersetzt die veraltete und auf unvollkommenem Material beruhende Darstellung Ludwig Brügels und verwertet zum erstenmal sowohl die umfangreichen Polizeiberichte in den österreichischen Archiven als auch die Arbeiterpresse und die Bro-

schürenliteratur. Dadurch ist erstmals ein breites Material aufgeschlossen worden, das nicht nur für die eingehende Untersuchung der Probleme der Arbeiterbewegung selbst, sondern auch für die Geschichte der österreichischen Innenpolitik im behandelten Zeitraum wichtig ist.

Der Sache nach beschränkt sich die Darstellung Steiners darauf, die Entwicklung der Organisationen der Arbeiterschaft, nicht nur der politischen, sondern auch der gewerkschaftlichen, nachzuzeichnen und durch Mitteilung bislang unbekanntem Materials plastisch werden zu lassen. Es entspricht der Entwicklung der Arbeiterbewegung selbst, daß im Zentrum der Darstellung die Tätigkeit der deutschen Sozialisten steht. Nichtsdestoweniger bringt sie viele und wertvolle Informationen über die gleichzeitige Entwicklung der tschechischen Sozialdemokratie, die ja im behandelten Zeitraum sehr enge Kontakte zur deutsch-österreichischen Partei gehabt hat. Die ungarische Bewegung wird hingegen nur gestreift, was wiederum dem Entwicklungsstand derselben entspricht. Bemerkenswert ist, daß Steiner sich bemüht, die wirtschaftliche Entwicklung und die sozialen Verhältnisse einzubeziehen, allerdings, wie er selbst einräumt, nur in untergeordnetem Maße. Die Notwendigkeit einer eingehenden Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung in Zisleithanien wird durch die Arbeit von Steiner nur noch stärker fühlbar.

Ein wichtiges Verdienst der Steinerschen Darstellung liegt darin, nicht nur die Zentren der Arbeiterbewegung, Wien, Reichenberg, Brünn, Prag sowie Wiener Neustadt, untersucht zu haben, sondern durch umfassende Verwertung des Materials der Provinzialarchive eine klare Übersicht über die Entwicklung der Arbeiterbewegung in ganz Zisleithanien gegeben zu haben. Steiner teilt eine Fülle von neuen Details mit, die erkennen lassen, daß auf Seiten der österreichischen Arbeiterschaft vom Ende der 60-er Jahre an eine starke spontane Aktivität sichtbar ist. Der Charakter des zisleithanischen Österreich als Polizeistaat tritt dadurch noch deutlicher hervor. Von höchstem Interesse ist in diesem Zusammenhang, daß Steiner nachweisen kann, daß eine Reihe österreichischer Arbeiterführer dem Druck und den Werbungen der Polizeibehörden erlegen ist und sich als Spitzel zur Verfügung gestellt hat. Sehr interessant ist hier auch die Aufdeckung der zumindest höchst widerspruchsvollen Rolle Tauschinskys, der sich ohne Frage in den Anfängen von 1868 erhebliche Verdienste um die Arbeiterbewegung erworben hatte und 1873 und 1874 einen bedeutenden Einfluß gewann. Steiner kennzeichnet den Rücktritt Tauschinskys von der Parteiführung, welcher ihm von Seiten der Behörden nahegelegt und mit einem erheblichen Betrag honoriert wurde, als „Verrat“. Es wird aber aus seiner Darstellung deutlich, daß dieser „Verrat“ durchaus nicht bedeutete, Tauschinsky hätte nicht später große persönliche Risiken auf sich genommen. Bekanntlich wurde er im Grazer Hochverratsprozeß zwar von dem Verbrechen des Hochverrats freigesprochen, aber doch zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, was ihn dann veranlaßte, sich endgültig von der Arbeiterbewegung fernzuhalten. Steiner weist nach, daß dieser ehemalige Führer der Arbeiterbewegung eine regelmäßige Zuwendung der Staatspolizei bezogen hat.

Episoden dieser Art sind in der Frühgeschichte der österreichischen Arbeiterbewegung nichts Seltenes, und wir wissen nach Steiners Buch endlich Präzises darüber. Ihre Bedeutung liegt nicht zuletzt darin, den zwielichtigen Charakter und die Versumpfung des öffentlichen Lebens des damaligen Österreich erkennen zu lassen, und damit eine tiefere Einsicht in den Verfall der österreichischen Arbeiterbewegung in den Radikalismus seit dem Anfang der 80er Jahre zu ermöglichen. Nicht der Tendenz des Verfassers wegen, sondern infolge der tatsächlichen Verhältnisse ist seine Darstellung auf weite Strecken zugleich eine Schilderung der behördlichen Verfolgungen und Unterdrückung der modernen Arbeiterbewegung in Zisleithanien.

Nicht weniger eindrucksvoll ist der Nachweis, daß das Ausscheiden Emil Kaler-Reinthals, der Jahre lang an führender Stelle der österreichischen Arbeiterbewegung über die Dauerkrise hinweg zu helfen versucht hat, unter aktiver Mitwirkung der Polizei erfolgte, und daß auch Kaler von dieser Seite Gelder entgegengenommen hat. Da an dem persönlichen Idealismus dieses Arbeiterführers kein Zweifel bestehen kann, dieser vielmehr unter Einsatz seiner Gesundheit und seines Vermögens sich für sie größte Verdienste erwarb, läßt dieser Vorgang erkennen, welche Bedeutung der durchaus erfolgreichen und in den Mitteln nicht wählerischen Unterdrückungspolitik der Polizeibehörden zukommt. Steiner macht zugleich deutlich, daß das berühmte Merstallinger-Attentat von der Polizei bewußt ausgenutzt wurde, um die Arbeiterbewegung zu spalten. Wenn er auch hier nicht nachweisen kann, daß das Attentat von der Seite der Polizei inszeniert wurde, so gelingt ihm dieser Nachweis für das bekannte Attentat, das Stellmacher und Kammerer Ende 1883 und Anfang 1884 auf zwei Polizeibeamte verübten. Bekanntlich wurden die Attentate zum Anlaß genommen, um Ende Januar 1884 den Ausnahmezustand über Wien und einige Teile Niederösterreichs zu verhängen.

Diese Einzelheiten mögen zeigen, daß die Darstellung Steiners, so sehr sie im Rahmen der traditionell isolierten Behandlung der Entwicklung der Arbeiterklasse bleibt, vieles beiträgt, um die innere Struktur des zisleithanischen Staatswesens zu begreifen und zu erkennen, warum der spätere österreichische Parlamentarismus nicht nur wegen nationalitätenpolitischen Konflikten, sondern auch wegen der mangelnden Entfaltung eines freien öffentlichen Lebens von dem Beginn seines Entstehens an von politischer Sterilität bedroht war.

Über zahllose, signifikante Einzelheiten, die in diesem Buch mitgeteilt werden, zu berichten, hieße den Rahmen der Rezension sprengen. Manchesmal werden liebgewordene Episoden ihres emotionalen Charakters entkleidet. Die bisher gültige Version, daß Graf Auersperg auf Grund der spontanen Stimmung der Parteitagsdelegierten veranlaßt wurde, an den Heinsfelder Verhandlungen als Gast teilzunehmen, erweist sich als falsch. Steiner kann nachweisen, welche schwierige Verhandlungen notwendig waren, um die Abhaltung des Parteitags zu ermöglichen; auch der sachlich entgegenkommende Bezirkshauptmann Graf Auersperg hat danach versucht, den Partei-

tag indirekt zu verhindern. Steiner klärt zudem eine Fülle unbekannter Sachverhalte. Er zeigt die starke Bedeutung der Berufsverbände für die frühe österreichische Arbeiterbewegung.

Ein Mangel, den man Steiners Darstellung vorwerfen kann, liegt vielleicht darin, daß er in bewußter Selbstbeschränkung darauf verzichtet, die Fülle der Einzelergebnisse zu allgemeinen Schlußfolgerungen zusammenzufassen. Die Geschichte der frühen österreichischen Sozialdemokratie ist dergestalt von innen geschrieben. Es geschieht mit großer Sorgfalt und bewundernswürdiger Auswertung des verstreuten Materials. Für den, der nichts von der österreichischen Arbeiterbewegung weiß, wird die Lektüre streckenweise mühsam sein. Für den, der über die Hauptetappen schon im Bilde war, ist die Darstellung äußerst wertvoll. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Personen- und ein geographisches Register erleichtern die Benützung. Die Konzeption des Autors, der aktiv an der Widerstandsbewegung der Linken gegen Hitler beteiligt war, ist nirgends ausdrücklich dargelegt, und doch wird sie jedem, der sein Buch aufmerksam liest, deutlich. Vielleicht ist die fortschrittliche Rolle der Arbeiterbewegung, im Verhältnis zu Liberalismus und Christlich-Sozialen, bei aller Kritik im einzelnen, zu stark betont worden. Aber es kann kein Zweifel sein, daß in den ersten beiden Jahrzehnten österreichischer Arbeiterbewegung der Emanzipationskampf der Arbeiterschaft gegen polizeiliche Unterdrückung und wirtschaftliche Not mehr als antiquarisches Interesse besitzt und daß der Einsatz der Arbeiterelite für die Sache der Massen sittlichen Einsatz und persönliche Opfer genug erfordert hat, um ihn auch dann zu würdigen, wenn er politisch nur geringen oder nur langfristigen Erfolg hatte. Betrachtet man Steiners Buch unter dem Gesichtspunkt, welche Kämpfe es gekostet hat, polizeistaatliche Methoden zu beseitigen und eine freie Gesellschaft in Zisleithanien durchzusetzen, so wird es zur erregenden Lektüre.

Heidelberg

Hans Mommsen

Felix Höglinger, Ministerpräsident Heinrich Graf Clam-Martinić.

Verlag Herman Böhlau Nachf., Graz-Köln 1964, Großoktav 237 S., brosch. DM 22,—.
(Studien z. Geschichte d. österreichisch-ungarischen Monarchie 2.)

Nachdem das allgemeine Zeitbewußtsein allmählich von dem Aberglauben abgekommen ist, daß geschlossene Nationalstaaten das non plus ultra der Weltgeschichte seien, vermag auch die Donaumonarchie als supranationale Staatsform wieder mehr als bisher das historische und politische Interesse zu wecken, waren doch ihre Probleme vielfach ähnlich denjenigen, denen sich Europa bei seinem zu erhoffenden Zusammenschluß in steigendem Maße gegenübersehen wird. Die Arbeiten von Hugo Hantsch, Robert Kann, Crankshaw und anderen haben die inneren Probleme des Habsburgerreiches wieder ins allgemeine und historische Bewußtsein gebracht, Hans Momm-

sens Buch über die österreichische Sozialdemokratie und ihr Verhältnis zur nationalen Frage griff dieselben Probleme von einer anderen Seite auf und J. Chr. Allmayer-Beck hat in seiner musterergültigen Biographie des Ministerpräsidenten Wladimir Beck eine entscheidende Phase der Spätentwicklung Altösterreichs scharf herausgearbeitet.

Auf ähnliche Weise, wenn auch minder prägnant, versucht das vorliegende, verdienstvolle Buch gewisse Momente des Endstadiums der Donaumonarchie an der Gestalt des Ministerpräsidenten Heinrich Graf Clam-Martinic zu verdeutlichen. Dessen Ministerpräsidentenschaft im Ersten Weltkriege wird mit großer Umsicht und Kenntnis in ihrem administrativen Teil dargestellt, wenn man sich auch eine Analyse der Effektivität der Regierungsmaßnahmen gewünscht hätte. Von besonderem Interesse sind dabei die aus den Erfordernissen der angespannten Kriegswirtschaft erwachsenden weitreichenden Maßnahmen wirtschafts- und sozialpolitischer Art (S. 166 ff.). Gerade an diesem Punkte vermag der Verf. überzeugend darzulegen, daß die Notwendigkeiten des Krieges die Regierung zu einer Wirtschafts- und Sozialpolitik führten, an die sie in Friedenszeiten noch lange nicht gedacht hätte und die bei einem Fortbestand der Monarchie auch für die Nachkriegszeit nicht ohne positive Folgen geblieben wäre. Der Regierung schwebte dabei ein weiterer Ausbau einer durch den Krieg geschaffenen industriellen und kommerziellen Selbstverwaltung als eines mehrere Ressorts integrierenden Hilfsorgans staatlicher Wirtschaftspolitik vor.

Für die böhmischen Belange sind vor allem jene Partien des Buches wichtig, die Clam-Martinic' Beziehung zum Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (S. 66 ff.) und die Ausgleichsverhandlungen in Böhmen nach der Ära Beck 1908/10 behandeln (S. 69 ff.). Clam-Martinic war hier insofern eine wichtige Figur, als er sich als eine Art Exekutivorgan der Bestrebungen des Thronfolgers betätigte, die darauf hinausliefen, den Hochadel Böhmens zum Schutze der Krone zu einigen und als supranationale Gruppe für die Interessen des Gesamtstaates einzusetzen. Dieses Unterfangen war schon deshalb nicht leicht, weil der Adel Böhmen-Mährens — wie Clam-Martinic in einem Memorandum für Franz Ferdinand schrieb — in letzter Zeit viel nationaler geworden sei — er selbst fühlte sich ja dem tschechischen Volke zugehörig. Die Einflußnahme des Adels auf die nationalen tschechischen und deutschen Parteien war nach seinem Dafürhalten nur dann möglich, wenn ein enger Kontakt zu den Volksgenossen bestand. „Da in allen nationalen Fragen die Führung in den Händen der Radikalen liege, müsse der Adel, wenn er sich ihnen anschließt, immer weiter und weiter gehen. Er könne die nationale Bewegung nicht bremsen, werde mitgerissen und gehe so dem österreichischen Gedanken verloren. Außerdem helfe er den radikalen und hochverräterischen Elementen durch sein Mittun.“ (S. 73). Durch die geplante Fusion des Großgrundbesitzes sollte diesem Auseinanderstreben der konservativen Oberschicht Einhalt geboten und dieselbe durch politische Konzentration eine Art Zünglein an der Wage der Parteien werden. Der Thronfolger warb in Prag selbst für den Zusammenschluß des tschechischen

konservativen und des deutschen, sogenannten verfassungstreuen Großgrundbesitzes, 1910 schienen die Dinge zu einem positiven Abschluß zu kommen, als durch die Intervention des jungtschechischen Parteiführers Karel Kramář eine radikale Verschlechterung der Aussichten auf ein Zusammengehen eintrat. Trotz weiterer Bemühungen bis zur Suspension der böhmischen Landesverfassung im Jahre 1913 kam es zu keiner Einigung in Böhmen, Clam-Martinic und mit ihm die Politik des Thronfolgers war gescheitert, das ganze Unternehmen muß als negative Probe auf das Exempel betrachtet werden, in einem Staatswesen, das schon das allgemeine Wahlrecht besaß, mit einer zahlenmäßig kleinen Großgrundbesitzerschicht noch wirklich Politik „auf höchster Ebene“ machen zu können. Dieser mißglückte Versuch, in relativ kleinem Kreise die nationalen Fragen Böhmens zu lösen, kann zugleich als ein Test für die Anwendbarkeit der politischen Vorstellungen des Thronfolgers in der Verfassungswirklichkeit Altösterreichs gewertet werden, ein Test, der gegen die politischen Fähigkeiten Franz Ferdinands spricht. Der Verf. hält sich von solchen weiterreichenden Urteilen fern, er stellt m. E. zu stark die persönlichen Initiativen in den Vordergrund, in diesem Falle das negative Eingreifen Kramářs, wodurch die Zufälligkeiten der Entwicklung ein allzu großes Gewicht erhalten. Der vielfach betonte gute Wille des Grafen Clam-Martinic in politics ist dabei unbezweifelbar, doch wird man denselben bei näherem Hinsehen als subjektives Element bei allen Beteiligten — Karel Kramář nicht ausgeschlossen! — feststellen können. Entscheidend für die mißglückten Initiativen des Thronfolgers und des Grafen Clam-Martinic dürfte aber doch wohl die Tatsache sein, daß in der Ära des allgemeinen Wahlrechtes und der Massenparteien eine hochkonservative Club-Politik keine durchschlagenden Erfolge und Wendungen mehr herbeiführen konnte. Aus diesem Grunde erscheint auch der vielfach zutage tretende apologetische Ton der Biographie nicht ganz am Platze, denn der letztliche Mißerfolg als Politiker war ja bei Clam-Martinic nicht aus dem Mangel persönlicher Qualitäten abzuleiten, sondern er entsprang viel eher dem Unvermögen des österreichischen Großgrundbesitzes, sich im Zeitalter der Massenparteien in denselben feste Positionen zu schaffen. Den englischen Tories glückte bekanntlich der Versuch, durch enge Kontakte zum Landvolk und zur ausgebeuteten Arbeiterschaft, den Manchesterliberalismus zu überspielen und dadurch bis heute ein Faktor der englischen Politik zu bleiben, doch war England insgesamt auch nicht mit der Hypothek der nationalen Gegensätze belastet, wie der Adel der Donaumonarchie. Ansätze zu einer Nachahmung des englischen Beispiels hatte es allerdings auch in Österreich in der konservativen, antiliberalen Sozialpolitik der Ära Taaffe gegeben. — Wie gesagt, persönliche Qualitäten besaß Clam-Martinic zweifellos in hohem Grade, aber gerade H.s Biographie macht überdeutlich, daß es leider nicht solche waren, die den erfolgreichen, die Kräfte der Zeit richtig einschätzenden Politiker ausmachen.

Ernst Rudolf Huber, Nationalstaat und Verfassungsstaat. Studien zur Geschichte der modernen Staatsidee.

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1965, 293 Seiten. Leinen DM 26.—

Der Verfasser, durch eine mehrbändige deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789 für das Thema des vorliegenden Buches trefflich ausgewiesen, behandelt darin als Generalthema unter den verschiedensten Aspekten die Entfaltung der europäischen Nationen zu Verfassungsstaaten, insbesondere die Entwicklung in Deutschland. Dabei sollen neben den formalrechtlichen Organisationsschemata des Verfassungsstaates (Gesetzmäßigkeit, Gewaltenteilung, Grundrechtsschutz, Justiz etc.) vor allem auch die treibenden und erhaltenden Kräfte sichtbar gemacht werden, ebenso die Bedrohung dieser Staatsform von innen heraus. Letzteres wird besonders in den Ausführungen über das angebliche persönliche Regiment Kaiser Wilhelms II. sichtbar, wo Huber, wie vor ihm schon andere Autoren, zu dem Ergebnis kommt, daß die Extravaganzen des Kaisers zumeist eklatante Fehlleistungen der offiziellen deutschen Politik, etwa Bülows, waren, denen sich der Monarch oft wider besseres Ahnen beugte.

Von besonderem Interesse sind in unserem Zusammenhang Hubers Ausführungen über Bismarck und die nationalrevolutionäre Insurrektion in Österreich 1866, da an diesem auch für Böhmen relevanten Tatbestand wesentliche Züge Bismarckscher Politik sichtbar werden, Züge, die ihn vor allem den echten, altpreußischen Konservativen vom Schlage der Gebrüder Gerlach verdächtig machen mußten. Es handelt sich dabei um den Versuch des Kanzlers, Österreich durch Aufwiegelung und militärische Unterstützung der ungarischen, südslawischen und tschechischen Nationalbewegungen rasch in die Knie zwingen zu können, ehe Frankreich und Rußland intervenieren konnten. Die innerdeutsche Parallele dazu bildete die berühmte Drohung Bismarcks an den Zaren Alexander II., daß Preußen im Falle einer Pression durch das Ausland nötigenfalls die Reichsverfassung der Paulskirche von 1849 proklamieren werde. „Soll Revolution sein, so wollen wir sie lieber machen als erleiden“, telegraphierte der Kanzler am 11. August 1866 an den Petersburger Gesandten Edwin von Manteuffel. Als es mit Österreich nach Königgrätz zu einer raschen Einigung kam und die Gefahr eines europäischen Krieges vorüber war, stoppte Bismarck sofort all diese nationalrevolutionären Vorbereitungen, ließ die ungarische Legion Klapka in der Versenkung verschwinden und ebenso die tschechischen Emissäre. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß die maßgeblichen tschechischen Nationalpolitiker unter Führung Palackýs sich von Anfang an den Sirenentönen aus Berlin verschlossen hatten, insofern ist es sehr fraglich, ob gegebenenfalls die tschechische Karte in Bismarcks Spiel gegen Wien gestochen hätte. Die Einzelheiten dieser Aktion sind bereits vor längerer Zeit wissenschaftlich durchleuchtet worden. (H. Raupach, Bismarck und die Tschechen 1866, 1936.)

Immerhin hatte der preußische Kanzler sehr schmerzhaft auf die neural-

gischen Punkte Österreichs abgezielt, und die Folge war eine rasche Neubelebung der tschechischen Nationalpolitik nach 1866, die sich nun mehr und mehr ihrer außenpolitischen Möglichkeiten, vor allem in Hinblick auf Frankreich, bewußt wurde. Mit Recht bemerkt der Verf. zu der gesamten Aktion (S. 183): „Indem Preußen sich auf dem Höhepunkt des Kampfes um die deutsche Einheit der nationalrevolutionären Insurrektion als einer Waffe gegen Österreich zu bedienen suchte, gab es das überlieferte dynastisch-etatistische Legitimitätsprinzip als das Fundament des europäischen ordre public preis.“ (Und damit, wie man hinzufügen darf, wesentliche Grundlagen seiner eigenen Existenz.) Vielleicht hätte der Autor an diesem Punkte stärker Gelegenheit nehmen sollen, Bismarck deutlicher als bisher in die Entwicklungslinie des modernen, radikalen, plebiszitären Caesarismus einzuordnen, denn nirgends wird klarer als im Jahre 1866, daß ihm gegebenenfalls auch der Altkonservatismus preußischer Prägung wie auch der Nationalliberalismus nur eine austauschbare politische Folie waren, daß unter Umständen auch ein „linker Bismarck“ denkbar gewesen wäre. Damit verlor auch die Kontakte mit Ferdinand Lasalle ihre Isoliertheit. Vor der Variationsbreite solcher Politik — die ja im Falle von Hannover zur radikalen Vernichtung des Legitimitätsprinzips führte — erschienen dann ideologisch beschränkte, großbürgerliche Bankrottopolitiker vom Schlage Bethmann-Hollwegs — trotz G. Ritters umständlichem und wenig überzeugendem Rehabilitierungsversuch! — noch zwergenhafter, timider und darum gerade noch gefährlicher in ihrer anspruchsvollen Unfähigkeit.

München

Friedrich Prinz

Paul E. Zinner, Communist Strategy and Tactics in Czechoslovakia, 1918—1948.

Verlag F. A. Praeger, New York 1963, 264 S.

Der Autor dieser Untersuchung ist tschechischer Herkunft und lehrt heute als Professor für Politische Wissenschaft an der University of California. Das Werk will keine Geschichte der KPTsch sein, obgleich natürlich der Gang dieser Partei seit ihrer Gründung nach dem Ersten Weltkrieg bis zur alleinigen Machtübernahme im Februar 1948 aufgezeigt wird. Prof. Zinner bezeichnet es vielmehr als einen ‚case study‘, der den kommunistischen Weg zur Macht in der Tschechoslowakei analysieren, dem Warum und dem Wie dieser Entwicklung nachgehen soll.

Es gibt über diese Fragen eine ziemlich zahlreiche Literatur, vor allem von seiten der Emigration und hier besonders wieder derjenigen Politiker, die an diesen Ereignissen mitgewirkt und nach dem sogenannten Putsch von 1948 das Land verlassen haben. Wengleich diese Schriften Quellenwert haben mögen, so sind sie doch durchaus Rechtfertigungsversuche, die oft mehr trüben als Klärung bringen. Die Untersuchung Prof. Ziners ist nicht von

dieser Art. Sie ist eine wissenschaftliche Analyse, die auch vor gegnerischen Ansichten bestehen kann.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Im ersten wird Entstehung und Geschichte der KPTsch von 1918 bis 1938 behandelt. Der zweite berichtet über die Kriegsjahre 1939—1945 als Vorspiel zur Machtergreifung. Der dritte Teil schließlich befaßt sich mit der Technik der Machtübernahme im Strome der sogenannten ‚Nationalen und Demokratischen Revolution‘ der Jahre 1945—1948. 9 Tafeln mit Zahlenmaterial geben Auskunft über die Mitgliederbewegungen der KPTsch und der Gewerkschaften vom Jahre 1921 an und detaillieren die Ergebnisse der Wahlen von 1946.

Die Einführung in den politischen Charakter der Tschechoslowakei, d. h. der ersten Republik von 1918 bis 1938, bleibt in dem im Westen üblichen Rahmen, obwohl die Schwächen, z. B. des Parteiensystems — der Formaldemokratie — nicht verschwiegen werden. Das Nationalitätenproblem als der kritische Punkt dieses Staates hätte wohl eine Vertiefung verdient, umso mehr, als es mit dem Hauptthema dieser Untersuchung, dem Weg der Kommunisten zur Macht, immer wieder und aufs engste verbunden ist. Strategie und Taktik der Kommunisten in den einzelnen Phasen zu untersuchen ist die eine Seite. Die andere aber sollte die Voraussetzungen ans Licht bringen, ohne die diese oder jene Strategie gar nicht möglich gewesen wäre. Man kann Prof. Zinner nicht den Vorwurf machen, daß er dies übersieht — in allen Kapiteln treten diese Fragen immer wieder auf —, jedoch hätte dieser Aspekt wohl eine eigene Zusammenfassung verdient. Er ist wichtig genug, ja er ist entscheidend. Es ist die Nationalitätenfrage in den böhmischen Ländern — d. i. die deutsch-tschechische Frage —, die im letzten die Bolschewisierung des tschechischen Volkes und seines Staates ermöglicht hat. München 1938 gab den Kommunisten die Chance, sich an die Spitze der nationalen tschechischen Selbstbehauptung zu stellen und zu einer echten nationalen tschechischen Volkspartei zu werden: die eine Voraussetzung der künftigen Machtübernahme. Die zweite war die Auslösung des Zweiten Weltkrieges durch die deutsche Politik und insbesondere der Angriff auf die Sowjetunion, der die Rote Armee nach Mitteleuropa brachte. Die dritte und entscheidende war schließlich die nationalchauvinistische Rachepolitik gegen die Deutschen der böhmischen Länder, die von den bürgerlichen Parteien geplant und von den Kommunisten exekutiert wurde und die Geist und Struktur der überkommenen Rechtsordnung auflöste. Die Deutschen waren nur die ersten Opfer. Auch hier kann man nicht sagen, daß Zinner dies übersieht, aber er stellt diese Frage nicht an den zentralen Ort, an den sie gehört. Wenngleich sie öfters aufscheint, werden ihr „im Zusammenhang“ doch nur zwei Seiten gewidmet.

Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der kommunistischen Nachkriegspolitik der Jahre 1945—1948. Zinner unterscheidet hier vier Phasen. Die erste vom Mai bis Oktober 1945. Es war die Zeit der sogenannten Nationalen und Demokratischen Revolution, die sich in erster Linie gegen die Deutschen und die nichtsozialistischen, rechtsstehenden Elemente der Tsche-

chen und Slowaken richtete. In ihr bereits konnten die Kommunisten die entscheidenden Machtpositionen besetzen. Die zweite Phase reicht vom Oktober 1945 bis Mai 1946, von dem Aufscheinen einer parlamentarischen Fassade — der Provisorischen Nationalversammlung — bis zu den ersten Nachkriegswahlen, in denen die Kommunisten einwandfrei Mehrheitspartei wurden. Die dritte Phase datiert vom Mai 1946 bis Juli 1947. Es war eine Zeit relativer Ruhe, deren Endpunkt durch den Versuch der tschechoslowakischen Regierung am Marschall-Plan teilzunehmen und durch den Einspruch Stalins gegeben ist. Damit scheiterte die Politik Beneš von der Brückenfunktion der Tschechoslowakei zwischen West und Ost. Der vierte Zeitraum vom Juli 1947 bis Ende Februar 1948, der in der Emigrantensliteratur zumeist über Gebühr bewertet und als kommunistischer Verrat und tragischer Kampf der Demokraten um die Freiheit des tschechischen Volkes bezeichnet wird, erhält die verdiente Abwertung. So interessant die Einzelheiten um das Versagen der bürgerlichen Parteien und des Staatspräsidenten selbst sein mögen, Zinner faßt mit Recht zusammen: „In der Tat waren die Ereignisse des Februar 1948 bloß der logische Schlußpunkt eines Prozesses, der viel früher einsetzte . . . Die entscheidenden Phasen des Kampfes hatten bereits stattgefunden.“

Der Kurs, der zum Februar 1948 führte, wurde schon im Dezember 1943 in den Verhandlungen zwischen Beneš und den tschechoslowakischen Kommunisten in Moskau festgesetzt. Unbestritten liegt dabei die Verantwortung bei dem einen Mann, Beneš, der auch seine Parteifreunde in London vor ein *fait accompli* stellte (Zinner, S. 84). Im März 1945, als Beneš und sein Gefolge erneut in Moskau eintraf, um von hier im Kielwasser der Roten Armee in die Heimat zurückzukehren, wurde bereits das Schicksal der Republik besiegelt. Die Zerschlagung des alten Staatsapparates durch revolutionäre Nationalausschüsse auf allen Ebenen hatten die Kommunisten schon vorher erreicht. Das Dekret des Präsidenten wurde im Dezember 1944 erlassen und über Rundfunk und Flugblatt der Heimat bekanntgegeben. Nun folgte das Verbot aller Rechtsparteien (d. Agrarier in erster Linie) und die Übernahme wichtiger Schlüsselministerien durch die Kommunisten. Zinner urteilt über die Zeit nach dem Mai 1945: „Das Problem der KPTsch bestand nicht darin, erst die Macht zu erobern, sondern ihre Operationsbasen zu benützen, um die bereits vorhandene beträchtliche Macht auszuweiten und die psychologischen Vorteile, über die sie verfügte, voll auszunützen.“

Aber nicht nur die psychologischen Vorteile (die Kommunisten als nationale Befreier, die Macht des großen sowjetischen slawischen Bruders, die sozialen Maßnahmen und Versprechungen) zählten, sondern nicht weniger die materiellen der Übernahme des deutschen Eigentums durch einen nicht unbeträchtlichen Teil des tschechischen Volkes. Auch wenn man das Protektorat und die berechtigten aufgestauten Haßgefühle in Rechnung zieht, war doch diese Ausplünderung der deutschen Gebiete eine Generalkorruption weiter Schichten des Volkes, die nicht ohne Folgen bleiben konnte.

Die Kommunisten hatten davon insofern den Vorteil, als das kommunistische Innenministerium für diese Maßnahmen verantwortlich zeichnete. Zinner schreibt (S. 138, 139): „Soweit der Transfer der Deutschen vom Innenministerium dirigiert wurde, nahm dieses wahrhaft nationale Unternehmen den Anschein einer ausschließlich kommunistischen Errungenschaft an. Die Kommunisten zogen ihren Vorteil aus dem Rachedurst und dem Verlangen einer erstaunlich großen Zahl von Tschechen und Slowaken, sich das Eigentum anderer Menschen anzueignen.“ Zinner beklagt hier aber weniger dieses selbstmörderische ‚Nationale Unternehmen‘, sondern findet es nur schwer zu verstehen, warum man diese Aussiedlungs- und Ausplünderungsaufgabe allein dem kommunistischen Innenminister überlassen und nicht einen interministeriellen überparteilichen Ausschuß dafür eingesetzt hat. Die Initiatoren der Austreibung (die ja bekanntlich nicht die Kommunisten waren) konnten also ihre Früchte nicht ernten, sondern säten für andere. Die nach westlichen Maßstäben letzten freien Wahlen in der Tschechoslowakei vom Jahre 1946 veranschaulichen sehr klar diese Ursache des kommunistischen Sieges. Prof. Zinner steuert hierzu wertvolles Material bei. Auf das gesamte Staatsgebiet berechnet erzielte die KPTsch damals 38 Prozent aller Stimmen. Dabei steigert sich der Prozentsatz fortschreitend von Ost nach West. In der Slowakei waren es nur 30,4 Prozent, in Mähren 34,5 Prozent und in Böhmen 43,3 Prozent. Die Untersuchung selbst aber bemerkt, daß es trügerisch wäre, diesen wachsenden Prozentsatz allein dem unterschiedlichen Grad der Industrialisierung der tschechoslowakischen Provinzen zuzuschreiben, denn in den böhmischen Ländern erreichte die KPTsch ihre höchsten Prozentsätze in den vorwiegend agrarischen Gebieten Südböhmens und Iglau, vor allem aber in den ehemals deutschen Grenzbezirken. In den Bezirken Karlsbad, Aussig und Reichenberg waren es 52,2; 56,5 und 48,3 Prozent.

Mit Recht, so scheint uns, meint auch Zinner, daß die sowjetische Unterstützung bei den Februar-Ereignissen (es widerstrebt, den logischen Schlußpunkt ‚Putsch‘ zu nennen) irgendwie entscheidend war. Nach seiner Meinung handelt es sich um ex post facto-Begründungen der Verlierer. Hätte sich an dem Ergebnis etwas geändert, wenn nicht die Rote Armee, sondern die Amerikaner Prag befreit hätten? Zinner bestreitet dies und weist auf das Beispiel von Pilsen hin. Pilsen wurde von den Amerikanern befreit und hat nachher doch überwiegend kommunistisch gewählt. Wenn auch der Vergleich zwischen Prag und Pilsen hinken mag, so unrecht wird die Untersuchung nicht haben. Die Sympathien der tschechischen Massen lagen beim großen russischen Bruder und der Kurs der tschechoslowakischen Politik war schon seit dem Jahre 1943 festgelegt. Vielleicht sogar schon seit München 1938.

Drei Punkte führt Zinner abschließend als bestimmend für diese Entwicklung an: 1. Den Zusammenbruch der alten gesellschaftlichen und politischen Ordnung. Hier leistete das Protektorat die Vorarbeit. Es war nicht schwer, daraufhin tabula rasa zu machen und den Grund für eine Neustruktur zu legen. 2. Die nationalen revolutionären Bestrebungen (d. h. die Deutschen-

austreibung), die Hand in Hand mit einer sozialen Strukturveränderung gingen. Der Radikalismus begann auf dem einen Sektor und setzte sich auf dem anderen fort. 3. Die Tatsache, daß die kommunistische Partei nicht als ein ‚fremdes, antidemokratisches Instrument‘ empfunden wurde, sondern als eine eigenständige nationale, dynamische tschechische Partei. Auch diese Entwicklung der tschechischen Kommunisten zu einer echten Volkspartei geht auf die deutsch-tschechische Auseinandersetzung in Böhmen zurück. Mit München 1938 fiel den tschechischen Kommunisten diese Rolle der Verteidigung aller nationalistischen Tradition des tschechischen Volkes zu. Es war deshalb wohl nicht nur Opportunismus, der die Mitgliederzahlen der KPTsch vom Mai 1945 bis zum Mai 1946 von 27 000 auf 1 159 164 anschwellen ließ (davon entfielen 1 007 834 auf die böhmischen Länder).

Prof. Zinners case study ist eine hervorragende wissenschaftliche Untersuchung der Strategie und Taktik der KPTsch. Warum aber die tschechischen Kommunisten so glatt und widerstandslos den Staat übernehmen konnten, läßt sich wohl eher aus der Geschichte des nationalen Kampfes in Böhmen in diesem Jahrhundert erklären. Die kommunistische Politik hat nicht viel mehr getan, als eine Lage, die andere in ihrer Verblendung geschaffen hatten, in extremis ausgenützt.

München

Rudolf Hilf

Rudolf Urban, Die sudetendeutschen Gebiete nach 1945.

Alfred Metzner Verlag, Frankfurt a. M.-Berlin 1964, 440 S., 7 Karten, Leinen DM 36,—.

Zwei gründliche und umfassende Untersuchungen liegen bisher über die Vertreibung der Sudetendeutschen vor und zwar: die von der Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen herausgegebenen ‚Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen‘ und Band IV der Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, ‚Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei‘, bearbeitet von Prof. Th. Schieder. Das Werk Dr. Rudolf Urbans vom Herder-Institut in Marburg setzt diese wissenschaftliche Arbeit in hervorragender Weise fort. Vorbild ist dabei das vom J. G. Herder-Forschungsrat herausgegebene Sammelwerk ‚Ostdeutschland unter fremder Verwaltung‘.

Zum ersten Mal besitzen wir mit dieser verdienstvollen Untersuchung ein Gesamtbild der bevölkerungspolitischen, wirtschaftlichen, kulturellen und verwaltungsmäßigen Entwicklung der ehemals deutsch-besiedelten Sudetengebiete vom Zeitpunkt der Vertreibung bis zum Jahre 1963. Wer immer sich in Zukunft mit dieser deutsch-tschechischen Gegenwartsproblematik befaßt — der Wissenschaftler, der Heimatvertriebene, der Politiker —, wird zu einer zureichenden Urteilsbildung diese Urbansche Untersuchung heranziehen müssen.

In klarer Gliederung können wir den Gang der Veränderungen durch acht Hauptteile verfolgen (Verwaltung; Bevölkerungsentwicklung; Land-

und Forstwirtschaft; Industrie und gewerbliche Wirtschaft; Verkehrswesen; Bildungs- und Kulturleben; Gesundheitsfürsorge; Religionsgemeinschaften). Der abschließende neunte Hauptteil faßt das Urteil über den „jetzigen Zustand der sudetendeutschen Gebiete“ zusammen.

Wie weit ist es den tschechischen Bemühungen gelungen, das staatsrechtlich schon immer beanspruchte Sudetengebiet sich auch bevölkerungspolitisch einzuverleiben? Wie weit konnte die Grenze zwischen dem tschechischen Landesinnern und den ehemals deutsch besiedelten Gebieten tatsächlich verwischt werden und eine echte Angleichung stattfinden? Auf diese Fragen gibt das vorliegende Buch eine reich dokumentierte und aus einer Fülle von Informationsmaterial schöpfende Antwort.

Grundlegend ist die Bevölkerungsentwicklung. Sie wird hier aufgegliedert in die ‚Altsiedler‘, d. h. Deutsche, die zurückgeblieben sind, und Tschechen, die schon vor 1945 in den Sudetengebieten ansässig waren, und die ‚Neusiedler‘ (Tschechen, Reemigranten, Slowaken, Madjaren, Bulgaren, Kroaten, Griechen und Zigeuner), die mit der Vertreibung in die Grenzgebiete einströmten oder dorthin — wie die Madjaren und südmährischen Kroaten — zwangsumgesiedelt wurden. Die in der Heimat verbliebenen Sudetendeutschen, das bestätigt erneut diese Untersuchung, sind zum Volkstod, das ist zur Zwangsassimilierung, zum Aufgehen im tschechischen Volk, bestimmt. Ihre Lage ist hinreichend bekannt. Urban legt jedoch ein umfassendes Zahlenmaterial über ihre jetzige Verteilung und Struktur vor. Er berichtet über ihre staatsbürgerliche Stellung, ihr kulturelles Leben sowie über ‚Stimmung und politisches Verhalten der Deutschen‘. Bezeichnend für ihre Rechtsstellung ist, daß die Verfassung vom 11. Juli 1960, die in ihrem Artikel 25 „den Bürgern der madjarischen, ukrainischen und polnischen Nationalität . . . alle Möglichkeiten und Mittel zur Bildung in der Muttersprache und zu kultureller Entfaltung . . .“ garantiert, die Deutschen überhaupt nicht erwähnt. Das Argument von tschechischer Seite, daß die Deutschen ja keine ethnische Einheit mehr bilden und völlig zerstreut leben, ist nicht stichhaltig. Wie Urban ausführt, wohnen „allein in der Umgebung von Karlsbad und Falkenau noch etwa so viele Deutsche . . . wie es Polen oder Ukrainer in der Tschechoslowakei gibt“. Bekanntlich gibt es nicht eine einzige deutsche Schule in der ČSSR, obwohl in den egerländer Bergbaugebieten selbst noch Gemeinden mit einer deutschen Mehrheit bestehen.

Welchen Erfolg hatten die staatlichen Ansiedlungspläne? Vorgesehen war, daß nach Abschluß dieser Unternehmung annähernd 2,5 Millionen Tschechen und Slowaken im Grenzgebiet leben sollten. „Dieser Ansiedlungsplan ging von vornherein von weit niedrigeren Bevölkerungszahlen aus, als im Jahre 1930 in den einzelnen Bezirken vorhanden waren.“ — schreibt Dr. Urban. Die Planziffern wurden aber nicht erreicht und „nach 1948 waren beträchtliche Rückschläge zu verzeichnen“. Durch die Politik der Verstaatlichung und Kollektivierung, die im Grenzgebiet zuerst mit voller Wucht einsetzte, „fielen für sehr viele Neusiedler die Gründe weg, die sie 1945 zur Übersiedlung ins deutsche Gebiet bewogen hatten. Viele Neusiedler zogen ab,

nachdem sie das ihnen anvertraute deutsche Eigentum gründlich verwirtschaftet bzw. zu Geld gemacht hatten. Dieser Siedlertyp wird auch in der tschechischen Publizistik als ‚Goldgräber‘ bezeichnet. Der Zuzug „war seitdem unbedeutend. Im wesentlichen war die Wiederbesiedlung bereits zur Zeit der Volkszählung vom 22. Mai 1947 abgeschlossen.“ Der Regierungsbevollmächtigte für das Grenzgebiet, Josef Janouš, sprach im Frühjahr 1957 von einer „lang anhaltenden Entvölkerung des Grenzgebietes seit 1949“. Vor allem auf landwirtschaftlichem Gebiet macht sich ein empfindlicher Mangel an Arbeitskräften bemerkbar, der durch den geringen Grad an Mechanisierung nicht ausgeglichen werden kann. Die Untersuchung stellt fest, daß dies auf drei Ursachen zurückzuführen ist: „erstens auf die in allen modernen Industriestaaten zu beobachtende Landflucht, zweitens auf die Abneigung der Bevölkerung gegen die Kollektivierungspolitik der Regierung und drittens auf das mangelnde Heimatgefühl der neu angesiedelten Menschen.“ Viele empfinden es als Strafe, ins Grenzgebiet versetzt zu werden und nehmen jede Gelegenheit wahr, dieses zu verlassen. Im Grenzgebiet leben zu müssen, wird von nahezu allen Berufen als sozialer Abstieg gewertet. Urban meint, daß die Neusiedler tschechischer und slowakischer Nationalität „keineswegs einen Querschnitt dieser Völker darstellen, sondern als ihre unterste soziale Schicht angesehen werden müssen“. Ein Ausspruch des verstorbenen Staatspräsidenten Zápotočký scheint dieses Urteil zu bestätigen. Er charakterisiert die Neusiedler als Leute, die aus allen Winkeln der Republik und aus dem Ausland zusammengeströmt seien. Man habe sie nicht aussuchen können und man habe mit denen besiedelt, die kamen. Auch von ihnen habe gegolten: ‚Viele sind berufen, aber wenige auserwählt.‘ Viele hätten sich später als nicht auserwählt, als unfähig und sogar als schlecht erwiesen und viele seien auch wieder verschwunden, ‚wie das Würstel vom Kraut‘. Zurückgelassen hätten sie häufig nur den von ihnen angerichteten Schaden (Aufbau und Frieden Nr. 64 v. 13. 8. 1957).

Den Schaden, den die gesamte Wirtschaft durch die Vertreibung erlitt, und die Versuche, ihn wettzumachen, behandeln ausführlich die Kapitel über die Land- und Forstwirtschaft sowie über die Industrie und gewerbliche Wirtschaft. Allein der tschechoslowakischen Industrie gingen 35% ihrer Arbeitskräfte verloren und man kann heute ermessen, wie sehr auf der einen Seite die Vertreibungen zum wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands beigetragen haben und wie sehr sich andererseits die nationalistiche Wahnsinnspolitik der Tschechen ins eigene Fleisch geschnitten hat.

Es wäre falsch, aus dem bisher Berichteten zu schließen, daß die vorliegende Untersuchung eine vorgefaßte These von der mißlungenen Wiederbesiedlung untermauern will. Es werden keineswegs bloß die Schattenseiten aufgezählt, sondern auch die Leistungen gewürdigt, dort wo die Tatsachen dies rechtfertigen. Zum Beispiel ver fünfachte sich die Kohlenförderung im Falkenauer Revier zwischen 1938 und 1958. Während auf der einen Seite ganze Städte und Dörfer verfallen, entstehen an anderen Orten neue und moderne Siedlungen. Positiv hervorgehoben werden muß auch die Arbeit

der tschechischen Denkmalspfleger, die sich sicherlich Mühe geben, zu retten, was zu retten ist. Aber das und anderes kann an dem Grundergebnis nicht viel ändern, das darin besteht, daß es dem tschechischen Volk bislang nicht gelungen ist, „hier eine wirkliche Konsolidierung der Verhältnisse herbeizuführen. Auch wenn heute zwischen sudetendeutschen und tschechischen Gebieten keine Verwaltungsgrenzen mehr bestehen, so gibt es doch zwischen beiden nach wie vor erhebliche Unterschiede, die vermutlich auch noch lange bestehen werden“. — so schließt dieses Buch.

München

Rudolf Hilf

Bohumil Černý, Mezi Labem a Rýnem [Zwischen Elbe und Rhein].

Verlag Lidová Demokracie, Prag 1965, 155 S.

Zu den prominenten Besuchern der Bundesrepublik aus osteuropäischen Ländern, die nach der Rückkehr ihre Reiseeindrücke publizierten [z. B. Chruschtschows Schwiegersohn Alexej Adschubej in: Wir sahen Westdeutschland. München 1964 (List-Buch 284), oder der Vorsitzende der ZNAK-Gruppe im polnischen Sejm Stefan Kisielewski in: An dieser Stelle Europas. Ein Pole über Ost und West — und andere Fragen von heute. München 1964 (Piper Paperback)], gehört Bohumil Černý nicht. Dennoch hatte er den illustren Gästen einiges voraus, als er als Stipendiat des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz für zwei Semester nach Deutschland kam: er beherrschte perfekt die deutsche Sprache, kannte als Zeitgeschichtler und Mitarbeiter der Historischen Abteilung der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften die inneren Zusammenhänge der deutschen Geschichte und hatte — wenn auch als Zwangsarbeiter während der Protektoratszeit — bereits zuvor mit Deutschen und Deutschland Kontakt. Zudem konnte er seit seinem ersten Aufenthalt auf zahlreichen weiteren Reisen seine Eindrücke überprüfen und vertiefen. Ließen seine ersten Stimmungsberichte in der ‚Lidová Demokracie‘ im Frühjahr und Sommer 1963 noch eine gewisse Unsicherheit im Urteil spüren, so findet man jetzt bei der Lektüre seines reich bebilderten, informativen Buches das im Vorwort gesetzte Ziel bestätigt: Černý ist es gelungen, mit offenen Augen und ohne Vorbehalte die westdeutsche Gegenwart zu sehen und seine tschechischen Landsleute in einer literarisch wenig ambitiösen „Quasi-Reportage“ zu veranlassen, „über das Land, neben dem wir (. . . nach den grausamen Erlebnissen der Okkupation . . .) zu leben gezwungen sind, nachzudenken“.

Černý kann den Historiker nicht verleugnen, denn beinahe in jedem Kapitel greift er in die deutsche Geschichte zurück, ob er nun über den Karneval in Mainz — übrigens seinem ersten beeindruckenden Erlebnis in der BRD —, über München, über die rheinischen Domstädte, über Bonn und Köln, über Hannover, Hamburg oder einen Besuch bei Golo Mann in Stuttgart schreibt. Für den tschechischen Leser, der — bei ausreichenden Sprachkenntnissen — zwar durch die Sendungen der deutschen und österreichi-

schen Rundfunkanstalten ein objektiveres Bild der deutschen Wirklichkeit erhalten kann als durch die subjektivierende Schwarz-Malerei des ‚Rudé Právo‘ oder des tschechischen Fernsehens, bietet Černýs vorurteilslose Berichterstattung eine Quelle wertvoller Informationen und subtiler Beobachtungen. Wenn er den Wiederaufbau der deutschen Städte durch zahlreiche Dokumentarfotos belegt, dem Straßenbau und der Pünktlichkeit der Eisenbahn Lob zollt, das „Wirtschaftswunder“ analysiert und dabei den auslösenden Faktor „Marshall-Plan“ nicht vergißt oder sich Gedanken über die soziale Struktur und die „Erzeuger“ der öffentlichen Meinung macht, so wird gerade durch diese Objektivität auch spürbar, daß er — bewußt oder unbewußt — Parallelen zu der tschechischen und slowakischen Nachkriegsentwicklung zieht. In dem wuchernden Wohlstand der kapitalistischen Wirtschaftsform, die er respektiert, sieht er aber auch Gefahren: die weitverbreitete politische Uninteressiert- und Uninformiertheit, speziell bei den Frauen; am Beispiel des Auschwitz-Prozesses weist er die Abgestumpftheit gegenüber der nächsten Vergangenheit nach; er sieht die Probleme, die eine vollbeschäftigte Wirtschaft bei dem Fehlen von Arbeitskräften, die zunehmende Abhängigkeit von dem Heer der Gastarbeiter und der Mangel an Handwerkern mit sich bringen; er zeigt Besorgnis über die — überbewerteten — Folgen der durch die Konjunktur bedingten deutschen Aufrüstung. Er findet im Sozialismus und Kommunismus keine attraktive Alternative für das kapitalistische System, solange sie, durch die abschreckenden Fehler der stalinistischen Politik gebrandmarkt, dem wohlstandssatten deutschen Arbeiter nicht bewiesen haben, „daß die Vertiefung der Demokratie wirklich eine dauernde Begleiterscheinung des Sozialismus ist“.

Wenn Černý auch zu der Auffassung gelangt, die „Bundeswehr sei die Schule der Nation“, der Protest zahlreicher Wissenschaftler gegen Wiederbewaffnung und Atomrüstung sei ungehört verhallt, das Militär spiele — trotz der Ablehnung des Krieges durch den „kleinen Mann“ — bereits eine übermächtige Rolle, wobei ihm Spiegel-Affäre und der Rücktritt des Wehrbeauftragten Heye als Beweise dienen, registriert er doch mit Erstaunen, daß zahlreiche Deutsche die Angst vor einem sowjetischen Angriff ebenso latent mit sich herumtragen wie die Tschechen die Furcht vor einem neuen deutschen Überfall. Sein Kapitel über das Verhältnis der Deutschen zu den Juden, zu Massenvernichtung und Konzentrationslagern, gehört, durch den Besuch der Kölner Monumenta-Judaica-Ausstellung ausgelöst und nicht als Problem gestellt, zu den einfühlendsten Stellen des Buches.

Neu und überraschend in der Fülle der Informationen und der offenen Darstellung müssen für den tschechischen Leser die Parteien über das politische Leben in der Bundesrepublik sein. Sie dokumentieren einmal mehr Černýs Belesenheit und gute Beobachtungsgabe, auch wenn manchmal Legenden oder Halbwahrheiten Aufnahme gefunden haben. Ob er dann im sozialen Bereich Löhne, Kaufkraft und Sozialversorgung analysiert, die Wachstumsraten der Industrie und des Volksvermögens aufzeigt, über Einfluß und Stellung der Kirchen spricht, den Strukturwandel der Gesellschaft

deutlich macht oder über Universitäten und studentisches Leben schreibt — er hat immer überzeugende Statistiken bei der Hand und bemüht sich um äußerste Sorgfalt.

Persönlichen Mut hat der Autor in dem umfangreichen Kapitel über die Sudetendeutschen bewiesen. Seine zweibändige Geschichte (mit Jaroslav César als Ko-Autor) über die Politik der deutschen bürgerlichen Parteien in der ČSR [César, Jaroslav — Bohumil Černý: *Politika německých buržoazních stran v Československu v letech 1918—1938*. Prag 1962] ließ gerade hier befürchten, daß er sich mehr von ideologischen Prinzipien als dem Wunsch nach objektiver Wahrheitsfindung leiten lassen könnte. Doch weit gefehlt. Für ihn besteht zwar die moralische Berechtigung der Vertreibung, er ironisiert das „unstillbare Heimweh“ einiger „Berufsvertriebener“, das von der Regierung zu politischer Erpressung benutzt werde, aber er berichtet auch von den Schwierigkeiten, die Aussiedlung, das Einleben in Deutschland und das Zusammenleben mit den Altbürgern mit sich gebracht haben. So würdigt er die Leistung der in ihrer Mehrheit sesshaft gewordenen Sudetendeutschen im Aufbau und als Mit-Initiatoren des „Wirtschaftswunders“, er versucht eine Deutung der Haltung der Landsmannschaft und der Politik der Bundesregierung und berichtet recht anschaulich an Hand konkreter Beispiele vom Rückgang des „Revanchismus“. Hier hat sich Černý am weitesten vorgewagt und die durch den wachsenden Touristenstrom bereits geschlagene Bresche in der parteioffiziellen Mauer der Verketterung der BRD erheblich erweitert.

So ist sein Versuch, seinen Landsleuten eine menschlichere, friedlichere, wirtschaftlich erfolgreiche, ja, saturierte Bundesrepublik zu zeigen, durchaus geglückt. Das ganz aus dem eigenen Erleben gestaltete Buch ist getragen von der Hoffnung auf Aussöhnung der beiden Nachbarvölker. In der von Krieg, Unrecht, Rassenhaß und Revanchismus unbelasteten jungen Generation, die mit der Demokratie ernst macht, sieht er die Voraussetzung für einen notwendigen, wünschenswerten Ausgleich und die Normalisierung der Beziehungen. Vielleicht generalisiert Černý manchmal zu schnell, überbewertet kleine persönliche Schwierigkeiten, gibt Belanglosigkeiten eine zu große Bedeutung. Die etwas sprunghafte, chronologische und durch seine Reisen eigentlich „geographische“ Gliederung ist eine der Schwächen des Buches. Die Reproduktion der Bildtafeln und die Aufmachung des Bandes entspricht kaum dem Standard der tschechischen Druckkunst. Wir sind sicher, daß Černýs notwendiges Buch eine weite Verbreitung und eine interessierte Leserschaft in der ČSSR finden wird, denn nicht nur die Lebendigkeit seiner Darstellung, sondern vor allem seine generelle Objektivität verdienen Anerkennung. Seinem Leitmotiv, der aus dem Verstehen und der Verehrung erwachsenen Liebe zur deutschen Kultur und Geistigkeit, bleibt er treu, hatte doch sein Deutschprofessor am Tage des deutschen Einmarsches 1939 seinen Schülern zugerufen: „Vergeßt nie, daß Deutsch auch die Sprache Goethes und Schillers ist.“

Tübingen

Jörg K. Hoensch

Linus Kather, Die Entmachtung der Vertriebenen. Band 1: Die entscheidenden Jahre.

Verlag Günter Olzog, München 1964, 320 S., DM 19,80.

Der Verfasser ist Rechtsanwalt und gebürtiger Ostpreuße. Vor 1945 war er als Stadtverordneter von Königsberg nur am Rande der politischen Arbeit zu finden, nahm aber gleichzeitig v. a. im Berufsleben an christlicher Überzeugung eine antinationalsozialistische Haltung ein. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges begann seine politische Karriere und er wurde als Vorsitzender des „Zentralverbandes der vertriebenen Deutschen“ (ZvD) und des späteren „Bundes vertriebener Deutscher“ (BdV) sowie als prominenter Abgeordneter der CDU und später des BHE weithin bekannt.

Kather hat etwa fünfzehn Jahre deutscher Nachkriegsentwicklung auf dem wichtigen Gebiet der Integration der Heimatvertriebenen in die neu entstehende Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland als politisch wirkende Persönlichkeit verfolgt sowie unmittelbar und eigenwillig mitgestaltet. Der Politiker Dr. Kather will, so sagt er selbst, jedoch kein Geschichtswerk schreiben. „Dazu ist der zeitliche Abstand zu kurz. Das muß besonders für alle gelten, die mitgewirkt haben. Ich will aber einen Beitrag liefern für die spätere Geschichtsdarstellung und zwar einen zuverlässigen. Das ist besonders notwendig im Hinblick auf die Geschichtsfälschung, welche auf unserem Gebiet schon sehr gute Erfolge aufzuweisen hat.“ (S. 8)

Der Verfasser, der mit seiner letzten Bemerkung vor allem die bisherigen Dokumentationen des Bundesvertriebenenministeriums meint, schildert im vorgelegten ersten Band seiner Darstellung die Entwicklung von der Gründung erster Flüchtlingsorganisationen in Norddeutschland knapp nach dem Ende der Feindseligkeiten bis zur Bundestagswahl 1953. Dabei zeigt er auf zwei verschiedene, freilich eng verbundene Sachverhalte: Einmal die Entwicklung des Verbandslebens der Vertriebenen und zum anderen von Vertriebenenfragen in der CDU. Im chronologischen Ablauf werden für die beiden Sachverhalte Schwerpunkte durch Kapitel gebildet, welche einerseits z. B. die Entstehung der Charta der deutschen Heimatvertriebenen, des ZvD, BdV und des „Verbandes der Landsmannschaften“, andererseits wichtige Gesetzeswerke wie das sogenannte 131-Gesetz, das Lastenausgleichs- und das Bundesvertriebenengesetz behandeln.

Methodisch und inhaltlich muß die Darstellung Kathers in Teilbereichen als interessant und sachlich ergiebig bezeichnet werden. Der Verfasser zitiert sehr viel aus unveröffentlichten Partei-, Verbands- und Ausschußprotokollen, Briefen handelnder Personen, Berichten wenig bekannter Zeitungen u. ä. In diesen Zitaten wird wertvolles Material erarbeitet, auf das die noch zu schreibende Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945 zurückgreifen müssen, um nicht wesentliche Aspekte zu vernachlässigen. Vor allem bezüglich der Belege für die ersten Gründungen von Vertriebenenorganisationen in Norddeutschland wird man künftig an Kather nicht vorbeigehen dürfen.

Diese beachtenswerten Passagen sind jedoch der kleinere Teil des Buches. Die Zitate sind nur Einsprengsel in eine Schilderung, in der Kather Ereignisse aus seinem Arbeitsbereich und seine persönlichen Reaktionen hierauf beschreibt. Obwohl der Verfasser viel gesehen und noch mehr gehört hat, führt diese Schilderung immer wieder zu Fragen. Es wird z. B. ausführlich über die Ausführungsgesetze und -verordnungen des 131-Gesetzes berichtet, ohne daß das Grundkonzept auch nur gestreift wird: Wer brachte diesen Artikel überhaupt in das Grundgesetz ein und warum? Es wird ausführlich aus vertriebenenfeindlichen Äußerungen der SPD-Sprecher im 1. Bundestag zitiert. Wo liegen die Gründe und Wurzeln dieser SPD-Haltung? Wenn man feststellt, daß die Vorgeschichte des Lastenausgleichsgesetzes, an dessen norddeutschen Konzeptursprüngen Kather mitwirkte, ausführlich dargestellt ist, kann man hinter diesem Verfahren System vermuten.

Das Vorgehen braucht den Wert der Darstellung nicht zu beeinträchtigen. Memoiren von Politikern sind selten ausreichend fundiert und noch seltener Ausdruck abgewogener Haltung gegenüber dem politischen Gegner. Bei Kather wird jedoch dieses Vorgehen zu laufenden persönlichen Angriffen gegen fast alle dargestellten Mitakteure ausgebaut. Ein politisches Verhalten des ehemaligen Bundesministers Dr. Lukaschek wird wie folgt beschrieben und kommentiert:

„Der Präsident der ‚Dame ohne Unterleib‘ fühlte sich berechtigt, uns mangelnde Legitimation vorzuwerfen und ließ sich von einzelnen Leuten, gegen die er acht Tage vorher den Heckenschützen gemacht hatte, zum Bundesvorsitzenden wählen.“ (S. 48)

Zu Staatsminister Hans Schütz meint Dr. Kather: „Er hatte eine Art, die von den Bayern als ‚Gschaftlhuberei‘ bezeichnet wird. Wie oft habe ich es bis zum Überdruß mit anhören müssen, wenn er immer wieder ausrief: ‚Wir haben uns mit unseren Freunden dahingehend geeinigt, daß wir uns immer einigen werden.‘ Ich weiß natürlich auch, daß der Kompromiß unentbehrlicher Bestandteil der Demokratie ist, aber zum Prinzip und Selbstzweck erhoben führt er zur politischen Knochenerweichung. Wenn Hans Schütz meine Politik unterstützt oder sich auch nur loyal mir gegenüber verhalten hätte, wäre die politische Entwicklung in unserem Bereich anders verlaufen. Ich hätte es auch nie nötig gehabt, die CDU zu verlassen.“ (S. 57) Diese Beispiele ließen sich beliebig erweitern und lassen die Schilderung Kathers unproportioniert werden.

Diese Einschränkung gilt nicht nur für Urteile über Personen sondern auch für Meinungen in Sachfragen. Von dem dazu sachlich prädestinierten Dr. Kather hätte man sich eigentlich eine längst fällige ernsthafte Auseinandersetzung mit dem landsmannschaftlichen Gedanken erwartet. Die Ausführungen des Verfassers zu dieser Frage müssen jedoch als unerheblich bezeichnet werden.

Zusammenfassend sollte man sich eigentlich bei auch oberflächlicher Behandlung des von Dr. Kather angeschnittenen Problems über folgendes klar sein: Der Prozeß der Entschärfung (nicht Lösung!) des deutschen Flücht-

lings-Vertriebenenproblems nach 1946 erfolgte nicht im luftleeren Raume, sondern in ständiger, wechselseitiger Verknüpfung mit (west-)deutscher Innen- und Außenpolitik sowie der allgemeinen Weltpolitik des Zeitraumes. Daß in der Zeit der Darstellung des Verfassers ein „heißer Friede“ zum „kalten Krieg“ wurde und ein deutsches Wirtschaftswunder entstand — beides Entwicklungen von unmittelbarer und schwerwiegender Bedeutung für die dargestellte Thematik —, wird kaum erwähnt. Dr. Kather baut seine ganze Schilderung innerhalb einer Art von geistigem „Vertriebenenghetto“ auf, in dem nur Flüchtlingsprobleme existieren und sich selbst ernährend weiterentwickeln.

Im Vorwort des ersten Bandes seiner Arbeit vermerkt der Verfasser, daß er ihr lieber den Titel gegeben hätte „Die Selbstentmachtung der Vertriebenen“. Dieser Titel wäre vermutlich exakter gewesen. Nach der Lektüre bereits des ersten Bandes hat man einen wichtigen Grund dafür gefunden, warum die Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland kein Faktor im Sinne politischer Macht werden konnten und auch heute nicht sind.

München

Fritz Peter Habel

SUMMARIES

RECENT RESEARCH ON THE PERSON OF THE AUTHOR OF THE „PLOUGHMAN“

Ernst Schwarz

It has now been established that the poet who called himself Johannes de Tepla or de Sitbor was before and after 1400, town clerk, notary and headmaster in Saaz. As the manuscripts of the dialogue „The Ploughman of Bohemia“ were written outside of Bohemia, the possibility that its sources might be found in Bohemia itself was long overlooked. Doskočil was recently able to show that a collected volume of the metropolitan library in Prague had been in the hands of the poet; it contained a *Tractatus de crudelitate mortis*, which undoubtedly gave him ideas for his dialogue. Thus the sources no longer need be traced to foreign countries such as England, as Burdach, for example, attempted to do. A more exact evaluation of the evidence also throws light on his origin. His father was the parson Henslinus de Sytbor (died in 1375) in the village of Schüttwa south of Ronsperg in the Bischofteinitz district. As Doskočil regards the Schüttwa area in the last quarter of the 14th century as purely Czech, he considers Henslinus a Czech parson and the „Ploughman“ author a notary who was Czech by origin and wrote in Czech and German. Bilingualism was a characteristic feature of the age of Charles IV. Doskočil also ascribes the Czech disputation *Tkadlec*, which was clearly influenced by the „Ploughman“ dialogue, to Johannes von Tepl.

A careful survey of place-names in the Schüttwa area, which this study undertakes, shows, however, that a number of them had come into the German language already in the second half of the 13th century and that there was a German minority in the district. The parsons were thus compelled to hear confession also in German, as well as to speak German with the German children of the parsonage. This means, however, that the poet's father cannot be considered a Czech parson. A German — and the name Henslinus suggest that he was such — who understood Czech would also have been suitable for this position.

Tepl, which is probably where the poet studied, was at the time a town on the linguistic border with a mixed population. Around 1400, Saaz was a town that was in the process of losing its German majority in the Council (*Rat*). It is certain that the notary of such a town would have commanded both tongues. Bilingualism was by no means, as Czech studies assume, common in all Bohemia. It was in the linguistic border zone of the period and

in the towns in the interior which had a mixed population, but not in the peripheral German areas. A more precise knowledge of the linguistic situation of the pre-Hussite era is needed.

CLOCKMAKERS IN BOHEMIA AND MORAVIA IN THE GOTHIC AND RENAISSANCE ERAS

Karl Fischer

Not only manual skill but also knowledge of astronomical reckoning was needed for the construction of clocks in the Gothic and Renaissance periods. The art of clockmaking appears to have been established in Prague by Emperor Charles IV, for the first local clockmaker can be discovered in the second half of the 14th century.

The existence of four mechanical striking-clocks in the Prague of the 14th century can be established: in the Castle, the Episcopal court, the Municipal Hall of the Old Town, and the Carolinum. But such clocks can be found in this century not only in the capital but in other parts of Bohemia as well.

In the 15th century there were a number of clockmakers in Prague at one and the same time. Old municipal books, court records and chronicles show that in the 15th century, there were at least twenty Bohemian towns which possessed striking-clocks. Since mechanical clocks were still a costly affair, they can be found only seldom in private hands.

The builder of the clock in the municipal hall of the Old Town of Prague cannot be identified with absolute certainty, but in all probability it was Nikolaus von Kaaden (c. 1400). The astronomical clock in Olmütz was constructed by an itinerant clockmaker named A. Pohl in the year 1422. It was difficult to find qualified caretakers for these mechanical clocks, the resulting lack of the necessary knowledge causing frequent breakdowns.

The first mechanical clocks divided the day into 24 hours; they were called „Bohemian“ clocks, to distinguish them from the „German“ clocks, which counted twice 12 hours. As the first hour of the „Bohemian“ day coincided with sunrise, this hour and thus all subsequent ones were constantly changing.

In the 16th century, the clocks became an object of daily use for the upper strata; from 1500 on, therefore, both builders of large clocks as well as small-clock makers were to be found in Bohemia. Strengthened by the addition of immigrants from southern Germany, the majority of clockmakers in Prague were of German nationality. This coupled with the better workmanship of the immigrated masters led to protracted conflicts within the guilds.

Despite the large number of Bohemian clockmakers, the demand could not be covered by local production alone. Relatively little data is available on clockmaking in the various country towns. It is, however, evident that the clocks built in other Bohemian towns in the 16th century did not match the standards of the Prague clocks.

THE DOMAINS OF THE CISTERCIAN MONASTERY OF
SAAR AND THE NATIONALITY OF ITS SUBJECTS IN
THE YEARS 1407, 1462 AND 1483

Maria Dorda-Ebert

Through fortunate circumstances, three land-registers of the 15th century (for 1407, 1462 and 1483) for the domains of the monastery of Saar have been preserved. Stored in the Prague National Museum, these documents were published in 1961 by Dr. Metoděj Zemek and Engineer Josef Pohanka.

The Cistercian abbey of Saar, *Fons Sanctae Mariae*, situated in the Bohemian-Moravian Highlands, and part of the Bishopric of Prague, had to face numerous vicissitudes between its foundation in 1240 (foundation charter from the year 1252) and its dissolution in 1784. Richly endowed and supported by important noble families, such as the Kunstadt and the Lichtenburgs, the monastery soon had extensive and, in part, widely dispersed property holdings stretching as far as southern Moravia and even to the area of Troppau and Mährisch-Ostrau. Destroyed by the Hussites in 1422, it found a powerful protector in the person of George of Podiebrad, and, following a confiscation, was able to have its holdings recognized by Matthias Corvinus. Later the monastery increasingly lost its importance.

The first land-register of 1407 lists a total of 17 localities with 317 tributaries directly under the administration of the monastery; the second, from 1462, includes 23 with 430; and the third (1483), 43 with 742. In each instance, the town of Saar had the greatest number of subjects: 93, 97 and 104. The localities varied in size, from those that were no larger than a hamlet to villages with 50 subjects. Taking seven persons to a household, the town of Saar had 651 (1407), 679 (1462) and 728 (1483) inhabitants.

With some exceptions, the area cultivated by the peasants was generally not large. Most of them — 71 (1407), 125 (1462) and 218 (1483) — cultivated half a *Labn*, and many (68, 77 and 155) only a quarter of a *Labn*. But some cases can be found where they only had a tenth or even twentieth of a *Labn* at their disposal.

On regularly fixed calendar dates — April 24 (St. George), September 28 (St. Wenceslaus), less frequently on September 16 (St. Gallus) and September 29 (St. Michael), and also at Christmas, Easter, Pentacost and other important days — the taxes of the tributaries were collected. Not only peasants, but also artisans were among the monastery's subjects. Seldom in the smaller localities, they were frequently found in the larger villages, and were especially numerous in Saar, 35% of whose inhabitants in 1462 were practicing a craft.

The publicans enjoyed one of the more lucrative trades. In Saar alone, there were, according to the first land-register, 34 public houses. In the countryside, the village magistrates exercised the right to issue licences for public houses and for hunting.

A detailed examination of the names (Christian and family) of the tributaries — it should be noted that double names were by no means the rule in the Bohemian lands in the 15th century — leads to the conclusion that the population of the town of Saar in the year 1407 was predominantly German, with 18.4% Czech as against 64.4% German names; the remaining 17.2% cannot be clearly identified, being for the most part names of saints in the full original form which gives no clue as to nationality. In 1462 the German element still predominated in the town with 49.5%, but the Czech population had already increased to 37.9%. By 1483 the latter had risen to 48%, thus gaining the majority, for the German share was only 33.3%. There were also German settlers among the rural population, and in isolated cases also villages with a German majority. The three South Moravian villages of Kallendorf, Kl. Grillowitz and Naschetitz, mentioned in 1483, remained German until their inhabitants were forced to leave in 1945/46.

H. Altrichter has already dealt with the nationality of the members of the Cistercian Order in Moravia, coming to the conclusion that in the period prior to Charles IV, the abbey of Saar was a German monastery. He prepared a list for the 13th century comprising 68 names, which can be considered complete. It includes only five members with Czech names, compared with 34 with German names, Altrichter classifying the remaining 25 as open to question.

THE HUMANIST KASPAR BRUSCH AND HIS HODOEPORIKON PFREYMBDENSE

Erwin Herrmann

The Humanist Kaspar Brusch (who was born in 1518 and came from an Eger family) is an interesting example of an intellectual attitude which was probably possible only in the period before the end of the Council of Trent. To the end of his life, Brusch vacillated between the confessions, probably viewed the religious quarrel as a temporary state of affairs that could be overcome, and cultivated close contacts with bishops and abbots who leaned toward the old church as well as with preachers of the new doctrine. This lack of constancy was a characteristic trait of Brusch (as it was of many Humanists). He spent a large part of his life traveling. His material insecurity was expressed, on the one hand, in a bitterness toward the uncomprehending rich which occasionally rose to the surface, and, on the other hand, in a pronounced self-confidence, especially with regard to the imperial honors he received. He possessed, finally, a remarkably strong love of his native soil, which had perhaps been awakened by his teacher in Hof (Upper Franconia).

This study attempts to correct some inaccuracies in the Humanist's biography, but it must be emphasized that the source material on his life is very limited. His works reveal cool discernment as well as the rudiments of a

kind of historical critique, which, to be sure, had no subsequent influence. His most important historical work, the fruit of his journeys, was published in Ingolstadt in 1551 under the title „Monasteriorum Germaniae Praecipuorum ac maxime illustrium Centuria prima“. Also worthy of note is his history of Lorsch, which he wrote in 1553 on commission of the Bishop of Passau; this history was a strongly pro-Reformation work.

The author also attempts a brief interpretation of a smaller travel poem by Brusch, the „Hodoeporikon Pfreymbdense“, which describes a journey on horseback in October 1554 from Passau into the Upper Palatinate and back. The trip was occasioned by an invitation from the landgrave of Leuchtenberg. The work is distinguished by its vivid descriptions of the countryside and the insertion of independent episodes dealing with historical or legendary incidents.

INTELLECTUAL RELATIONS BETWEEN BOHEMIA AND SAXONY AT THE TIME OF THE REFORMATION PART II: CLERGYMEN AND TEACHERS IN THE 17TH CENTURY

Siegfried Sieber

For centuries there was a strong interchange of influences, particularly in the intellectual and political spheres, between Bohemia and Saxony. While the first part of this study showed that Saxony, as the home of the Reformation, sent numerous clergymen and teachers to Bohemia in the 16th century, the present, second part deals with the movement in the opposite direction. In the 17th century, namely, hundreds of Protestant teachers and clergymen who had to leave Bohemia found a home in Saxony and Lusatia.

Through the strong influence of Saxony and the Lutheran clergymen who had been sent from there, a large part of Bohemia had become Protestant in the 16th century. Ferdinand I, as the ruler of Bohemia, expelled as early as 1555 the Evangelical clergymen, on the basis of the Peace of Augsburg; to be sure he had but little success with this measure, since many members of the nobility had already become Protestants and they continued to summon Lutheran clergymen into Bohemia without imperial mandates. In 1608, the Protestant majority of the Bohemian Estates finally forced Rudolph II to issue a charter granting religious freedom to the Lutherans. The Habsburgs who followed Rudolph also confirmed this charter, and it thus took the Battle on White Mountain finally to incite persecution of the Protestants.

Many of the expelled Protestant clergymen and teachers had to endure grave hardships. Many of them could not find a place as clergymen or teachers in Saxony and Lusatia, and thus lived in great poverty. But with these exiles, Saxony acquired a significant number of persons of intellectual distinction, and it was due to this that the cultural recovery of Saxony after the Thirty Years' War was more rapid than elsewhere — while Bohemia grew poorer.

GEORG RITSCHEL, TEACHER AND CLERGYMAN:
A BOHEMIAN EXILE IN CROMWELL'S ENGLAND

Roger Howell

Georg Ritschel was one of the many Protestants who, after expulsion from Bohemia during the Thirty Years' War, found their way to England. Ritschel, whose father was a peasant, was born in Deutschkahn (Aussig district) in northern Bohemia on 13 February 1616. He enrolled in 1633 in the Philosophical Faculty of the University of Strassburg, which at this time was a favoured center of the Bohemian and Moravian Protestants. His education there, based entirely on Aristotelian physics, was to be reflected in all of his works. Ritschel appears to have stayed about seven years in Strassburg. After the re-Catholicizing of Bohemia it was impossible for Ritschel, who had opted for the Protestant faith, to return home. Whether or not he was in Oxford in 1641 is unclear, but it can be established that in 1641—42 he was in The Hague, Amsterdam and Leyden.

The encounter in 1642 with Johann Rave, who later helped establish the foundations of the Prussian school system, was important for the formulation of Ritschel's pedagogical method and the development of his concepts of education. Through Rave, Ritschel also came into contact with Comenius and Samuel Hartlib. He undertook for the former the task of working on the metaphysical sections of the draft of a didactic pansophical work projected by Comenius. This led Ritschel to England, and it can be proved that he was in Oxford in 1646. The completion of the metaphysical work was prevented by financial difficulties, on the one hand, and by a certain amount of ill-feeling between himself and Comenius, who found Ritschel's work too detailed and disorganized to serve as an introductory textbook.

Ritschel then took it upon himself to publish his work independently, under the title „Contemplationes Metaphysicae“. Although this work basically adhered to the Aristotelian tradition, Ritschel did not remain entirely unaffected by the new scientific thought of his day. His work appears to have attracted but little interest in England, but to have been enthusiastically received in Germany — an indication of his intellectual ties with the Continent.

To secure his livelihood, Ritschel accepted on 29 August 1648 the position of director of the Newcastle Grammar School, where he appears to have had great success. His religious views during this period are somewhat obscure.

In July 1657, Ritschel decided to leave the school and to accept a pastoral position in the nearby town of Hexham. There is no mention of his ever having been ordained as a Presbyterian or Anglican, but with the printing of his second work, „Dissertatio de Ceremonii Anglicanae“, he embraced, without any reservations, the Anglican Church. During his last years in Hexham until his death in 1683, Ritschel wrote a number of books which unfortunately have not been preserved.

A CRIMINAL TRIAL AT THE MUNICIPAL COURT OF
THE PRAGUE „KLEINSEITE“ IN THE YEAR 1773:
SPECULATIONS AND CERTAINTY

Werner Hülle

In the fall of 1773, a municipal court of the so-called „Small Side“ Quarter of Prague in the morning sentenced to death a thief who had fled there from Electoral Saxony, only to change the sentence in the afternoon to four years' imprisonment. This miscarriage was due to the circumstance that neither the *praeses* nor the *assessore*s were familiar with an important provision of the *Constitutio Criminalis Theresiana* of 1769, which would have worked against passing a death sentence. — This, at any rate, is what is reported in the memoirs of an actor named Christ, who claims to have been an eyewitness of the trial.

This article examines the credibility of this astonishing trial account, in the light of the personality of its author and the juridical plausibility of his report. In the process, the development and status of criminal law in 18th-century Bohemia are also discussed in detail. The conclusion, based on source criticism and considerations of legal history, is that the layman Christ misunderstood the details of the trial situation and was unjust when he accused the judge of lack of familiarity with the *Theresiana*. But the core of his charge of abuse of judicial power can not be refuted. What has been preserved of the correspondence exchanged between the municipal court and the appellation court in Prague Castle shows that the judges had already decided on a prison sentence before the trial. This unusual case of first appearing to pass a death sentence can probably be viewed as a curious form of „Terrorism“.

BISMARCK AND THE CZECHS IN 1866

Hans Raupach

In 1866, Bismarck did not hesitate to mobilize in the anti-Habsburg struggle the forces of nationalism which since 1848 had threatened the existence of the monarchy. How he came to terms with the Italians, Magyars and Serbs has been known for some time; his links with a Czech separatist movement are analyzed for the first time in this study, which already appeared in 1936, on the basis of previously unutilized sources. After the Battle of Königgrätz, the Prussian High Command placarded an appeal to the „inhabitants of the glorious Kingdom of Bohemia“ which spoke of the „just aspirations to autonomy and free national development“. Bismarck had in mind a further national-federative dissolution of Austria in the event that he was unable to

achieve a peace treaty that was acceptable to him. The background of his activity were discussions held in Berlin with Czech journalists (Kotík, Frič, and Prince Thurn und Taxis) and a propaganda brochure which they printed in Berlin and which was also disseminated by Prussian organs. The early peace settlement prevented this campaign from gaining any deeper impact. But in any event, the conservative Czech forces, under the still unchallenged leadership of the realistic Palacký, would presumably have sided with the Habsburg monarchy, which in their eyes still represented the bulwark against *grossdeutsch* and Russian-led Pan-Slav endeavours. The still powerful nobility of the land would likewise not have been willing to revolt against Austria. The people as a whole were probably also aware of the ambivalence of the campaign, which left open the whole question of the Germans in Bohemia. By and large, the will to an independent state was, in contrast to the Magyars, still insufficiently developed. The policy of Bismarck and of the Czechs in 1866 offers an instructive example of the durability of the Habsburg Empire even in the critical situation which it faced before the final collapse in the year 1918.

ONE HUNDRED YEARS OF MENDEL'S LAWS

Otto Mather

Johann Gregor Mendel was born in 1822 in Heinzendorf. His father was a farmer, and the young Mendel was originally designated to take over the property ultimately. Already in elementary school, however, he revealed a marked mental alertness. He finally went to the Gymnasium, where he displayed his gifts in the linguistic-philosophical and mathematical-natural sciences. In spite of financial distress and illness, he graduated from the Gymnasium in Troppau in 1840 and then entered the Augustinian Order. After completing his philosophical-theological studies, he was ordained a priest. Mendel later studied natural science at the University of Vienna, and after twice having failed to pass the state examination, he became a part-time teacher at a *Realschule*, where he distinguished himself as an outstanding pedagogue.

In addition to teaching, Mendel devoted himself above all to his experiments, in which he used garden peas as experimental plants. He applied the experimental methods of physics and chemistry. Because of his conviction that the laws of heredity were necessarily a question of numerical relationships, the quantity of experimental plants and the number of trials had to be as large as possible. After years of experimentation which required tremendous energy and stubborn persistence, he was finally able to demonstrate the existence of a law of heredity in 1865. The fact that the scientists of his time refused to recognize his achievement was a bitter disappointment to him.

With his election as abbot of his monastery, the scope of Mendel's activity broadened not only in the religious sphere but also in the secular field, which meant that administrative work absorbed much of his time and energy. Failing eyesight soon prevented him from experimenting further, and his generally weak state of health was ruined completely by the fight over monastery taxes. He died in 1884.

Mendel was the founder of classical genetics, but his work was rediscovered and its fundamental significance recognized only at the turn of the century by de Vries, Correns and Tschermak.

JOSEPH MARIA BAERNREITHER AND THE AUSTRIAN GOVERNMENT'S POLICY OF NATIONAL SETTLEMENT IN BOHEMIA (1908—1914)

Harald Bachmann

The effort to achieve settlements with the nationalities of the Danube monarchy presented one of the most difficult domestic political tasks which Austria had to face. After the introduction of universal, equal suffrage, it was above all the task of Baron Bienerth's government (1908—1911) to continue the negotiations with the Czechs which had been underway since the Koerber ministry and to bring them to a successful conclusion. Already under Koerber, the former minister Dr. Baernreither (1845—1925) had done his utmost to reach an understanding with the Czechs. His marked skill as a negotiator and his broad connections with Czech and German politicians helped give him a favourable starting position. Under Baron Bienerth, these negotiations made little headway, and in his diaries, Baernreither was not sparing in critical remarks about the Prime Minister's lack of energy. These diaries, part of the extensive and valuable collected papers of Baernreither which were given to the Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Vienna, also represent an important source for appraising German party politics in Bohemia in this period.

It is characteristic of the *Realpolitiker* Baernreither that he did not believe that much was to be gained from a strong emphasis on the national point of view. Unfortunately, his broad knowledge of social problems was underestimated by the influential German politicians of Austria. The German party leaders in Bohemia also failed to exploit sufficiently his outstanding abilities for their cause. Baernreither supported the Governor of Bohemia, Prince Franz Thun-Hohenstein, who was sympathetic to the idea of a settlement, even though he was aware that Thun was increasingly approaching the Czech national position. The aim of the settlement negotiations of 1910—12 was to achieve a demarcation between the German- and Czech-speaking areas of Bohemia. Baernreither was no friend of any demarcation according to nationality in a compact area of settlement like Bohemia. In the negotiations

for a settlement, he also attempted to come to grips with the economic and social needs of the population, giving them precedence wherever this was possible. Here he showed understanding for the wishes of the Czechs, and was equally aware of the fact that the situation of the Germans in Bohemia had increasingly deteriorated since 1910. He therefore urged the acceptance of a reasonably supportable partial settlement. With this correct evaluation of the play of forces, Baernreither was more advanced than the other German delegates, but he was unable to win over the influential German representatives to support the conclusion of a limited settlement.

The political work of the legally elected German-Bohemian representatives was also greatly impaired by the competition of extraparlimentary popular organizations (such as the „German People's Council for Bohemia“, located in Trebnitz near Leitmeritz, and the „Central Office of the German Districts of Bohemia“). With the competing influence of these auxiliary organizations, the political life of German Bohemia offered a depressing picture of fragmentation.

The fundamental issues in the negotiations for a settlement were: (1) national self-determination; and (2) the required unity of the land. The appraisal of these questions by the leading German parties of Bohemia varied.

The understanding which Baernreither strove to attain was supported above all by the party of large landowners. The German Radical Party and the German Agrarian Party also favoured the speedy successful conclusion of the negotiations. The representatives of the other bourgeois parties, however, feared that too broad concessions would be made to the Czechs. The Progressive Party and the All-German Party felt that by adjourning the conferences, an agreement that was more favourable to the Germans could be achieved. With almost prophetic insight, Baernreither warned against adjournment. His premonitions were proven fully justified — the starting point for negotiations was never again to be as favourable as it had been in 1910.

THE FOUNDATIONS OF THE PROGRAM OF THE SLOVAK PEOPLE'S PARTY PRIOR TO 1938

Jörg K. Hoensch

The Slovak People's Party, founded in December 1918 by the priest Andrej Hlinka from Rosenberg, was soon driven into opposition by the religious policy of the first Czechoslovak government under Kramář. Religious and economic considerations, compounded by personal clashes, led from 1919 on to a dangerous aggravation of the basic differences of view between the „regime Slovaks“ and the Catholics represented by the SPP, on national questions and those of religious and economic policy. By dint of his untiring efforts, Hlinka succeeded in creating a genuine „people's party“, with a sizeable body of members and voters. This party demanded ever more insistently

„national autonomy“ for Slovakia and also introduced in the house of representatives in Prague — without success — a number of bills aimed at the practical achievement of this aim. They called for the transformation of Slovakia into a self-administered entity within the ČSR, with a parliament of its own, an independent executive, and full administrative sovereignty. Until 1938, all points of grievance, whether they concerned the national, religious, administrative, economic or cultural sectors, were concealed under the general demand for „national autonomy“ and for „realization of the Pittsburgh Agreement“. The union of the Czechs and Slovaks into a single polity was up to 1938 not subjected to any fundamental challenge by the SPP. The broadening of a policy of autonomy into a „policy of sovereignty“ in 1938—39 was thus possible only after Hlinka's death and through the active participation of neighbouring states that were interested in the dissolution of the ČSR.

It was left to the Party ideologists to fuse into a single entity the religious and national aspects in order to give the SPP's program the necessary grounding in a *Weltanschauung*. Still, striking differences can be found in the views of various Party leaders on the two main components — Catholicism and nationalism. Tiso, the representative of the moderate wing of the Party, developed, along the lines of Ignaz Seipel and Othmar Spann's *Ständestaat* ideology, a rather unorthodox conservative Catholic doctrine of state and society; Vojtech Tuka, on the other hand, developed his concepts on the basis of an aggressive nationalism and the repudiation of parliamentary democracy.

Though the SPP was never able to win an absolute majority of the Slovak voters for its program in the elections to the regional assembly or the parliament, it nevertheless had strong support among the Slovak people. It was able to double its share of the vote between 1920 and 1935, but never obtained more than 32% of the vote in Slovakia. Still there can hardly be any doubt that from the beginning of 1938 on, the majority of the Slovak people considered the main points of the SPP's program — self-administration for Slovakia and a broad cultural autonomy — as justified, and gave them their support.

If the policy of the Czechoslovak government toward Slovakia had been a little more flexible, a just settlement acceptable to both sides probably could have been reached up to mid-1937, and certainly up to the end of 1936. But the shortsightedness of Presidents Masaryk and Beneš prevented the domestic pacification of Slovakia while there was still enough time. The concessions made by the Hodža government were too halting, came too late, and were too much a response to pressure; they offended the pride of the Slovaks, were not far-reaching enough, and already contained the seeds of further new demands. When the government finally came up with constructive proposals in 1938, the domestic and international situation had already changed so much, under the impact of Hitler's intransigent policy toward Czechoslovakia, that the SPP could no longer be put off with only limited

promises. The crisis of 1938 brought the latent, smouldering conflict between the government and the Slovak autonomists out into the open. Due to lack of understanding on the part of its opponents, the autonomy policy of the SPP quickly became in 1938—39 a „policy of sovereignty“ of Germanophile nationalists which helped destroy the ČSR in March 1939.

COMMENTS ON THE MUNICH AGREEMENT IN THE GERMAN PRESS

Otto Kimminich

Numerous comments on the Munich Agreement by prominent experts appeared in the German press in 1964 and 1965, particularly in the Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ). Only a few of them referred to a partitioning of the Sudeten area between Germany and Czechoslovakia (for example, the letters to the editor by Professor Hall /FAZ of 13 January 1965 / and by Professor Schweitzer /FAZ of 19 January 1965 /). In all the other comments, the territorial question was rightly relegated to the background, while the most varied aspects of the legal questions involved were discussed.

An astonishing number of authorities on international law and political law have dealt with the Munich Agreement in recent years. The most important comments were by: Prof. Fritz Münch (FAZ of 1 June 1964), Prof. Hubert Armbruster (Die Welt of 30 September 1964), Prof. Otto Bachof, Prof. Günter Dürig and Prof. Ernst Forsthoff (all FAZ of 17 November 1964), Prof. Friedrich Klein (FAZ of 3 February 1965) and Dr. Kurt Rabl (FAZ of 22 February 1965).

All of these scholars agree that the Munich Agreement was reached in a legally valid fashion. They are in almost as much unanimous agreement that the Munich Agreement could not be successfully used by the Federal German Government to make territorial claims against Czechoslovakia at a peace conference. As to the question of violation of the Munich Agreement by the German occupation of the residual Czechoslovak state in March 1939, opinions are divided. Some writers view this as a clear breach of the agreement, without, to be sure, drawing clear conclusions from this with respect to its present legal status. Others point out that the violation of an international agreement does not necessarily make it void *ab initio*, but merely gives the partner who remains faithful to the treaty the right to abrogate it. The view is also held that the German guarantee obligation could not have arisen in March 1939. Though it is unanimously believed that the occupation of the residual Czechoslovakia was in any case a violation of international law, there is the view that the question of the further validity of the Munich Agreement was not thereby answered, but requires a detailed study according to the rules of treaty law. Reference is made to the problems of the guarantee promise made also by the Western Allies, the abrogation,

the impact of the war, and the Potsdam Declaration on „Germany within the borders of 1937“. It is emphasized that the current relevance of the Munich Agreement is not to be found in territorial questions, but in other controversial legal questions, such as the citizenship of the Sudeten Germans.

RÉSUMÉS

NOUVELLES RECHERCHES SUR LA PERSONNE DU POÈTE DU „LABOUREUR“

Ernst Schwarz

Le poète du nom de Johannes de Tepla ou de Sitbor était, comme il est maintenant établi, avant et après 1400 greffier municipal, notaire et directeur d'école à Saaz. Les manuscrits du dialogue „Le Laboureur de Bohême“ ayant été écrits hors de Bohême, on a longtemps négligé d'en chercher les sources en Bohême même. Doskočil a pu montrer qu'un recueil de la bibliothèque métropolitaine à Prague datant de la seconde moitié du 14^e siècle, et par conséquent un „Tractatus de crudelitate mortis“ contenu dans ce recueil, a été entre les mains du poète, lequel y a sans aucun doute trouvé des suggestions pour son dialogue. Il n'est plus nécessaire d'avoir recours à l'étranger, par exemple à l'Angleterre, comme l'a fait Burdach. De même des renseignements analysés de façon plus précise font maintenant la lumière sur ses origines. Son père, mort en 1375, était Henslinus de Sytbor pasteur au village de Schüttwa au sud de Ronsperg dans le canton de Bischofteinitz. Comme Doskočil considère la région de Schüttwa comme entièrement tchèque dans le dernier quart du 14^e siècle, il voit en Henslinus un pasteur tchèque et dans le poète du „Laboureur“ un notaire d'origine tchèque qui composait des poèmes en allemand et en tchèque. Le bilinguisme aurait été caractéristique de l'époque de Charles IV. Doskočil voudrait attribuer également à Johannes de Tepl la dispute de Tkadlec, en tchèque, qui fut visiblement influencée par le dialogue du „Laboureur“.

L'exposé entreprend un examen plus précis des noms de lieu de la région de Schüttwa, lequel révèle que déjà dans la seconde moitié du 13^e siècle un bon nombre d'entre eux étaient allemands et qu'une minorité allemande vivait dans le canton. Par conséquent les prêtres étaient obligés de parler allemand avec les enfants allemands de la paroisse. Par là même, la conclusion que le père du poète devait être un pasteur tchèque est remise en question. Un allemand, et le nom Henslinus fait pencher en faveur de cette hypothèse, parlant tchèque aurait aussi bien pu remplir cette fonction. L'argument toujours présenté que le nom allemand Schüttwa fit son apparition seulement à la fin du 18^e siècle ne prouve rien, car cette forme vient de la forme Schutbor, laquelle d'après les analyses phonétiques, était connue des Allemands depuis le milieu du 13^e siècle.

Tepl, le lieu où le poète fit probablement ses études, se trouvait à cette

époque sur la frontière linguistique et avait une population mixte. Saaz était vers 1400 sur le point de perdre la majorité allemande au conseil, ce qui se produisit effectivement avant la guerre des Hussites. Il est certain que le notaire d'une telle ville devait posséder les deux langues du pays. Le bilinguisme n'était nullement courant dans le pays, comme les chercheurs tchèques le prétendent. C'est exact pour la zone de la frontière linguistique et pour les villes de l'intérieur ayant une population mixte, mais pas pour les régions frontalières allemandes. Pour avoir une idée plus exacte, il est indispensable de connaître les conditions linguistiques avant l'époque hussite.

LES HORLOGERS EN BOHÊME ET EN MORAVIE À L'ÉPOQUE GOTHIQUE ET DURANT LA RENAISSANCE

Karl Fischer

Pour la fabrication des montres à l'époque gothique et durant la Renaissance des connaissances non seulement artisanales mais encore astronomiques étaient requises, car chaque horloger devait posséder à fond la chronologie astronomique. L'empereur Charles IV semble avoir introduit l'horlogerie à Prague, la capitale, c'est en effet dans la deuxième moitié du 14^e siècle que l'on retrouve le premier horloger, qui fut suivi d'autres.

Au 14^e siècle on relève à Prague quatre horloges mécaniques à sonnerie: au Hradschin, dans la cour de l'archevêché, à l'hôtel de ville de l'Altstadt et au Carolinum. Mais on trouve des horloges mécaniques au 14^e siècle non seulement à Prague mais aussi dans d'autres parties de la Bohême.

Au 15^e siècle plusieurs horlogers se trouvent en même temps à Prague. Les registres municipaux, les dossiers de tribunaux et les chroniques révèlent qu'au 15^e siècle au moins vingt villes de Bohême possédaient des horloges mécaniques. Ces horloges étant encore des objets très chers, elles étaient rarement la propriété de particuliers.

On n'arrive pas à déterminer de façon précise le fabricant de l'horloge publique de l'hôtel de ville de l'Altstadt à Prague; il s'agit très probablement de Nikolaus von Kaaden (vers 1400). L'horloge astronomique publique d'Olmutz fut l'oeuvre d'un horloger itinérant du nom de A. Pohl en 1422. Il était difficile de trouver un gérant ayant les connaissances nécessaires pour ces horloges, de sorte que souvent elles s'arrêtaient.

Les premières horloges mécaniques partageaient le jour en 24 heures, on les appelait les „horloges de Bohême“ les opposant aux horloges „allemandes“ qui comptaient deux fois 12 heures. Comme la première heure du jour coïncidait en Bohême avec le lever du soleil, le début de la journée et avec lui toutes les autres heures variaient continuellement.

Au 16^e siècle l'horloge devient un objet d'usage courant de la haute société, de sorte qu'à partir de 1500 il y a en Bohême des fabricants d'horloges comme de petites pendules. Les immigrants venus d'Allemagne du Sud firent

que la majorité des horlogers était de nationalité allemande, ce qui, ajouté à la plus grande habileté des immigrés, conduisit à des querelles de corporations.

Malgré le grand nombre des horlogers de Bohême les besoins ne pouvaient être couverts par la production intérieure. Les renseignements sur l'horlogerie dans les différentes villes de province sont très pauvres. Il est cependant certain que les horloges fabriquées dans les autres villes de Bohême au 16^e siècle n'atteignaient pas la qualité de celles de Prague.

LE DOMAINE DU CLOÎTRE CISTERCIEN DE SAAR ET LA NATIONALITÉ DE SES SUJETS AU COURS DES ANNÉES 1407, 1462, 1483

Maria Dorda-Ebert

C'est à une heureuse circonstance que nous devons la conservation de trois cadastres de la seigneurie du cloître cistercien de Saar datant du 15^e siècle, pour les années 1407, 1462 et 1483. Ils sont conservés au Musée National de Prague et furent édités en 1961 par le Dr. Metodej Zemek et l'ing. Joseph Pohanka.

L'abbaye cistercienne de Saar, Fons Sanctae Mariae, sur les hauteurs de Bohême-Moravie, relevait de l'évêché de Prague. Elle connut de la date de sa fondation en 1240 (Acte de fondation de 1252) à celle de sa suppression en 1784 une destinée pleine de péripéties. Richement dotée et protégée par de puissantes familles telles les Kunstadt et les Lichtenburg, le cloître disposa bientôt d'un vaste et riche domaine, en partie très dispersé jusqu'en Moravie du Sud et même dans la région de Troppau et d'Ostrava. Détruit en 1422 par les Hussites, il trouva en George de Podebrad un puissant protecteur et reçut après la confiscation la reconnaissance de son domaine par Mathias Corvinus. Il perdit par la suite de plus en plus d'importance.

Le premier cadastre de 1407 cite 17 localités comme étant directement administrées par le cloître, avec 317 tributaires d'impôt; le second de 1462, respectivement 23 et 430, et le troisième 43 et 742. C'est la ville de Saar qui représentait le plus grand nombre de sujets: 93, 97 et 104. Les localités étaient de taille différente. On trouve des établissements de l'importance d'un hameau jusqu'au village de 50 sujets. En comptant 7 personnes par maison la petite ville de Saar avait 651 habitants en 1407, 679 en 1462 et 728 en 1483.

Les cultures des paysans des montagnes de Bohême et de Moravie n'étaient en général pas très étendues à quelques exceptions près. La plupart (71 en 1407, 125 en 1462, 218 en 1483) cultivaient un demi Lahn (1 Lahn = 40—100 Strich), beaucoup (68, 77 et 155) seulement un quart de Lahn, mais on trouve aussi des dixièmes et même des vingtièmes de Lahn.

A des dates bien précises: le 24 Avril (St George), le 28 Septembre (St Wenceslas), plus rarement le 16 Septembre (St Gallus) et la 29 Septembre (St Michel), mais aussi à Noel, à Paques, à la Pentecôte et à d'autres jours marquants, on prélevait les impôts des tributaires. A côté des paysans, les artisans comptaient aussi parmi les sujets du cloître. On les trouve rarement dans les petites localités, souvent dans les plus gros villages et particulièrement à Saar où en 1462 35% des habitants pratiquaient un métier artisanal. La plupart faisaient aussi un peu d'agriculture. Un métier lucratif était celui de cabaretier. Rien que dans la ville de Saar il y avait d'après le premier cadastre 34 tavernes. Dans les campagnes c'est le juge du village qui usait du droit de débit et de chasse.

Une analyse minutieuse des noms (nom de baptême et nom de famille) des tributaires — à remarquer qu'au 15^e siècle en Bohême le double nom n'était pas la règle générale — conduit à la constatation que la ville de Saar en 1407 avait une population à majorité allemande: 18,4% de noms tchèques, pour 64,4% de noms allemands; les 17,2% restants étant douteux, le plus souvent des noms de saints dans leur forme originale complète, mais ne disant rien de la nationalité de ceux qui les portaient. En 1462 également l'élément allemand domine dans la petite ville avec 49,5%, mais les Tchèques sont déjà 37,9% et atteindront la majorité en 1483 avec 48% les Allemands n'étant plus que 33,3%. Dans les campagnes il y avait aussi des Allemands et même des villages à majorité allemande. Parmi les villages de Moravie du Sud cités en 1483, seulement trois; Kallendorf, Grillowitz et Naschetitz, restèrent allemands au cours des siècles, jusqu'à ce que leur population fût contrainte de les abandonner en 1945/46.

H. Altrichter s'est intéressé à la nationalité des membres de l'ordre cistercien en Moravie et est arrivé à la conclusion que l'abbaye de Saar à l'époque de Charles IV était un cloître allemand. Une liste complète valable pour le 13^e siècle fut dressée par lui avec 68 noms. Sur cette liste on trouve seulement 5 membres du cloître portant un nom tchèque, 34 ont un nom allemand; les 25 restants sont douteux.

L'HUMANISTE KASPAR BRUSCH ET SON „HODOEPORIKON PFREYMBDENSE“

Erwin Herrmann

L'humaniste Kaspar Brusch (né en 1518 dans une famille originaire d'Eger) est un exemple intéressant d'une tournure d'esprit telle qu'elle n'était possible que durant la période qui précéda le Concile de Trente: Brusch hésita jusqu'à la fin de sa vie entre les confessions, considérant la querelle religieuse comme un état passager et facile à surmonter, et entretenant d'étroites relations tant avec les évêques et abbés de l'ancienne église qu'avec les pré-

dicateurs de la nouvelle doctrine. Le trait de caractère le plus frappant chez Bruschi est (comme chez beaucoup d'humanistes) son inconstance. Il passa une grande partie de sa vie à voyager. Ses moyens de vie précaires provoquèrent chez lui d'une part une grande amertume à l'encontre de l'incompréhension des riches, d'autre part un fort sentiment de sa propre valeur, particulièrement en ce qui concerne les honneurs impériaux qui lui furent accordés. Remarquable est enfin son amour pour son pays natal, réveillé probablement par ses maîtres à Hof en Haute Franconie.

On a essayé d'éliminer un certain nombre d'erreurs de la biographie de l'humaniste, cependant les sources restent très pauvres. Ses oeuvres trahissent un jugement froid et déjà le point de départ d'une critique historique qui évidemment resta sans successeur. Son oeuvre historique la plus importante, fruit de ses voyages, parut en 1551 à Ingolstadt sous le titre „*Monasteriorum Germaniae Praecipuorum ac maxime illustrium Centuria prima*“. Son histoire de Lorsch est remarquable, et bien qu'écrite à la demande de l'évêque de Passau, elle marque une forte sympathie pour la Réforme.

L'auteur de l'article essaie ensuite de donner une interprétation d'un petit poème de voyage de Bruschi, le „*Hodoeporikon Pfreymbdense*“, lequel contient le récit d'une chevauchée faite en Octobre 1554 (de Passau à Pfreimd dans le Haut Palatinat en passant par le cloître de Reichenbach et retour à Passau en passant par Ratisbonne). La raison de ce voyage était une invitation de Landgrave de Leuchtenberg à l'humaniste. L'oeuvre se signale par une belle description du paysage et des épisodes intercalés, qui traitent de faits historiques ou légendaires.

Bruschi fut en son temps un homme très connu et estimé, mais aussi assez craint car il possédait à fond l'art de l'épigramme méchante. En 1555 il reçut une cure près de Ratisbonne; après un court séjour à Rothenbourg il fut assassiné par un inconnu le 20 Novembre 1557 dans une forêt près de Rothenbourg. Le crime ne fut pas accompagné de vol. D'après des rumeurs, sa mort fut provoquée par des nobles qui voulaient ainsi empêcher la publication d'un écrit polémique. — Son oeuvre sert dans la suite de source à un nombre assez élevé d'écrivains; mais la personne de l'humaniste tomba dans l'oubli. L'étude de sa vie débuta seulement au 19^e siècle et dut tout d'abord tenir compte des jugements négatifs de ses adversaires. Une partie de sa correspondance, ainsi que beaucoup de ses oeuvres imprimées se trouvent à Munich. De même une partie de sa propre bibliothèque (venant de Neuburg sur le Danube) de vint propriété au début du 20^e siècle de la Bibliothèque Nationale à Munich. L'auteur a pu consulter plusieurs oeuvres.

RELATIONS CULTURELLES ENTRE LA BOHÈME ET
LA SAXE À L'EPOQUE DE LA RÉFORME
DEUXIÈME PARTIE: PASTEURS ET INSTITUTEURS
AU 17^e SIÈCLE

Siegfried Sieber

Il est possible de constater que pendant plusieurs siècles la Saxe et la Bohême s'influencèrent réciproquement beaucoup sur la plan culturel, mais aussi sur le plan politique. Alors que dans la première partie de cet exposé on montrait comment la Saxe, en tant que patrie de la Réforme, avait envoyé pendant le 16^e siècle plusieurs pasteurs et instituteurs en Bohême, cette deuxième partie traite du mouvement contraire: au 17^e siècle des centaines d'instituteurs et de pasteurs durent laisser la Bohême et trouvèrent asile en Saxe et en Lusace.

Par suite de la forte influence de la Saxe et du nombre de pasteurs luthériens qui de Saxe avaient été envoyés en Bohême, une grande partie de ce pays était devenue protestante durant le 16^e siècle. En 1555, se fondant sur la Paix d'Augsbourg, Ferdinand I en tant que seigneur de Bohême expulsa les religieux évangéliques, sans cependant obtenir un grand succès, car plusieurs nobles s'étant déjà fait protestants continuèrent à faire venir des pasteurs luthériens, sans tenir compte du mandat impérial. Enfin en 1608 la majorité protestante des états de Bohême obtint de Rodolphe II la Lettre de Majesté qui garantissait aux luthériens la liberté de religion. Les Habsbourg succédant à Rodolphe confirmèrent cette Lettre de Majesté, de sorte que c'est seulement la bataille de la Montagne Blanche qui donna le signal de la persécution des protestants.

Un grand nombre des pasteurs et instituteurs expulsés connurent une destinée tragique. Ils ne purent pas tous être accueillis en Saxe et en Lusace, et beaucoup vécurent dans une grande pauvreté. Cependant la Saxe reçut grâce aux réfugiés un apport important d'intellectuels hautement cultivés, ce qui lui permit, sur le plan culturel, après la Guerre de Trente Ans, de se relever plus rapidement que d'autres; la Bohême, par contre, s'appauvrit.

GEORG RITSCHER, INSTITUTEUR ET PASTEUR
UN RÉFUGIÉ DE BOHÈME DANS L'ANGLETERRE DE
CROMWELL

Roger Howell

Georg Ritschel fut un des nombreux protestants qui, chassés de Bohême durant la Guerre de 30 Ans, se réfugièrent en Angleterre.

Il naquit le 13 Février 1616 d'une famille de paysans à Deutschkahn (dans le district d'Aussig) en Bohême du Nord. En 1633 il s'inscrivit à la faculté

de philosophie de l'université de Strasbourg, qui était alors considérée comme le centre privilégié des protestants de Bohême et de Moravie. Sa formation, reposant toute entière sur la physique aristotélicienne, influença toute son oeuvre. Après que la Bohême eut été recatholicisée, il était devenu impossible à Ritschel, qui avait embrassé la foi protestante, de revenir dans sa patrie. Il n'est pas encore certain qu'il ait été à Oxford en 1641, mais sa présence à La Haye, Amsterdam et Leyde en 1641/42 a pu être prouvée.

La rencontre avec Johann Rave (1642), qui par la suite participa à l'établissement des bases de l'instruction publique en Prusse, fut d'une grande importance pour la formulation de la méthode pédagogique de Ritschel et l'élaboration de ses concepts d'éducation. Par l'intermédiaire de Rave il entra en relations avec Comenius et Samuel Hartlib. Il travailla pour Comenius, qui voulait publier un ouvrage didactique et encyclopédique, à la partie métaphysique du projet. Cela le conduisit en Angleterre; ainsi sa présence à Oxford en 1646 peut être démontrée. Des difficultés financières l'empêchèrent de terminer ses travaux métaphysiques, ainsi que certains désaccords avec Comenius, qui trouvait son exposé trop détaillé et d'une disposition trop enchevêtrée pour servir de manuel d'introduction.

Ritschel fit alors imprimer lui-même son travail sous le titre „Contemplationes Metaphysicae“. Bien que l'oeuvre s'en tint strictement à la tradition aristotélicienne, Ritschel n'en a pas moins été influencé par la pensée de son temps. Son livre semble avoir éveillé peu d'intérêt en Angleterre, fut cependant accueilli en Allemagne avec enthousiasme, ce qui prouve le lien spirituel de Ritschel avec le continent.

Afin de s'assurer les moyens de vivre, il accepta le 29 Aout 1648 un poste de directeur d'une Grammar School à Newcastle, où il semble avoir eu beaucoup de succès. Sa conception religieuse à l'époque n'est pas claire.

En juillet 1657 il décide de laisser l'école et prend une fonction de prédicateur à Hexham, non loin de là. Il n'est dit nulle part qu'il fut ordonné comme presbytérien, mais en 1661 avec la parution de son deuxième livre „Dissertatio de Ceremonii Anglicanae“, il prend ouvertement position pour l'église anglicane. Durant ses dernières années à Hexham, jusqu'à sa mort en 1683, il écrivit encore plusieurs oeuvres qui ne nous sont malheureusement pas parvenues.

UN PROCÈS CRIMINEL DEVANT LE TRIBUNAL MUNICIPAL DE KLEINSEITE À PRAGUE EN 1773 PRÉSOMPTIONS ET CERTITUDE

Werner Hülle

En automne 1773 le tribunal municipal de Kleinseite à Prague aurait condamné à mort dans la matinée un voleur évadé de Saxe, mais commué dans l'après-midi cette peine en quatre ans de prison. L'annulation du jugement

erroné relève du fait que ni le président ni ses adjoints ne connaissaient une importante prescription de la „*Constitutio Criminalis Theresiana*“ de 1769 qui s'élevait contre la peine de mort. C'est du moins ainsi que l'acteur Christ, qui prétend avoir vécu cet événement renversant, le rapporte dans ses mémoires.

L'étude examine le compte-rendu étonnant du procès du point de vue de la sincérité et de la capacité de témoigner de l'auteur et vérifie enfin l'authenticité de ses déclarations à partir de leur probabilité juridique. Le développement et la situation du droit pénal en Bohême au 18^e siècle sont décrits dans le détail. Les questions du droit pénal matériel et formel ainsi que de l'organisation des tribunaux sont aussi traitées. L'examen critique des sources et les considérations juridiques mènent à la conclusion que Christ, en tant que profane, n'a pas compris dans leur détail les circonstances du procès et a accusé à tort les juges de cette honorable cour de ne pas connaître assez bien la „*Theresiana*“. Cependant le reproche d'abus de pouvoir juridique ne peut être réfuté dans sa substance; la correspondance, dont une partie est conservée, entre le tribunal municipal et la cour d'appel de la forteresse de Prague prouve que les juges, déjà avant l'audience, avaient opté pour une peine de privation de liberté. Le processus inhabituel consistant à prononcer d'abord apparemment la peine de mort, doit être considéré comme une forme très personnelle de „*Territion*“. L'étude se place surtout dans le domaine de l'histoire du droit. Au point de vue de la méthode, elle montre les limites des possibilités de la critique des sources.

BISMARCK ET LES TCHÈQUES EN 1866

Hans Raupach

Dans la lutte contre les Habsbourg Bismarck n'avait pas hésité en 1866 à mobiliser les forces du nationalisme, qui, depuis 1848, menaçaient l'existence de la Monarchie. Ses accords avec les Italiens, les Magyars et les Serbes étaient déjà bien connus depuis longtemps; grâce à cette publication parue déjà en 1936 et se fondant sur des sources jusqu'alors inutilisées, ses rapports avec le mouvement séparatiste tchèque purent enfin être pour la première fois analysés.

Après la bataille de Königgrätz la Haut Commandement prussien afficha un appel aux „habitants du glorieux royaume de Bohême“, dans lequel il était question du „désir justifié d'indépendance et de développement national libre“. Pour le cas où il n'obtiendrait pas une paix acceptable pour lui, Bismarck envisageait une dissolution nationale et fédérative de l'Autriche. Les conversations menées à Berlin avec des journalistes tchèques (Kotík, Frič, Prince de Thurn und Taxis) et une brochure de propagande imprimée par ceux-ci et publiée également par les organes prussiens formaient l'arrière-plan de l'action de Bismarck. — La paix ayant été conclue rapidement, des

conséquences plus profondes de cette action furent évitées. Cependant même sans cela les forces conservatrices tchèques encore sous la conduite incontestée du réaliste Palacký auraient opté pour la monarchie des Habsbourg qui représentait encore un appui contre les efforts en vue de la „Grande Allemagne“ ainsi que ceux du panslavisme russe. De même la noblesse térienne encore puissante n'aurait pas été disposée à se détacher de l'Autriche. Le peuple dans son ensemble était conscient du caractère ambigu de l'action, car la question des Allemands de Bohême restait pendante. En général le désir d'un état indépendant était, contrairement au cas des Magyars, insuffisamment développé. La politique de Bismarck et des Tchèques en 1866 offre un bel exemple de la force de résistance de la monarchie des Habsbourg même dans les situations critiques auxquelles elle fut confrontée avant l'écroulement définitif de 1918.

LES LOIS DE MENDEL ONT CENT ANS

Otto Mather

Contrairement à l'opinion scientifique de son temps suivant laquelle il n'existait pas de lois de l'hérédité, Mendel arriva à prouver l'existence de ces lois en laquelle il avait toujours cru.

Né en 1822 à Heinzendorf comme fils d'agriculteur, Johann Gregor Mendel était destiné à reprendre la propriété paysanne. Mais d'une vivacité d'esprit frappante dès l'école primaire, il arriva au lycée où il se distingua par ses dons en philosophie, linguistique, mathématiques et sciences naturelles. Malgré les difficultés économiques et la maladie il termina en 1840 au lycée de Troppau et entra finalement à Brünn dans l'ordre des Augustins. Ses études philosophiques et théologiques terminées, il fut ordonné prêtre. Il étudia ensuite les sciences naturelles à l'université de Vienne, et, après avoir échoué pour la deuxième fois à l'examen d'état il devint maître suppléant dans un lycée où il se distingua comme un excellent pédagogue.

A côté de ses activités purement pédagogiques Mendel s'adonnait à ses expériences pour lesquelles les petits pois lui servaient de plantes expérimentales. Il utilisait dans son travail les méthodes expérimentales de la physique et de la chimie. Comme il était persuadé qu'il s'agissait, pour les lois de l'hérédité, de rapports de nombres dont l'exactitude dépendait du nombre des expériences, il fallait que la quantité des plantes expérimentales de même que le nombre d'expériences soient aussi élevés que possible. Après des années d'expériences poursuivies avec une persévérance entêtée, il put en 1865 annoncer le résultat de ses recherches. Le refus des savants de son époque de reconnaître son travail fut pour lui une grosse déception.

L'élection de Mendel comme abbé du couvent élargit le cadre de ses devoirs non seulement spirituels mais aussi profanes, de sorte que le travail administratif lui coûtait beaucoup de temps et d'énergie. Bientôt la baisse de

ses facultés visuelles l'empêcha de poursuivre ses expériences et sa santé affaiblie allait être entièrement détruite par la lutte pour les impôts des couvents. Il mourut en 1884.

Mendel est le fondateur de la génétique classique, mais c'est seulement au tournant du siècle que de Vries, Correns et Tschermak redécouvrirent le travail de Mendel et lui reconnurent son caractère fondamental.

JOSEPH MARIA BAERNREITHER
ET LA POLITIQUE DE L'ÉQUILIBRE NATIONAL DU
GOUVERNEMENT AUTRICHIEN EN BOHÈME
(1908—1914)

Harald Bachmann

La politique d'équilibre national de l'Autriche faisait partie des tâches les plus difficiles de la politique intérieure aux-quelles l'état danubien ait à faire face. Après l'établissement du suffrage universel égalitaire, ce fut surtout l'affaire du gouvernement du baron Bienerth (1908—1911) de poursuivre et de mener à terme les pourparlers avec les Tchèques en cours depuis le ministère Koerber (1900—1904). L'ancien ministre Dr. Baernreither (1845—1925) avait déjà sous Koerber fait tous ses efforts pour arriver à une entente avec les Tchèques. Son grand talent de négociateur et ses nombreuses relations parmi les hommes politiques tchèques et allemands lui donnaient une bonne position de départ. Avec le baron Bienerth les négociations n'avançaient qu'en traînant, de sorte que Baernreither dans son journal n'était pas avare de critiques à l'égard du manque d'énergie du premier ministre. Le journal du ministre, héritage vaste et précieux que celui-ci légua aux archives de la dynastie, de la Cour et de l'état à Vienne, offre une source importante pour l'appréciation de la politique des partis allemands en Bohême à cette époque.

Un trait caractéristique du politicien réaliste qu'était Baernreither, est qu'il n'attendait pas grand chose d'une insistance sur le point de vue national. Malheureusement sa connaissance étendue de la politique sociale ne fut pas assez appréciée par les hommes politiques allemands les plus importants en Autriche. De même les chefs des partis allemands en Bohême ne surent pas assez faire jouer ses éminentes capacités en leur faveur. Baernreither soutenait le gouverneur tchèque, le prince Franz Thun-Hohenstein, partisan d'un équilibre, bien qu'il se rendit compte que Thun se rapprochait de plus en plus du point de vue national tchèque. Les négociations des années 1910—1912 devaient délimiter les régions parlant allemand et celles parlant tchèque en Bohême. Baernreither n'était pas partisan d'une frontière nationale à l'intérieur d'un territoire déterminé et d'une unité économique telle que l'était la Bohême. Il essaya, même au cours des négociations sur l'équilibre, de tenir compte des besoins économiques et sociaux de la population, et même autant que possible de leur donner la première place. Il apportait de la compréhens-

sion aux vœux des Tchèques, mais était aussi conscient du fait que la situation des Allemands en Bohême n'avait cessé de se détériorer depuis 1910, c'est pourquoi il conseilla vivement l'adoption d'un équilibre partiel encore acceptable. Avec cette compréhension exacte du rapport des forces Baernreither était en avance sur les députés allemands, mais il ne parvint pas à convaincre les représentants allemands de Bohême de souscrire à cet équilibre partiel.

L'activité politique des députés allemands fut encore fortement entravée par des organisations concurrentes extra-parlementaires. Parmi elles il faut surtout citer: „Le Conseil Allemand pour la Bohême“ (avec son siège à Trebnitz près de Leitmeritz), „la Chancellerie des villes allemandes de Bohême“ et „la Centrale des Cantons allemands de Bohême“. L'influence de ces organisations parallèles gênaient l'action politique des députés, bien que ceux-ci fussent les représentants populaires légaux. La politique allemande en Bohême offrait une déprimante image de dispersion.

Les négociations au sujet de l'équilibre tournaient autour de deux problèmes fondamentaux: 1) l'auto-détermination nationale, 2) la nécessaire unité de la Bohême. Les principaux partis allemands en Bohême appréciaient ces questions de façon différente.

L'entente pour laquelle Baernreither s'engagea fut soutenue par les gros propriétaires (allemands) fidèles à la constitution. De même le parti radical allemand et le parti agraire étaient pour un aboutissement rapide des négociations. Par contre les représentants des autres partis bourgeois craignaient que l'on ne fit trop de concessions aux Tchèques. Le parti du progrès et le parti pan-allemand espéraient qu'un ajournement des conférences amènerait une conclusion plus avantageuse pour les Allemands. Baernreither mit en garde de façon presque prophétique contre un ajournement. L'avenir devait lui donner raison car les négociations ne connurent jamais plus une situation de départ aussi avantageuse qu'en 1910.

LES FONDEMENTS DU PROGRAMME DU PARTI POPULISTE DE SLOVAQUIE AVANT 1938

Jörg K. Hoensch

Le Parti Populiste de Slovaquie (Slowakische Volkspartei) crée en Décembre 1918 par le Père Andrej Hlinka de Rosenberg, se trouva assez tôt rejeté dans l'opposition à cause de la politique religieuse du premier gouvernement tchékoslovaque de Kramář. Des considérations religieuses et économiques, bientôt aussi des frictions personnelles, aggravèrent dangereusement les divergences d'opinion fondamentales, tant sur le plan national que sur celui de la politique religieuse et économique, entre les „Slovaques du gouvernement“ et le secteur catholique représenté par le SVP (Slowakische Volkspartei). Hlinka réussit, grâce à une action désintéressée, à créer un vrai „Parti Populiste“

doté d'une large clientèle de membres et d'électeurs, qui réclamèrent toujours plus énergiquement „l'autonomie nationale“ de la Slovaquie et déposèrent sans succès au Parlement de Prague plusieurs projets de loi apportant une solution pratique à cette revendication. La Slovaquie deviendrait une unité administrative autonome à l'intérieur de la Tchékoslovaquie, avec sa propre Diète, son propre pouvoir exécutif et la souveraineté administrative totale. Tous les points de revendication, qu'ils fussent d'ordre national, religieux, administratif, économique ou culturel, étaient dissimulés sous le couvert de la revendication de „l'autonomie nationale“ et de la „mise en application de l'accord de Pittsburgh“, et ce jusqu'en 1938. De même jusqu'en 1938 le principe de l'unité politique des Tchèques et des Slovaques ne fut pas mis en question par le SVP. L'extension de la politique d'autonomie en une „politique de souveraineté“ en 1938/39 ne fut par conséquent possible qu'après la mort de Hlinka et grâce à la participation actives des gouvernements des pays voisins intéressés à un démembrement de la Tchékoslovaquie.

C'est aux idéologues du parti que l'on laissa le soin de fondre les aspects religieux et politique en une unité, afin de donner au programme du SVP le fondement idéologique nécessaire. On peut cependant relever dans cette „idéologie“ des différences frappantes dans la façon de juger les deux éléments importants: catholicisme et nationalisme. Tiso, le représentant de l'aile modérée du parti, s'appuyant sur Ignaz Seipel et l'idéologie de l'état corporatif d'Othmar Spann, développait une théorie de l'état et de la société d'un conservatisme catholique pas très orthodoxe; Vojtěch Tuka, par contre, représentait un nationalisme agressif, rejetant la démocratie parlementaire.

Le SVP n'arriva jamais à réunir sur son programme la majorité absolue, ni aux élections des assemblées territoriales, ni aux élections parlementaires; il recevait cependant un soutien important dans le peuple slovaque. Entre 1920 et 1935 il arriva à doubler le nombre de ses électeurs, mais n'atteignit jamais plus de 32% des votes exprimés en Slovaquie. Il ne fait cependant aucun doute qu'au début de 1938 la majorité du peuple slovaque approuvait les points importants de son programme: large autonomie administrative et culturelle de la Slovaquie.

Jusqu'au milieu de l'année 1937, en tout cas certainement jusqu'à la fin de 1936, on aurait pu trouver un équilibre équitable, si le gouvernement tchékoslovaque avait mené une politique plus flexible vis-à-vis de la Slovaquie. Mais, à cause de l'étroitesse de vue des présidents Masaryk et Beneš, l'apaisement politique intérieur de la Slovaquie ne put se faire à temps. Les concessions accordées par le gouvernement Hodža arrivèrent trop tard, trop hésitantes, trop forcées; elles blessèrent la fierté des Slovaques, n'allèrent pas assez loin et portèrent en elles les germes de nouvelles réclamations. Quand en 1938 le gouvernement mit des propositions constructives en discussions, la situation politique intérieure et extérieure avait tellement évolué sous l'influence de la politique intransigeante d'Hitler à l'égard de la Tchékoslovaquie que la parti populiste ne pouvait plus être apaisé par des promesses à demi. La crise de 1938 fit éclater au grand jour le conflit latent qui grandis-

saît entre le gouvernement et les autonomistes slovaques. L'incompréhension de l'adversaire fit en 1938/39 de la politique d'autonomie du SVP une „politique de souveraineté“ de nationalistes germanophiles qui devait mener en Mars 1939 au démembrement de la Tchékoslovaquie.

PRISES DE POSITION AU SUJET DE L'ACCORD DE MUNICH DANS LA PRESSE ALLEMANDE

Otto Kimminich

Dans les années 1964 et 1965 de nombreuses prises de position au sujet de l'Accord de Munich, rédigées par des experts connus, parurent dans la presse quotidienne, particulièrement dans la *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Peu d'entre elles traitèrent d'un partage de la région des Sudètes entre l'Allemagne et la Tchékoslovaquie (telles les lettres du Prof. Dr. Hall, FAZ du 13. 1. 65 et du Prof. Dr. Schweitzer, FAZ du 19. 1. 1965). Dans toutes les autres, la question territoriale passa, avec raison, au second plan, tandis que les problèmes juridiques étaient examinés sous les aspects les plus différents.

Un nombre étonnamment élevé de spécialistes de droit international et de droit public s'est penché ces temps derniers sur les accords de Munich. Les prises de positions les plus importantes furent celles du Prof. Dr. Fritz Münch, (FAZ du 1. 6. 1964), du Prof. Dr. Hubert Armbruster (*Die Welt* du 3. 9. 1964), du Prof. Dr. Otto Bachof (FAZ du 17. 11. 1964), du Prof. Dr. Günter Dürig (FAZ du 17. 11. 1964), du Prof. Dr. Ernst Forsthoff (FAZ du 17. 11. 1964), du Prof. Dr. Friedrich Klein (FAZ du 3. 2. 1965) et du Dr. Dr. Kurt Rabl (FAZ du 22. 2. 1965).

Tous ces savants sont d'accord sur le fait la conclusion de l'Accord de Munich fut juridiquement valable. On retrouve une unanimité presque aussi nette sur le fait que le gouvernement fédéral ne pourrait utiliser avec succès cet Accord lors d'une conférence de paix pour faire valoir des revendications territoriales vis-à-vis de la Tchékoslovaquie. Pour ce qui est de la rupture de l'Accord par suite de l'entrée des Allemands dans le reste de la Tchékoslovaquie les opinions divergent. Certains auteurs y voient une rupture de l'Accord, sans cependant tirer des conséquences claires pour la situation juridique actuelle. D'autres font remarquer que la violation d'un accord international ne l'annule pas automatiquement, mais autorise l'autre partenaire à le dénoncer. On signale aussi que l'obligation de garantie de l'Allemagne ne pouvait pas encore exister en Mars 1939. Certes on est unanime pour reconnaître que l'occupation du reste de la Tchékoslovaquie était de toute façon contraire au droit international, cependant on souligne que cela ne répond pas à la question de la validité de l'Accord, laquelle réclame une étude poussée, tenant compte des règles du droit contractuel international. On attire l'attention sur les problèmes de la promesse de garantie faite aussi par les puissances occidentales, de la résiliation, des conséquences de la

guerre, de la déclaration de Potsdam au sujet de „l'Allemagne dans ses frontières de 1937“. On souligne que le problème de l'Accord de Munich ne se situe pas sur le plan territorial, mais qu'il y a d'autres questions juridiques en suspens, telle par exemple celle de la nationalité des Allemands des Sudètes.

PERSONENREGISTER
DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Abrode, Nicolaus († 1625), prot. Geistlicher 178
- Adalbert, Tobias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163, 178
- Adam aus Sedletz, Abt in Saar (1287) 63
- Adam(i), Victorin (1565—1645), prot. Geistlicher 158
- Adler, Fabian, prot. Geistlicher in Flöhau (um 1600) 134
- Adler, Thomas, prot. Lehrer u. Geistlicher (um 1600) 134, 197
- Adler, Zacharias († 1658), prot. Geistlicher 134, 197
- Agnes († 1300), Tochter Bočeks von Obrán u. Kunstadt 60, 85 Anm. 80
- Agricola, Veit (= Bauer, Vitus) (1585—1651), prot. Geistlicher 134
- Aibler, Peter (1585—1648), prot. Geistlicher 156, 158
- Albert (Albrecht), Prager Uhrmacher († vor 1415) 28 f., 33
- Albert, Georg, prot. Lehrer in Theusing (1617) 133
- Albert, Johann, prot. Geistlicher in Hohenzetzlich (1617) 133
- Albert, Mattheus, prot. Geistlicher in Wotsch (1617) 133
- Albrecht II. von Habsburg († 1358) 31
- Albrecht Alcibiades (1522—1557), Markgraf v. Kulmbach-Bayreuth 124 Anm. 48
- Aldrovinus, Magister (17. Jh.) 178
- Alginus, Daniel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 164, 178
- Algood, Major (um 1680) 208, 210
- Altwasser, Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195 f.
- Ambrosius, Daniel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Amser, Johann, Prager Uhrmacher (um 1595) 46
- Amser, Ludmila geb. Freywith (um 1595) 46
- Andreä, Adam, prot. Lehrer (17. Jh.) 135
- Andreä, Johann (1583—1638), prot. Geistlicher 135
- Aner, Kaspar, Pastor bei Kaaden (1617) 153
- Antizenus, Simon, Pastor (1617) 153
- Apel, Samuel, prot. Geistlicher (1617) 133
- Apelt, Peter, prot. Geistlicher (um 1600) 133
- Aristoteles (384—322/21), griech. Philosoph 200, 205
- Armbruster, Hubert (* 1911), Jurist u. Univ. Prof. 361—364
- Arndt, Henning, Pfarrer in Kratzau (1612—1624) 175 f., 178
- Arnold, Martin, Diakon bei Falkenau (1617) 153
- Arnoldus, Abt in Saar (1293/94 u. 1306) 63
- Assulini († 1628), prot. Geistlicher 178
- Augenmiller, Paul, Uhrmacher in Pilsen (um 1600) 58
- August, Kurfürst v. Sachsen (1553—1586) 53
- Augustinus, Vikar in Prag (um 1400) 30
- Aurold, Johann, prot. Lehrer u. Geistlicher in Sandau (1617) 133, 140
- Auspicar, Vinzenz, Prager Uhrmacher (um 1615) 46
- Avenarius, Johann, Pastor in Falkenau (1617) 153
- Bachmann, Adolf (1849—1914), Historiker u. Politiker 311 f., 315, 319, 405
- Bachmann, Georg, Ludimoderator in Neudek (1617) 133
- Bachmann, Jakob, Pfarrer in Tüppelsgrün (1617) 133
- Bachmann, Stephan, prot. Geistlicher in Tüppelsgrün (1617) 133
- Bachof, Otto (* 1914), Prof. für öffentl. Recht 365 f.
- Bacon, Francis (1561—1626), engl. Staatsmann u. Philosoph 205
- Badeni, Kasimir Felix Graf (1846—1909), österr. Staatsmann, Ministerpräsident u. Innenminister (1895/97) 319 Anm. 52

- Bäcker, Eusebia († 1637) 179
 Bäcker, Johann († 1636), prot. Geistlicher 179
 Bär, Gabriel († 1629), prot. Geistlicher 151
 Baernreither, Joseph Maria (1845—1925), sudetendt. Politiker 301—319
 Bäßler, (Pefßler), Daniel, (1586—1634), prot. Geistlicher 179
 Baltazar († 1530), Prager Uhrmacher 47
 Barnes, Ambrose, Newcastler Puritaner (17. Jh.) 200 Anm. 8a
 Barth, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 179
 Bartolus de Sassoferrato (1314—1357), ital. Jurist, Rat Karls IV. 113 Anm. 15
 Basilides, Nikolaus († 1596), prot. Geistlicher 179
 Bastl, Uhrmacher in Pilsen (um 1580) 58
 Bauden, Johann († 1592), prot. Geistlicher 176
 Bauden, Michael (1593—1641), prot. Geistlicher 176
 Bauer, Johann, prot. Geistlicher in Haid (1617) 133
 Bauer, Otto (1882—1938), österr. Politiker 344 Anm. 68
 Bauer, Vitus s. Agricola, Veit
 Baumann, Daniel, Pastor in Scheles (1617) 153
 Beccer, Justus, prot. Geistlicher (um 1630) 135
 Beck, Esaias, Konrektor in Joachimsthal (1617) 132
 Beck, Johann, prot. Geistlicher (um 1630) 143, 179
 Beck, Max Wladimir Frh. von (1854—1943), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1906—1908) 301—303
 Becker, Christian (1599—?), prot. Geistlicher 135
 Becker, Elias († 1664), prot. Lehrer u. Geistlicher 171
 Becker, Johannes, prot. Geistlicher (17. Jh.) 135
 Becker, Kaspar (1568—1630), prot. Geistlicher 135, 171
 Becker, Thomas, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
 Behaim, Mauritius, Prager Hofuhrmacher (um 1550) 47
 Behem, Christoph, prot. Geistlicher (17. Jh.) 179
 Beilschmid, Sebastian († 1620), prot. Geistlicher 136
 Beitler, Thomas, Pastor bei Tachau (1617) 153
 Bem (Böhm), Michael, Verwalter d. Olmützer Schauuhr (um 1540) 39
 Benedikt, Prager Uhrmacher (um 1580) 37
 Beneš, Minorit, Chronist (14. Jh.) 29
 Beneš Krabice von Weitmühl († 1375), Chronist 29
 Beneš, Edvard (1884—1948), tschech. Staatspräsident 329 Anm. 21, 331 Anm. 27, 339, 355, 381, 383, 390
 Berchtold, Leopold Graf (1863—1942), österr. Diplomat u. Staatsmann 318
 Bernhardi, Theodor von (1802—1887), preuß. Historiker u. Diplomat 253
 Bersemann, Peter (1583—1664), prot. Geistlicher 179
 Bethlen, ungar. Emigrant (19. Jh.) 254
 Betulius, Daniel d. Ä. († 1610), prot. Geistlicher 135 f.
 Betulius, Daniel d. J., prot. Geistlicher (17. Jh.) 136, 166
 Betulius, Johann Ludwig, prot. Geistlicher (17. Jh.) 136
 Betulius, Matthäus, Pfarrer in Frühbuß (1617) 136
 Beust, Friedrich Ferdinand Graf (1809—1886), sächs. u. österr. Staatsmann 257, 258 Anm. 24
 Bevezalka, Gründungsmitglied d. SVP 325 Anm. 11
 Beyer, Bartholomäus, prot. Lehrer u. Geistlicher (16. Jh.) 168
 Bezdecky, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 179
 Bienerth-Schmerling, Richard Graf (1863—1918), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1908—1911) 302—304, 311
 Biertiegel, Gabriel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 179
 Bismarck, Otto von (1815—1898), preuß. Ministerpräsident (1862—1890) 231 f., 235, 238, 242, 244—247, 252—259
 Bitterlein, Daniel, prot. Geistlicher (16. Jh.) 145
 Bittner, David, Pastor in Königsberg (1617) 153
 Blecher, Bartholomäus, Lehrer in Podesam (1617) 132
 Blum, Christoph, Pastor in Klum (1617) 136
 Blum, Johann Tobias, prot. Geistlicher (um 1600) 172
 Blum, Samuel, Pastor in Krasch (1617) 136

- Blum, Tobias (ca. 1585—1642), prot. Geistlicher 136
- Bobok, Abgeordneter d. SVP 325 Anm. 11
- Bockens, Johann, prot. Geistlicher (um 1630) 143, 179
- Böhme Jakob (1602—?), prot. Geistlicher 179
- Böler, Samuel, Pastor in Neudorf (1617) 153
- Börne, Ludwig (1786—1837), dt. Schriftsteller 242
- Boltz, Georg, Pastor in Schönwald (1617) 153
- Bonifaz IX., Papst (1389—1404) 62
- Boyle, Robert (1627—1691), engl. Physiker 205
- Brandner, Ägidius, prot. Geistlicher (17. Jh.) 166
- Brandt, Gutsherr zu Seeberg (um 1610) 130
- Bratranek, Univ. Prof. in Krakau (19. Jh.) 264
- Braun, Caspar, Pastor in Strojeditz (1617) 153
- Braun, Georg, Pastor in Kornhaus (1617) 153
- Breinl, Wolfgang, Pastor in Haid (1617) 153
- Brenner, Christoph, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Brombach, Christophorus, Pastor bei Podersam (1617) 153
- Brüschenk, Adam, prot. Geistlicher (um 1620) 136 f., 166
- Brüschenk, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 137
- Bruno von Schaumburg, Bischof v. Olmütz (1245—1281) 62
- Brunswick, Zacharias, Pastor in Biela (1617) 132, 153
- Brus von Müglitz, Anton (1518—1580), Erzbischof v. Prag 57
- Brusch, Abraham sen. (1551—1623), prot. Geistlicher 136
- Brusch, Abraham jun., prot. Geistlicher (um 1600) 136, 166
- Brusch, Adam, prot. Geistlicher (um 1620) 136, 166
- Brusch, Balthasar, Geistlicher (16. Jh.) 136
- Brusch, Balthasar (1512—1589), Buchhändler u. Buchbinder in Eger 110
- Brusch, Georg († 1536), Schuster in Eger 110
- Brusch, Hans († 1568), Kaufmann 110 f.
- Brusch, Kaspar (1518—1557), böhm. Humanist 110—127
- Brusch, Kunigunde, Gemahlin Kaspar Bruschs 124
- Buček, Matej, Gründungsmitglied d. SVP 323 Anm. 8
- Bucutvi, Andreas, prot. Geistlicher (17. Jh.) 179
- Buday, Jozef (1877—1939), kath. Geistlicher u. Politiker 323 Anm. 8, 325 Anm. 11, 326
- Buder, Michael, prot. Geistlicher (17. Jh.) 180
- Bünau, Rudolph von (um 1620), böhm. Adelige 147, 174, 200
- Bürgi, Jobst (1552—1632), Astronom u. Hofuhrmacher 47 f., 50, 54
- Buffon, George Louis Leclerc Graf von (1707—1788), frz. Naturforscher 393
- Bursch, Michael, Pastor in Bergles (1617) 137
- Bursch, Samuel, Pastor in Altenzetzlitz (1617) 137
- Byron, George Gordon Noel Lord (1788—1824), engl. Dichter 242
- Camerarius, Joachim (1500—1574), luth. Theologe 112, 114
- Canisius, Petrus (1521—1597), Kirchenlehrer 130
- Canisius, Philipp, prot. Geistlicher (um 1630) 137
- Čelakovský, František Ladislav (1799—1852), Prof. f. Slawistik 307
- Černý, Jan Matouš (1839—1893), tschech. Publizist 241
- Chandordy, frz. Gesandter (1879) 257
- Chemnitius, Leonhard, Pastor in Tissau (1617) 153
- Chocholius, Johann, prot. Prediger (17. Jh.) 158
- Christ, Joseph Anton (1744—1823), Schauspieler 211, 214—218, 221 f., 225, 229 f.
- Christian I., Kurfürst von Sachsen (1586—1591), 151, 155
- Christian II., Kurfürst von Sachsen (1591—1611) 156
- Christian de Prachatic (ca. 1368—1439), Astronom 34
- Christophoridus, Tobias, Pastor (1617) 153
- Chruschtschow, Nikita (* 1894), Ministerpräsident der UdSSR 370, 385
- Chunradus aus Pomuk, Abt in Saar (1253—1255) 63
- Chunradus „paruus“, Prior in Saar (1317) 63

- Cicero, Marcus Tullius (106—43 v. Chr.), röm. Politiker u. Schriftsteller 112 Anm. 13
- Clam-Martinic, Heinrich Jaroslav Graf (1826—1887), österr. Reichsratsabgeordneter 247, 308, 312, 319
- Clemens, Adam, prot. Geistlicher (17. Jh.) 158, 163
- Codebrianus, Daniel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 180
- Columäria, Johannes, Pastor bei Saaz (1617) 153
- Comenius (Komenský), Johann Amos (1592—1670), Pädagoge 199, 202—206
- Comitus, Nikolaus, Pastor in Kralowitz (1617) 153
- Compan, Matthias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 180
- Conradus, Abt in Saar (1320) 63
- Conrady (Kuntz), prot. Geistlicher (17. Jh.) 180
- Correns, Carl Erich (1864—1933), Botaniker 298
- Corvinus, Daniel, Pfarrer in Benitz (1617) 137
- Corvinus, Johann, Priester d. Brüder-Unität (um 1620) 159
- Cosin, John, Bischof v. Durham (um 1660) 209 Anm. 59, 210
- Cosmas von Prag († 1125), Chronist 122 Anm. 40
- Crell, Nikolaus (ca. 1550—1601), Calvinist, kursächs. Kanzler 155 f.
- Crincius, Peter, prot. Geistlicher (17. Jh.) 180
- Crinesius, Bartholomäus, Lehrer in Schlaggenwald (1617) 132, 167
- Crinitius, Siegmund, prot. Geistlicher (17. Jh.) 159
- Crocinus, Matthias († 1648), prot. Geistlicher 163, 180
- Cröner (Kühnert), Wolfgang, prot. Geistlicher (16. Jh.) 180
- Cromwell, Oliver (1599—1658), engl. Staatsmann 209
- Cruppius, Paul († 1668), prot. Geistlicher 159, 163
- Crusius, Johann, Pfarrer in Kuttentplan (1617) 137
- Crusius (Krause), Kaspar, prot. Geistlicher (17. Jh.) 180
- Crusius, Paul, prot. Geistlicher (um 1660) 137
- Crusius, Simon (1607—?), prot. Geistlicher 137
- Crusius, Thomas, prot. Geistlicher (16. Jh.) 137
- Crusius, Thomas (od. Theodor) († 1633), prot. Geistlicher 137, 180
- Cubico s. Kubík
- Culpepper, Sir Cheney, Gutsbesitzer aus Kent (17. Jh.) 205
- Cuno, Michael, Pastor bei Saaz (1617) 153
- Cuvier, George Baron de (1769—1832), frz. Naturforscher 260 f.
- Czartoryski, Fürst (19. Jh.) 237
- Czech (Cech, Zähen, Lech), Jakob († 1540), kais. Hofuhrmacher in Prag 35 f., 48, 55
- Czech, Katharina (16. Jh.) 35
- Czernowitzky, Paul († 1633), prot. Geistlicher 180
- Czerny, Alois (1847—1917), Heimat- u. Naturforscher 406
- Czinkeisen, Georg, Prager Uhrmacher (17. Jh.) 48
- Czyngkeysen (Czinkaisen), Henrych, Prager Uhrmacher (um 1610) 42, 48, 53
- Damm, Reichsratsabgeordneter (um 1910) 311
- Daniel von Annaberg, Uhrmacher (um 1580) 39
- Darwin, Charles Robert (1809—1882), engl. Biologe 261, 298, 393
- Dasypodius, Conrad von Frauenfeld (1531—1600), Domherr u. Prof. f. Mathematik in Straßburg 47
- Deák, Ferenc (1803—1876), ungar. Staatsmann 254
- Degen, Georg, Prager Uhrmacher (um 1600) 48
- Delicasius, Dr., Offizial d. Regensburger Bischofs (16. Jh.) 123
- Dentulius, Daniel († 1641), prot. Geistlicher 180
- Dentulius, Thomas, Pfarrer bei Kuttentberg (17. Jh.) 180
- Dérer, Ivan (1884—1956), slowak. soz.-dem. Politiker 351
- Descartes, René (1596—1650), frz. Philosoph u. Mathematiker 205
- Deucer (Deutzer), Johann (1570—1656), prot. Geistlicher 131
- Dicastus (Richter), Georg († 1630), prot. Geistlicher 159, 163
- Dietrich, Bischof v. Olmütz (1281—1302) 62
- Dietrichstein, Franz Fürst von (1570—

- 1636), Kardinal, Bischof v. Olmütz, Staatsmann 62
- Dittel, Bartholomäus, Kantor in Falkenau (1617) 132
- Dobrovský, Josef (1753—1829), Philologe 247
- Döber, Johann (ca. 1574—?), prot. Lehrer u. Geistlicher 180
- Döber, Johann, Pfarrer in Roschwitz (1605—1621) 141
- Dörffel, Christoph (1596—1662), prot. Geistlicher 137
- Dörffel, Friedrich (1609—1672), prot. Geistlicher 137 f.
- Dörffel, Georg Christoph (1620—1668), prot. Geistlicher 138
- Dörffel, Georg Samuel (um 1680), Astronom 138
- Dörffel, Nikolaus, prot. Geistlicher (um 1600) 137
- Dohle, Martin, prot. Geistlicher (17. Jh.) 180
- Dohnert, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 181
- Dolch, Walther (1883—1914), Bibliothekar 402 f., 406
- Domeslicky, Johann Lunak, prot. Geistlicher (17. Jh.) 159, 163
- Dominik von Clara (17. Jh.) 167
- Doppler, Christian (1803—1853), Physiker 266 f.
- Dostal, Wiener Advokat (19. Jh.) 294
- Dresler, Christophorus, Pfarrer in Preßnitz (1617) 138
- Dresser, Johann († 1638), prot. Lehrer u. Geistlicher 138, 181
- Dreßler, Theophilus, Pastor in Tschernoschin (1617) 138
- Dröschel, Christian (ca. 1587—1639), prot. Geistlicher 181
- Droll, David, Pastor in Bleistadt (1617) 153
- Dürhammer, Wilhelm, kais. Hofuhrmacher (um 1590) 48
- Dürig, Günter (* 1920), Jurist u. Univ. Prof. 365
- Dürrbeck, Johann (ca. 1590—1643), prot. Geistlicher 181
- Dummernit, Heinrich, Pastor bei Saaz (1617) 153
- Ďurčanský, Ferdinand (* 1906), Prof. u. slowak. Politiker 326
- Ďurčanský, Ján, slowak. Jurist, Hrsg. d. „Nástup“ 326, 356
- Ďurčanský, Juraj, Abgeordneter u. Senator d. SVP 325 Anm. 14
- During (Düringer), Josua (1594—1642), prot. Geistlicher 177
- Durr, Johann, Pastor bei Luditz (1617) 153
- Dury, John (1596—1680), Pädagoge 202, 206
- Eber, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 181
- Eberhard, Johann († 1632), prot. Geistlicher 181
- Eberhard, Michael, prot. Lehrer u. Geistlicher (17. Jh.) 173
- Eck, Johannes (1486—1543), Kontroverstheologe 114
- Eger, Georg (1590—1665), prot. Geistlicher 173, 181
- Ehrlich, Sekretär d. Politikers Wenzel Titta 311 Anm. 34
- Elisabeth (1596—1662), Gemahlin des Winterkönigs Friedrich V. v. d. Pfalz 159
- Elisabeth (1390—?), Tochter Johans von Görlitz 31
- Elisabeth, Tochter Přibyslavs von Křižanov 85 Anm. 77
- Emmoser (Ehemoser, Eimoser), Gerhard, kais. Hofuhrmacher (um 1580) 48, 50
- Enders, Prager Uhrmacher (um 1520) 48
- Engelhard, Johann († 1636), prot. Geistlicher 178
- Engelmann, Johannes, Lehrer (17. Jh.) 181
- Engler, Georg († 1663), prot. Geistlicher 181
- Eppinger, Karl (1853—1911), österr. Rechtsanwalt u. Politiker 311, 405
- Erasmus von Rotterdam (1466—1536), Humanist 110
- Ernst von Pardubitz (1297—1364), Erzbischof v. Prag (1344—1364) 97 Anm. 114
- Ethesius, Matthäus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Ettingshausen, Andreas Frh. von (1796—1878), Prof. f. Physik u. Mathematik 266
- Eulenburg, Friedrich Albrecht Graf zu (1815—1881), preuß. Diplomat, Innenminister (1862—1878) 235
- Exner, Melchior, Magister (17. Jh.) 181
- Eyben, Michael, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Faber, Johann (1558—1613), prot. Geistlicher 138

- Faber, Valentin, prot. Geistlicher (um 1600) 138
- Fabricius, Elias, prot. Geistlicher (um 1600) 138, 172
- Fabricius, Esaias († vor 1602), prot. Geistlicher 138
- Fabricius, Johann, Schulmeister in Teplitz (1548—1553) 138, 168
- Fabricius, Johann, prot. Geistlicher (um 1560) 138
- Fabricius, Kilian (16. Jh.) prot. Geistlicher 138
- Fabricius, Samuel († 1633), prot. Geistlicher 138
- Fabritius, Sebastian, prot. Geistlicher (um 1600) 138
- Fabritius Laubensis, Paul (ca. 1529—1588), Prof. f. Mathematik in Wien 38 f.
- Facilides, Victorin († 1637), prot. Geistlicher 181 f.
- Fagellus, Veit, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Fehrmann, Wenzeslaus († 1637), prot. Geistlicher 167
- Feige, Christoph, prot. Geistlicher (17. Jh.) 182
- Fel(l)mer, Martin (1588—1674), prot. Geistlicher 159, 174
- Fel(l)mer, Susanna geb. Adam 158
- Fenzl, Eduard, (1808—1879), Prof. f. Botanik 266
- Ferdinand I., Kaiser (1556—1564) 41, 48, 111, 113, 116, 129
- Ferdinand II., Kaiser (1619—1637) 128, 130 f., 146, 163, 165, 167 f., 201, 221
- Ferdinand III., Kaiser (1637—1657) 220
- Ferguson, James (1710—1776), engl. Mechaniker u. Astronom 36
- Fickenwirt, Christophorus, Pastor (1617) 153
- Fickenwirt, Michael, Pastor in Lippenz (1617) 153
- Fierlinger, Zdeněk (* 1891), Regierungsfunktionär d. ČSSR 377 Anm. 16, 381
- Filkorn, Eugen, kath. Priester u. slowak. Politiker 325 Anm. 11
- Fischbach, Caspar, Pastor in Petschau (1617) 153
- Fischer, Ambrosius, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Fischer, Elias († 1655), prot. Geistlicher 173
- Fischer, Martin, Ludimoderator in Falkenau (1617) 132, 195
- Fischer, Theodor (1586—1663), prot. Geistlicher 139
- Flachs, Christophorus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 139
- Flachß, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 139
- Flachß, Leonhard, prot. Geistlicher (17. Jh.) 139
- Flader, Ambrosius, prot. Geistlicher (um 1600) 172
- Fleischmann, Johann (1580—1652), prot. Geistlicher 139, 174
- Fleischmann, Johann (1582—?), prot. Geistlicher 139
- Fleischmann, Wolfgang, prot. Geistlicher (um 1620) 139
- Flemming, Johann, Pastor bei Kaaden (1617) 153
- Flöschner, Simon, Pfarrer in Karlsbad (1589/90) 182
- Foenix, David, Pastor in Rakonitz (1617) 153
- Förster, prot. Geistlicher (17. Jh.) 176
- Forsthoff, Ernst (* 1902), Prof. f. Staats- u. Verwaltungsrecht 365 f.
- Fran(c)k, Johann, Lehrer in Petschau (1617) 133, 139
- Franck, Justus, prot. Geistlicher (um 1600) 139
- Frank, Niklas († 1630), prot. Geistlicher 139, 166
- Franke, Kaspar, Lehrer (17. Jh.) 139
- Franz Joseph I., Kaiser v. Österreich (1848—1916) 246, 253 f., 294
- Franz Ferdinand (1863—1914), Erzherzog v. Österreich-Este 304, 317—319
- Franz, Prager Uhrmacher († um 1550) 48
- Franz, Schlosser in Olmütz (um 1550) 39
- Franze, Johann Christoph (1629—1681), prot. Geistlicher 197
- Frazi, prot. Geistlicher (17. Jh.) 182
- Freilich, Adam († 1602), Uhrmacher in Leitomischl 49
- Freilich (Fröhlich), Paul, Uhrmacher in Leitomischl (16. Jh.) 49, 57
- Frič, Josef Václav (1829—1890), tschech. Schriftsteller u. Politiker 237—239, 241—247, 249
- Frič, Karl (1834—1915), tschech. Schriftsteller 238
- Fridericus aus Pomuk, Abt in Saar (1252/53) 63
- Friedrich III., Kaiser (1440—1493) 34
- Friedrich II., der Große, König v. Preußen (1740—1786) 252, 258
- Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen (1786—1797) 252

- Friedrich V. († 1632), Kurfürst von der Pfalz (1610—1620), König v. Böhmen 1619/20) 131, 156
- Fritz, Gejza, Abgeordneter u. Senator d. SVP, slowak. Justizminister (1939—1945) 325 Anm. 14
- Fritzsich, Albert, Pastor bei Saaz (1617) 153
- Fügner, Heinrich (1822—1865), Mitbegründer d. tschech. Sokolverbandes 245
- Fürbach (Feuerbach), Friedrich, Pfarrer in Morchenstern (1599) 182
- Fürgang, Andreas, prot. Geistlicher (um 1560) 139
- Fürgang, Christophorus († 1634), prot. Geistlicher 139 f.
- Fürgang, Johann Sebastian (1594—1662), prot. Lehrer u. Geistlicher 140
- Fürgang, Sebastian (1594—1650), prot. Lehrer u. Geistlicher 140, 167
- Fugger, Johann Jakob († 1575) 117
- Fugmann, Daniel (1568—1628), prot. Geistlicher 178
- Gärtner, Karl Friedrich von (1772—1850), dt. Botaniker 261
- Galan, František, Mitglied d. SVP, Kommandant d. HG (1940) 325 Anm. 14
- Galilei, Galileo (1564—1642), Naturforscher 260
- Gallas, Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Galli, Wenzel († 1674), prot. Geistlicher 140
- Gallo, Pavel (* 1884), slowak. Lehrer u. Schulinspektor 323 Anm. 8
- Gallus, Balthasar († 1632), prot. Geistlicher 140
- Garth, Helwig (1579—1619), prot. Geistlicher 140, 157 f., 174
- Garth, Sabine geb. Hunnius 158
- Gaudelin, Gregor, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Gažik, Mirko, Abgeordneter d. SVP, tschechosl. Unifizierungsminister (1927—1929) 324 Anm. 9, 325 Anm. 14, 354 Anm. 95
- Gebhard, Matthäus, Pastor bei Tepl (1617) 153
- Gebler, Johann, prot. Geistlicher (um 1600) 176
- Geibel, Emanuel (1815—1884), dt. Dichter 404
- Geier, David, Pastor bei Tepl (1617) 153
- Geller, Johann, Verwalter d. Olmützer Schauhuh (1551) 39
- Genczmer, Caspar, prot. Geistlicher (17. Jh.) 150
- Gensel, Friedrich, prot. Geistlicher (17. Jh.) 182
- Geoffroy Saint-Hilaire, Etienne (1772—1844), Zoologe 261
- Georg von Poděbrad, König v. Böhmen (1458—1471) 32, 62, 67
- Georgi, Christian, Diakon in Graslitz (1617) 153
- Georgidus, Wenzeslaus, Pastor (1617) 153
- Georgines, Matthias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 182
- Geier, David, Pastor in Wusleben (1617) 153
- Gerbert, Martin (1720—1793), Fürstabt von St. Blasien, Professor u. Bibliothekar 116
- Gerlach, Melchior d. Ä. (1595—1637), prot. Geistlicher 182
- Gerlach, Melchior d. J. (1623—1702), prot. Geistlicher 182
- Gerstmann, Onuphrius, prot. Geistlicher (17. Jh.) 182
- Gilbert, Lazarus (1574—1644), prot. Geistlicher 171
- Gippan, Fabian, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Glockner (Gloker, Kluger, Lucker), Johann Paul († 1606), Prager Uhrmacher 41, 49 f., 53
- Glockner, Ludmilla geb. Steinmeissel, 49 f.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832), dt. Dichter 261
- Götz (Gozanus), Georg, prot. Lehrer u. Geistlicher in Elbogen (1617) 132 f., 140
- Gojdič, Jozef, slowak. Bischof, Gründungsmitglied d. SVP 325 Anm. 11
- Goldammer, Georg († 1583), prot. Geistlicher 182
- Goldner, Adam (1599—1636), prot. Geistlicher 140
- Goldner, Heinrich, Pfarrer in Künsberg (1617) 140, 166
- Goldner, Johann, prot. Geistlicher (um 1600) 140, 166
- Goldner, Wolfgang, Pfarrer in Königswart (1617) 140
- Goltammer, Georgius, prot. Geistlicher (17. Jh.) 182
- Gottfried, Martin, Pastor in Graslitz (1617) 153
- Gottschald, Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 183
- Gottschalk, Peter († 1639), prot. Geistlicher 183

- Gottschick, prot. Geistlicher (17. Jh.) 159
 Gottwald, Klement (1896—1953), Ministerpräsident der ČSSR (1946—1948), dann Staatspräsident 380 f., 389 f.
 Gottwald, Magdalena († 1627) 173
 Gottwald, Oswald (1541—1609), prot. Geistlicher 173
 Grebáč, Ivan (* 1888), slowak. Schriftsteller u. Journalist 323, 325 Anm. 11
 Gregorius vom Thal, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
 Grégr, Edvard (1827—1907), tschech. Politiker 254
 Grégr, Julius (1831—1896), tschech. Politiker 236, 238, 246 f., 249, 254
 Greif, Johann Georg (1586—1622), prot. Geistlicher 175
 Greif, Matthäus († 1624), prot. Geistlicher 175
 Grimm, Kaspar, prot. Geistlicher (17. Jh.) 183
 Gröttner, Thomas, Pastor in Sonnenberg (1617) 153
 Grotius, Tobias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 183
 Grotzsch, Georg (1636—1673), prot. Geistlicher 197
 Grünberg, Christoph Graf von, kais. Rat u. Hauptmann (um 1620) 168
 Grundmann, Jakob (1591—1636), prot. Geistlicher 183
 Günther, Wolfgang (1585—1636), prot. Geistlicher 177
 Guggenheim, Paul (* 1899), Prof. f. Völkerrecht 367
 Gwiźdź, poln. General u. Senator (um 1938) 343 Anm. 61
 Habermel, Erasmus († 1606), Prager Uhrmacher 50
 Habermel, Josua, Graveur u. Uhrmacher (16. Jh.) 50
 Habermel, Susanna geb. Solis 50
 Habrecht, Isaak (1544—1620), Erbauer von Kunstuhren 47
 Habrecht, Josias, Straßburger Uhrmacher (16. Jh.) 47
 Hackbeil, Johann, Kantor in Podersam (1617) 132
 Haddik, Johann, Lehrer (17. Jh.) 183
 Händel, Lorenz, Pastor bei Saaz (1617) 153
 Hängel, Johann († 1640), prot. Geistlicher 134, 183
 Hänichen, Daniel (1566—1619), prot. Geistlicher 160
 Hänichen, Georg (ca. 1589—1655), prot. Geistlicher 183
 Haenke, Thaddaeus (1761—1817), Mediziner, Botaniker u. Forschungsreisender 391—398
 Haerites, Johann, Pastor in Tuschkau (1617) 153
 Hagaecius ab Hayck, Thaddaeus (1525—1600), tschech. Naturforscher u. Astronom 34
 Halecius, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 183
 Hall, Karl Alfred (* 1906), Prof. f. Strafrecht 357—359
 Hammond, Samuel, puritan. Geistlicher (um 1660) 206 Anm. 40
 Hanakampf, Christophorus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 140
 Handel, Matthäus, Kantor in Karlsbad (1617) 133
 Hanisius, Jakob († 1636), prot. Geistlicher 183
 Hans, Uhrmacher in Leitmeritz (um 1580) 57
 Hans von Cottbus, Prager Goldschmied (um 1420) 29
 Hanus „von der Rose“, Prager Schlosser (15. Jh.) 32—35, 37 f., 43, 51
 Hanzl, Uhrmacher in Pilsen (um 1555) 58
 Hartlib, Samuel († 1662), engl. Sozialreformer 203, 205—207
 Hartlib, Samuel jun., Stadadvokat in Newcastle (17. Jh.) 207
 Hartmann, Paul († 1633), prot. Geistlicher 178
 Haß, Tobias, Pastor in Netschetin (1617) 153
 Hauer, Johann, Rektor in Eger (1617) 133
 Hauffen, Adolf (1863—1930), Prof. f. Volkskunde 399, 401, 404
 Heberlin, Sebastian, Pastor in Schönthal (1617) 153
 Heiden, Fabian, Magister (17. Jh.) 157
 Heine, Heinrich (1797—1856), dt. Dichter 242
 Heinrich († 1592), Prager Uhrmacher 51
 Henricus aus Pomuk, Abt in Saar (1259—1262) 63
 Henricus, Abt in Saar (1317) 63
 Heisch, Andreas, prot. Geistlicher (um 1600) 183
 Heisch, Friedrich, prot. Geistlicher (17. Jh.) 183
 Helcelet, Johann (1812—1876), Naturwissenschaftler 265

- Henel, Samuel († 1663), prot. Geistlicher 133 f.
- Henslinus († 1375), Pfarrer in Schüttwa 10, 18, 21, 24
- Hentzel, Peter (1586—1649), prot. Geistlicher 169
- Herbert, Edward Lord of Cherbury (1583—1648), engl. Staatsmann u. Philosoph 205
- Herbert, William (1778—1847), engl. Botaniker 261
- Herbst, Eduard (1820—1892), österr. Staatsmann, Justizminister (1867) 302, 316 Anm. 45
- Herder, Johann Gottfried (1744—1803), dt. Dichter 247, 340, 346
- Hermann, Abraham, prot. Geistlicher (17. Jh.) 184
- Hermann, Adam, Organist von Prag (17. Jh.) 183
- Hermann, David, prot. Geistlicher (17. Jh.) 184
- Herpestus (Herbst), prot. Lehrer (17. Jh.) 184
- Hertwitz, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 158, 160, 163
- Hesenthaler, Magnus († 1681), dt. Professor 206, 209
- Hesse, Johann (ca. 1600—1652), prot. Geistlicher 184
- Heugel, Erasmus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 184
- Hevelius (17. Jh.), Astronom 138
- Heymannus, Prior in Saar (1277) 63
- Hieronimus, Prager Uhrmacher (15. Jh.) 31
- Himicenus, Philipp, prot. Geistlicher (17. Jh.) 184
- Hirsch, Balthasar, Pastor (1617) 154
- Hirß, Johann, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Hitler, Adolf (1889—1945), dt. Politiker u. Reichskanzler 326, 349, 359
- Hlinka, Andrej (1864—1938), slowak. Politiker 320, 322—332, 334 Anm. 38, 335—340, 342 Anm. 61, 347, 354, 356
- Hobbes, Thomas (1588—1679), engl. Philosoph 205 Anm. 33
- Hodža, Milan (1878—1944), slowak. Politiker, tschechosl. Minister 322 Anm. 5, 351, 353—355
- Hoë von Hoënegg, Matthias (1580—1645), luth. Theologe u. Hofprediger 156 f., 164, 196
- Höckner, Matthias, prot. Geistlicher (16. Jh.) 140 f.
- Höckner, Peter, prot. Geistlicher (um 1600) 140 f.
- Hof, Johann von († 1632), prot. Geistlicher 141
- Hofe, Johann von († 1600), prot. Lehrer u. Geistlicher 141
- Hoff, Georg von, Pfarrer in Schönficht (1617) 141
- Hofmann, Schlossermeister aus Dresden (um 1770) 211—214, 219, 226, 228—230
- Hofmann, Kaspar (1572—1627), prot. Geistlicher 141
- Hofstetter, Johann sen., Superintendent von Eger (um 1595) 141
- Hofstetter, Johann jun. (1592—1645), prot. Geistlicher 141 f., 166
- Hohenwart, Karl Sigmund Graf (1824—1899), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1871) 257
- Holeček, Josef (1853—?), tschech. Schriftsteller u. Journalist 240, 246 f.
- Holfeld, Nikolaus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 184
- Holk, Wallensteinscher General 141, 166
- Hollar, Wenceslaus, böhm. Künstler (17. Jh.) 199
- Holomuczansky, Stefan († 1634), prot. Geistlicher 160, 163
- Holzhammer, Augustin (1593—1635), prot. Geistlicher 175
- Holzhammer, Heinrich, Schulmeister (um 1620) 174 f.
- Hon, David, Prager Uhrmacher (um 1590) 50
- Hons, Uhrmacher in Krummau (um 1600) 57
- Hornel, Melchior, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Horzizenus, Johann Gregor, Pastor (1617) 154
- Hubel, Daniel (17. Jh.) 184
- Huber, David, Pastor in Schaboglück (1617) 142
- Huber, Wenzel, Lehrer u. Geistlicher (um 1600) 142
- Hübler, Caspar (1625—1661), prot. Geistlicher 184
- Humboldt, Alexander Frh. von (1769—1859), dt. Naturforscher 391
- Hund, Johannes sen. († 1623), prot. Geistlicher 137
- Hund, Johann jun. (1588—?), prot. Geistlicher 137
- Hunneberger, Johann Thomas (1605—1669), prot. Geistlicher 184 f.

- Hunneberger, Maria Magdalena geb. Bach 185
- Hunnius, Ägidius, Generalsuperintendent in Wittenberg (um 1600) 158
- Hurban-Vajanský, Svetozár (1847—1916), slowak. Schriftsteller 340, 341 Anm. 55
- Hus, Johannes (ca. 1369—1415), böhm. Reformator 237
- Hutten, Ulrich von (1488—1523) Humanist 110
- Jahn, Bernhard, Lehrer in Schlaggenwald (1617) 132, 134, 167
- Jahn, Daniel, prot. Geistlicher (um 1730) 170
- Jahn, Johannes (1604—1651), prot. Geistlicher 134, 169 f.
- Jahn, Johann d. J., prot. Geistlicher (um 1700) 170
- Jakob aus Königgrätz, Pfarrer in Prag (um 1475) 34
- Jakobäus, Jakob, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Jakobi, Philippus, Pastor in Eulau (um 1600) 185
- Jakobides, Jakob, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Jaksch, Veit, prot. Geistlicher (17. Jh.) 160, 163
- Jaksch, Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 160
- Jamnitzer, Abraham, Nürnberger Uhrmacher 51
- Jamnitzer, Wenzel, Wiener Uhrmacher 51
- Janček, Ján (1881—1933), slowak. Gutsbesitzer 325 Anm. 14
- Janda, Matthias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 160, 163 f.
- Janko de Praga (ca. 1350—1410), Astro-nom 33 f.
- Jannus, Abt d. Klosters Walderbach (16. Jh.) 120
- Jaxa, kaiserl. Maler in Prag (um 1360) 28
- Jehlička, František (1879—?), slowak. Geistlicher u. Politiker 323 Anm. 8, 324 f., 327
- Jenison, Robert, puritan. Geistlicher (um 1640) 206 Anm. 40
- Jenner, Edward (1749—1823), engl. Land-arzt 394
- Jessenius, Johann (1566—1621), Arzt u. Humanist 158
- Jesser, Franz (1869—1954), sudetendt. Politiker 310
- Jodocus, Georg, Hofuhrmacher (um 1600) 51
- Johann von Luxemburg, König v. Böhmen (1310—1346) 28
- Johann Georg I., Kurfürst v. Sachsen (1611—1656), 163
- Johann Očko von Wlaschim, Bischof v. Olmütz (1351—1364) 97 Anm. 114
- Johann von Jenstein, Prager Erzbischof (1380—1396) 29
- Johann von Neumarkt (1315—1380), Kanzler Kaiser Karls IV. 10
- Johannes Nihilis de Praga, Leibarzt Kaiser Friedrichs III. u. Prof. f. Astronomie in Wien 34
- Johannes von Krčín, Leibarzt u. Astrologe Georgs von Poděbrad 32
- Johannes von Saaz, Stadtschreiber (um 1400) u. Dichter 9—12, 22, 24
- Johannes Teutonicus de Sacz, Hussitenführer 24
- Johannes „brabantinus“, Prior in Saar (1252—1269) 63
- Johannes I., Abt in Saar (1276/77) 63
- Johannes II. Cayphas, Abt in Saar (um 1280) 63
- Johannes III. aus Pomuk, Abt in Saar (um 1280) 63
- Johannes IV. „Saxo“ aus Pomuk, Abt in Saar (1287/88 u. 1293/94) 63
- Johann VIII., Abt von Saar 87 Anm. 88
- Johann, Abt von Saar (1447) 90 Anm. 101
- Johann, Schlosser in Leitomischl (15. Jh.) 32
- Johannes († 1405), Prager Uhrmacher 28 f.
- Johann († 1564), Prager Uhrmacher 51
- Johann aus Budweis, Prager Uhrmacher (um 1580) 51
- Johannes von der Rose s. Hanus „von der Rose“
- Johanna († 1386), Gemahlin Wenzels IV. 31
- John, Alois (1860—1935), Heimatforscher 406
- Joseph I., Kaiser (1705—1711) 220
- Joseph II., Kaiser (1765—1790) 253
- Jüngling, Michael († 1641), Schulmeister 185
- Jungbauer, Gustav (1886—1942), Volkskundler 399
- Junge, Andreas (1639—1695), prot. Geistlicher 197
- Junghans, Peter, Prager Uhrmacher (um 1600) 51

- Juriga, Ferdiš (* 1874), slowak. Politiker 323 Anm. 6 u. 8, 325 Anm. 11, 332, 339 Anm. 53, 354 Anm. 95
- Kačka, Jozef (1865—1938), kath. Geistlicher 323 Anm. 8
- Kämmler, Katharina († 1672) 185
- Kämmler, Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 185
- Kaiser, Andreas, prot. Geistlicher (17. Jh.) 176
- Kaiser, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 176
- Kalbersberger, Daniel, prot. Lehrer u. Geistlicher (16. Jh.) 171
- Kállay, Jozef (* 1881), slowak. Politiker 325 Anm. 14
- Kaltbrunn, Magister in Prag (um 1600) 156
- Kamelius, Anna († 1655) 185
- Kamelius, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 185
- Kannenberger, Paul, prot. Geistlicher (17. Jh.) 185
- Kapfenberger, Johann (1577—1633), prot. Geistlicher 185
- Karges (Karyes), Johann Bapt., Prager-Uhrmacher (um 1620) 41, 50 f.
- Karges, Maria geb. Glockner 50 f.
- Karges, Valentin, Prager Uhrmacher (um 1610) 41
- Karl IV., Kaiser (1346—1378) 10, 25, 28, 61—63, 113 Anm. 15
- Karl V., Kaiser (1519—1556) 113, 115
- Karl VI., Kaiser (1711—1740) 221
- Karl August, Herzog v. Sachsen-Weimar (1775—1828) 252
- Károlyi, Györay Graf (1802—1877), ungar. Großgrundbesitzer 254
- Kartno, Kantor in Reichenberg (17. Jh.) 185
- Katzbeck, Michael, Abt von Reichenbach (16. Jh.) 117 f., 121 f.
- Katzian, Matthäus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 185
- Kaunitz, Wenzel Graf (1848—?), Jura-student 238
- Kaupilius, Johann († 1623), prot. Geistlicher 185
- Keilhau, Johann, Diakon in Neu Albenreuth (1617) 154
- Keimann, Christian (1607—1662), Lehrer u. Liederdichter 175
- Keimann, Zacharias (1572—1633), prot. Lehrer u. Geistlicher 175
- Keiner, Michael, Kantor in Joachimsthal (1617) 132
- Kelner, Marie († 1642) 185
- Kelner, Thomas († 1648), prot. Geistlicher 185
- Kempný, Ján, Mitglied d. SVP 326
- Kepler, Johannes (1571—1630), dt. Astronom u. Mathematiker 47, 205
- Kerner, Anton Ritter von Marilaun (1831—1898), österr. Botaniker 260 f.
- Khyntpaum, Wolf, Uhrmacher in Pilsen (um 1570) 58
- Kießlich, Anton (1858—1925), Turner 405
- Kilian, Heinrich, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Killer, Urban, prot. Geistlicher (17. Jh.) 173
- Kind, Andreas (1578—?), prot. Lehrer u. Geistlicher 132 f.
- Kindermann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 186
- Kinicky, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Kinner, Cyprian, Pädagoge (17. Jh.) 204 Anm. 30
- Kirchner, Johann (1587—1648), prot. Geistlicher 186 f.
- Kirchner, Johann Theodor (1617—1653), prot. Geistlicher 186
- Kladna u. Oleschinsky, Johann von (um 1480) 85 Anm. 78
- Kladowsky, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 186
- Klapka, Georg (1820—1892), ungar. Revolutionsgeneral 243, 253
- Klein, Friedrich (* 1908), Prof. f. Steuerrecht 367 f.
- Klein, Georg, Magister in Tachau (17. Jh.) 142
- Klinger, Friedrich, prot. Geistlicher (17. Jh.) 176
- Klugel, Oswald, prot. Geistlicher in Puschwitz (1617) 133
- Kmeřko, Karol (1878—1949), Erzbischof v. Mitra u. Politiker 323 Anm. 8, 325 Anm. 11
- Kner, Rudolf (1810—1869), Prof. f. Zoologie 266
- Kninsky, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 186
- Knirsch, Hans (1877—1933) sudetend. nat.-soz. Politiker 318
- Knoperoge (Knosperger, Kneperian), Rudiger († 1616), Prager Uhrmacher 46, 51

- Knorr, Christoph (1591—ca. 1665), prot. Lehrer u. Geistlicher 156, 173
- Knospel, Jakob, Rektor in Joachimsthal (1617) 132
- Kobylanski, Direktor d. Ostabteilung d. poln. Außenministeriums (1934) 332 Anm. 34, 335 Anm. 42, 343 Anm. 61
- Koch, Andreas (1593—1664), prot. Geistlicher 186
- Koch, Caspar, Prager Bürger (um 1615) 48
- Koch, Michael († 1631), prot. Geistlicher 186
- Koch, Michael (1592—1630), prot. Geistlicher 186
- Kochalka, prot. Geistlicher (17. Jh.) 186
- Kocsy, Major, ungar. Emigrant (19. Jh.) 254
- Koczian, Martinus, prot. Geistlicher (nach 1600) 185
- Kögler, Franz (1641—1696), prot. Geistlicher 197
- Koelreuter, Joseph Gottlieb (1733—1806), Botaniker 261
- Koerber, Ernest von (1850—1919), österr. Staatsmann 301, 304, 307, 311 f.
- Körper, Karol, kath. Priester, Abgeordneter d. SVP 323 Anm. 8
- Kollár, Ján (1793—1852), slowak. Dichter 247
- Kollár, Martin, Gründungsmitglied d. „Lúdová strana“ (1905) 323 Anm. 6
- Kollar, Vincenz (1797—1860), österr. Naturwissenschaftler 266
- Kolowrat, Friedrich Masfovský von (16. Jh.) 58
- Kossuth, Lajos (1802—1894), ungar. Politiker 243, 253
- Kost, Johann, Uhrmacher in Olmütz (um 1615) 39
- Kotík, Antonín (1840—1919), tschech. Schriftsteller u. Journalist 236—242, 244, 259
- Kovalík, Ján (* 1861), slowak. Politiker u. Gymnasialprofessor 325 Anm. 11
- Kozlau, Johann von (um 1400) 91 Anm. 105
- Kozlau, Nikolaus von (um 1400) 91 Anm. 105
- Kozlik, Arzt in Kuttenburg (15. Jh.) 32
- Kozlovec von Kozlau, Nikolaus (um 1450) 91 Anm. 105
- Kramár, Karel (1860—1937), tschech. Politiker, tschechosl. Ministerpräsident (1818/19) 310, 316, 320, 322 Anm. 4, 351
- Krammer, Konrad, Prager Uhrmacher (um 1580) 51
- Kranich, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 186
- Kréméry, Karol (1859—?), slowak. Politiker u. Gymnasialdirektor 325 Anm. 14
- Křeček, Uhrmacher in Kuttenberg (um 1560) 57
- Kretzschmar, Georg (1605—1679), prot. Geistlicher 142
- Kretzschmar, Johann (1574—1647), prot. Lehrer u. Geistlicher 142
- Kretzschmar, Kaspar (1589—?), prot. Geistlicher 142, 175
- Krincy, Matthias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 186
- Křižanov, Přibyslav von († 1251), böhm. Adeliger 59, 61, 84 Anm. 76, 85 Anm. 77 u. 80, 90 Anm. 102
- Krocinowsky, Matthias († 1648), prot. Geistlicher 160
- Kröll, Andreas († 1619), prot. Geistlicher 186
- Kschelur (Kselur), Adam, Prager Uhrmacher (um 1580) 52
- Kubík, Pfarrer in Muttersdorf (14. Jh.) 10, 18, 21
- Kubiš, Robert, slowak. Politiker u. Wirtschaftsfachmann 354 Anm. 95
- Kühn, Georg (1601—1673), prot. Geistlicher 167
- Kunad, Johann (1560—1638), prot. Geistlicher 186 f.
- Kutnauer, Rektor in Schlan (17. Jh.) 187
- Kuttler, Andreas († 1650), prot. Geistlicher 187
- Kuzler, Valentin, Lehrer in Lauterbach (1617) 132
- Labaj, Ludovít, Abgeordneter d. SVP, tschechosl. Unifizierungsminister (1929) 325 Anm. 14, 332
- Laetus, Georg, Oberschreiber in Augsburg (um 1540) 112 Anm. 12
- Lamarck, Jean-Baptiste Pierre Antoine Monet de (1744—1829), frz. Naturforscher 260
- La Marmora, Alfonso Ferrero Marchese (1804—1878), ital. General u. Staatsmann 253
- Landherr, Georg (17. Jh.), Dominikaner 167 f.
- Landsmann s. Langmann
- Lange, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 187

- Lange, Johann, Prediger in Arnstadt (um 1545) 115 Anm. 22
- Langenmauth, Hans Jakob, Prager Uhrmacher (um 1615) 52
- Langer, Eduard sen. (1825—1862), Müller in Rokitnitz 399
- Langer, Eduard jun. (1852—1914), sudentdt. Politiker u. Volkskundler 399—406
- Langer, Franz Anton (1790—1826), Erbrichter 399
- Langer, Johanna verw. Suida (1850—1926) 400
- Langer, Theresia geb. Beschorner (1825—1894) 399
- Langhans, Martin (1584—1641), prot. Geistlicher 187
- Langmann, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163 f., 187
- Langmantel, Christoph, Prager Uhrmacher (um 1615) 52
- Latzschkow, Samuel Christoph (ca. 1619—1662), prot. Geistlicher 198
- Laurentius (Lorenz), Georg (1591—1632), prot. Geistlicher 175
- Laurenzius, Prager Lehrer u. Uhrverwalter (um 1600) 37
- Laušmann, Bohumil (* 1903), tschechosl. Staatsmann 377 Anm. 16
- Lažansky, Anton von Bukowá Graf (1815—1883), Statthalter v. Mähren (1849—1860), Statthalter v. Böhmen (1865/66) 246, 265
- Lecoq, François (1838—1902), frz. Chemiker 261
- Ledgard, Thomas, Mitgl. d. Newcastleer Stadtbehörde (17. Jh.) 207
- Legeler, Christoph (1603—1639), prot. Lehrer 174
- Leger, Louis (1843—1923), frz. Slawist 243
- Lehmann, Michael Gottlieb († 1663), prot. Geistlicher 174
- Lehmann, Siegmund, prot. Geistlicher (17. Jh.) 187
- Lehmann, Theophil (1584—1632), prot. Geistlicher 174
- Lehmann, Valentin (1594—1674), prot. Geistlicher 169
- Leibnitz, Gottfried Wilhelm Frh. von (1646—1716), Philosoph 205 f., 394
- Leibolt, Christophorus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 142
- Leipolt, Johannes, prot. Geistlicher (17. Jh.) 142
- Leischner, Johann, Pastor in Goßblau (1617) 154, 187
- Leo XIII., Papst (1878—1903) 363 Anm. 63
- Leonardus, Priester in St. Marein/Kärnten (um 1375) 10
- Leopold, Erzherzog, Bischof v. Passau u. Straßburg, Graf v. Tirol (1618—1632) 131
- Leubner, Anna († 1634) 187
- Leubner, Helena († 1633) 187
- Leubner, Michael, prot. Geistlicher (17. Jh.) 187
- Leuchtenberg, Georg von, Landgraf (um 1550) 117 f., 121
- Leuchtenberg, Georg Ludwig von (16. Jh.) 121
- Leuffer, Johann, Pastor in Sangerberg (1617) 154
- Leutenbeck (Lauterbeck), Albert (1580—1666), prot. Geistlicher 187
- Lew, Valentin (1572—1630), prot. Geistlicher 143, 166
- Libisch, Caspar, Uhrmacher in Kaaden (um 1600) 57
- Libischer, Gregor († 1630/31), Lehrer 187
- Lichtenburg, Hermann Kruschina (um 1300), böhm. Adeliger 61, 90 Anm. 102
- Lichtenburg, Raimund von (um 1300), böhm. Adeliger 61
- Lichtenburg, Smil von (13. Jh.), böhm. Adeliger 60 f., 84 Anm. 73, 86 Anm. 85
- Lichtenburg, Ulrich von (um 1300), böhm. Adeliger 61
- Lichtner, Christoph (1592—1653), prot. Geistlicher 175
- Lichtner, Jakob, Stadtrat in Kratzau (um 1590) 175
- Lichtner, Jakob (1589—1623) 175
- Lichtner, Sarah geb. Kaul 175
- Lindner, Friedrich (ca. 1590—1629), prot. Geistlicher 173
- Linhardt, Abt von Saar (um 1480) 89 Anm. 94, 90 Anm. 100
- Linné, Carl von (1707—1778), schwed. Naturforscher 260, 392 f., 395 f.
- Lipa, Vinzenz von (um 1415), böhm. Adeliger 83 Anm. 71
- Lippach, David († 1654), prot. Geistlicher 157 f., 160
- Lippert, Julius (1839—1909), Historiker 405
- Liznar, Josef (* 1852), tschech. Physiker u. Meteorologe 268, 298
- Lobkowitz, Georg von (1551—1607), böhm. Adeliger 57, 130

- Lochmann, Johann, prot. Lehrer u. Geistlicher (17. Jh.) 187
- Lodgman von Auen, Rudolf (1877—1962), sudetend. Politiker 315
- Löchel, Christoph, Rektor in Friedland (17. Jh.) 187
- Löscher, Martin (1595—1677), prot. Geistlicher 167
- Löscher, Samuel (17. Jh.) 167
- Löw s. Lew
- Lohse, Matthias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 188
- London, William, Buchhändler in Newcastle (17. Jh.) 207
- Longolius, Michael (1560—1628), prot. Geistlicher 143, 161
- Lorenz, Simon (1576—?), prot. Geistlicher 188
- Loserth, Johannes (1846—1936), Historiker 313
- Loß, Johann, Pastor bei Buchau (1617) 154
- Loße (Lossius), Matthias (1579—1651), prot. Geistlicher 176
- Lovek, Herr von Kally (1434) 88 Anm. 90
- Lucius, Johann (1590—1652), prot. Geistlicher 188
- Ludwig, Balthasar (1576—1635), prot. Geistlicher 188
- Lueger, Karl (1844—1910), österr. Politiker 341 Anm. 58
- Lunacius, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163, 188
- Luscina, Lorenz, Pastor in Teplitz (1617) 154
- Luther, Martin (1483—1546), dt. Reformator 129
- Lutz, Georg, Pastor (1617) 154
- Lyell, Sir Charles (1797—1875), engl. Geologe 261
- Macasius, Johann, Pastor in Lichtenstadt (1617) 143
- Mach, Alexander (Šaňo), slowak. Politiker u. Publizist 326, 343 Anm. 61
- Macháček, Jozef, erster Generalsekretär d. SVP 325 Anm. 11, 354 Anm. 95
- Machaun, Auguste († 1638) 188
- Machaun, Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 143, 163, 188
- Machon, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 143
- Macht, Michael (1594—1664), prot. Geistlicher 173
- Magyarodí, ungar. Emigrant (19. Jh.) 254
- Major, Augustin (1587—1660), prot. Geistlicher 177
- Malaspina di Mulazzo, Alessandro (1754—1810), span. Kapitän 392
- Malesius (Malz), Andreas, Pastor in Kožlan (1617) 143
- Malsius, Christian (1617—1680), prot. Geistlicher 143
- Malsius, Johann, († 1633), prot. Geistlicher 143
- Malypetr, Jan (1873—1944), tschechosl. Ministerpräsident 354
- Manitius, prot. Geistlicher (17. Jh.) 188
- Mannus, Thomas (16. Jh.) ungar. Humanist 120
- Mao Tse-tung (* 1893), chines. Staatsmann 370, 385 f.
- Marges, Joachim, Prager Bürger (um 1610) 48
- Maria Theresia, Königin v. Ungarn u. Böhmen (1740—1780), Gemahlin Kaiser Franz' I. 213 f., 220 f., 224
- Mařík, Nikolaus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Markgraf, Christoph, Hofuhrmacher (um 1590) 52
- Marschner, Balthasar (ca. 1599—1669), prot. Geistlicher 176
- Martin, Prager Uhrmacher († um 1400) 28
- Martin von Unihov († vor 1465), Prager Uhrmacher 29,
- Martin, Prager Uhrmacher (um 1575) 52
- Martin, Schlosser u. Uhrmacher in Rakonitz (um 1590) 58
- Martini, Peter, prot. Geistlicher (um 1600) 161
- Martini, Samuel (1593—1639), prot. Geistlicher 158, 161, 163 f.
- Martinowski, Peter, prot. Geistlicher (17. Jh.) 188
- Martius, Pfarrer in Prag (um 1600) 161
- Martius, Georg (1597—1679), prot. Geistlicher 166
- Martius, Georg Sigismund († 1712), prot. Geistlicher 167
- Marx, Karl (1818—1883), dt. Philosoph 370
- Masaryk, Thomas Garrigue (1850—1937), tschech. Staatspräsident 321 Anm. 3, 322 Anm. 4, 327, 328 Anm. 21, 339, 354 Anm. 95, 356, 388
- Matig, prot. Geistlicher in Prag (um 1600) 161
- Matthäus, Elias, Pastor in Zettlitz (1617) 154

- Matthiades, Johann, prot. Geistlicher in Prag (17. Jh.) 161
- Matthiades, Paul (1593—1668), prot. Geistlicher 188
- Matthias, Kaiser (1612—1619) 131, 810
- Matthias I. Corvinus, König v. Ungarn (1458—1490) 67
- Maximilian II., Kaiser (1564—1576) 48, 129
- Maximilian, Erzherzog v. Österreich (1558—1618) 43
- May (Majus), Johann (ca. 1598—?), prot. Geistlicher 188
- Mayer, Wolf, prot. Geistlicher (um 1600) 189
- Mederly, Anton, Generaldirektor d. „Ludová banka“ 325 Anm. 14
- Mederly, Karol, Senator d. SVP 325 Anm. 14
- Medler, Nicolaus (1502—1551), Mathematiker u. Geistlicher 111
- Megander, Christoph, prot. Geistlicher (17. Jh.) 189
- Melanchthon, Philipp (1497—1560), dt. Humanist u. Reformator 114
- Melcher, Uhrverwalter in Olmütz (um 1610) 39
- Mendel, Johann Gregor (1822—1884), Augustiner u. Botaniker 260—299
- Mesenus, Markus, Pastor (1617) 154
- Meseritsch, Johann von (um 1320), Burggraf v. Brünn 61 f., 90 Anm. 100, 91 Anm. 103
- Metzler, Samuel (1607—1677), prot. Geistlicher 170 f.
- Meyler, Tobias (1560—1633), prot. Lehrer 189
- Mezler (Metzger), Philipp, Zirkelmacher (um 1615) 52
- Mezník, Antonín (1831—1907), tschech. Rechtsanwalt u. Politiker 251
- Michael, Uhrmacher in Budweis (um 1580) 56
- Mich(ac)l, Bernhard, prot. Geistlicher (17. Jh.) 143, 166
- Michna, Graf (um 1625) 168
- Mickiewicz, Adam Bernhard (1798—1855), poln. Dichter 242
- Mikeš Číž, Herr von Kally (13. Jh.) 88 Anm. 90
- Mildner, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 176
- Mirus, Christian (ca. 1624—1678), prot. Geistlicher 189
- Mirus, Johann (1575—1658), prot. Geistlicher 189
- Mittrowsky, Wladimir Graf (1814—?) 295
- Mnohel, Stefan, Abgeordneter d. SVP 323 Anm. 8
- Mochius, Simon, Pastor in Zwetbau (1617) 154
- Mönch, Jakob († 1623), prot. Geistlicher 161, 174 f.
- Mönch, Paul (1595—1649), prot. Lehrer u. Geistlicher 144, 147, 151, 168
- Mönchmeyer, Georg, prot. Geistlicher (um 1620) 167
- Mohler, Georg (1585—1650), prot. Geistlicher 189
- Mohr, Andreas (ca. 1596—1648), prot. Lehrer u. Geistlicher 172
- Mojmir II., Fürst d. Großmährischen Reiches (um 895) 341
- Molitor, Johann, Pfarrer bei Klösterle (um 1580) 141
- Moller, Adam (1575—1658), prot. Geistlicher 132, 144
- Morgenstern, Simon († 1628), prot. Geistlicher 189
- Mostišťe, Buschko von (14. Jh.), böhm. Adelige 62
- Mostišťe, Znetha von (14. Jh.), böhm. Adelige 62
- Mücke, Friedrich, prot. Geistlicher (um 1600) 177
- Mücke (Micanus), Paul, prot. Geistlicher (17. Jh.) 175
- Müller, Heinrich, Ludimoderator in Buchau (1617) 133
- Müller, Martin, prot. Geistlicher in Plan (1617) 133
- Mültner, Franzisco, Prager Ratsherr (um 1770) 228 f.
- Münch, Fritz (* 1908), Prof. f. Völkerrecht u. Staatsrecht 360 f.
- Münch, Paul s. Mönch
- Münch (Mönch), Samuel (1582—1637), prot. Geistlicher 144, 173
- Münchmeier, Georg (1591—1666), prot. Geistlicher 144
- Mulsius, Stephan, prot. Geistlicher in Hostau (1617) 133
- Multz, Valentin, Konrektor in Schlaggenwald (1617) 132 f., 167
- Murgaš, Josef (1864—1929), slowak. kath. Geistlicher u. Erfinder 326
- Murin, Karol, Sekretär d. Staatspräsidenten Tiso 326
- Mussato, Albertino (1261—1329), ital. Geschichtsschreiber u. paduan. Diplomat 113 Anm. 15

- Mussolini, Benito (1883—1945), ital. Staatsmann 326 Anm. 15
- Mylius, Johann, Pastor in Königswart (1617) 144
- Mylius, Johann Adam (1609—?), prot. Geistlicher 144
- Nägeli, Karl von (1817—1891), schweiz. Botaniker 296
- Nahrhammer († 1626), prot. Geistlicher 187
- Napoleon III., Kaiser der Franzosen (1852—1870) 237, 240, 257
- Nathusius, Fabian, Magister (um 1600) 158
- Neidhardt, Michael (1592—1669), prot. Geistlicher 144 f.
- Nessel, Jakob, prot. Geistlicher (um 1630) 143, 189
- Netolizky, Zacharias Hermann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 160, 189
- Neubauer, Andreas, kais. Hofprediger (um 1620) 158
- Neymistr (Neumester), Ambrosius, Uhrmacher (um 1610) 52, 57
- Nicolai, David, Kantor in Schönfeld (1617) 132, 134
- Nicolai (Nickerle), Johann (1585—1640), prot. Geistlicher 134, 145
- Nicolai, Matthias, prot. Geistlicher (um 1600) 145
- Nicolaus, Abt in Saar (1326) 63
- Nicolaus, Uhrmacher in Pilsen (um 1520) 58
- Nicolaus, Uhrmacher aus Tabor, ab 1568 in Prag 52, 58
- Niedbruck, Kaspar von, königl. Rat in Wien (um 1555) 123
- Nicolaus, Zisterzienser (um 1400) 64
- Nikolaus von Kaaden († 1419), Prager Uhrmacher 29, 33
- Nikolaus, Schlosser aus Saaz (um 1430) 29
- Nissel (Nissolius), Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 161
- Nizelius, Samuel, Diakon in Schönfeld (1617) 145
- Nucelius, Georg (1559—?), prot. Geistlicher 141, 145
- Nucelius, Johann, Diakon in Ehrenfriedersdorf (1584) 145
- Nüsselius, Georg s. Nucelius
- Nüßler, Martin, prot. Geistlicher (um 1600) 177
- Nycolaus, Abt in Saar (1341) 63
- Obřan u. Kunstadt, Boček von (1232—1255), böhm. Adeliger 60, 84 Anm. 74 f., 85 Anm. 80, 86 Anm. 82
- Obřan u. Kunstadt, Gerhard von (1261—1291), böhm. Adeliger 60, 84 Anm. 75
- Olischer, Jeremias (1612—1678), prot. Geistlicher 172
- Ollitzsch, Melchior, Pfarrer in Niklasdorf (1595—1605) 141
- Olomuczansky, Stefan s. Holomuczansky
- Onderčko, Stefan, Abgeordneter d. SVP 325 Anm. 11
- Ondřej (Andreas), Prager Uhrmacher (um 1500) 32, 52
- Opitius, Johannes, Pfarrer in Jamny (1617) 145
- Opitz, Balthasar († 1616), prot. Geistlicher 145, 176
- Origines, prot. Geistlicher (17. Jh.) 189
- Ornys, Mathias († 1600), Maler u. Geometer 40, 49
- Osiander, Andreas (1498—1552), prot. Theologe 114, 115 Anm. 22
- Otfar, Georg (1583—?), prot. Geistlicher 145
- Otto I. der Große, Kaiser (936—973) 122 Anm. 40
- Otto, Valerius, Organist in Prag (um 1600) 156
- Pacher, Raphael (1857—1936), sudetendt. Journalist u. Politiker 308—314
- Pacovius, Ambrosius, Exulant (17. Jh.) 189
- Palacký, František (1798—1876), tschech. Historiker u. Politiker 232, 238, 240, 242, 245—249, 254 f.
- Palingenius, Siegmund, prot. Geistlicher (17. Jh.) 189
- Pangerl, Matthias (1834—1879), Geschichtsforscher 313
- Pannier, Ulrich, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Pannier, Wilhelm, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Pareto, Vilfredo (1848—1923), ital. Nationalökonom u. Soziologe 347
- Patzschka, Georg, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Paudler, Anton Amand (1844—1905), Geistlicher u. Heimatforscher 406
- Paul gen. Zarowny, Prager Bürger (um 1430) 29
- Pauli, Ambrosius († 1652), prot. Geistlicher 190

- Paumeister, Lazar, Prager Uhrmacher (um 1610) 42, 49
- Pavel (Paul), Prager Uhrmacher (15. Jh.) 32
- Pavelić, Ante, kroatischer Politiker 343 Anm. 61
- Pawlowsky, Stanislaw, Bischof v. Olmütz (1579—1598) 39
- Pázmány, Peter (1570—1637), ungar. Kirchenfürst 158
- Péče, Hans, Uhrmacher in Jungbunzlau (um 1610) 57
- Pecket, Sir, Londoner Apotheker 36
- Peisser, Johann Wendelin, Abt von Waldsassen (1433—1461) 111
- Peisser, Nikolaus (IV.), Abt von Waldsassen (1461—1479) 111
- Pelargus (Storch), Martin, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Peler(us), David, prot. Geistlicher (16. Jh.) 172
- Pentler, Johann, Uhrverwalter in Olmütz (um 1610) 39
- Perneck, Magdalena von (16. Jh.), adel. Sängerin 120, 122
- Pešák von Rzeschütz, Lehensträger des Klosters Saar (13. Jh.) 87 Anm. 88
- Pesold, Berthold, prot. Geistlicher (17. Jh.) 190
- Pesold, Clemens, prot. Geistlicher in Eger (1604) 190
- Peter, Verwalter d. Prager Rathausuhr (17. Jh.) 33
- Peterwagen, Zacharias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 190
- Petrarca, Francesco (1304—1374), ital. Dichter u. Humanist 113 Anm. 15
- Petri, Adam, Schulmeister (17. Jh.) 190
- Pettenkofer, Max von (1818—1901), Hygieniker 298
- Pflacher, Georg (1590—1636), prot. Geistlicher 190
- Pflesser, Johann (1588—1628/29), prot. Geistlicher 172
- Pfritzscher, Simon, Kantor in Elbogen (1617) 132
- Pirnbrunner, Jonas, Prager Uhrmacher (um 1580) 52
- Pirynäus, Matthäus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 164
- Pisnitz, Heinrich von (1555—1608), böhm. Kanzler 130
- Pister, Bernhardt, Prager Uhrmacher (um 1565) 52
- Pistorius, Elias (1590—1664), prot. Lehrer u. Geistlicher 145 f.
- Pistorius, Elias (1607—1674), prot. Geistlicher 146
- Pistorius, Elias (1616—1668), prot. Geistlicher 146
- Pistorius, Erasmus, Pfarrer in Abertham (1617) 145, 170
- Pistorius, Israel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 146
- Pistorius, Kaspar († 1630), prot. Geistlicher 146
- Pistorius, Theophilus (1615—1679), prot. Geistlicher 146
- Pitschmann, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 190
- Pitterlin, David, prot. Geistlicher (17. Jh.) 145
- Pitterlin(g), Kaspar, prot. Geistlicher (17. Jh.) 145
- Pius XI., Papst (1922—1939) 343 Anm. 63
- Plato(n) (428/27—348/47), griech. Philosoph 112 Anm. 13, 205 Anm. 33
- Plener, Ernst von (1841—1923), österr. Staatsmann 256 Anm. 22
- Plener, Ignaz (1810—1908), österr. Rechtsanwalt u. Politiker 255, 256 Anm. 22 302, 316 Anm. 45
- Podolsky von Podolí, Simeon, Geometer u. Bücher-Illustrator (um 1600) 37
- Pohl, A. (Anton od. Andreas), reisender Uhrmacher (um 1420) 38
- Pohl, Hans, Uhrmacher (um 1570) 38 f.
- Pokorný, Ctibor, slowak. Publizist 326
- Polakovič, Štefan (* 1912), Prof. f. Theologie, „Ideologe“ d. SVP 326
- Polant, Viktorin, prot. Geistlicher (17. Jh.) 166
- Polná, Johann von, böhm. Adeliger (13. Jh.) 59
- Polydorus, Wenzeslaus, Diakon in Ledetz (1617) 154
- Popp, Andreas, Lehrer in Schönfeld (1617) 132
- Portenwändig (Portenreiter), Andreas († 1630), prot. Geistlicher 190
- Pospischil, Paul († 1633), prot. Geistlicher 190
- Potocki, Alfred Graf von (1817—1889), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1870/71) 256 Anm. 22
- Prätorius, Gregor s. Richter, Gregor
- Prätorius, Kaspar (1590—?), prot. Geistlicher 146
- Prätorius, Rosina († 1631) 146
- Praunelius (Breinl), prot. Geistlicher (17. Jh.) 167

- Pražák, Alois Frh. von (1820—1901), österr. Politiker 251
- Přemysl Ottokar II., König v. Böhmen (1253—1278) 60
- Preschner, Paulus, prot. Geistlicher (16. Jh.) 129
- Příbram, Paul, Prof. f. Astronomie in Prag (um 1520) 33, 36
- Profelt, Georg, Exulant (17. Jh.) 190
- Prokop, Prager Apotheker (15. Jh.) 32
- Pružinský, Mikuláš, Abgeordneter u. Senator d. SVP, slowak. Wirtschafts- u. Finanzminister (1939—1945) 325 Anm. 14
- Přibislawski, Matthäus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Pucklirisch, Joseph (1599—1645), prot. Geistlicher 190
- Pufendorf, Samuel, Pfarrer in Eibenstock (um 1620) 147
- Pursche, Balthasar († 1642), prot. Geistlicher 137, 190
- Quinos, Bruno, prot. Geistlicher (16. Jh.) 176 f.
- Raabe, Johann (1600—1657), prot. Geistlicher 137, 175
- Rabenstein, Paul (1583—?), prot. Lehrer u. Geistlicher 147, 167
- Rabenstein, Simon, Pfarrer in Beutha (1614—1632) 147
- Rabl, Kurt, Völkerrechtler 368 f.
- Radecker, Christophorus, Pastor (1617) 154
- Rahmowský, Georg, Hersteller von Globen (um 1600) 56
- Raick, Abraham, prot. Geistlicher in Neustadt bei Tachau (1617) 133
- Rainer, Christoph, prot. Geistlicher (17. Jh.) 171
- Raméc, Söldnerführer Leopolds von Habsburg (um 1610) 131
- Ranconis ab Ericinio, Albertus (1325—1388), Theologe 97 Anm. 114
- Ranzner, Kaspar (1574—1625), prot. Geistlicher 190 f.
- Rappius, Johann (1571—1639), prot. Geistlicher 191
- Rap(p)old, Augustin, Kantor in Schlaggenwald (1617) 132, 167
- Rave (Raue), Christian (1613—1677), Orientalist 202
- Rave (Raue), Johann (1610—1679), Pädagoge 202 f.
- Razgy, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 191
- Rebentisch, Melchior, Pastor in Görsch (1617) 148
- Rebentrost, Daniel (1577—1657), prot. Geistlicher 148
- Rebentrost, David (1614—1703), Arzt u. Geistlicher 147 f.
- Rebentrost, Johann (1572—1660), prot. Lehrer u. Geistlicher 147 f.
- Rebentrost, Kilian, prot. Lehrer u. Geistlicher (16. Jh.) 147
- Rebentrost, Kilian (1582—1661), prot. Geistlicher 147 f., 169
- Rebentrost, Samuel (1605—1684), prot. Geistlicher 148
- Rebentrost, Samuel (1623—1701), prot. Lehrer u. Geistlicher 148
- Rebentrost, Theophilus (1605—1670), prot. Geistlicher 148
- Rebhun, Johann (ca. 1548—1605), prot. Geistlicher 148 f.
- Rebhun, Salomon (1587—1669) prot., Geistlicher 148 f.
- Reček, Hans, Prager Bürger (um 1430) 31
- Redern, Graf (um 1865) 235 Anm. 4
- Redtenbacher, Ludwig (1814—1876), dt. Naturwissenschaftler 266
- Regenspurger (Rheynsperger), Johann, Prager Uhrmacher (um 1615) 52
- Reibolt, Bartholomäus, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Reich, Benjamin, prot. Geistlicher (17. Jh.) 149
- Reich, Josua, prot. Geistlicher (17. Jh.) 149
- Reiling, Michael s. Röling, Michael
- Rein(e)l, Kaspar (1590—1671), prot. Geistlicher 149, 166
- Reinhardt, Gregor, Prager Uhrmacher (um 1615) 53
- Reinhold, Kaspar s. Reinel, Kaspar
- Renner, Christian, prot. Geistlicher (17. Jh.) 166
- Renner, Georg († 1624), Superintendent in Eger 136 f., 142, 150
- Renner, Georg Christoph, prot. Geistlicher (17. Jh.) 150
- Renner, Karl (1870—1950), österr. soz.-dem. Politiker 344 Anm. 68
- Rephun, Johann, prot. Geistlicher (um 1620) 149
- Reusner, Nicolaus von (1545—1602), Jurist u. lat.-dt. Dichter 125
- Reuter, Abraham, Pastor bei Tepl (1617) 154

- Ricasoli, Bettino (1809—1880), ital. Politiker 253
- Richter, Andreas, prot. Lehrer u. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Richter, Elias (1597—1678), prot. Lehrer u. Geistlicher 147, 170
- Richter, Gregor († 1633/36), prot. Geistlicher 144, 147, 150 f., 168
- Richter, Johannes, Lehrer in Platten (um 1640) 170
- Richter, Samuel (1591—1678), prot. Geistlicher 147, 173 f.
- Richter, Theophilus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 170
- Riedel, Jacob († 1674), prot. Geistlicher 191
- Rieger, František Ladislav (1818—1903), tschech. Politiker 238, 246—249, 254 f.
- Riesenburg, Hans Chlivienský von († 1593) 51
- Rilligius, Heinrich, prot. Geistlicher (um 1600) 191
- Ringer, Johann, Magister, Pastor in Chodau (1617) 154
- Ritschel, Georg (1616—1683), Lehrer u. Geistlicher 199—210
- Rivius, David, prot. Geistlicher (17. Jh.) 191
- Rizzolo, Ludovico, v. Karl IV. zum Pfalzgraf ernannt 113 Anm. 15
- Rockstroh, Johann, Pastor in Schönwald (1617) 154
- Röling, Michael (1582—1633), prot. Geistlicher 149
- Röscher, Johann (1589—?), prot. Geistlicher 191
- Rohrer, Friedrich, prot. Geistlicher (um 1600) 130
- Roller, Julius (1862—?), österr. Jurist u. Politiker 315
- Rorarius, Johann, Pastor bei Pilsen (1617) 154
- Rosacius (Johann Rosak Horschowsky), prot. Geistlicher (17. Jh.) 161—163
- Roscher, Gregor (1577—1632), prot. Geistlicher 177
- Rosenberg, Peter Wok von (um 1580), böhm. Adelliger 40, 49, 130
- Rosenberg, Wilhelm von (um 1580), böhm. Adelliger 55
- Rosička, Peter von (um 1480) 92 Anm. 109, 93 Anm. 110
- Rosický, Václav (1850—1929), tschech. Naturwissenschaftler 31
- Rostoczky, Elias († 1667), prot. Geistlicher 191
- Roth, Johann (1597—1643), prot. Geistlicher 149
- Roth, Nicolaus, Diakon in Schlaggenwald (1617) 149, 167
- Rothe, Egidius († 1654), prot. Geistlicher 149 f.
- Rothe, Heinrich, prot. Geistlicher (17. Jh.) 149
- Rothers, Petrus, Prager Bürger (um 1400) 9, 22
- Roupow, Johann d. Ä. von (um 1580) 57
- Rovalla, prot. Geistlicher (17. Jh.) 191
- Rubaum, Balthasar, Pfarrer in Platz (1592—1597) 172
- Rudner, Hiob Christophorus, Kantor in Buchau (1617) 133 f.
- Rudolf II., Kaiser (1576—1612) 40, 47, 50, 56, 129—131, 156
- Rückert, Friedrich (1788—1866), dt. Dichter 404
- Rüdel, Kaspar (ca. 1553—?), prot. Geistlicher 191
- Rüdiger, Elias, Schulmeister (17. Jh.) 191
- Rüdiger, Jeremias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 150
- Rüdinger, Gottfried (1602—?), prot. Geistlicher 150
- Rüdi(n)ger, Paul, prot. Geistlicher (17. Jh.) 150
- Rübel, Heinrich, prot. Geistlicher (17. Jh.) 164
- Rupert, Johann, prot. Geistlicher in Engelhaus (1617) 133
- Ruprecht, Christoph (1619—1654), prot. Geistlicher 198
- Rutherford, Samuel (1600—1661), schott. Theologe 210
- Ruthner, Martinus, Pfarrer in Karlsbad (1613—1617) 134
- Saccus (Sack), Conrad, Ludimoderator in Königswart (1617) 133
- Saccus, Michael, prot. Geistlicher in Ottenreuth (1617) 133
- Sack, Konrad, prot. Geistlicher in Königswart (1617) 133
- Šafárik, Pavel Josef (tschech.), Šafárik, Pavel Jozef (slow.) (1795—1861), tschechosl. Schriftsteller 247
- Šalát, Anton, Abgeordneter d. SVP 325 Anm. 11
- Salater, Johann, prot. Geistlicher (16. Jh.) 168
- Salesky, Josef, prot. Geistlicher (um 1600) 191

- Salm, Wolfgang von, Bischof v. Passau (1540—1555) 114 f., 118, 123
- Salmuth, Johann, Archidiakon in Leipzig (um 1580) 129
- Saltzberger, Paul, prot. Geistlicher (um 1600) 150
- Saltzburger, Paul, prot. Geistlicher (16. Jh.) 150
- Samuel, Maler in Prag (um 1595) 37
- Santernella, Christoph, Augsburger Uhrmacher (um 1600) 53
- Santini, Giovanni (um 1700), böhm. Barockbaumeister 63
- Sartorius, Basilius, prot. Geistlicher (17. Jh.) 191
- Sartorius, Georg, Pfarrer in Niklasdorf (1605—1614) 141
- Schaller, Mathäus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 191
- Schaller, Thomas, prot. Geistlicher (17. Jh.) 192
- Scharschmid, Maximilian Frh. v. Adler-treu (1831—1905), österr. Politiker 316 Anm. 45
- Scherer(z), Sigismund (1584—1639), prot. Geistlicher 150, 162
- Scherzer, Adam, Prof. in Eger (um 1600) 192
- Schettler, Hans, prot. Geistlicher (16. Jh.) 141
- Schimmer, Michael, Pastor in Lanz (1617) 154
- Schindelius de Praga, Johannes Andreae (ca. 1375—1450) 34
- Schindler, Christoph (1595—1669), prot. Lehrer u. Geistlicher 150, 156, 170
- Schindler, Fl., Direktor d. Techn. Lehranstalt in Brünn (um 1850) 267
- Schindler, Franz Martin (1847—1922), kath. Sozialtheoretiker u. Univ. Prof. 340
- Schintler, Johann (1545—1630), prot. Geistlicher 150
- Schirmer, Michael, Pfarrer bei Klösterle (um 1580) 141
- Schissler (Ssesler, Šišler), Christoph, kais. Hofuhrmacher (um 1600) 50, 53
- Schlechte, Georg, Exulant (17. Jh.) 192
- Schlick, Caspar von (1400—1449), Reichskanzler u. Humanist 32
- Schlick, Joachim Andreas Graf (1569—1621), Oberstlandrichter v. Böhmen 156
- Schlick, Victorin Graf, böhm. Adelig (um 1600) 189
- Schlosser, Nicolaus, Pastor in Dotterwies (1617) 154
- Schlosser, Peter, Pastor in Schüttenhofen (1617) 154
- Schmeller, Jobst, Prager Uhrmacher (um 1610) 42, 52
- Schmeykal, Franz (1826—1894), sudetendt. Jurist u. Politiker 316 Anm. 45, 399 f., 405
- Schmichaeus, Jeremias, Pastor in Manotin (1617) 154
- Schmid, Valentin, Kaplan (um 1580) 136
- Schmid, Zacharias, Pastor in Haid (1617) 154
- Schmidchen, Josef (1596—?), Schulmeister 192
- Schmidt, Martin, Hofuhrmacher (um 1610) 53
- Schmiedler, Daniel, prot. Geistlicher (um 1630) 169 f.
- Schneeberger, Juditha geb. Arberger 53
- Schneeberger (Sneperger), Michael, Hofuhrmacher (um 1605) 53
- Schober, Jacob (ca. 1594—1632), prot. Geistlicher 144, 147, 151, 168
- Schobius, Ambrosius, Pastor bei Plan (1617) 154
- Schönbach, Daniel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 151
- Schönbach, Stephan († 1552), prot. Geistlicher 151
- Schönberg, Abraham von, böhm. Adelig (um 1620) 157
- Schönberg, Heinrich von, böhm. Adelig (um 1590) 151
- Schönfelder, Joachim, prot. Geistlicher (17. Jh.) 192
- Schönninger, Johann, Pastor in Bergles (1617) 154
- Schramm, Nikolaus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 192
- Schregel, Abt von Osterhofen (16. Jh.) 123
- Schreiber, Wolfgang († 1645), prot. Geistlicher 173
- Schreiner, Gustav (1847—1922), sudetendt. Politiker 311 f., 315
- Schreiter, Johann (1578—1638), prot. Lehrer u. Geistlicher 135, 168, 186
- Schreiter, Philipp (1586—1621), prot. Lehrer u. Prediger 135, 168
- Schroll, Johann (1620—1706), prot. Geistlicher 198
- Schroll, Josef Edler von (1821—1891), Großindustrieller 400
- Schroll, Paula geb. Brožovsky (1828—1851) 400
- Schubek, Abraham, Lehrer in Friedland (um 1600) 192

- Schubek, Corona († 1648) 192
- Schücker, Karl, Volkstumspolitiker (um 1900) 405
- Schütze (Sagittarius), Nikolaus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 192
- Schulz, Ferdinand (1835—1905), tschech. Schriftsteller, Journalist u. Literaturkritiker 238
- Schulze (Scultetus), Matthäus (1591—1642), prot. Geistlicher 176, 192
- Schuricht († 1626), prot. Geistlicher 192
- Schuricht, Abraham (1591—?), prot. Geistlicher 192
- Schurig, Egidius († 1653), prot. Lehrer u. Geistlicher 192
- Schurig, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 192
- Schuster, Konstantin (um 1865), Ingenieur 238
- Schwartz, Samuel, Pfarrer in Platz (1586—1590) 172
- Schwarzbach, Andreas, prot. Geistlicher (17. Jh.) 193
- Schwarzenberg, Friedrich Joh. Nep. Fürst (1809—1885), Kardinal u. Erzbischof v. Prag 244
- Schwarzenberg, Peter Graf von (um 1620), böhm. Adelige 160
- Schwarzpach (Šsarzcpach), Christoph, Prager Uhrmacher (um 1600) 37, 42, 48, 53
- Schwarzpach, Georg († 1630), Prager Uhrmacher 37, 53
- Schweitzer, Wolfgang (* 1916), Prof. f. Theologie 358 f.
- Scultetus, Abraham (1566—1624), calvin. Hofprediger 162
- Scultetus, Jonas, prot. Geistlicher (17. Jh.) 191
- Seelinger, Joachim († 1630), prot. Geistlicher 193
- Seherr-Thoß, Arthur Graf, ungar. Emigrant (19. Jh.) 252, 254
- Seidemann, Christoph, prot. Geistlicher (16. Jh.) 171
- Seipel, Ignaz (1876—1932), österr. Politiker 340, 344 Anm. 68
- Seldenreich, Joseph († 1585), prot. Geistlicher 151
- Seling, Adam (1608—1640), prot. Geistlicher 167
- Seling, Christoph (1633—1662), prot. Geistlicher 167
- Seling, Samuel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 167
- Seltrostreich, Samuel, Pastor in Schönfeld (um 1600) 151
- Senftleben, Elias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 193
- Sequenides, Georg, prot. Geistlicher (17. Jh.) 193
- Sessen (Sessius), Paul, Prager Buchdrucker (um 1620) 48
- Seuß, sächs. Gesandtschaftssekretär (um 1600) 156
- Sextus, Joachim (1608—1676), prot. Lehrer u. Geistlicher 151
- Sextus, Nicodemus († 1641), prot. Geistlicher 151, 167
- Sictor Rokycansky, Jan (1593—1652), böhm. Humanist u. Dichter 199
- Sidericus, Paul (1580—1660), prot. Geistlicher 193
- Sidor, Karol (* 1901), slowak. Schriftsteller u. Journalist 323 Anm. 8, 324, 326 Anm. 16, 340 Anm. 53, 342 Anm. 61, 356
- Siebenhaar, Malachias (1616—?), prot. Geistlicher 174
- Siegmann, Johann, Lehrer (17. Jh.) 193
- Sigismund I., König v. Polen (1506—1548) 35
- Šimek, Ad., aus Weißwasser (um 1865) 238
- Simon, Lorenz (1576—1634), prot. Lehrer u. Geistlicher 193
- Sivák, Jozef (* 1888), slowak. Politiker 323 Anm. 8, 325 Anm. 14
- Skala, Paul (um 1570), Astronom 40
- Skrejšovský, Jan Stanislav (1831—1883), tschech. u. slowak. Politiker u. Publizist 246 f.
- Skrincey, Peter, prot. Geistlicher (17. Jh.) 193
- Skřivan, Daniel, Prager Uhrmacher (16. Jh.) 36, 53
- Skřivan, Thomas, Schlosser u. Uhrmacher (16. Jh.) 54
- Skyčák, Ferko, Gründungsmitglied d. „Ludová strana“ (1905) 323 Anm. 6
- Sladkovský, Karel (1823—1880), tschech. Politiker 238
- Slawata, Anna geb. Schlick, Gräfin (um 1610) 161
- Smolinsky, prot. Geistlicher (17. Jh.) 193
- Sokol, Martin, slowak. Politiker u. Minister 323 Anm. 8
- Sorel, Georges (1847—1922), frz. Soziologe 347
- Spáček, Jakob, Verwalter d. Altstädter Rathausuhr (um 1580) 37

- Spann, Othmar (1878—1950), österr. Sozialwissenschaftler u. Philosoph 342 Anm. 60
- Spatenka, Johann († 1642), prot. Geistlicher 193
- Spindler, Hans, Prager Uhrmacher (um 1620) 54
- Šrámek, Jan (1870—1955), tschech. Politiker 355 Anm. 98
- Srbik, Heinrich Ritter von (1878—1951), österr. Historiker 231
- Šrobár, Vavro (1867—1953), slowak. Politiker 322, 323 Anm. 8
- Stadion, Christoph von (1478—1543), Bischof v. Augsburg 112
- Stahlhans, Obrist (17. Jh.) 194
- Stambach, Lienhart von (16. Jh.) 130
- Stampach, Georg, Uhrmacher (um 1560) 54
- Stang, Jeremias, Uhrverwalter in Olmütz (um 1605) 39
- Staško, Jozef, Mitglied d. SVP 326
- Statuarius, Georg, Olmützer Bürger (16. Jh.) 39
- Steffenawer, Konrad, Prager Uhrmacher (um 1620) 54
- Steinfelt, David († 1631), prot. Geistlicher 133
- Steinmeisel (Štanmayzl, Steinmenzel), Hans († 1572), Prager Uhrmacher 49, 54
- Steinmeisel, Mariana geb. Czech († 1575) 54
- Steltzner, Paul, Pastor in Purschau (1617) 154
- Stemberg, Andreas, Exulant (17. Jh.) 193
- Stephanit, Johann, Pastor in Kriegern (1617) 154
- Stiller, Caspar (ca. 1571—?), prot. Geistlicher 193
- Stobel, Hans († 1562), Prager Uhrmacher 54
- Stoll(e), Heinrich, Prager Uhrmacher (um 1620) 54
- Stoughton, Nicholas (17. Jh.) 205
- Stransky, Paul, Lehrer (17. Jh.) 193
- Streitberger, Johann (16. Jh.), Magister 112
- Stribrsky, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Strossmayer, Josip Juraj (1815—1905), Bischof u. Politiker 249
- Stürgkh, Karl Reichsgraf (1859—1916), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1911—1916) 312, 317—319
- Štulc, Václav Svatopluk (1814—1887), kath. Priester u. Dichter 237
- Štúr, Ludevít (1815—1856), slowak. Schriftsteller 242
- Sumer, Mathias, Uhrmacher in Pilsen (um 1610) 58
- Sußlich, Thomas, Diakon in Preßnitz (1617) 154
- Švagr, Georg, Uhrmacher in Pilsen (um 1600) 58
- Svatopluk, Fürst v. Großmähren (871—894) 341
- Švehla, Antonín (1873—1933), tschechosl. Ministerpräsident 335, 349, 353
- Svoboda, Ludvík (* 1895), tschech. General 377 Anm. 16
- Sydericus, Paul, Pastor in Lukau (1617) 154
- Szabó, Károly (1824—1890), ungar. Historiker 254
- Taaffe, Eduard Graf von (1833—1895), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1879—1893) 313
- Táborský z Klokotské Hory, Jan (1500—1572), Prager Stadtschreiber 32—34, 36, 53 f., 58
- Taborsky, Matthäus († 1632), prot. Geistlicher 193
- Taschek, Josef (* 1857), sudetendt. Politiker 405
- Tassau, Johann von (um 1350) 90 Anm. 102
- Teichmann, prot. Geistlicher (um 1630) 143
- Telonius, Johann, Pastor bei Pilsen (1617) 154
- Tettmar, Gottfried, Domestik (um 1770) 228
- Teubel (Taubel, Teubelius), Johann, prot. Geistlicher (um 1610) 130
- Teubner, Pauly, prot. Geistlicher (17. Jh.) 169
- Teucher, Melchior († 1624), prot. Lehrer u. Geistlicher 171
- Thaddäus, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 194
- Thein, Leonhard von (um 1550) 136
- Theobald, Zacharias d. Ä., prot. Geistlicher (16. Jh.) 151
- Theobald, Zacharias d. J., prot. Geistlicher (17. Jh.) 151
- Thomas (Tomaso) v. Savoyen-Genua (1854—1931) 239
- Thomas, Prager Schlosser u. Uhrmacher (um 1360) 28

- Thomasin von Cirklaere (ca. 1186—ca. 1235), Kanonikus u. Dichter 24
- Thun, Franz Anton Fürst (1847—1916), österr. Staatsmann 306, 308, 312, 316 f.
- Thun, Sigmund Graf (1827—1897), Statthalter v. Mähren 295
- Thurn-Taxis, Rudolf Hugo Max Fürst (1833—1904), Publizist 237—239, 242—245, 247—249, 252, 259
- Tichatschek, Josef (1807—1886), Sänger 404
- Tieftrunk, Johann (1610—1684), prot. Geistlicher 174
- Tieftrunk, Martin, prot. Geistlicher (um 1620) 174
- Tiso, Jozef (1887—1947), slowak. Politiker u. Staatspräsident (1939—1945) 323—327, 330, 331 Anm. 28, 339—347, 350, 354 Anm. 98
- Titta, Wenzel (1863—1923), sudetendt. Politiker 310, 311 Anm. 34, 312
- Tobias, Wenzel († 1560), Verwalter d. Prager Rathausuhr 36, 54
- Tobolka, Zdeněk Václav (* 1874), tschech. Historiker u. Politiker 302
- Tománek, Florian (* 1879), slowak. Politiker 354 Anm. 95
- Tornicius, Martin, Exulant (17. Jh.) 194
- Trautmann, Bartholomäus, prot. Geistlicher (17. Jh.) 177
- Tschermak-Seysenegg, Erich von (1871—1962), Naturwissenschaftler 298
- Tuka, Vojtěch (* 1880), slowak. Politiker 323—326, 332, 334 f., 337, 339, 340 Anm. 53, 342 Anm. 60, 346—350, 354
- Tůma, František (1855—1925), tschech. Schriftsteller u. Journalist 237
- Turca, Johann, Lehrer in Prag (um 1600) 156
- Turček, Teodor, Abgeordneter d. SVP 325 Anm. 14
- Tvrđý, Vojtech, Abgeordneter d. SVP 325 Anm. 14
- Tyrhammer, Wilhelm, Hofuhrmacher (um 1600) 54
- Tyrš, Miroslav (1832—1884), Mitbegründer d. Prager Sokol-Verbandes 245 f.
- Udržal, František (1866—?), tschechosl. Politiker 354
- Uhland, Ludwig (1787—1862), dt. Dichter, Lit. u. Sprachwissenschaftler 404
- Unger, Franz (1800—1870), dt. Botaniker 266
- Urban, Karl (1865—?), sudetendt. Politiker 311
- Ursinus, Elias, Rektor in Prag (nach 1611) 151, 156
- Ursinus, Jakob, Pastor in Jechonitz (1617) 151
- Usedom, preuß. Gesandter (um 1866) 252 f.
- Valentin († 1563), Prager Uhrmacher 55
- Vaněk († 1460), Prager Uhrmacher 32
- Varschovius, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Vašek, Anton, slowak. Ministerialbeamter 326
- Veit, Uhrmacher in Pilsen (um 1550) 58
- Verbenius, Victorin s. Wrbensky
- Vespinus, Johann, Lehrer in Karlsbad (1617) 132
- Vesselin, Johann Bonus, Pastor in Lukau (1617) 154
- Vetešník, Wenzel († 1433), Prager Bürger 32
- Vetter, ungar. Emigrant (19. Jh.) 243, 254
- Vietze, David (1614—?), prot. Geistlicher 175 f., 178
- Vinařický, Karel Alois (1803—1869), tschech. Schriftsteller 234
- Vincent(i)us, Matthäus († 1633), prot. Geistlicher 150, 154, 194
- Vitus, Abt in Saar (1486—1520) 64
- Vitzthum, Leo († 1577), böhm. Adelliger 141
- Vogel, Wolfgang, prot. Geistlicher (um 1600) 171
- Vogelhaupt, Rektor in Schneeberg (um 1670) 157
- Vojtaššák, Ján (* 1877), slowak. Theologe 323 Anm. 8, 325 Anm. 11
- Volckmar, Christophorus, Pastor bei Saaz (1617) 154
- Vries, Hugo de (1848—1935), niederländ. Botaniker 298
- Wagner, Heinrich († 1674), prot. Lehrer u. Geistlicher 152
- Wagner, Jakob, prot. Geistlicher (16. Jh.) 152
- Wagner, Johann Christian, prot. Geistlicher (um 1600) 176
- Wagner, Kaspar, prot. Geistlicher (um 1600) 152, 160, 162, 171
- Wagner, Martin († 1639), Kantor 152, 194
- Wagner, Wolfgang († 1593), prot. Geistlicher 151
- Walewski, poln. Oberst u. Abgeordneter (um 1938) 343 Anm. 61

- Wallenstein, Albrecht von (1583—1634), Fürst, kais. Feldherr 164
- Walthan, Hans, Prager Uhrmacher (um 1600) 55
- Walthelmus aus Sedletz, Abt in Saar (1255—1259) 63
- Walther, Elias, prot. Geistlicher (17. Jh.) 174
- Warinus, Nikolaus, Pastor in Ledetz (1617) 154
- Wawrzynec (Laurenz), Lehrer in Prag (um 1590) 55
- Wawrzynec (Laurenz), Uhrmacher (um 1590) 55
- Weber, Gallus, kais. Uhrverwalter (um 1580) 55
- Weber, Nikolaus (1597—1657), prot. Geistlicher 194
- Weber, Simon († 1633), prot. Geistlicher 171
- Weise, Christian (1642—1708), dt. Dichter u. Schriftsteller 190
- Weiß (Albinus), Johann (1541—1618); prot. Geistlicher 194
- Wendelius, Jacob, prot. Geistlicher (17. Jh.) 194
- Wenzel II., König v. Böhmen (1278—1305) 61
- Wenzel IV., König v. Böhmen (1378—1419) 29, 225
- Wenzel, Prager Uhrmacher (15. Jh.) 31
- Wernel, Florian, Magister (17. Jh.) 194
- Wewerka (Veverka), Hans, Uhrmacher in Neustadt (16. Jh.) 55
- Wichura, M. (19. Jh.) Naturwissenschaftler 261
- Wierpach, Hans, Uhrmacher u. Schlosser in Eger (um 1590) 57
- Wilde, Gerichtsschreiber, später Stadtrichter in Prag (18. Jh.) 211, 213, 216, 218
- Wilhelm I., dt. Kaiser (1871—1888) u. König v. Preußen (1858/61—1888) 236, 240
- Wilhelm IV., Landgraf v. Hessen-Kassel (1567—1592) 47
- Wilson, Thomas Woodrow (1856—1924), amerik. Staatsmann, Präsident der USA (1913—1921) 343, 358
- Wimpffen, österr. Gesandter (um 1870) 258 Anm. 24
- Winkler, Kreissekretär aus Melník (19. Jh.) 238
- Winkler, Abraham, prot. Geistlicher (17. Jh.) 194
- Winkler, Paul († ca. 1650), prot. Geistlicher 194
- Winricus aus Waldsassen, Abt in Saar (1262—1276) 63
- Winter, Tobias, prot. Geistlicher in Prag (um 1600) 158, 161
- Witek, Wenzel, prot. Geistlicher (17. Jh.) 163
- Witzschel, Valentin (1593—1641), prot. Geistlicher 172
- Wladislaw I., Herzog v. Böhmen (1109—1117; 1121—1125) 18
- Wolf, Reichsratsabgeordneter (um 1910) 311
- Wolf, Caspar, Pastor bei Kaaden (1617) 154
- Wolimir von Hliny, Lehensträger d. Klosters Saar (um 1420) 89 Anm. 93
- Woodward, Hezekiah, Lehrer in Newcastle (17. Jh.) 207
- Wrbensky, Victorin († vor 1631), prot. Geistlicher u. Schriftsteller 162 f.
- Wünschelburg, Johann von († um 1470), Prediger 116 Anm. 28
- Wustmann, Gregor, Pastor in Punnau (1617) 154
- Zadolsky, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 195
- Zähen, Jakob s. Czech Jakob
- Zanlich, Simon, Uhrmacher (um 1570) 55
- Zápotocký, Antonín (1884—?), tschechosl. Politiker 378 Anm. 19
- Zatkovič, Grigorij, 1. Gouverneur Karpaten-Rußlands (1919/20) 328 Anm. 21
- Zechendorf, Michael, prot. Geistlicher in Schneeberg (um 1610) 147
- Zeckeli (19. Jh.), österr. Naturwissenschaftler 266
- Zedlitz, Kaspar, prot. Geistlicher (17. Jh.) 196
- Zeidler, Johann (1593—1640), prot. Geistlicher 194
- Zephel, Adam (ca. 1584—1641), Geistlicher 152
- Zephel, Johann, prot. Geistlicher (17. Jh.) 152
- Zephel, Kilian, prot. Geistlicher (17. Jh.) 152
- Zephel, Martin (1600—1658), prot. Lehrer u. Geistlicher 152
- Žerotín, Johann Diviš von (um 1610) 43
- Zeuner († 1629), prot. Geistlicher 147
- Zichy, Ferdinand Graf (1783—1862), ungar. Politiker 323

- Ziedezki, Magister (17. Jh.) 195
 Ziegler, Christoph (1586—1632), prot.
 Lehrer u. Geistlicher 194 f.
 Zimmermann, Heinrich (1586—?), prot.
 Lehrer u. Geistlicher 152
 Zimmermann, Johann d. Ä., prot. Geist-
 licher (um 1600) 152
 Zimmermann, Johann d. J. (ca. 1595—
 1655), prot. Geistlicher 152
 Zimmermann (Tectander), Martin (1553
 —1631), prot. Geistlicher 152, 177
- Žižka von Trocnov, Jan (ca. 1370—1424),
 Hussitenführer 237
 Zöckl, prot. Geistlicher (um 1580) 176
 Zschacki, Adam, Exulant (17. Jh.) 195
 Zvůnek, Wenzel († 1552), Rathauswirt in
 Prag 35 f., 54, 56
 Zwelffer, Johann, Pastor in Plan (1617)
 154
 Zwelffer, Urban, Magister, Pastor in
 Bruck (1617) 154

STICHWORTREGISTER
DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Abgaben, grundherrliche 64—66, 68, 71
—78
- Absolutismus 165
- Ackermann aus Böhmen 9, 24
- Agrarier 312, 315, 338, 351 f.
- Alldeutsche 312
- Amtssprache 26, 309, 333
- Anglikanische Kirche 209
- Annexion 361
- Antisemitismus 350
- Arbeiterpartei, deutsche 318
- Astrologie 27
- Astronomie 27 f., 33—36, 40, 138
- Augsburger Religionsfrieden 114, 129
- Ausgleich, Ausgleichspolitik 301—319
- Austroslawismus 248
- Autonomie, Autonomiebestrebungen 322
—339, 344—356
- Befreiungskriege 247
- Bergbau 111, 169
- Bildersturm 162
- Bilinguismus s. Zweisprachigkeit
- Brüderunität 157, 198
- Calvinismus 128, 131, 140, 155, 157
- Carolina, Majestas 220, 224
- Deutschradikale 312
- Dichterkrönung 113
- Donaumonarchie 255, 259
- Dreißigjähriger Krieg 16, 135, 142, 169,
197—199
- Emigration, ungarische 254
- Enzykliken, päpstliche 341, 343, 346
- Exilregierung, tschechoslowakische 360
- Faschismus 342, 345 f., 350
- Feldmaße 65
- Fenstersturz, Prager 131, 157
- Forschungsreisen 391 f.
- Fortschrittspartei 312, 318
- Frankfurter Nationalversammlung 247
- Freimaurerei 350
- Frondienste 64, 71 f., 75 f.
- Fürsorge, soziale 315, 327, 337, 400 f.,
405
- Gebietsabtretungen 358, 360
- Gegenreformation 128, 130, 165 f., 170,
201
- Geistliche, protestantische 133—154, 158
—195, 197 f.
- Gerichtbarkeit 61, 211—230
- Gleichberechtigung, sprachliche 314
- Glockenspiel 39, 57 f.
- Gravierarbeiten 50
- Großgrundbesitz 304 f., 308, 310, 312, 315
- Großmächte 334, 361, 366
- Großmährisches Reich 341
- Grunduntertanen 64, 72
- Handel 111
- Handwerk 77 f.
- Heimatrecht 363 f.
- Humanismus 110—115, 118 f., 124 f.
- Hussiten, Hussitenzeit 21, 23, 62, 108
- Hussitenkriege 67, 130
- Josephina (peinl. Halsgerichtsordnung
1707) 220—222, 224 f.
- Jungtschechen 255
- Karls-Universität 130, 225
- Katholizismus 110, 201, 320, 336, 339—
343, 350, 352
- Kirchenpolitik 321 f.
- Klosterbesitz 60—62, 64, 66, 68—70
- Klostergründung 59 f.
- Kommunismus 342, 349, 370—390
- Konfessionsschulen 336, 352, 355
- Kunsthren 34—40, 57
- Kuriensystem 303, 305
- Landesausbau 18—22
- Landesgrenze 18, 20
- Landtag, Böhmischer 306, 308 f.
- Landwirtschaft 64—66, 69
- Liberalismus 350
- Luthertum 110 f., 114, 121, 128—131,
155—158, 198

- Majestätsbrief Rudolfs II. 130 f., 156
 Meßinstrumente 50, 53 f.
 Metaphysik 203—206
 Militärbündnisse 368 f.
 Minderheiten 21, 315 f., 331, 356, 368
 Minderheitsschulen 307 f.
 Mitteleuropa 232, 239, 256, 259
 Münchner Abkommen 327, 352, 357—369
 Mundart, Mundartformen 16—20
- Namenforschung 12—24, 63, 80—108
 Nástupisten 326, 338, 346, 355
 Nationalismus, Nationalbewußtsein 247, 330 f., 336, 338—349
 Nationalität, Nationalitätsverhältnisse 14 f., 18, 20—24, 40, 63, 78—93, 108 f.
 Nationalitätenkampf 301, 304 f., 307, 314
 Nationalitätenstaat 233
 Nationalsozialismus 342, 345 f., 350
 Naturrecht 330, 341, 343, 346
 Naturwissenschaft 260—299, 391—398
- Ortsnamenforschung 11—21
- Pädagogik 202 f.
 Panslawismus 342
 Patriotismus 242, 247
 Philosophie 203—206
 Pittsburger Abkommen 327—329, 334
 Potsdamer Abkommen 365
 Pragmatische Sanktion 221, 225, 249
 Pressestimmen 236 f., 357—369
 Protestantenverfolgungen 131—152, 158—198, 201
 Protestantismus 128—199
- Rechtsprobleme 211—230, 359—369
 Reformation 112—114, 128—198
 Reichstage 112
 Reiseberichte, Reisebeschreibungen 116—123, 125
 Religionsfreiheit 130, 157
 Revolution, sozialistische 370—390
 Robott, Robottleistungen 71 f., 75 f.
 Rodobrana (Vaterlandswehr) 349
- Sachsenspiegel 219
 Schlaguhren 31, 33
 Schmalkaldischer Krieg 115
 Schulwesen, Schulpolitik 207 f., 307 f., 327, 335 f., 352 f., 400
 Schutzvereine 400, 405
 Selbstbestimmung, Selbstbestimmungsrecht 232, 249, 311, 313, 330, 334 f., 343, 357 f.
- Slowakische Volkspartei (SVP) 320—356
 Sokol 245 f.
 Souveränität, Souveränitätsbestrebungen 327, 329, 331, 338 f.
 Sozialdemokraten 338, 351, 377, 379, 381, 384, 389
 Sozialismus 349
 Sozialpolitik 315, 327, 336 f., 400 f.
 Sprachenfrage, Sprachengesetz, Sprachenkampf 306, 308 f., 314, 335 f.
 Sprachgebiet, Sprachgrenze 21 f., 25, 306, 309 f., 314 f., 358, 400
 Sprachverhältnisse 22—26
 Sprachwissenschaft 11
 Staatsangehörigkeit 363 f.
 Staatssprache 333, 336
 Staatsstreich, tschechoslowakischer kommunistischer 370, 373, 375—385, 390
 Ständeversammlung 130
 Steuer 61, 76, 333
 Sudetendeutsche Partei (SdP) 326
 Sudetenfrage, Sudetenproblem 358, 360, 363, 369
- Theologie 209 f.
 Theresiana, Constitutio Criminalis 216—227, 229
 Tkadleček 11, 24
 Tridentinum 114
 Tschechisierung 327, 354
 Tschechoslowakische Republik 320, 325, 329, 332, 337, 339, 348, 350—356
 Tschechoslowakische Sozialistische Republik (ČSSR) 357, 362
- Uhrmacher, Uhrmacherkunst 27—44, 46—58
 Utraquismus 128—130, 157
- Vereinte Nationen 360 f.
 Vererbungslehre 260—299
 Verneuerte Landesordnung 165
 Vertreibungen 129, 131—152, 158—198, 201, 363 f., 377
 Vielvölkerstaat 233
 Világos, Schlacht bei 254
 Völkerbund 334
 Völkerrecht 359—367
 Volkskunde 400—406
 Volksrat 310—312
 Volkstumsverhältnisse 14 f., 18, 20—24, 40, 63, 78—93, 108 f.
- Wahlrecht, allgemeines 301, 303, 305, 309
 Weißen Berg, Schlacht am 48, 128, 131, 162, 199, 245, 250, 253, 257

Weltkrieg, Erster 323, 345
— Zweiter 360, 365 f., 375, 390
Weltwirtschaftskrise 337, 403
Wiedertäufer 43
Wirtschaftspolitik 322, 326 f., 334, 336 f.,
352, 355

Zeiteinteilung, Zeitmessung 44—46
Zinstermine, grundherrliche 66
Zoologie 391—398
Zunft, Zunftordnung 41—43, 49 f.
Zuwanderung 22 f.
Zweisprachigkeit 11, 23—26, 314